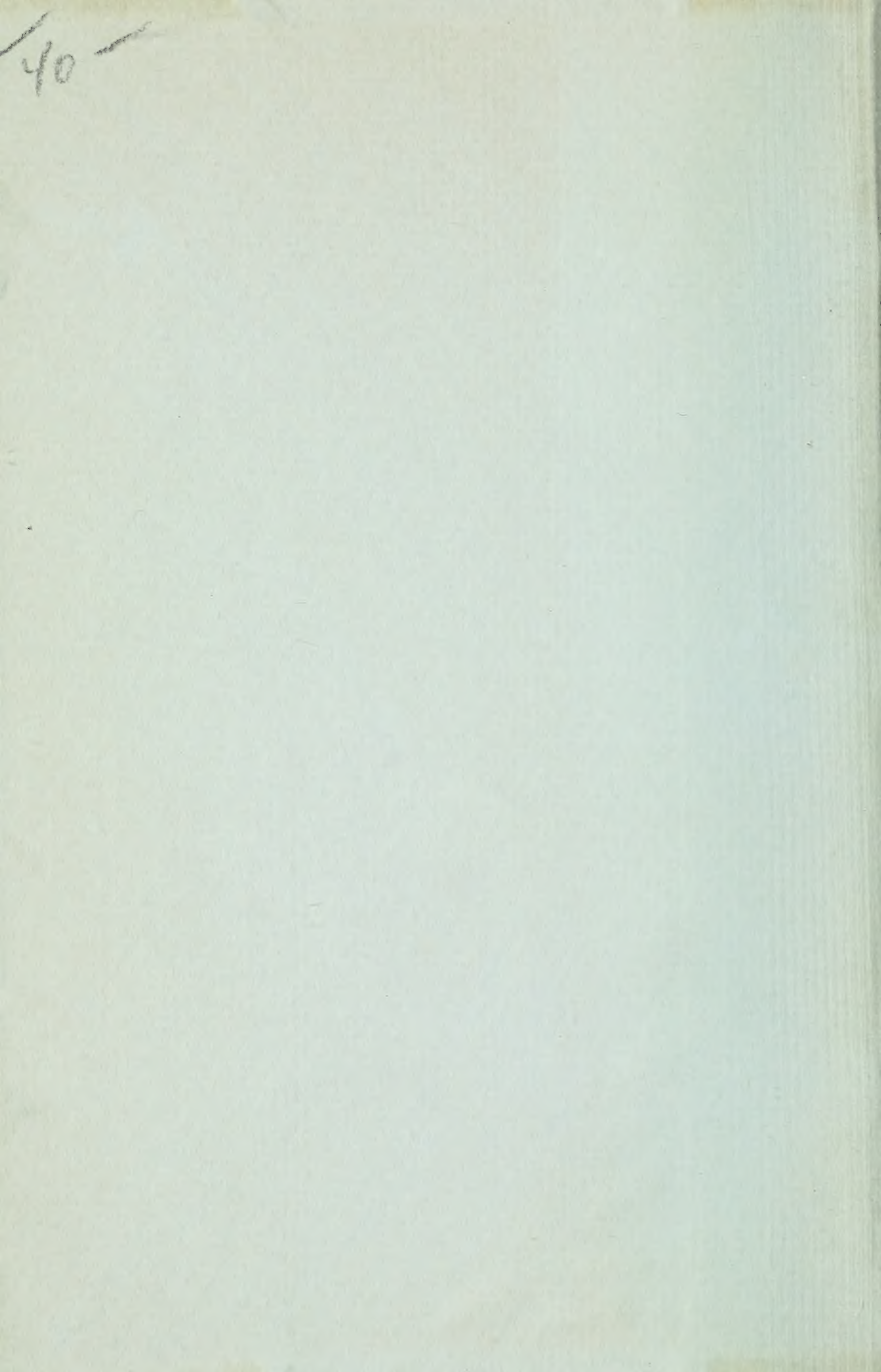
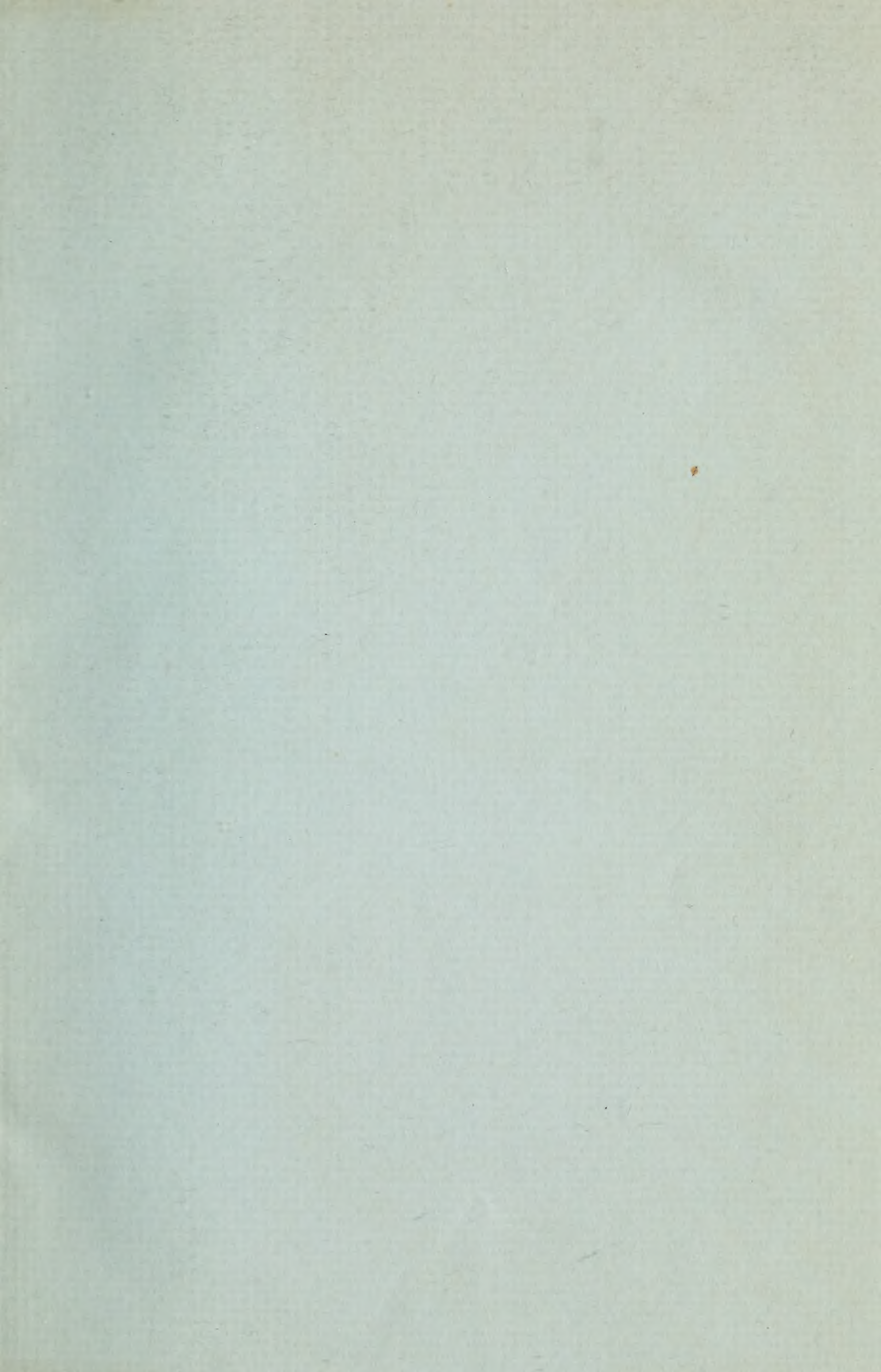
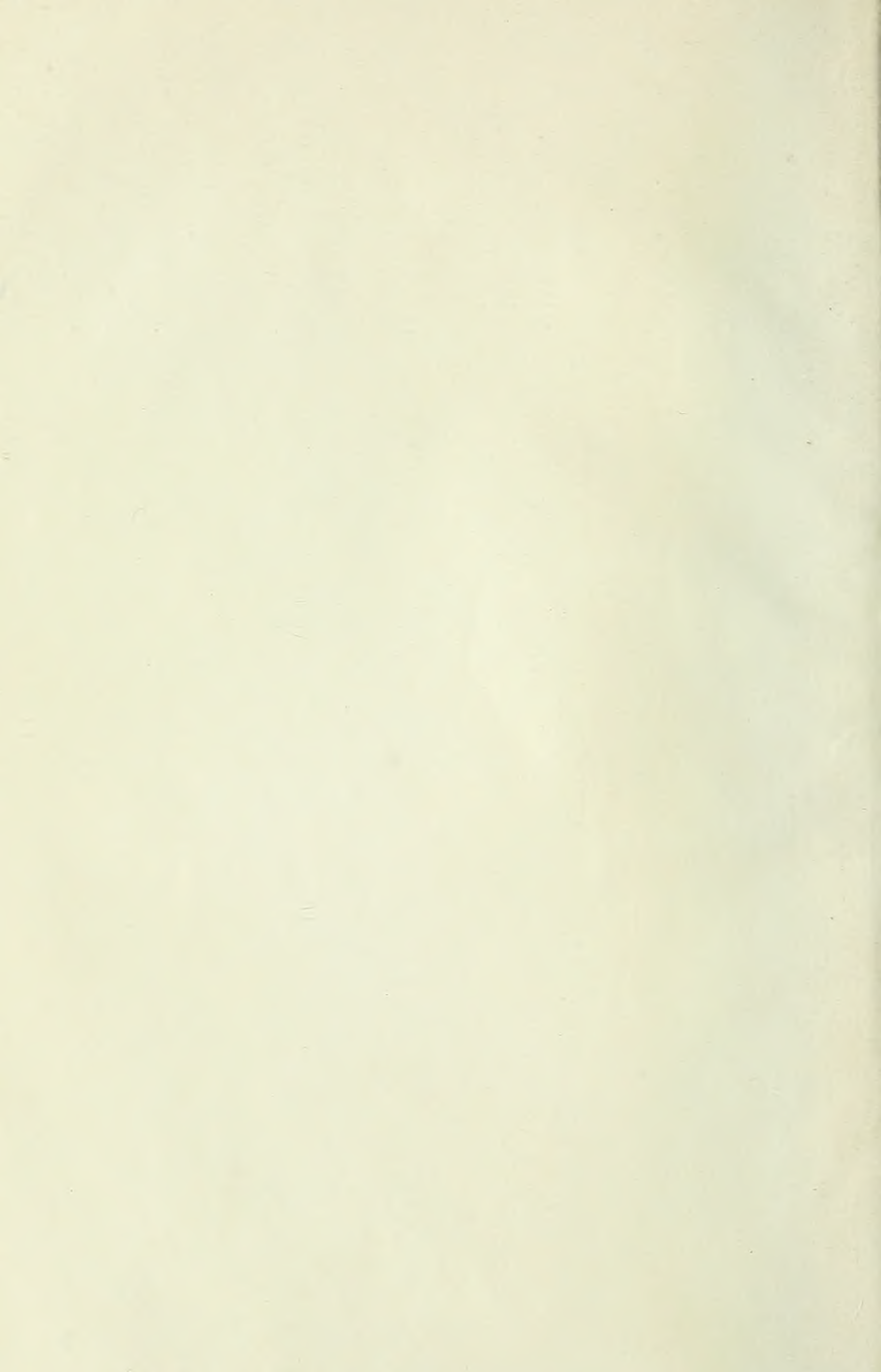
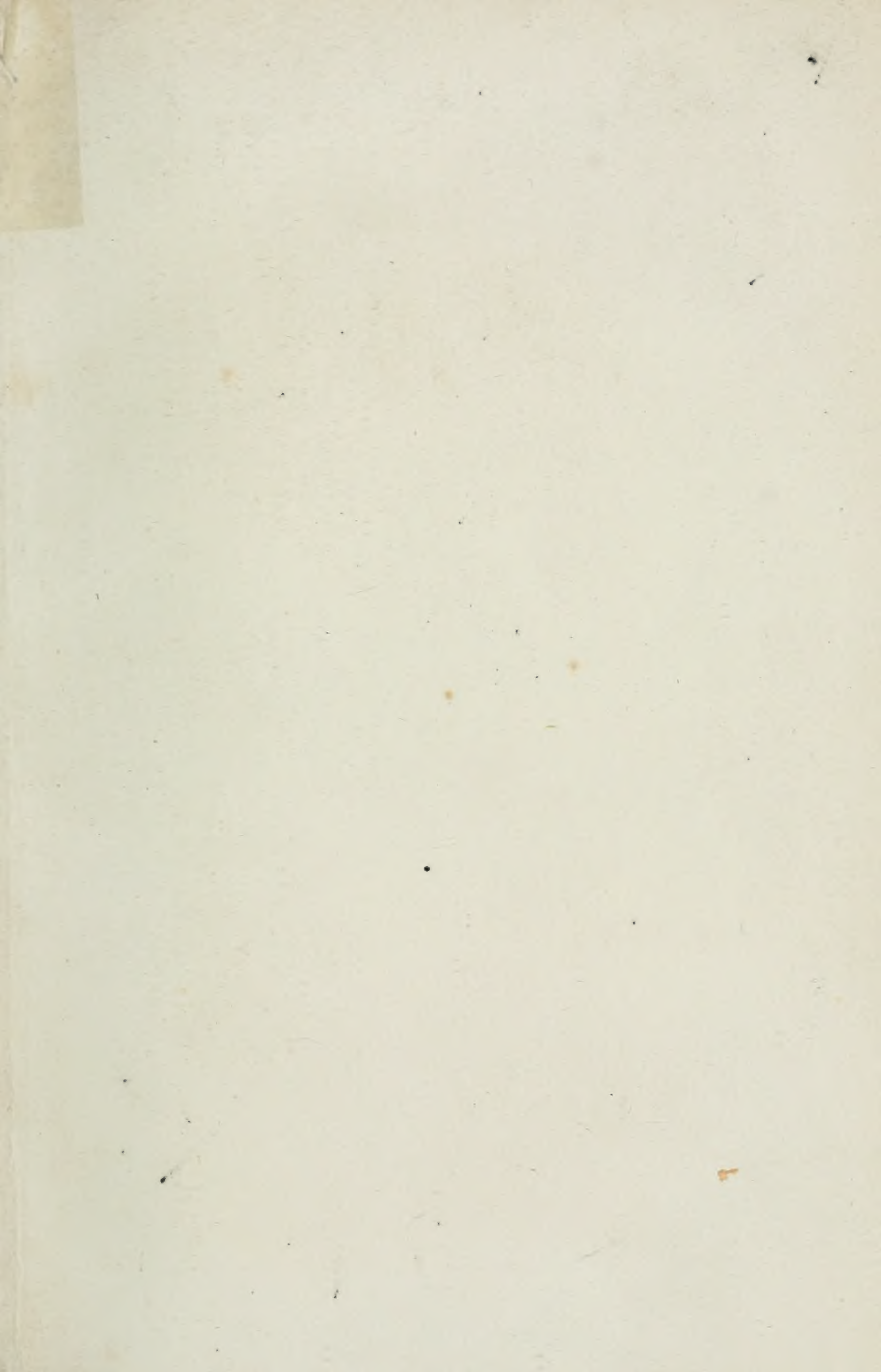

MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07197 430 7













W. A. MOZART.

Doris Stock del. 1789. *Eduard Mandel sc. 1858.*

Mozart's Leben.

Von

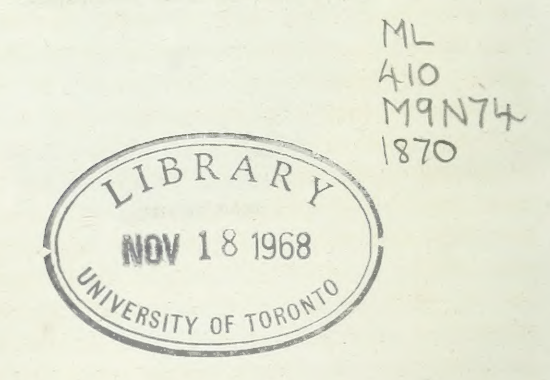
Ludwig Nohl.

Mit Portrait und einer Notenbeigabe.

Zweite Ausgabe.

Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1870.

Das Recht der Herausgabe von Uebersetzungen dieses Buches behält der Verfasser sich vor.



Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Wenn beim erstmaligen Erscheinen dieses Buches im Jahre 1863 nicht in üblicher Weise Auskunft über Absicht und Entstehung desselben gegeben ward, so geschah dies einzig in der Ueberzeugung, daß was bei mir selbst aus klarer Anschauung der Sache hervorgegangen war, auch von Andern eben so aufgenommen werden würde.

Ich hatte mir vorgesetzt, ein künstlerisches Bild unsers Mozart aufzustellen, so wie es bisher nirgend versucht und noch weniger gegeben worden ist, am wenigsten aber in einer Arbeit hatte erreicht werden können, welche wie die bekannte Biographie des Meisters von Otto Jahn rein aus sachlich historischen Beweggründen unternommen und in rein wissenschaftlicher Form ausgeführt wurde. Hier erschien freilich der Stoff selbst ebenso reichlich zu Tage gefördert wie fleißig durchknetet, allein die lebendige Persönlichkeit und ganze Erscheinung des Meisters konnte nur stückweise und mehr zufällig hervortreten. Denn die freie und lebensgleiche Gestaltung des Stoffes' sowie sie einzig die bestimmte künstlerische Absicht einem Gegenstande zu geben vermag, ist hier, wenn sie überhaupt mit im Zweck der Arbeit lag, keinesfalls zur Verwirklichung gelangt. Durchweg vielmehr herrscht, wie dies eben in der Natur des wissenschaftlichen Bemühens liegt, das reine Material, die mit Eifer gesuchte und begründete sachliche Richtigkeit vor, nirgend aber erscheint deutlich und unmittelbar vor unsern Sinnen jenes gestaltet Lebendige und völlig frei Dahinwandelnde,

das uns wie das Bild des vom Zwang der Materie zur Freiheit erlösten Menschen anmuthet und wie es einzig die schaffende Kunst zu geben vermag. Wer irgend noch Zweifel über diesen rein stofflich referirenden Werth und Charakter des Jahn'schen Werkes haben konnte, dem mußten sie durch die kürzere neue Ausgabe völlig getilgt werden, da dieselbe eben bei der sehr wesentlichen Reduction des Materiales selbst nur noch deutlicher den Grundmangel an freier künstlerischer Gestaltung, ja den Abgang einer jeden Absicht und Befähigung erkennen läßt, den Stoff aus eigner Seele neu zu gebären.

Das überaus lebhafte Gefühl dieses Mangels an einem sonst so vielfach werthvollen und mit Recht freudig begrüßten Werke war es denn auch, was mich, als ich von einem längeren Aufenthalte in Italien und einer anhaltenden ausschließlichen Beschäftigung mit der bildenden Kunst zurückkehrte und mich nun völlig der Musik in die Arme warf, sogleich bei der ersten Bekanntschaft mit dem Buche erfüllte und je länger je mehr dahin drängte, einmal selbst zu versuchen, ob sich nicht aus diesem reichen und wohlbereiteten Material mit freischaffender Hand auch das wirkliche Bild des Menschen und Künstlers, von dem hier die entscheidenden Lebenszüge oft so überraschend kenntlich und unmittelbar ergreifend hervorschauten, sicher und frei hervorarbeiten ließe. Gerade die tiefe Erregung des ganzen Menschen, die ich wie gewiß so mancher Andere durch diese erstmalige ausgiebige und zuverlässige Kunde vom Leben und Schaffen dieses geliebten Meisters erfuhr, ist es gewesen, was mir durch mehrere Jahre nicht Ruhe ließ und mich fast unausgesetzt in der innern Beschäftigung mit dem Gegenstande erhielt, bis endlich der Entschluß reifte, den Versuch einer solchen frei künstlerischen und so zu sagen rein menschlichen Gestaltung desselben zu wagen.

Und es gehörte ein gewisser Muth dazu und eine Art von Selbstüberwindung. Denn für einen angehenden Jünger der Musikwissenschaft, der seine ganze Existenz auf ein solches

Fach gestellt, war es nichts Unbedenkliches, möglicherweise von vornherein seinen ganzen academischen Ruf aufs Spiel zu setzen und gewissermaßen zu debutiren — denn die kleineren vorhergehenden Arbeiten, die ich veröffentlicht, sind nur wie Uebungen zu solch einem größeren Versuche, — mit einem bloßen Auszug von Forschungen eines Andern, also mit einem scheinbaren Plagiat. Allein eben die durch stets innigere Vertrautheit mit dem Gegenstande selbst stets bestimmter hervortretende Ueberzeugung, daß hier ein künstlerisches Bild, sozusagen eine Lebensstatue Mozarts entweder gar nicht beabsichtigt oder doch nicht geleistet worden, und die stets wachsende Empfindung, daß wie mir die Natur den verstehenden Sinn für die Kunst selbst nicht ganz versagt habe, so auch eine ausreichende Gestaltungsfähigkeit in mir leben müsse, um ein solches Künstlerbild zu entwerfen, ließ mich schließlich jede Furcht vor irrthümlicher Auffassung und banalem Mißurtheil überwinden und frischgemuth den Stoff selbst anpacken, der sich dann theils durch eigene Forschung um manches Einzelne mehrte, theils aber durch eigene Anschauung, namentlich durch den Aufenthalt in der Heimat und Wirkensstätte des Künstlers während der Arbeit selbst immer mehr eigenes Leben und individuelle Färbung gewann.

So trat ich, meiner rechten Absicht mir bewußt und eben darum auch einen Titel für meine Arbeit zulassend, wie man ihn sonst nur wirklichen Standbildern zu geben pflegt, ohne viel verständigende oder gar rechtfertigende Worte getrost vor das Publikum hin, das heißt vor denjenigen Theil desselben, den ich mir aus meiner eigenen Anschauung der Sache heraus als den Leser eines solchen nicht wissenschaftlichen Buches gedacht hatte, vor diejenigen, welche mit natürlich erfassendem Sinn in der Kunst die natürliche Aeußerung und schönste Blüthe des menschlichen Lebens sehen und daher auch, wo von einem Künstler die Rede ist, vor allem die lebendig warme Empfindung und unmittelbare Anschauung seiner selbst haben, ihn in einer ganzen Natur und Weise gewissermaßen persönlich vor

sich hinwandeln sehen wollen. Und wer wohl drängte zu einer solchen eigentlich künstlerischen Gestaltung, zu einer solch lebendigen Darstellung seines persönlichen Wesens in höherem Grade als eben Mozart, der wie wenig Andere Typus des rechten Künstlers ist, weil er eben so recht und ganz das Bild eines wahren und ganzen Menschen war!

Wie weit nun diese Aufgabe, deren Bedeutsamkeit und vollkommen selbstständige Berechtigung wohl niemand zu bestreiten geneigt ist, von mir gelöst worden, darüber habe nicht ich die Entscheidung. Nur versteht sich von selbst, daß die neue Aufgabe eine völlig neue Anordnung des Stoffes gebot. Es wirkt in jedem Lebenslauf ein Gesetz, das wie seinen Anfang und sein Ende so auch seine wechselnden Hebungen und Senkungen bestimmt und uns das Ganze desselben als etwas Nothwendiges und Unwillkürliches erscheinen läßt, das jede bloße Willkür ausschließt. Diesen natürlichen Rhythmus eines Lebensganges muß auch die Darstellung desselben haben, wenn sie irgend einen Eindruck machen soll, der uns wie natürliche menschengestaltige Bewegung berührt. Die organischen Knoten- und Wendepunkte eines Menschenlebens müssen auch Norm und Vorbild der Gliederung seines Stoffes für den Biographen sein, und hierin glaube ich bei der Ausführung meiner Arbeit, deren Art und Weise mir übrigens mein natürliches Gefühl angab, durch das klare Bewußtsein meines Zieles wesentlich unterstützt worden zu sein. Im Einzelnen freilich mag manches mangelhaft genug und obendrein das Eine und Andere im Stoffe selbst stecken geblieben sein, das der völlig freien Dichterhand hervorzuarbeiten vielleicht vergönnt gewesen wäre, und Mozarts eigene Erscheinung, sein seltnes Künstlerthum, drängt uns einen gesteigerten Maßstab der Beurtheilung stets fast unwillkürlich in die Hand. Doch habe ich die Genugthuung, daß das Buch, das darauf berechnet war, so recht ein volksthümliches Lebensbild des allgeliebten Meisters zu werden, sich auch bereits im Auslande wie im Inland mannigfacher freundlicher

Aufnahme zu erfreuen hatte und zwar namentlich eben von Seite derer, die mit unbefangenem Sinne die Kunst als den edelsten Preis und eine schöne Feier des Lebens betrachten und daher auch bei einem großen Künstler, dessen Schaffen wie alles echte Werden dem äußerlichen Verstande doch stets ein Wunder und Räthsel bleiben muß, vor allem den eigentlichen Menschen erkennen und so das Geheimniß seines überragenden und beseligenden Könnens wenigstens annähernd begreifen wollen. Besonders die Künstler selbst, Maler wie Dichter und Musiker, haben mir die erfreuendsten Beweise davon gegeben, daß ich das Rechte gewollt, und das Gleiche hat hin und wieder die literarische Kritik, freilich halb unbewußt, anerkannt.

Umsomehr freudig darf das kleine Buch wohl jetzt in einer neuen Ausgabe wieder vor das deutsche Volk treten, dem vor allem es gewidmet ist. Und daß dabei der ursprünglich beabsichtigte Titel „Mozarts Leben" eintritt, versteht sich von selbst, da dasselbe seinerzeit den unbestimmteren Titel „Mozart" zum Theil nur deshalb erhalten hatte, weil es das erste Stück eines ausgedehnteren Unternehmens sein sollte, das dem Leben der großen Musiker überhaupt galt. —

Noch sind an dieser Stelle wohl auch darüber ein paar Worte erforderlich, wie sich mir selbst, dem seit jener Zeit eigenes Studium und eine glückliche Fülle von neuen Anschauungen das Bereich des Lebens wie der Kunst um ein gutes Theil weiter gesteckt haben und der deutlich genug zu erkennen beginnt, daß wir einer größeren Erfüllung unserer großen Verheißungen entgegenzugehen im Begriff sind, heute das Bild dieses Künstlers darstellt, der einer unserer größten war. Wie könnte es da anders sein, als daß die tiefwarme Empfindung, zu der uns das schöne Herz dieses einzigen Mannes zwingt, und die innige Verehrung, zu der uns sein unvergleichliches Künstlerthum erhebt, stets je mehr wachsen, je mehr sich die eigentliche Entwicklung unserer Kunst und unseres Lebens dem Blicke erschließt! Damals freilich, nach dem anhaltenden Verkehre mit

dem keuschen und kräftigen Schaffen der bildenden Kunst alter Zeit, wollte mir das sentimental verweichlichte und süßlich gezierte Treiben, das seit des großen Beethoven Tode in Concertsaal und Haus über uns hereingebrochen, in einem geradezu unausstehlichen Lichte erscheinen, und das noch weit undeutschere und jeder Natur und Wahrheit hohnsprechende Wesen, das seit C. Maria von Webers Tode auf unsrer Opernbühne Platz gewonnen und dieselbe zu einem frivol spielenden Durcheinander von fremder und einheimischer Nachbildung des bereits hundertmal Dagewesenen macht, mußte einen förmlichen Schrecken erzeugen, so daß es ein wirkliches inneres Bedürfniß war, was zum erneuten Anschauen eines solch echten Menschen- und Künstlerbildes wie Mozart aufrief, aus dem wir in jeder Weise, im Leben wie in der Kunst, erneute Stärkung und Wiedererweckung zum Guten und Rechten schöpfen können. Allein auch heute, wo ein vertrauteres Anschauen unseres Lebens uns sagen muß, daß denn doch von den Idealen, die jene schöne erste Zeit der classischen Production in Poesie und Musik uns aufgestellt hat, in der That gar manches bereits lebendig und auf Leben und Schaffen der Nation wirksam geworden ist, kann immer nicht genug darauf hingewiesen werden, welche hohe Gewähr und stärkende Kraft für die Lösung jener Aufgaben, die dem Deutschen in der menschlichen Gesammtentwicklung zugefallen sind, gerade in solchen Erscheinungen wie Mozart liegt. Freilich wie herrlich auch die Gestalten sind, die echt menschlicher Regung voll uns gleich unsern klassischen Dichtern auch Mozarts liebliche Tonlinien fest in die ausbildende Seele hineingeprägt haben, es sind doch erst die allgemeinsten Grundlagen unserer inneren Existenz, die hier neu gelegt wurden, es sind nur die zart umrissenen Schatten von den Geistesgewalten, die unser modernes und unser nationales Leben neugestaltend durchwogen. Noch fehlt die volle und scharfe Ausprägung und individuell gefärbte Darstellung jener tiefsten und eigensten Grundbewegungen, die unsere Gegenwart neuschaffend gestalten. Noch

stehen wir erst im Begriffe, mit energischem Griffel und in sichrer Kenntlichkeit die besondere Physiognomie unserer Zeit und unseres Lebens zu zeichnen und als neue Ideale des Menschenwesens, als Vorbilder des gesammten Bestrebens späteren Geschlechtern zu überliefern.

Allein wie auch unser ganzes Dasein, gestützt auf die geistigen Errungenschaften früher oder späterer Jahrhunderte an tieferem Gehalt und kräftiger Würze, an ernster Würde und männlicher Repräsentation zugenommen haben mag und wie sehr auch unsere Kunst stets reiner und voller die Quellen des Reinmenschlichen aufzudecken sich bemüht und von daher einen neuen Impuls des edelsten Schaffens nimmt, stets wird uns Mozart ein schönes und kräftig belebendes Beispiel davon sein, daß eben alle Kunst nur aus dem wahren Menschenthum hervorgeht und der Mensch zu seinem wahren Wesen, zu seiner ganzen Fülle nur dadurch gelangt, daß er mit vollem Herzen dem Leben sich erschließt, so wie es in seiner Zeit und seinem Volke ihm sprudelnd entgegenquillt und uns die Ziele und Ideale der ganzen Menschheit in keimvollen Bildungen darreicht. Denn wie wir einzig erst am lebendig warmen Menschenherzen den eigenen Puls lebendig schlagen fühlen, so bietet jede Zeitepoche und jede Nation ihren Künstlern einzig wahr und lebendig jene allgemein verständliche und wahren Gehaltes volle Vorstellung des ewig Ewigen, aus der er dann selbst jene Idealgebilde zu bilden weiß, die den Stempel des Ewigen tragen und einen Antheil seiner Wirkung und seiner Dauer hinwegnehmen.

In diesem Sinne vor allem ist uns Heutigen die Erscheinung Mozarts von lebenzeugender Bedeutung. Er traf den allgemeinen Gehalt des menschlichen Daseins eben dadurch, daß er unbefangen offenen Sinnes sich dem Denken und Fühlen seiner Tage hingab. Er vernahm den leisen Wandel des Weltgeistes durch die wechselnden Erscheinungen des Lebendigen, weil er dem Gang der ihn umgebenden Wirklichkeit und dem Pulsschlage seines Volkes und seiner Zeit mit der Seele lauschte. Ja in

einer von fremder Form und Bildung völlig überwucherten Epoche, die kaum noch die Physiognomie und den Gehalt des eigenen Lebens erkennen ließ, wußte er, wie einer der größten Künstler unsrer Tage, R. Wagner, sagt, „jenen vaterländischen Geist mit seiner Reinheit des Gefühles und seiner Keuschheit der Eingebung als das heilige Erbtheil zu betrachten, mit dem der Deutsche, wo er auch sei und in welcher Sprache er sich auch ausdrücken möge, gewiß ist, die angestammte Größe und Hoheit zu bewahren.“ Trotz des wälschen Idioms und Formenzwangs, in dem er schrieb, zeigte er sich stets als den deutschen Meister, der dann in der „Zauberflöte“ seinem eigenen Schaffen die Krone aufsetzte und der Nation zuerst den Preis aufwies, der ihr auch auf diesem Gebiete als Lohn des Strebens zum Eigenen und Rechten hin winke.

So sollen auch wir vor allem Acht haben, die Unsern zu sein und den Sinn und Laut der Gegenwart verstehend zu erlauschen. Dann wirken auch wir für die Welt und für die Ewigkeit. Denn sie ist reich, diese Gegenwart unserer Nation, reich an Gegensätzen und wechselnden Wallungen, aber reich auch an Aufdeckung unsers ureigenen Wesens und Empfindens, so daß eine Kunst, die dasselbe so versteht, wie ein Mozart seine Zeit und sein Leben verstand, uns aus diesem unsern modernen und nationalen Wesen und Leben heraus auch unser künstlerisches Schaffen zu erneutem Blühen und Fruchttragen zu erheben vermag. Solchen Ruf läßt die Erscheinung dieses Meisters an uns ergehen, daß man eingedenk, wie jede Zeit ihr besonderes Leben und ihr eigenes Kunstschaffen hat, frisch ans Werk gehe und auf dem Fundament der eigenen Art und Weise jenen hohen Ideen einer reinen und schönen Menschlichkeit nachstrebe, denen auch Mozarts gesammtes Thun gewidmet war.

Schwabing bei München, 24. Juli 1869.

Ludwig Nohl.

Inhalt.

Erster Theil. Die Lehrzeit und die Wanderjahre.

1756—81.

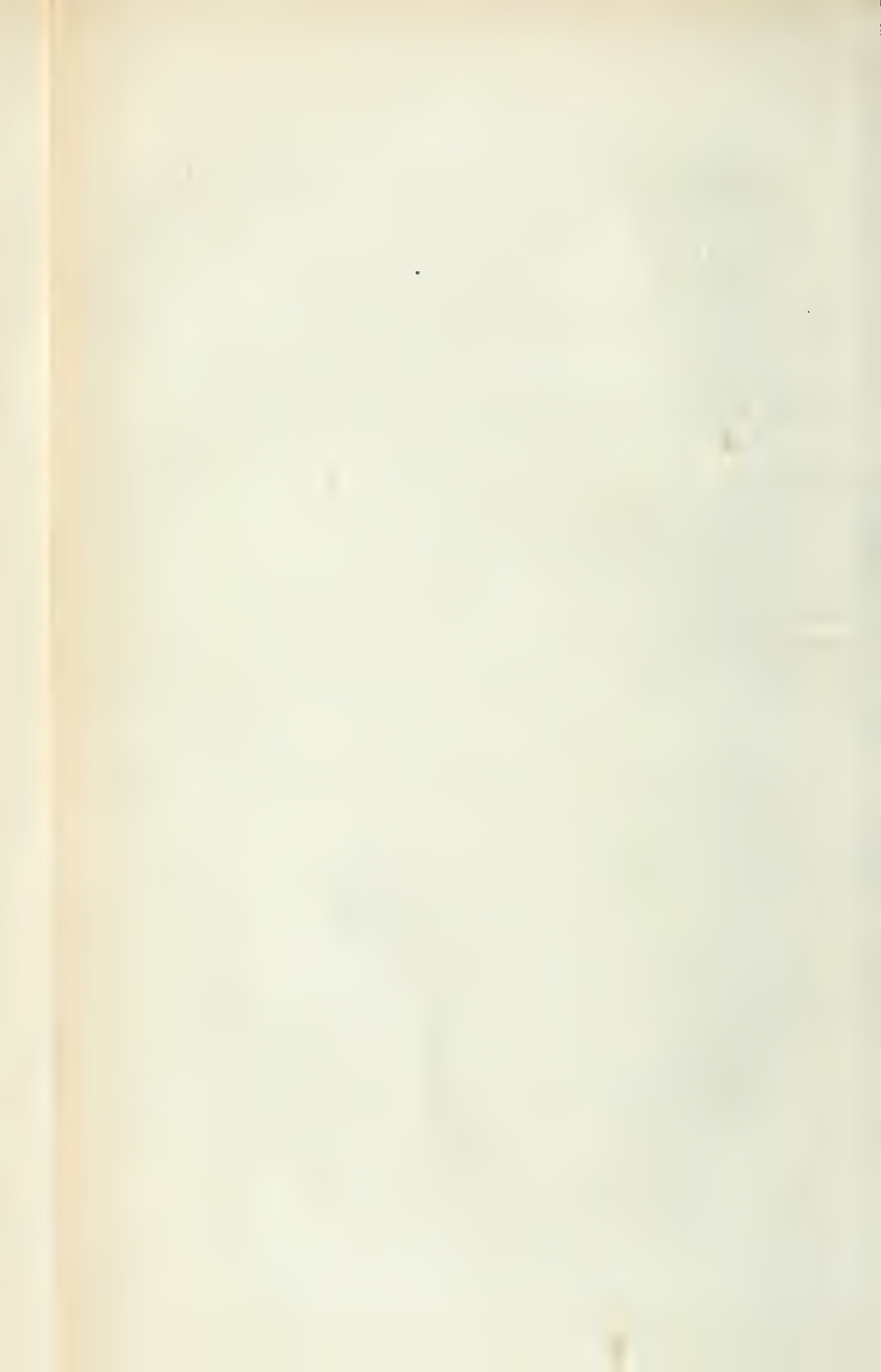
Seite

Erster Abschnitt. Die Kindheit 3
Zweiter Abschnitt. Die Knabenjahre 26
Dritter Abschnitt. Der heranwachsende Jüngling 49
Vierter Abschnitt. Der Jüngling 69
Fünfter Abschnitt. Der Aufenthalt in Salzburg 90
Sechster Abschnitt. München und Augsburg 121
Siebenter Abschnitt. Aloysia Weber 147
Achter Abschnitt. Ein Kampf mit dem Vater 166
Neunter Abschnitt. Der Aufenthalt in Paris 193
Zehnter Abschnitt. Das Meisterstück 222

Zweiter Theil. Die Meisterjahre.

1781—1791.

Elfter Abschnitt. Der Austritt aus erzbischöflichen Diensten . . 261
Zwölfter Abschnitt. Die Entführung aus dem Serail . . . 283
Dreizehnter Abschnitt. Die Entführung aus dem Auge Gottes 315
Vierzehnter Abschnitt. Künstlerwirthschaft 338
Fünfzehnter Abschnitt. Wiener Kunsttreiben 366
Sechszehnter Abschnitt. Figaro's Hochzeit 392
Siebenzehnter Abschnitt. Don Juan 421
Achtzehnter Abschnitt. Die Reise nach Leipzig 451
Neunzehnter Abschnitt. Così fan tutte 486
Zwanzigster Abschnitt. Die Zauberflöte 513
Einundzwanzigster Abschnitt. Das Requiem 559



Erster Theil.

Die Lehrzeit und die Wanderjahre.

1756—81.



Erster Abschnitt.

Die Kindheit.

1756—66.

„Wie sich Verdienst und Glück verketten!"

Erstes Kapitel.

Wolfgang Amade Mozart wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren.

In Salzburg! — Dieses Paradies in Deutschland! Dieses Juwel unter den Städten unseres nordischen Vaterlandes, das mit seinem Ueberreichthum von Thürmen und Kuppeln voll blitzender Kreuze und Kugeln wie ein Kunstwerk daliegt, auf dem kleinsten Raume auferbaut, eingeklemmt zwischen einen raschen Strom und den schroffen Hügel, von dessen Warten der froh erstaunte Blick sich von all der Herrlichkeit der Gegenwart, die ihn umgibt, bald träumend in die vergangenen Tage, ja in die Ewigkeit richtet und bedenkt, was war und was sein wird! Diese Stätte von Kirchen und Palästen, ein Bild des ungemessenen Reichthums der Bürger und üppigster Prunksucht kunstsinniger Fürsten, ein Spiegel all der Hoffahrt früherer Tage und wiederum der Verehrung eines Höheren, dem sie ein Abbild setzen wollten!

Eine Stadt, in deren Physiognomie sich die sinnlichste Ueppigkeit mit einem feinen Sinn für das Schöne oder doch das Heiter-Gefällige und Prächtige mischen, — die unter dem ernsten deutschen Himmel gelegen mit der Aussicht auf jene schneeigen Berge, durch die wir so ewig und unerreichbar von dem milderen Süden, von dem Lande der Schönheit geschieden sind, in ihrem Baue die freie Art Italiens wiederspiegelt, eine seltene Vereinigung deutschen Ernstes und hesperischer Heiterkeit, — die durch ihre reizende Schönheit die Sinne berauscht, und jeden, der sie einmal in ihrer ganzen Pracht sah, wie bezaubert festhält, daß er im Scheine der allbelebenden Sonne sich niederlegt auf der Bastei des Mönchsberges oder unter der kleinen Buche hoch auf dem Felsen des Kapuzinerberges, von wo der Fuß sich weigert zurückzugehen, weil im Gemüthe ein Verlangen entsteht, immer an der Stelle zu weilen und nahe vor Augen die herrliche Architektur des Domplatzes mit dem großartigsten der deutschen Brunnen und weiterhin die ewigen Berge zu schauen, auf denen die leuchtende Abendsonne den letzten Schnee des Winters rosig färbt, um ihn bald ganz wegzuküssen. In der Nähe die ganze Herrlichkeit des menschlichen Geistes, der über alles Schaffen der Natur hinaus in wohlgeordneten Bauten, in schönster Kunst, so wie sie nur ihm eigen, sein göttliches Vermögen bethätigt, und weiterhin die ewige Grundlage all dieses kleinen Könnens der Menschen, die Natur in Weite und Breite, in glänzender Fläche der Wiesen und Felder, durch die sich silbernen Ganges das lebendige Wasser schlängelt. Dann plötzlich hoch sich aufthürmend das starre Gebirge, die Felsen des Untersberges, dessen gewaltige Massen die Phantasie des Volkes von je beschäftigte, der bald ein versteinerter

Riese, bald der Sitz kunstverständiger, schätzebewachender Zwerge war und noch heute den würdigsten der deutschen Kaiser bewahrt, Friedrich Barbarossa mit seiner blondhaarigen Tochter Emma, deren holde Erscheinung dem Glücklichen auch heute noch in diesen Gauen begegnen mag.

Welche Fülle der Poesie birgt alles dieses! Wie wird fast jede Seite unseres Geistes zur lebendigen Thätigkeit erregt! Wie erfüllt die Herrlichkeit der Sagen unser Herz mit dem Gefühl für Größe und Freiheit oder auch mit süßestem Liebesweh! Wie stimmt die Architectur den empfänglichen Sinn zur Harmonie, wie ahnt er, daß hier nach Maß und Form geordnet erscheint, was in der großartigen Natur umher nur mit gewaltigen Massen in die Breite und Höhe geht! Und wie wieder erweckt diese gewaltige Natur das Bewußtsein von der Erhabenheit des Geistes, der die Welt umspannt! wie erregt die Ferne der Ebene, die besäet ist mit Häusern und Dörfern, eine lachende Flur der Fruchtbarkeit, in unserem Herzen die Freude am irdischen Dasein und doch wieder die Sehnsucht ins Weite, Weite! Wie erhält sie im Gemüth den Sinn wach für das Große, das die Enge des alltäglichen Lebens so stets zu verdrängen sucht!

Nun aber bargen diese schönen Bauten, an denen sich der Kunstsinn des Beschauers erfreut, diese herrlichen Gewölbe der Kirchen, in denen die Seele bald an schlanken Pfeilern jählings mit in heiterste Höhen fliegt, bald beruhigt von der sanften Rundung der Decke zu sich selbst zurückkehrt, in ihrem malerischen Innern noch obendrein für den Knaben, dessen Leben wir betrachten wollen, die schönen Vorgänge eines Gottesdienstes, der mit seinen würdig abgemessenen symbolischen Bewegungen der goldgewandeten Priester und vor Allem durch

die begleitende Musik seine Einbildungskraft in eine anmuthige Thätigkeit versetzte und ihn in diesem Bilde das Göttliche als lebendig nahe ahnen ließ. Auch das ist bedeutsam für die jugendliche Phantasie, zumal wenn sie durch die angeborne Neigung auf eine Kunst gerichtet ist, die so durchaus Symbolik, so ganz Verhältnißstellung ist wie die Musik. Zudem waren alle diese Vorgänge, welche die Vorstellung in so anziehender Weise beschäftigen, für Mozart in einem höheren Sinne bedeutsam, sie waren auch seinem Herzen wahr, ein wirkliches Abbild des Göttlichen, sie stellten ihm das Ewige in wirklicher Erscheinung dar, und um so tiefer war ihr Eindruck auf seine jugendliche Phantasie, die auch hier wie durch die landschaftliche Umgebung frühzeitig zur überschauenden Klarheit herangebildet wurde. Die frühe Uebung des Sehens wirkt klärend auf unser inneres Gestalten, zumal wenn dieses Sehen auf schöne Dinge gerichtet ist.

Allein auch abgesehen von einem Cultus, der durch die Schönheit seiner Formen für die Erweckung der künstlerischen Empfindung so überaus wirksam ist, war es von entschiedener Bedeutung für die Entwicklung Mozarts, daß er in einem südlichen, in einem rein katholischen Lande geboren wurde. Die größere Einheit der menschlichen Natur, die innerhalb dieser Anschauungsform des Göttlichen besteht, vor Allem das Ungetrennte von Geist und Sinnlichkeit, das sich ja auch in dem Cultus dieser Kirche ausspricht, indem hier das Geistige in der sinnlichen Form völlig aufgeht, ist von der größten Bedeutung für eine Thätigkeit des menschlichen Geistes, deren Ziel ist, das Geistige in der sinnlichen Form zur Erscheinung zu bringen. Dem Künstler vor allen anderen gebührt das Sinnliche als das Element, in dem er

sein Geistiges ausprägt, und so ist es wohl als ein Glück zu preisen, daß jenes frische und frohe Leben des Südens, das von keiner Reflexion zerstückt ist, unsern Meister schon an der Wiege empfing und ihm so die angeborne Art des Menschen, Geistiges und Sinnliches ungeschieden zu nehmen, durch keine Ungunst der Umgebung verkümmert wurde; derweilen ein Anderer, sein großer Nachfolger, von Jugend auf von dem ewigen Widerstreite dieser beiden Dinge, die nur der Verstand scheidet, rastlos umhergetrieben ward und erst spät in seinem Schaffen zu der Vollendung gelangte, die unsers Meisters Schöpfungen schon in frühester Kinderzeit schmückt. Es bildeten eben gütige Götter schon frühe den Sinn des Knaben, den sie so herrlich beschenkt, nun auch für die klare reine Form die das Wesen des Schönen ist, sie lehrten ihn schauen und die deutliche Erscheinung der Dinge für das erste Erforderniß der Kunst halten.

Zweites Kapitel.

So in einer herrlichen Natur, in einem frischen und heiteren Sinnenleben, das sich trotz Jahrhunderte alter Bildung nicht gar zu sehr von der Natur entfernte, ward Mozart geboren. Sein Vater, Leopold Mozart, war von Augsburg, der Sohn eines Buchbinders. Auch in diesem regte sich bereits jener Zug nach einer bedeutenderen Existenz, der in dem Sohne alle gewöhnlichen Schranken des Lebens durchbrechend dem Höchsten zustreben sollte. Neigung und Begabung hatten ihn schon früh über die handwerkerliche Art hinaus zum lernen getrieben. Er wollte studiren und wählte sich, seiner angebornen Richtung auf das Verstandes-

mäßige folgend, die Rechtswissenschaft. Zugleich aber hatte er die entschiedenste Neigung zur Musik, und vermochte nun, wie das so mancher seiner Zeit that, mit Lectionen in dieser Kunst sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. So war er nach Salzburg gekommen, wo damals eine nicht unberühmte Hochschule bestand. Doch es währte nicht lange mit dem Studiren. Um seines Unterhaltes willen trat er bald als Kammerdiener in den Dienst des Domherrn Grafen Thurn, ward auch im Jahre 1743 in der Kapelle des regierenden Erzbischofes Sigismund als Hofmusikus angestellt, da er als Jurist keine Anstellung fand. Denn am Ende hatte er sich ganz und gar dieser Kunst gewidmet. Er componirte mancherlei Kirchenmusik. Auch spielte das Hornwerk, das von der Veste Hohensalzburg herab den Einwohnern der Stadt den „Morgen und Abend verkündete,“ einige Stücke von ihm. Sodann war eine Violinschule, die er geschrieben und die als die beste ihrer Zeit galt, in ganz Deutschland und weiter verbreitet, — Beweise genug, daß er seine Kunst aus dem Grunde verstand.

Bereits im Jahre 1747 hatte er eine Pflegetochter des Stiftes St. Gilgen geheirathet. Sie hieß Anna Maria Pertl und war sehr schön. Beide galten ihrer Zeit für das schönste Ehepaar in Salzburg. Sie war eine Frau von großer Herzensgüte, doch wie es scheint ohne hervorragende geistige Gaben und auch nicht von jener eigenthümlichen sinnlichen Lebendigkeit, die so manche Mutter bedeutender Künstler ihren Söhnen als ein köstliches Gut mit ins Leben gegeben. Vielmehr war sie etwas bequemer Natur, aber nach allem, was von ihr bekannt ist, die treueste Gattin und die liebevollste Mutter. Ihr Verstand war groß genug, um die Pflichten des Weibes in vollem Umfange erfüllen zu können.

Allein ihr schönstes Gut war jene Harmonie des Innern, die so wohlthuend auf das Gemüth des Mannes wirkt und für ihre gesammte Umgebung wie für das ganze Leben des Sohnes von großer Bedeutung war. Ihre echt weibliche Art flößte in seine zarte Seele von Jugend auf das Gefühl für den Frieden; ihre Bescheidenheit, die bei ihr eine Tugend des Herzens war, erhielt in ihm, dem lebhaft zugreifenden Knaben den Sinn, nicht mehr zu wollen, als ihm zukam, und die Unschuld ihrer Seele übertrug die treffliche Frau als den reinsten Besitz auf ihren gottbegabten Sohn. Uebrigens hatte sie einen offenen Sinn für des Lebens Freuden, war von einer heitern Laune und theilte auch mit ihren Landsleuten die Neigung für das Derbkomische. Alle diese Eigenthümlichkeiten werden wir in ihres Sohnes Charakter zu größerer Bedeutung ausgeprägt wiederfinden.

Von härterem Thone war der Vater. Von Natur scheint er vorzugsweise eine ethische Begabung empfangen zu haben; wenigstens ist ein fester Wille die hervorragendste Eigenschaft seines Charakters. Es ist dies ja überhaupt der alten Reichsstädter Art, und bei ihm war sie obendrein durch ein mühsames Ringen mit dem Leben stärker als bei Andern hervorgebildet. Soliden Bürgersinn, etwas Demokratisches, soweit dies im vorigen Jahrhundert möglich war, brachte er mit an den geistlichen Fürstenhof und bewahrte sich damit vor der schmeichelnden Kriecherei, die aus der Laune der Herrscher sich so oft erzeugt. Doch verkennt man andererseits in all seinem Handeln auch den klugen Lebenssinn nicht, mit dem der Mann, der gewohnt war, sich nur auf sich selbst zu verlassen, alle Verhältnisse erfaßt und geschickt zu benutzen weiß. Nur seiner Energie und Klugheit konnte es gelingen,

unter so schwierigen Umständen, wie die seinigen waren, in einer durch alle Unarten eines kleinen Hofes angefressenen Stadt sich eine Lebensstellung zu begründen.

Er hatte einen scharfen, ja durchdringenden Verstand. Wir sehen ihn überall in den praktischen Fragen des Lebens der Sache auf den Grund gehen. Durch den Gang seines Lebens hatte er die Nothwendigkeit geordneter materieller Verhältnisse einsehen gelernt und betrachtete von diesem Gesichtspunkte aus das ganze Dasein. Doch schätzte er den materiellen Besitz, nach dem er zeitlebens strebte, nicht höher, denn als Mittel zur freien Bewegung. Die letztere freilich erlangte er niemals in einem besonders hohen Grade. Allein zeitlebens wußte er sich unabhängig zu erhalten und ließ nicht nach, seinen Kindern den Werth einer gesicherten Lebensstellung und materieller Unabhängigkeit einzuprägen. Bei der Tochter gelang es ihm, wie wir sehen werden, vortrefflich, bei dem Sohne nur wenig.

Die idealen Dinge hatten ihm nur soweit Werth, als durch sie der sichere Bestand des Lebens erreicht oder auch verschönt wird. Seine Kunst, so sehr sie ihm angeborene Neigung war, blieb ihm vor Allem das Handwerk, das ihn ernährte. Die Kirche war ihm eine feste Institution, an die der Mensch sich anlehnt, um desto sicherer sein Leben zu führen. Er war ein guter Katholik, er hielt streng an den Normen und Gebräuchen seiner Kirche. Allein er wäre sicherlich ein ebenso guter Protestant gewesen, wenn ihn der Zufall in dieser Confession hätte geboren werden lassen. Denn ihm galt bei diesen Dingen zunächst die feste Norm, nach denen das Leben sich ordnen läßt. So speculirte er nicht darüber, was besser sei, Katholik oder Protestant?

Es stand ihm einfach fest, daß die Lehre seiner Kirche die rechte sei, und wenn er auch auf der Reise nach Paris nicht ganz ohne Verwunderung von einem protestantischen Adeligen, mit dem er längere Zeit zusammen war, Sittlichkeit und Tugend anerkennt, so hatte er doch wieder einen offenen Sinn für die Reinheit der norddeutschen Bestrebung. Er schätzte Gellert's geistliche Lieder so sehr, daß er ihm einmal eigends einen Brief schrieb, den dieser auf das Höflichste beantwortete.

Hier wollen wir denn auch einen Brief einschalten, aus dem die religiös-sittliche Anschauungsweise Leopold Mozarts in ihrem schönen Ernste so recht hervorgeht. „Ich soll Dir zu Deinem Namenstage Glück wünschen," schreibt er dem Sohne am 31. Oktober 1777, „aber was kann ich Dir itzt wünschen, was ich Dir nicht immer wünsche? — — Ich wünsche Dir die Gnade Gottes, die Dich aller Orten begleite, die Dich niemals verlassen wolle, und niemals verlassen wird, wenn Du die Schuldigkeit eines wahren katholischen Christen auszuüben beflissen bist. Du kennst mich. — Ich bin kein Pedant, kein Betbruder, noch weniger ein Scheinheiliger; allein Deinem Vater wirst Du wohl eine Bitte nicht abschlagen. Diese ist, daß Du für Deine Seele so besorgt seyn wollest, daß Du Deinem Vater keine Beängstigung in seiner Todesstunde verursachst, damit er in jenem schweren Augenblicke sich keinen Vorwurf machen darf, als hätte er an der Sorge für Dein Seelenheil etwas vernachlässigt. Lebe wohl! Lebe glücklich! Lebe vernünftig! Ehre und schätze Deine Mutter, die in ihrem Alter nun viele Mühe hat. Liebe mich, wie ich Dich liebe als Dein wahrhaft sorgfältiger Vater."

Freilich war derselbe Mann, der sogar einmal mit Freuden

von Italien aus berichtet, daß er eine Reliquie gekauft, durchaus nicht blind für die Mißstände seiner Kirche. Dergleichen konnte seinem klaren Verstande, der obendrein noch durch den Protestantismus seiner Vaterstadt geschärft worden war, durchaus nicht verborgen bleiben, ja er schimpft zuweilen nicht schlecht über Pfaffen und Pfaffenwirthschaft. Allein darum hält er nicht weniger fest an den Regeln der Moral und Frömmigkeit, die ihm seine Kirche gab, ja er faßt sie, ohne viel darüber zu grübeln, als bestimmte Gesetze, denen man nachzukommen habe, wenn es einem im Leben gut gehen soll, er geht regelmäßig zur Beichte wie zur Messe und hält seine Kinder auch so. Auf diese Weise gewöhnt er sich wie sie an eine regelrechte Führung des Lebens. Einfaches Rechtthun, sowie es das angeborene Gefühl uns angibt, natürliche Sittlichkeit und aufrichtige Frömmigkeit waren die Grundlage all seines Handelns. Mag er nun Sitte wie Religion oftmals gar zu sehr als äußeren Dienst gefaßt haben, bestimmend für sein Handeln wie besonders für die Erziehung seiner Kinder waren nur jene Eigenschaften, die aus seinem Herzen wie aus seiner Erfahrung flossen, und so gelang es ihm, der Aufgaben schwerste zu lösen: einen Genius zu erziehen. Gerade die beschränktere, die nicht geniale Art, die ihm eigenthümlich war, befähigte ihn zu dieser Aufgabe, die er als die seines Lebens betrachtete. Gerade die strenge und engere Auffassung des Begriffes der Pflicht, sowie sie durch den Königsberger Philosophen angeregt damals das ganze Deutschland durchzog, die einseitig ethische Art des Vaters machte es möglich, daß der Sohn, dessen Begabung eine so rein ästhetische war, die höchsten Ziele der Kunst erreichte. Zu dem Streben nach Freiheit, dem die künstlerische Natur des Sohnes folgte,

gab der Vater das Gesetz, das erst die Kenntniß des Lebens gewähren kann.

Drittes Kapitel.

Johannes Chrysostomus Sigismundus Wolfgang Amadeus war von sieben Kindern das letzte. Außer ihm war nur eine Schwester, die vier Jahre älter war, am Leben geblieben. Sie hieß wie die Mutter, Maria Anna, und wurde in der Familie schlechtweg Nannerl genannt. An sie, die später einen Herrn von Sonnenburg heirathete, ist der Brief gerichtet, der kurz nach Mozart's Tode von dem Hoftrompeter Schachtner geschrieben wurde und die besten Nachrichten enthält, die wir über Mozart's Kinderjahre besitzen. Wir lassen ihn daher in seinem ganzen Umfange folgen:

„Hochwohledelgeborene gnädige Frau.

„Deroselben sehr angenehmes Schreiben, traff mich nicht in Salzburg, sondern in der Hammerau an, wo ich eben bei meinem Sohne, dortigen Mitbeamten beim Obverwesamt auf einen Besuch war; aus meiner sonstigen Willfährigkeit gegen Jedermann, und besonders gegen das Mozart'sche Haus, können Sie schließen, wie sehr leid mir war, daß ich nicht auf der Stelle ihren Auftrag befriedigen konnte. Zur Sache also! auf Ihre erste Frage, was Ihr seel. Hr. Bruder in seiner Kindheit NB. außer seiner Beschäftigung in der Musik für Lieblingsspiele hatte: auf diese Frage ist nichts zu beantworten: denn sobald er mit Musik sich abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für alle übrigen Geschäfte soviel als todt, und selbst die Kindereyen und Tändelspiele mußten, wenn

sie für ihn interessant seyn sollten, von der Musik begleitet werden: wenn wir, Er und Ich, Spielzeuge zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, so leer ging, einen Marsch dazu singen oder geigen. Vor dieser Zeit aber, ehe er die Musik anfing, war er für jede Kinderey, die mit ein bischen Witz gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Ich ward daher ihm, weil ich, wie Sie wissen, mich mit ihm abgab, so äußerst lieb, daß er mich oft zehnmal an einem Tage fragte, ob ich ihn lieb hätte, und wenn ich es zuweilen, auch nur zum Spaß verneinte, stunden ihm gleich die hellichten Zähren im Auge, so zärtlich und so wohlwollend war sein gutes Herzchen.

„Zweite Frage, wie er sich als Kind gegen die Großen benahm, wenn sie sein Talent und Kunst in der Musik bewunderten?

„Wahrhaftig, da verrieth er nichts weniger als Stolz oder Ehrsucht: denn diese hätte er nie besser befriedigen können, als wenn er Leuten, die die Musik wenig oder gar nicht verstanden, vorgespielt hätte, aber er wollte nie spielen, außer seine Zuhörer waren große Musikkenner, oder man mußte ihn wenigstens betrügen und sie dafür ausgeben.

„Dritte Frage, welche wissenschaftliche Beschäftigung liebte er am meisten?

„Antw. Hierinfalls ließ er sich leiten, es war ihm fast Einerley, was man ihm zu lernen gab, er wollte nur lernen und ließ die Wahl seinem innigst geliebten Papa, welches Feld er ihm zu bearbeiten auftrug, es schien, als hätte er es verstanden, daß er in der Welt keinen Lehrmeister noch minder Erzieher, wie seinen unvergeßlichen Herrn Vater hätte

finden können. Was man ihm immer zu lernen gab, dem hieng er so ganz an, daß er alles Uebrige, auch sogar die Musik auf die Seite setzte, z. B. als er Rechnen lernte, war Tisch, Sessel, Wände, ja sogar der Fußboden voll Ziffern mit der Kreide überschrieben.

„Vierte Frage, was er für Eigenschaften, Maximen, Tagesordnung, Eigenheiten, Neigung zum Guten und Bösen hatte?

„Antw. Er war voll Feuer, seine Neigung hing jedem Gegenstand sehr leicht an; ich denke, daß er im Ermangelungsfalle einer so vortheilhaft guten Erziehung, wie er hatte, der ruchloseste Bösewicht hätte werden können, so empfänglich war er für jeden Reitz, dessen Güte oder Schädlichkeit er zu prüfen noch nicht im Stande war.

„Einige sonderbare Wunderwürdigkeiten von seinem vier- bis fünfjährigen Alter, auf deren Wahrhaftigkeit ich schwören könnte.

„Einsmal ging ich mit Herrn Papa nach dem Donnerstagsamte zu Ihnen nach Hause, wir trafen den vierjährigen Wolfgangerl in der Beschäftigung mit der Feder an.

„Papa: was machst du?

„Wolfg.: ein Concert für's Clavier, der erste Theil ist bald fertig.

„Papa: laß sehen.

„Wolfg.: ist noch nicht fertig.

„Papa: laß sehen, das muß was sauberes seyn.

„Der Papa nahm ihm weg und zeigte mir ein Geschmiere von Noten, die meistentheils über ausgewischte Dintendolken geschrieben waren (NB. der kleine Wolfgangerl tauchte die Feder aus Unverstand allemal bis auf den Grund des

Dintenfasses ein, daher mußte ihm, sobald er damit aufs Papier kam, ein Dintendolken entfallen, aber er war gleich entschlossen, fuhr mit der flachen Hand darüber hin und wischte es auseinander, und schrieb wieder darauf fort), wir lachten anfänglich über dieses scheinbare galimathias. aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten, über die Composition an, er hing lange Zeit steif mit seiner Betrachtung an dem Blatte, endlich fielen zwei Thränen, Thränen der Bewunderung und Freude aus seinen Augen. Sehen Sie, Hr. Schachtner, sagte er, wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist, nur ist's nicht zu brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre. Der Wolfgangerl fiel ein: Drum ist's ein Concert, man muß so lange exerciren, bis man es treffen kann, sehen Sie, so muß es gehen. Er spielte, konnte aber auch just soviel herausbringen, daß man erkennen konnte, wo er aus wollte. Er hatte damals den Begriff, daß Concert spielen und Mirakel wirken einerley seyn müsse.

„Noch Eins.

„Gnädige Frau! Sie wissen sich zu erinnern, daß ich eine sehr gute Geige habe, die weiland Wolfgangerl wegen seinem sanften und vollen Ton immer Buttergeige nannte. Einmal bald nachdem sie von Wien zurückkamen, geigte er darauf und konnte meine Geige nicht genug loben, nach ein oder zween Tagen kam ich wieder ihn zu besuchen und traf ihn, als er sich eben mit seiner eigenen Geige unterhielt, an, sogleich sprach er: Was macht Ihre Buttergeige? geigte dann wieder in seiner Phantasie fort, endlich dacht er ein bischen nach, und sagte zu mir: Hr. Schachtner, Ihre Geige ist um

einen halben Viertelton tiefer gestimmt als meine da, wenn Sie sie doch so gestimmt ließen, wie sie war, als ich das letztemal darauf spielte. Ich lachte darüber, aber Papa, der das außerordentliche Tönegefühl und Gedächtniß dieses Kinds kannte, bat mich meine Geige zu hohlen, und zu sehen, ob er Recht hätte. Ich that's, und richtig war's.

„Einige Zeit vor diesem, die nächsten Tage, als Sie von Wien zurückkamen, und Wolfgang eine kleine Geige, die er als Geschenk zu Wien kriegte, mitbrachte, kam unser ehemalige sehr gute Geiger Herr Wentzl seel., der ein Anfänger in der Composition war, er brachte 6 Trio mit, die er in Abwesenheit des Herrn Papa verfertigt hatte, und bat Herrn Papa um seine Erinnerung hierüber. Wir spielten diese Trio, und Papa spielte mit der Viola den Baß, der Wentzl das erste Violin, und ich sollte das zweite spielen. Wolfgangerl bat, daß er das zweite Violin spielen dürfte, der Papa aber verwies ihm seine närrische Bitte, weil er noch nicht die geringste Anweisung in der Violin hatte, und Papa glaubte, daß er nicht im mindesten zu leisten im Stande wäre. Wolfgang sagte: Um ein zweites Violin zu spielen, braucht es wohl nicht erst gelernt zu haben, und als Papa darauf bestand, daß er gleich fortgehen und uns nicht weiter beunruhigen sollte, fing Wolfgang an bitterlich zu weinen und trollte sich mit seinem Geigerl*) weg. Ich bat, daß man ihn

*) Dieses Geigerl, das von der reizendsten Form und von einem besonders guten Tone ist, sowie auch Mozarts spätere Concertgeige, befinden sich jetzt in den Händen des Chordirectors Albert Lenk in Salzburg, der diese werthvollen Reliquien zu veräußern wohl gesonnen ist.

mit mir möchte spielen lassen; endlich sagte Papa: Geig mit Herrn Schachtner, aber so stille, daß man dich nicht hört, sonst mußt du fort. Das geschah, Wolfgang geigte mit mir. Bald bemerkte ich mit Erstaunen, daß ich da ganz überflüssig sei; ich legte still meine Geige weg und sah Ihren Herrn Papa an, dem bei dieser Scene die Thränen der Bewunderung und des Trostes über die Wangen rollten; und so spielte er alle 6 Trio. Als wir fertig waren, wurde Wolfgang durch unsern Beifall so kühn, daß er behauptete, auch das erste Violin spielen zu können. Wir machten zum Spaß einen Versuch, und wir mußten uns fast zu Tode lachen, als er auch dieß, wiewohl mit lauter unrechten und unregelmäßigen Applicaturen doch so spielte, daß er doch nie ganz stecken blieb.

„Zum Beschluß. Von Zärtlichkeit und Feinheit seines Gehörs.

„Fast bis in sein zehntes Jahr hatte er eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, wenn sie allein, ohne andere Musik geblasen wurde; wenn man ihm eine Trompete nur vorhielt, war es ebensoviel, als wenn man ihm eine geladene Pistole aufs Herz setzte. Papa wollte ihm diese kindische Furcht benehmen, und befahl mir einmal, trotz seines Weigerns, ihm entgegen zu blasen; aber mein Gott! hätte ich mich nicht dazu verleiten lassen. Wolfgangerl hörte kaum den schnietternden Ton, ward er bleich und begann zur Erde zu sinken, und hätte ich länger angehalten, er hätte sicher das Fraise bekommen.

„Dieses ist beiläufig, womit ich auf die gestellten Fragen dienen kann, verzeihen Sie mir mein schlechtes Geschmier, ich

bin geschlagen genug, daß ich's nicht besser kann. Ich bin mit geziemend schuldigster Hochschätzung und Ehrfurcht

Euer Gnaden
Salzburg den 24. April 1792. ergebenster Diener
Andreas Schachtner,
Hochfürstl. Hoftrompeter."

Drittes Kapitel.

Dieser einfache und treuherzige Bericht gibt genügende Auskunft sowohl über des Wunderkindes Begabung als über seine liebenswürdige, folgsame, sinnige und doch so kindlich freie Art. Als nun der Bube sechs und das Mädel zehn Jahre alt war, beschloß der Vater, ihr so ganz außerordentliches Können der Welt zu zeigen. Er begann mit ihnen zu reisen.

Zuerst gingen sie nach München, und als dort sowohl an Ehre wie an Geldgewinn die Erwartungen eingetroffen waren, die der Vater gehegt hatte, reisten sie nach Wien, um sich an dem so sehr musikalischen Kaiserhofe zu produziren. Maria Theresia sowie ihr hoher Gemal empfingen die Kleinen mit der größten Gnade, und ließen sie vor sich im Privatkreise in Schönbrunn spielen. Wolfgangerl, wie immer unbefangen und natürlich, sprang der Kaiserin, da sie so gar freundlich gegen ihn war, ohne Weiteres auf den Schooß und küßte sie nach Herzenslust. Nicht viel anders machte er es mit der reizenden Marie Antoinette, die ihm gleichalterig war. Er war auf der ihm ungewohnten Politur des Hofbodens ausgeglitten und hingefallen, die Kleine sprang zu ihm und half ihm auf, worauf er zu ihr sagte: „Sie sind brav, ich will Sie heirathen." Und als

die Kaiserin ihn fragte, warum er das thun wolle, antwortete er: „Aus Dankbarkeit; sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich um nichts bekümmerte." Diese hatte ihn nämlich am Boden liegen lassen. Die Kaiserin schenkte den beiden Virtuosen auch neue Gewänder ihrer eigenen Kinder, und in diesem Costume wurden sie lebensgroß gemalt. Das Bild hängt im Mozarteum in Salzburg und zeigt von Mozart nur das komisch Freundliche des Kindergesichtes, während die Nannerl eine überaus große Schönheit der Züge und Lieblichkeit des Ausdrucks bekundet.

Nachdem der Hof in solcher Weise die Kinder ausgezeichnet hatte, riß sich auch der hohe Adel, dessen Gesellschaften zu der Zeit niemals ohne musikalische Productionen waren, um die jungen Künstler, und die Familie kehrte nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte mit Ruhm bedeckt und nicht ohne einen bedeutenden Gewinn an Geld nach Salzburg zurück. Hier nun ward der Unterricht der Kinder, der auch auf der Reise niemals ausgesetzt worden war, damit sie sich durchaus an regelmäßige Beschäftigung gewöhnten, mit der allergrößten Sorgfalt fortgesetzt. Wolfgang begann außer dem Klavier, wie wir oben lasen, auch das Violin zu erlernen und ward zudem in den Anfangsgründen der Composition mit der ruhigen und stetigen Weise angewiesen, die der verständige Vater in allen Dingen hatte.

Allein diesem Manne ließ es nicht gar lange Ruhe in dem kleinen Salzburg. Schon im Frühjahre ging er wieder mit den Kindern auf die Reise, deren Hauptziel dießmal Paris war. Zunächst wurden München und Augsburg berührt, dann die mancherlei kleinen Höfe und Lustschlösser bis an den Rhein: Ludwigsburg, Schwetzingen, Heidelberg. Wolfgang

hatte derweilen auch die Orgel schlagen gelernt und erregte durch sein Spiel auf diesem gewaltigen Instrumente mehr Erstaunen als mit Violine und Klavier. Die kleinen Füße fuhren mit einer Hurtigkeit auf dem Pedale umher, daß sich die Zuschauer fast zu Tode erstaunten, und der Pfarrer an der heiligen Geistkirche in Heidelberg nicht umhin konnte, dieses Wunder Gottes mit Namen und Datum zum ewigen Angedenken an die Orgel anzuschreiben. Dann ging es nach Mainz, Frankfurt, Koblenz, Bonn, Aachen, und überall war der gleiche Beifall, überall eine mehr oder weniger gute Einnahme. Der Vater aber unterließ nicht, in jeder Stadt, die er berührte, das Sehenswerthe anzuschauen, und sein „Mädel" mußte ein Tagebuch führen über diese Merkwürdigkeiten. Sie hat denn auch mit großen Kinderbuchstaben aus Leibeskräften und oft in wunderbarer Orthographie aufgezeichnet, was ihr besonders merkwürdig erschien: „in Wisbad den ursprung von den warmen und kald Bad, in Bibrich den garten das schloß worin ein runder sall ist, in Coblentz die festung das zeighaus, in bonn daß schloß und garden, popeldorf, und den heiligen creutzberg und die menascherie, auf dem weg nach Cölln falkenluſt worin ein Zimmer von lauter spiegeln ist, das indianische Haus, kinesische häusser, das schneckenhaus und die capel von muschel, in versailles wie die latona die Bauern in frösch verwandelt, wie der neptunus die Perdt anhalt, die diana im Bad, der Raub der broserpina u. s. w."

In Paris war es vor allen der berühmte Encyclopädist Baron Grimm, der sich der Künstlerfamilie auf das Nachdrücklichste annahm und besonders in seinen öffentlichen Berichten das Lob des jungen Genius laut und geistvoll ver-

kündete. Aber auch der Hof in Versailles und nach ihm der hohe Adel interessirten sich überaus für das Wunderkind, das jeden Ton nach dem bloßen Gehöre zu benennen wußte, das ohne Klavier componirte, alles vom Blatte spielte, ja sogar nach dem bloßen Gehör zum Gesange begleitete. Freilich war die Marquise von Pompadour, die derzeit am Hofe Alles galt, gegen den Knaben nicht so mütterlich wie Maria Theresia. Denn als er sie, die ihn vor sich hin auf den Tisch hatte stellen lassen, ebenso ohne Weiteres umhalsen und küssen wollte, wehrte sie seiner kindlichen Zuthunlichkeit, worauf der Kleine in stolzer Entrüstung meinte: „Wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will? hat mich doch die Kaiserin geküßt", — wie er denn überhaupt auf die Kaiserin große Stücke hielt und gern in Kinderart mit ihr renommirte. Desto freundlicher waren dafür die Töchter des Königs, die sich ohne alle Rücksicht auf die Etiquette mit den Kindern abgaben, sie küßten und sich von ihnen die Hände küssen ließen.

Von Paris ging der Weg über Calais nach London. Dort war die Aufnahme am Hofe und der Erfolg beim Publikum noch günstiger als in Paris. Denn das Königspaar, Georg III. und Sophie Charlotte, waren Deutsche und außerordentliche Freunde der Musik. Aber auch das Publikum war hier ungleich mehr für die künstlerischen Leistungen der Kinder interessirt, als für das Wunderbare ihrer Jugendlichkeit. Von der französischen Musik wie von dem Pariser Leben fand Leopold Mozart nicht viel Rühmliches zu sagen. Jene war ihm leer, frostig, ein langweiliges Geplärre, dieses durch ein luxuriöses Großthun ohne Reichthum ein Pendant zum weiland persischen Reiche, dem Gott besonders gnädig sein müsse, wenn es nicht bald untergehen solle. In London

aber hatte ein Händel den Sinn für gute Musik erweckt und ein Johann Christian Bach wußte ihn zu erhalten. So kam es, daß Leopold Mozart lange dort verweilte und seinen Knaben von der Kunst des ausgezeichneten Sängers Manzuoli Nutzen ziehen und sogar Symphonien für das Orchester schreiben ließ, die sie dann in ihren Concerten aufführten. Mit Ruhm und Geld überschüttet traten sie die Rückreise an. Im Haag wurden beide Kinder nach einander lebensgefährlich krank, und so der Muth und die Klugheit des Vaters monatelang auf eine harte Probe gestellt. Aber getreulich hielten die Eltern diese Noth aus, und nachdem der Vater noch in Amsterdam „zu Gottes Preis" die Wundergaben seines Knaben selbst in den Fasten hatte produziren dürfen, kehrte die Familie über Paris, wo sie diesmal nicht die gleiche Aufnahme wie vorher fanden, Dijon, wo die Stände Frankreichs versammelt waren, Lyon, Genf, Lausanne durch Würtemberg und Baiern nach Salzburg zurück.

Fünftes Kapitel.

Man sieht, es war ein schönes Stück Erde, was die Kleinen zu sehen bekamen, und frühzeitig ward Mozart gewöhnt, die Welt als einen freien Tummelplatz zu betrachten, auf dem man sich mit frischer Freude und offenen Sinnen nach den Zielen des Lebens hin vorwärts treiben könne. Frühzeitig verlernte er die Blödigkeit, mit der so mancher Sohn des Waldes und der Einsamkeit trotz großer Ueberlegenheit der geistigen Kraft oft sein Leben lang zu kämpfen hat und die ihn um so manchen äußeren Erfolg des Lebens verkürzen. Frühzeitig lernte er den Menschen sich nahen als

Freunden, sie waren ihm keine Fremden, er fand durch eigene Zuthunlichkeit den Weg zu ihrem Innern. Frühzeitig sah er die verschiedene Art der Menschen, gewann ein Auge für die Besonderheit eines Jeden oder vielmehr übte den ihm eingebornen Blick für die Charaktereigenthümlichkeiten der Menschen. Frühzeitig klang ihm auch in das empfängliche Ohr die besondere Weise der Musik in den verschiedenen Nationen. Denn obgleich die Kunst Italiens damals alle Länder beherrschte, so hatte doch wieder jedes Volk noch seine eigene Weise. Frühzeitig aber lernte Mozart auch die ganze freie und feine Art der Bewegung kennen, die den Gesellschaftston des vorigen Jahrhunderts auszeichnet, die graziös zierliche Weise, den Menuettschritt in komischer Würde, den Puder, diese Ironie der Natur, und vor Allem das Distincte der Formen. Denn es war ja stets die allerfeinste Gesellschaft, ja die Hofluft, in der die reisende Familie lebte. Und wenn man nun die reizend galante, zierliche Tracht mit ihrer koquetten Unnatur, die das obenerwähnte Bild Mozart's zeigt, zusammenhält mit der gesunden, rechtschaffenen, geraden bürgerlichen Art und ganz natürlichen Empfindungsweise, die das Kind von Haus aus besaß und die ihm von seinen Eltern stets bewahrt wurde, so kann man es wohl begreifen, daß die Jugendcompositionen in ihrer äußeren Erscheinung durchaus die feinste Form bewahren, in ihrem Gehalte aber von einer einfachen Natürlichkeit sind, die uns wie das Lied des Volkes anmuthet, daß also die beiden Bedingungen, unter denen die eigentliche Kunst entsteht, Vollendung der äußeren Erscheinung und unbefangenste Natürlichkeit des Empfindens bei Mozart durch den glücklichen Zufall der Geburt wie des Lebensganges sich schon frühzeitig von selbst erfüllten. Und dann muß man

nicht vergessen, daß das Glück, das heitere Leben, das die Jugend dieses Genius umstrahlte, daß vor Allem die ungemeine Anerkennung, die sein Bestreben und Leisten von vornherein fand, die junge Seele schon früh in die frohe Bewegung versetzten, die den Geist frei macht und ihn mit Lust schaffen läßt. War es bei Goethe anders? Und leuchten nicht die Strahlen dieses jugendlichen Glückes bis in die fernsten Tage seines Alters erheiternd hinein, derweilen über den Häuptern Schiller's wie Beethoven's auch am Abend ihres Lebens noch die schwarzen Wolken schweben, zu denen sich die neblichen Dünste schon in früher Jugend durch Noth und Mühsal, durch Mangel an Anerkennung angesammelt hatten. Freilich war Mozart als Kind so bescheiden, daß er wohl gar weinte, wenn er gelobt wurde, und niemals hat ihn der Uebermuth des Glücks zu üblen Dingen verführt. Allein er gewann durch diese Anerkennung frühzeitig Selbstvertrauen und Sicherheit in seinem Schaffen, und wenn ihm auch, wie keinem Sterblichen, der Schweiß der Arbeit durchaus nicht gespart worden ist, so sicherte ihm doch diese Zuversicht zu sich selbst auch den Erfolg seines Bemühens mehr als denen, die mit titanenhafter Anstrengung nach Anerkennung ringen und zeitlebens gegen Mißkennung anzukämpfen haben.

Zweiter Abschnitt.

Die Knabenjahre.

1767—70.

Liebe, Liebe die Amme der Schönheit.

Erstes Kapitel.

„Nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa“, das war der Wahlspruch des Knaben Wolfgang. Wenn er Abends zu Bette ging, mußte ihn der Vater erst auf einen Stuhl stellen und mit ihm zweistimmig eine Melodie singen, die von ihm selbst auf einen sinnlosen Text, der wie italienisch klang, Oragnia fiaga ta fa ersonnen worden war, worauf er dem Vater „das Nasenspitzel küßte und ihm versprach, wenn er alt wäre, ihn in einer Kapsel, wo ein Glas vor, vor aller Luft bewahren zu wollen und ihn immer bei sich und in Ehren zu halten.“ Dann legte er sich zufrieden in's Bette.

Wie so ganz anders erging es dem edlen Gluck, dem Sohne des Volkes, dem rauhen Försterkinde, der dem strengen Vater bei harter Kälte baarfuß in den Wald folgte, ihm das Jagdgeräth zu tragen. Wie hat seine Musik sich mit der Ursprünglichkeit der Natur auch das Rauhe bewahrt, von dem eine mildere Gesittung den jungen Mozart schon in der

Kinderzeit befreite. Wie wenig erfuhr der heitere Haydn, das Kind des Handwerkers, der bei seinem Lehrer mehr Prügel als zu essen bekam und noch als Knabe mit Singen sein täglich Brod mühsam erwerben mußte, von diesem Sonnenschein der zärtlichen Liebe, die in das Gemüth die Harmonie bringt und den Geist schon früh zum Frieden des Schönen verklärt! Wie noch weniger der große Beethoven, dessen Vater, ein armer Musikus, der gewohnten unordentlichen Lebensweise seines Standes im vorigen Jahrhundert verfallen war und so seiner Familie mit den Nahrungsquellen den Frieden raubte, in dem allein der Kinder Wesen zum Guten gedeiht! Störrig von Natur, ward der große Mann nur noch abweisender gegen die Menschen durch den Mangel an Liebe, den er in der Kinderzeit zu tragen hatte. Denn wer nicht geliebt ward, wie kann der lieben? Nur die Liebe lehrt lieben. Die Liebe ist eine zarte Pflanze des Gemüthes, die zur rechten Zeit erweckt werden will, wenn sie nicht ewig schlafen soll. Doch wem sie frühzeitig mit Sonnenschein und Regen genährt wird, dem wächst sie zu einem überschattenden Baume heran, unter dem er selbst und viele viele, alle, die ihm nahen, in Friede und Freude ruhen können. Er erschließt sein Herz Allen, jedes Herz zieht er an das seinige heran, indeß der Andere, der Liebe von Jugend auf Entblößte, zeitlebens lieblos bleibt gegen den Einzelnen und nur, wenn in seiner Seele das Große wohnt, sein Herz mit ungetheilter Macht dem Ganzen der Welt, der Menschheit, dem Ideal zuwendet.

Gluck und Beethoven wurden vom Geschicke zur mühevollen kampfreichen Umgestaltung ihrer Zeit erzogen, indeß Mozart, der Genius der Schönheit, in stiller Harmonie und Liebenswürdigkeit den ewigen Sternen gleich eine ruhige Bahn wandelte.

Von ihm, der in der Jugend die Fülle der Liebe in sich aufgesogen hatte, gingen nun aus die Ströme der Liebenswürdigkeit, der Harmonie, der Schönheit, und wie ein jugendlicher Held siegte er über seine Zeit, nicht heftig anstreitend, sondern bloß durch den Zauber seiner Erscheinung, die mit leichtgeflügeltem Götterschritt auf den Höhen der Menschheit wandelte und strahlenaugig, mit herzgewinnendem Lächeln, in unsäglicher Anmuth Hoch und Niedrig, Groß und Gering, Gut und Böse mit den duftenden Blüthen seines Schaffens beglückte.

Zweites Kapitel.

Wolfgang war jetzt zehn Jahre alt, also ein ausgewachsener Knabe. Aber er war auch bereits ein vollkommener Compositeur. Schon der Londoner Bach hatte gesagt, es sterbe mancher Kapellmeister, ohne das zu wissen, was der Knabe wisse. Als sie nun wieder nach Wien kamen, — denn den Vater hielt es wiederum nicht lange in Salzburg, zumal im Herbst 1767 in Wien die Vermählung der Erzherzogin Maria Josepha mit dem Könige von Neapel stattfinden sollte —, da ward bereits der Neid und die Eifersucht der Zunftgenossen rege, und man bereitete von allen Seiten Hindernisse, damit Wolfgang sich nicht öffentlich produciren könne. In der That, er leistete bereits damals das Gleiche, was die meisten der lebenden Componisten vermochten und fand auch bald Gelegenheit dieß öffentlich zu zeigen. Kaiser Joseph, der damals bereits zu einem Sparsystem übergegangen war, das besonders die Künstler drückte, weil sie gewohnt waren, von der Gunst der Großen zu leben, gewährte zwar dem jungen Künstler, dessen Fortschritte er abermals

höchlich bewunderte, und der reizenden Nannerl, die derweilen zur lieblichsten Jungfrau herangeblüht war und der die kaiserlich leutseligen Bemerkungen „gar oft die Röthe ins Gesicht trieben", nicht die früheren reichlichen Geschenke, wohl aber gab er Wolfgang den erfreulichen Auftrag eine Oper zu schreiben. Es war La finta semplice, „die verstellte Einfalt", eine komische Oper in drei Acten.

Wolfgang machte sich sofort an die Arbeit. Da aber der Theaterdirector Affligio mit Hergabe des Libretto bis in das Frühjahr hinein zögerte, so ward die Oper erst nach Ostern fertig. Man dachte nun an das Einstudiren. Allein jetzt zeigte sich der Brodneid der übrigen Musiker, die auf alle mögliche Weise versuchten die Aufführung zu verhindern. Bald hieß es, es sei eine Schmach, einen zehnjährigen Knaben an derselben Stelle zu sehen, wo bewährte Meister wie Hasse und Gluck zu stehen gewohnt seien — denn der Kaiser hatte ausdrücklich gewünscht, daß Wolfgang die Direction der Oper selbst übernehme —, dann wieder: die Musik sei nicht von ihm, sondern vom Vater, welcher Verläumdung dieser die Spitze dadurch abbrach, daß er seinen Sohn in Gegenwart von Künstlern sofort eine Arie oder eine Sonate aus dem Stegreif componiren ließ, — und zuletzt steckte man sich hinter die Sänger: sie würden mit solcher Knabenarbeit keine Ehre einlegen, und diese ließen sich denn auch zum Widerstande verführen, obgleich Wolfgang ihnen allen die Musik so recht auf den Leib zugeschnitten hatte. Ob nun gleich der mildgesinnte Hasse, der jedes aufstrebende Talent willig anerkannte und jedes redliche Bemühen gern unterstützte, geradezu erklärte, Wolfgangs Oper sei besser als die von zwanzig lebenden Componisten, so kam es doch durch

das Widerstreben des Theaterdirectors, der auf den wiederholten Befehl des Kaisers und das stete Drängen des Vaters endlich erklärte, er werde die Oper zwar geben, aber auch dafür sorgen, daß sie gehörig ausgepfiffen werde, am Ende dahin, daß der Vater dieselbe ganz zurückzog und es mit einer Beschwerdeschrift beim Kaiser versuchte, die aber keinen Erfolg hatte. Denn das Theater war damals nicht kaiserlich, sondern gehörte dem Director Affligio, und dieser war ein Abenteurer und schlechter Mensch, der später wegen Fälschung ins Zuchthaus kam.

So war der ganze Sommer ohne irgend welchen Erfolg für die Künstlerfamilie geblieben, und Wolfgang sollte damals zuerst die widerwärtigen Mächte kennen lernen, mit denen er fortan oft genug zu ringen hatte. Damals freilich empfand er das Widrige der Intriguen und des Neides weniger, als der Vater, und dieser, von Natur und durch den Gang seines Lebens darauf eingerichtet mit solchen Dingen umzugehen, ließ sich nicht irre machen, sondern verfolgte trotz Aerger und Unmuth, die ihn allerdings zuweilen befielen, mit männlicher Consequenz die Bahnen, auf denen er seines Sohnes Glück zu finden gewiß war. „So muß man sich in der Welt durchraufen," schreibt er; „hat der Mensch kein Talent, so ist er unglücklich genug; hat er Talent, so verfolgt ihn der Neid nach dem Maße seiner Geschicklichkeit. Allein mit Geduld und Standhaftigkeit muß man die Leute überzeugen, daß die Widersacher boshafte Lügner, Verläumder und neidische Creaturen sind, die über ihren Sieg in die Faust lachen würden, wenn man sich erschrecken oder ermüden ließe."

Sein nächstes Ziel war Italien. Denn dieses Land war damals das Elysium aller Musiker. Wer dort an irgend

einer Bühne einmal mit einer Oper einen durchschlagenden Erfolg errungen hatte, dem standen die sämmtlichen Bühnen Europas offen und Ruhm wie glänzender Erwerb waren ihm gewiß. Damals kannte man keine anderen Opern, keine anderen Sänger als italienische, und Virtuosen wie Componisten aus allen Ländern mußten nach Italien gehen und womöglich bis auf ihren Namen hinunter italienisirt werden, ehe ein Opernpublikum sie anhören mochte. So hatte es schon Händel gemacht, so machten es Hasse und Naumann, und wer sich der welschen Weise bequemte und den eigenen Geist nur innerhalb dieser bestimmten Manier walten ließ, dem war das hesperische Publikum auch gern bereit, seine Leistungen anzuerkennen, ja es pries Händel in seinem Rinaldo, vergötterte den divino Sassone Hasse mit seinen hundert Opern nach italienischem Zuschnitte und hatte Gefallen an Glucks frühern Werken, die ihm in Rom sogar den Orden vom goldenen Sporn eintrugen. Und keiner der Maestri, die in Neapel, Rom oder Mailand Lorbeeren geerntet hatten, blieb ohne eine bedeutende Laufbahn. Glucks Reformen hatten damals noch nicht begonnen.

So war auch La finte semplice eine opera buffa ganz nach italienischem Zuschnitte. Der damals berühmte Dichter Coltellini hatte das Libretto verfaßt, und Italiener waren auch die Sänger, welche die Oper ausführen sollten. Man kann also denken, wie sehr der Vater darauf denken mußte, Wolfgangs Oper zur Ausführung zu bringen. Des Erfolges war er gewiß, er kannte die Schreibart seines Sohnes, der zu der vollkommenen Sicherheit in der Beherrschung der gewohnten Formen noch die ganze Natürlichkeit seines jugendlichen Empfindens hinzubrachte und ja schon eines Hasse

Beifall erweckt hatte. Um so empfindlicher mußte ihm die Täuschung sein, als er endlich von der Unmöglichkeit der Aufführung sich überzeugt hatte. Zudem entzog man ihm für die lange Zeit der Abwesenheit von Salzburg dort noch sein Dienstgehalt, und da nun die Familie so lange ohne Einkommen leben mußte und Wolfgang und Nannerl obendrein wieder einmal schwer erkrankt waren, — sie hatten im Winter die Blattern gehabt, Wolfgang hatte vierzehn Tage blind dagelegen —, so wird man begreifen, daß der Vater nicht gern noch länger an einem Ort verweilen mochte, wo für seine Zwecke zunächst nichts weiter zu gewinnen war. Gleichwohl schrieb Wolfgang in Wien erst noch eine kleine deutsche Operette, Bastien und Bastienne, deren Text der Hoftrompeter Schachtner nach Rousseaus Devin du village bearbeitet hatte, die jedoch ebenfalls nicht zur öffentlichen Aufführung gelangte, sondern bloß in dem Gartenhause eines Herrn Mesmer gesungen ward, und eine solenne Messe zur Einweihung der neuen Waisenhauskirche in Wien, die er am 7. Dezember 1768 eigenhändig mit einem großen Tactstocke dirigirte.

Im höchsten Grade zu bewundern ist es und zeugt sowohl von der außerordentlichen Begabung als der vortrefflichen musikalischen Anleitung, daß der zwölfjährige Knabe mit dem sichersten Tacte die verschiedenartige Compositionsweise dieser Werke, besonders der Opern, so ganz auseinander zu halten wußte. Nichts ist verschiedener von einander, als die italienische Oper, die durchaus aus dem Recitativ, also vom dramatischen Gesange ausgegangen war, und das deutsche Singspiel, bei dem das Lied die Grundlage bildete. In beiden Genren traf Wolfgang den richtigen Ton mit der größten

Sicherheit, und während in der tinta semplice durchaus die Form der Arie mit ihrer auf contrastirenden Motiven gegründeten Gliederung und bestimmter Wiederholung der einzelnen Theile herrscht, ist in Bastien und Bastienne das Vorbild des deutschen Volksliedes selbst bis in die Bildung der Melodie hinein zu verfolgen. So eignete sich Mozart schon früh die charakteristische Eigenthümlichkeit in der dramatischen Musik der beiden Nationen an, deren Verschiedenartigkeit er in seiner eigenen künstlerischen Auffassung zu einer höheren Einheit aufheben sollte. Dieser Prozeß jedoch vollzog sich erst um mehr als zwölf Jahre später. Zunächst noch wandelte der Knabe theils aus angeborenem echt künstlerischen Gefühle, theils in Folge der Anleitung seines Vaters den Weg der feinen und scharf ausgeprägten Formen, die ihm die italienische Musik in bezaubernder Anmuth entgegentrug.

Denn jetzt sollte er diese reine Weise der Kunst bald an ihrer Quelle kennen lernen, er sollte die reinere Luft athmen und den zaubervollen Himmel sehen, die ruhig schönen Linien der Berge, die herrlichere Rundung der Bäume, die charaktervolle Gestaltung der Pflanzen und den edlen Wuchs des Volkes, das den hesperischen Boden bewohnt. Bald sollte die ewige Roma unter seinen Füßen wogen, ein bewegtes Meer von Hügeln und Kuppeln, von Kirchen und Palästen, das den Ernst und die Hoheit der weiten Welt auf den Zügen ihres tausendjährigen Antlitzes trägt und doch wiederum die Anmuth und den freien Geist des menschlichen Wesens dem erstaunten Auge auf St. Pietro in montorio entgegenlächelt. Zwar der Knabe, dem diese Welt, die so viel Tausenden eine reiche Quelle der geistigen Nahrung ward, so viel Tausenden ein ersehntes Ziel bleibt, leuchtend entgegentrat,

war erst dreizehn Jahre alt. Aber sein Auge war offen für die Herrlichkeiten der Erde, sein Auge war das eines Genius, das diese Herrlichkeit in sich aufsaugt und von ihr seine Seele sich erfüllen läßt, auch ohne daß ihm ein Denken, ein Bewußtsein dieses Eindruckes kommt. Mozart reflectirte nie über dergleichen Eindrücke. Auch in den späteren Jahren sind seine Bemerkungen darüber sehr sparsam, und deßhalb dürfen uns die Briefe an sein liebes Nannerl nicht beirren, weil sie so wenig berichten von der Schönheit Italiens. Die Eindrücke waren gleichwohl stark und sehr bedeutsam für seine künstlerische Entwicklung.

Drittes Kapitel.

Gegen Ende des Jahres 1768 kehrten die Reisenden von Wien nach Salzburg zurück. Wolfgang ward dort in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen bald zum Concertmeister ernannt. Die Studien gingen während des nächsten Jahres ihren gewiesenen Weg. Der Vater versäumte nicht den angehenden Componisten nach allen Seiten hin die Mittel der Musik sich aneignen zu lassen. Wolfgang componirte im Jahre 1769 noch zwei Messen. Dann aber ging es über die Berge in das Land der milderen Lüfte.

In Innspruck wie in Roveredo erregte Wolfgangs Spiel auf Clavier und Orgel das gränzenlose Erstaunen, das man schon zu vernehmen gewohnt ist. Auch in Verona mußten sich Vater und Sohn mit Gewalt zu der Orgel hindrängen, so groß war der Zulauf der neugierigen Menge. In Mantua spielte Wolferl im Concert der philharmonischen Gesellschaft, und in Mailand, wo sie vor Ende Januar 1770 ein=

trafen, erregten seine künstlerischen Leistungen, besonders seine Compositionen ein solches Aufsehen, daß der nächste Zweck der Reise, die scrittura der Oper zu erhalten, in der That schon hier erreicht wurde: für die nächste stagione ward Wolfgang engagirt. Das Honorar ward auf hundert Dukaten und freie Wohnung während des Aufenthaltes in Mailand bestimmt. Das Textbuch sollte ihnen bald nachgesandt werden; denn die Reisenden gingen sogleich weiter. Erst in den Weihnachtstagen sollte die Oper gegeben werden, und so konnte Wolfgang mit Ruhe erst erkunden, was der Geschmack dieses Landes sei.

In Bologna ward der kleine Componist von dem großen Musikgelehrten Padre Martini wegen seiner Arbeiten sehr belobt und lernte dort zugleich den größten Sänger seines Jahrhunderts, den Castraten Farinelli kennen, dessen Stimme und hohe Kunst ihm einen bedeutenden Eindruck machten. Im Uebrigen kritisirte er alle künstlerischen Leistungen scharf, wie man aus den launigen Berichten ersieht, die er sowohl über die Oper als die Sänger an seine Schwester macht. Sein Urtheil ist selbständig, und doch spricht aus Allem der natürlich richtige Sinn des unbefangenen Knaben, der klug ist ohne Altklugheit und frei ohne vorlautes Wesen.

In Florenz wurden die Reisenden wegen ihrer österreichischen Empfehlungen besonders vom Hofe gar wohl aufgenommen. In Rom schrieb Mozart aus dem Gedächtniß das berühmte Miserere von Allegri nieder, das dort am Charmittwoch in der Sixtinischen Capelle von den päpstlichen Sängern vorgetragen wird. „Du weißt," schreibt der Vater, „daß das hiesige berühmte Miserere so hoch geachtet ist, daß den Musicis der Kapelle unter der Excommunication verboten ist, eine Stimme

davon aus der Kapelle wegzutragen, zu kopiren oder Jemanden zu geben. Allein wir haben es schon. Wolfgang hat es aufgeschrieben und wir würden es in diesem Briefe nach Salzburg geschickt haben, wenn nicht unsere Gegenwart es zu machen nothwendig wäre. Die Art der Production muß mehr dabei thun als die Composition selbst. Wir indessen wollen es auch nicht in andere Hände lassen, dieses Geheimniß ut non incurramus mediate vel immediate in censuram ecclesiae." Sie nahmen an allen Festlichkeiten dieser Zeit möglichsten Antheil, und Wolfgangs Phantasie mag durch diesen edlen Pomp der Kirche noch mehr angenehm erregt worden sein, als im Dome von Salzburg. Er berichtet seiner Schwester von den „prächtigen Functiones." Dann ging es nach Neapel. Auch dort war der Erfolg des Knaben glänzend, wie denn schon von Rom aus der Vater schrieb, je tiefer sie in Italien hineinkämen, desto lebhafter werde die Bewunderung. Als Wolfgang im Conservatorio alla pietà spielte, wähnten die Neapolitaner die Fertigkeit seiner linken Hand beruhe auf einem Ringe, in dem ein Zauber stecke. Als er ihn vom Finger abzog, wollte die Verwunderung wie der Beifall kein Ende nehmen.

Nach Rom zurückgekehrt sahen sie die herrliche Girandola, die überraschende Erleuchtung der Peterskirche, die Darreichung des neapolitanischen Tributs und andere Festlichkeiten, und Wolfgang erhielt vom Papste das Ordenskreuz zum goldenen Sporn, worauf er denn nicht anders als Signor Cavaliere angeredet ward. Doch hat man niemals weiter vom „Ritter" Mozart gehört. Der Vater schrieb: „Du kannst Dir einbilden, wie ich lache, wenn ich allezeit zu ihm Signor Cavaliere sagen höre." Doch wußte er die kleinen Vortheile, die

dergleichen auf Reisen bringt, wohl zu nutzen, wie er es denn auch wohl zufrieden war, daß man Wolfgang für einen deutschen Cavalier oder gar einen Prinzen, und ihn für dessen Hofmeister nahm. Sie hielten auf gute Kleidung, und Wolfgang hat diese Neigung zeitlebens nicht verloren, er liebte es stets gefällig gekleidet zu gehen. Die äußere Stellung dagegen, die ein Orden gab und die im vorigen Jahrhundert von größerer Bedeutung war als heute, hatte wenig Interesse für ihn. Mehr werth war ihm die Ernennung zum Mitgliede der academia filarmonica in Bologna, die am 13. August erfolgte. Im Oktober kehrten sie nach Mailand zurück.

So hatte unser junger Maestro das Land der Schönheit durchwandert, und ob ihm gleich zunächst nur die Musik und vor Allem die Composition seiner Oper am Herzen lag, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die vielen Eindrücke von Natur und Kunst, die sein empfänglicher Sinn in diesem Lande gewann, einen bedeutenden Einfluß auf die Klärung seines Innern, auf die Schärfung vor Allem des innern Auges gehabt hat. Denn was all seine Werke früh oder spät vor denen anderer Meister auszeichnet, die lichtvolle Klarheit in der Anordnung der Theile, im rhythmischen Bau des Ganzen, ist ganz gewiß, abgesehen von der Naturanlage, Folge dieser Uebung im Schauen, die ihm die Betrachtung der Natur und der bildenden Kunst brachte. Vom Auge, mit dem wir messen, überträgt sich das Maß der Dinge auf das Gehör, auf das ganze Innenleben, das Schauen regelt unsere Phantasie am meisten. Der Vater ließ es auch keineswegs daran fehlen, den Sohn auf Alles aufmerksam zu machen, was in diesem Lande sehenswerth ist. Er selbst schreibt von Florenz an seine Frau:

„Ich wollte, daß Du Florenz selbst und die ganze Gegend und Lage der Stadt sehen könntest: du würdest sagen, daß man hier leben und sterben soll.“ Und Wolfgang wünscht in Rom, daß nur seine Schwester da wäre, denn ihr würde diese Stadt gewiß wohl gefallen, und von Neapel schreibt er: „Neapel ist schön.“ Auch wurden die Museen besucht: „Questi giorni fummo nel Campidoglio et videmmo varie belle cose.“ Wie mögen die Antiken wie die herrlichen Bauten dieses Landes auf die Einbildungskraft des vierzehnjährigen Knaben eingewirkt haben!

Zunächst freilich fand diese Einwirkung gewiß nur in zweiter Linie Statt. Aber muß sie ihm nicht den klaren architektonischen Bau der italienischen Musik und vor Allem die feine Anmuth ihrer Linien bedeutend verständlicher gemacht haben! Der Zauber alles dieses, nicht blos der Musik, ist auch auf Mozart's junges Gemüth so groß gewesen, daß er noch acht Jahre später von dem leidigen Paris aus den Vater bittet: „Sie müssen mir versprechen sich zu impegniren unterdessen, daß ich bald Italien zu sehen bekomme, damit ich doch hernach wieder aufleben kann. Machen Sie mir doch diese Freude, ich bitte Sie darum.“ Vor Allem gewann Wolfgang hier, was ihm zum Heile der Musik stets verblieb, die Ueberzeugung, daß die Melodie das Leben der Musik sei, und Alles was er nachher lernte, sei es die Vielstimmigkeit der deutschen Musik oder die reichere und tiefere Färbung durch die Instrumente, nichts konnte ihn daran hindern, die fein rhythmisirte Tonlinie, die wir Melodie nennen, als die Hauptsache zu betrachten und alles Andere ihr so zur Verstärkung, zur Füllung, zur Hebung dienen zu lassen, wie die umgebende Natur

das holde Bild des Menschen hebt. Hierüber ist nun vorerst ein allgemeineres Wort zu sagen.

Viertes Kapitel.

Wir sagten, die Melodie sei das Leben der Musik, und Italien war es, das hier zuerst den Preis gewann, so wie ihn Griechenland in der Plastik gewonnen hatte. Oder war es nicht ein Sieg, als es dem Hellenen gelang, von der Darstellung der leblosen Natur zur Darstellung des persönlichen Wesens, des Menschen überzugehen? Dem Aegypter war es gelungen, die ewigen Grundverhältnisse des Alls in starren mathematischen Figuren aufzustellen und von dem Lebenden höchstens das Thier als Kunstbild zu verwerthen. Der Grieche sah diese Grundverhältnisse reiner, tiefer, voller; seine Architektur ist bei gleicher Reinheit der Proportionen ungleich reicher entwickelt. Aber er sah noch mehr, er sah als den Mittelpunkt des Alls den Menschen und stellte das Ideal seiner Gestalt auf. Ist es je übertroffen worden? Kann es je übertroffen werden? Ist es nicht der Mensch, so wie ihn Natur als Gestalt gedacht hat? Prägt nicht jeder Theil seines Körpers, jede Linie das zum Geist Gediehene all der Natur aus, deren tausendfältige Kräfte sich hier zum Persönlichen concentrirt haben. Und gewinnen nun diese tausendfältigen Kräfte und Formen der Natur nicht erst ihren vollen Werth, ihren richtigen Werth? Was ist alle Kunst, alle Poesie der früheren Völker gegen das, was die Griechen schufen, als sie die Würde des Menschen erkannt hatten!

In gleicher Weise wühlte der menschliche Geist inner=

halb der Tonkunst Jahrtausende lang mit dumpfer Verehrung in den Elementen umher und betete lange Zeit blos die ewigen Verhältnisse an, ehe er das Persönliche fand. Herrliches schuf der fruchtbare Geist der Nationen auf diesem Pfade, Großes wie Aegyptens Pyramiden, die den Bau der Welt still nachahmend preisen, Schönes wie der Griechen Tempel, die der Gliederung dieses Alls näher kamen. Palestrina und Orlando di Lasso und noch ältere Meister ragen in die Ewigkeit hinüber wie jene Bauten, an denen keine Zeit etwas zu zerstören vermocht hat. Sie, die Urbilder des Alls bleiben die Vorbilder aller Kunst, an denen der menschliche Verstand sich stets wieder Raths erholen kann, sie bleiben der Urverstand der Menschheit und regeln die Geschlechter aller Zeiten.

Und doch schwebt über diesem Hohen noch ein Höheres. Wie schön ist der Wald, wie herrlich das Meer, wenn ein Stamm neben dem andern, eine Woge über die andere sich gleichmäßig erstrecken, wie erweckt dieses Bild der ruhigen Bewegung in unserem Geiste die lebendige Vorstellung von der Unendlichkeit der stets gleichmäßig wirkenden Kräfte, die das Weltall schufen und erhalten, — wie sehr werden wir gemahnt an die Unendlichkeit des göttlichen Geistes! Und nun laßt diese Elemente im Aufruhr erscheinen, wie kommen uns dann diese ewigen Mächte in ihrer ganzen fürchterlichen Majestät zu Sinne! Laßt in den Wald den Sturm hineinwüthen und die Bäume wie Halme zerknicken, und in das Meer den Orkan, daß die Wellen himmelhoch brausend an die starre Felswand schlagen, dann ahnen wir die Größe der Naturgewalten, die zerstörend schaffen und schaffend zer-

stören! Eins wie das andere vermögen Poesie und Kunst in herrlichster Weise darzustellen.

Aber nun laßt aus dem duftigen Grün des Waldes, aus dem Wechsel der grauen Stämme in seinem ganze Reize ein holdes Menschenbild hervortreten, laßt auf den sanften Wogen des Meeres im kleinen Nachen ein Mädchen sich schaukeln und singend die regelmäßige Welle zum bloßen Tacte für den lebendigen Ausdruck ihrer Seele machen, laßt sie ein Auge aufschlagen, in dessen Blau der Himmel sich malt oder in dessen unergründlichem Schwarz die Tiefen des irdischen Seins sich aufthun, laßt sie in anmuthigen Bewegungen dem Wogen des ewigen Meeres folgen und in sinnigem Spiel die zarte Regung ihres inneren Lebens verrathen, — wo bleibt dann jener Schein des Unendlichen, jene Ahnung des Göttlichen, die wir schon im Elemente fanden! Jetzt haben wir es selbst, wir glauben, es stehe leibhaftig vor uns, wir haben es in seiner schönsten Blüthe, in persönlicher Gestaltung vor Augen! Und wie erscheint nun Wald und Meer und alle Ausbreitung der Welt rings um uns her nur als Unterlage, als Fundament, als der Boden, auf dem das holde Wesen des Geistes in lebendiger Erscheinung wandelt.

Ist es anders in der Musik? Hatten nicht Palestrina wie Orlando, die Heroen der alten Kirchenmusik in der That die Tiefen ihrer Kunst ermessen, als sie in ihrer großartigen Vielstimmigkeit eben jene Urthätigkeit der Elemente wiederspiegelten, welche dem schauenden Auge die sich immer und immer verschlingenden Wogen des Meeres oder die Säulenreihen der Bäume, die sich im Walde zur schönsten Perspective zusammendrängen, gleichsam im Halbdunkel offenbaren? Waren die unendlichen Verschlingungen der Kräfte, die das Innere des

Menschen so gut wie die Natur durchwühlen, nicht eben so Gegenstand der Musik geworden, als Bach und Händel einen neuen und tieferen Sinn wie der Welt so der Kunst aufsuchten? Aber selbst sie fanden nicht den Menschen, den einzelnen, das persönliche Wesen, in dessen Kleinheit sich die Großheit der Welt zusammenfaßt, sie blieben noch bei jenem allgemeinen Bewegen und Wogen des Menschenmeeres stehen, in dem sich zwar Woge von Woge kenntlich abhebt, aber keine der anderen vorwiegt, keine für sich etwas bedeutet. In der Natur gilt die Gattung, in der Menschheit das Individuum, die Person. Und dieses hatte nun vor Allem der feine Sinn der Italiener in die Kunst eingeführt, als er sich bestrebte, durch Wiedererweckung der griechischen Tragödie auch für die Musik einen Boden zu gewinnen, auf dem der einzelne Mensch redend und handelnd auftreten könne. Aus der Oper hatte sich das entwickelt, was wir heute die kunstgerechte Melodie nennen. Und als sie nun da war, dieses menschengestaltige Wesen, ward nicht da alle Macht der Elemente zunächst ganz vergessen und mit dem Reiz dieser holdseligen Gestalt ein Cultus getrieben, als stände das Göttliche in höchsteigener Person vor unseren Augen! Der Italiener freilich versäumte es, dieses zarte Geschöpf seines Kunstsinnes stets und immer wieder an den Brüsten der Natur zu nähren und es so frisch und lebendig zu erhalten. Er vergaß, daß der Mensch doch nie der nährenden Erde entbehren kann, und so verkümmerte dieses holde Wesen der Natur unter seinen Händen allgemach zur Zierpflanze, die freilich stets die Reinheit und Schönheit ihrer Form bewahrte und stets in ihrer Erscheinung die Anmuth und den Reiz des Menschenbildes zur Schau trug. Allein allgemach fehlte ihr die Nahrung, und wäre nicht von

anderer Seite her, von dem rauheren Norden, der der Mutter Natur näher geblieben war, Hülfe gekommen, das reizende Kind wäre mit all seiner Schönheit zu Grabe gegangen und die Kunst hätte ihren Kernpunkt wieder verloren.

Der es rettete, der seine Schönheit in sich aufnahm, war vor allen Künstlern zunächst Mozart. Er brachte ihm die volle Nahrung der Natur, die Kraft der Elemente wieder entgegen, er kannte den deutschen Contrapunkt, und es blühte unter solchen Händen zu seiner ganzen Herrlichkeit auf. Erst er goß dieser zarten Gestalt dann auch die ganze volle lebendige Seele ein, die uns aus dem Auge des Menschen anlacht. Nicht als wenn die italienischen Melodien dieses warmen innern Lebens ganz entbehrt hätten. Vielmehr haben Scarlatti's und Pergolese's Weisen schon einen Grad von Süßigkeit der Empfindung, der einzelne von ihnen bis in die neuesten Tage hinüber gerettet hat. Aber die Zeit Mozart's war eben darnach angethan, daß das innere Leben in seiner ganzen Fülle zu erwachen begann. Wie Frühlingsblüthen sprossen die lieblichsten Lieder der Liebe in Menge hervor. Männer wie Christian Bach und Federico Fiorillo hatten bereits Sonaten geschrieben, die lebhaft an den Zauber und Schmelz der Empfindung, den wir bei Mozart finden, erinnern. Ja selbst Göthe hatte schon seine bezaubernden Weisen angestimmt und leise lockend die Herzen der Nation zu sich hingezogen und sie für Liebe und Zärtlichkeit aufgethan. Mozart dann war es, der auch in der Musik das Mittel gefunden hatte, den ganzen Reichthum dieses Innenlebens auszusprechen. Er löste das Siegel von den Herzen der Menschen, als er begann sein volles reiches Herz aufzudecken, und dies ist das Geheimniß, wodurch ihm vor allen andern

es gelang, die persönliche Rede, die der Italiener in der Musik gefunden hatte, zu seiner eigenen Sprache zu machen. Sein Herz aber war es, das diese Sprache suchte und verstand.

Fünftes Kapitel.

Es ist wunderbar, daß ein Herz, ein Mensch so viel tausend Herzen in sich bergen kann. Da doch äußerlich einer aussieht wie der andere, trägt der eine in seinem Innern einen unerschöpflichen Born der Liebe, womit er alle Welt speist, derweilen der andere kaum die wenigen Menschen seiner Umgebung, kaum zwei bei drei dürftig nährt. So quoll ja auch Mozart's junges Herz von Liebesbedürfniß über. Sagte es nicht schon Schachtner's Brief? Und wie sind die wenigen Zeilen, die er von Italien aus den ausführlichen Briefen des Vaters anhängt, so jedesmal in einfachen Kinderworten der Ausdruck der zärtlichsten Anhänglichkeit an Mutter und Schwester und den gesammten Freundeskreis. Er hat keinen vergessen, er fragt nach jedem, er hat Theilnahme für Marthel's Krankheit, für Herrn Hagenauer's Unglück: „Wir haben heute, schreibt der Vater, in der Kirche beyde für seine Besserung Gott inständig gebeten." Die „wichtigen und hohen Gedanken von Italien", die vielen Arbeiten halten ihn davon nicht ab. Und doch ist er manchmal „völlig verwirrt vor lauter Affairen." Der Mama küßt er 100000000 die Hände und der Nannerl „das Gesicht, Nase, Mund und Hals." Alle Posttage, wenn die teutschen Briefe kommen, schmeckt ihm das Essen und Trinken viel besser. In jedem Zettel macht er irgend einen Scherz mit dem Nannerl und zeigt in diesen Neckereien, wie so unzerreißbar fest sein Herz an

ihr hängt. Wie denn überhaupt die stete Lustigkeit, von der sowohl er als der Vater immerfort berichtet, einen Schluß machen läßt auf die schöne Harmonie seines Innern, die eine Folge der reinen warmen Empfindung, der wahrhaftigen Liebe zu Jedermann ist. Er fühlte sich eben in sich selbst versöhnt, weil er sich mit den Menschen versöhnt fühlte.

Aber auch für die Schönheit des anderen Geschlechtes regt sich in leiser Neigung schon der feine Sinn des Knaben. Liebe und Schönheit, Schönheit und Liebe, wo waren sie je von einander getrennt! — Von der prima ballerina zu Mantua berichtet er in Salzburger Derbheit: „man sagt, sie sei gar kein Hund; ich aber habe sie nicht in der Nähe gesehen.“ Er sah sich die belle donne also doch bereits an. Und wie Gottfried von Straßburg erzählt, schon mit zwölftem Jahre sei er in die Minnenhöhle gekrochen, so deuten auch bei diesem Knaben die Worte: „Mit meiner Schwester hätte ich viel zu reden. Aber was? Das weiß nur Gott und ich allein,“ schon auf zartere Regungen hin, die sich freilich im nächsten Jahre bestimmter aussprechen: „Was Du mir versprochen hast (Du weißt schon was — — — o Du Liebe Du) halte gewiß, ich bitte Dich. Ich werde Dir gewiß verbunden sein.“ Denn ihre kleinen Geheimnisse theilten die Geschwister einander getreulich mit. Wir werden auf alle diese Dinge näher zu sprechen kommen, wenn erst einmal das volle Leben des Innern erwacht sein wird, von dem sich hier erst zarte Spuren enthüllen. Allein obgleich der vierzehnjährige Knabe bereits selbständige Regungen seines tieferen Empfindens beweist, an dieser Stelle seiner Entwicklung ist mehr auf das allgemeine Element hinzudeuten, aus dem ihm das eingeborne Gefühl sich nährte, auf die schöne

einzige Weise, wie die ganze Familie mit einander lebte, wie Vater und Mutter den reichen Strom der Liebe über das empfängliche Gemüth des Knaben ausgossen. Zwar redeten die Kinder ihre Eltern noch mit Sie an, aber dennoch herrschte in diesem Verhältnisse die Liebe mehr als die Verehrung, und niemals trat der blos kalte Respect hervor, durch den das Familienleben einer früheren Zeit in seiner Entwicklung durchaus zurückgehalten ward.

Der ungleich größere Spielraum, den die Liebe, wenn *sie* die Erzieherin ist, in der Entfaltung des eigenen Empfindens gewährt, hatte für Mozarts Natur die größte Bedeutung. Man ließ ihm wirklich freie Hand in der Bethätigung seiner Eigenheit, und nur die weise Art, mit der ihn der Vater in sanfter Ermahnung an eine stete Beschäftigung gewöhnte und so vor Allem die schaffende Phantasie in reger Thätigkeit erhielt, bewahrte den Knaben vor den gewöhnlichen Unarten und Unordentlichkeiten, die in so manches schöne Jugendleben tiefe Schatten werfen, und gab den tausendfachen Regungen seines bewegten, leicht entzündlichen Innern jenen Anhalt, das dem gewöhnlichen Menschen der Kampf mit äußerer Noth gewährt, indem es seine Willenskraft ausbildet. In Mozarts Erziehung war keinerlei Zwang, körperliche Züchtigung nun gar wurde niemals nöthig, weil der Knabe von Natur folgsam war. Und so ward, was entscheidend ist für die Entwicklung des Künstlers, die *freie Neigung das Gesetz, nach welchem er sein Leben führte.*

In Florenz hatte er mit dem gleichalterigen Engländer *Thomas Linley*, der auch ein musikalischer Wunderknabe war, eine zärtliche Freundschaft gestiftet. Sie waren während der wenigen Tage, die sie beisammen blieben, unzertrennlich und

wetteiferten unermüdlich mit einander in ihren Leistungen. Der Abschied kostete beiden bittere Thränen. Und fällt nicht in die gleiche Zeit die schwärmerische Freundschaft, die Göthe mit Lavater, Jacobi und Andern schloß? War nicht auch kurz vorher der Göttinger Hainbund entstanden? In ganz Deutschland regte sich dieses Ueberquellen des Herzgefühles, in dem zuerst der Mensch sein tieferes Selbst so über alle Maßen lebhaft empfand. Göthe rief: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum Zwei." Es ging ein wunderbares Klingen durch die deutschen Gemüther. Gleich als sollte die uralte Lehre: „Kinderlein, liebet euch unter einander," nun ganz zur Wirklichkeit werden, lag sich Alt und Jung, Mann und Mann schluchzend in den Armen und versicherte sich ewiger Liebe, unzerstörbarer Freundschaft. Es war der warme Hauch der Liebe, der sich in der verschlossenen Kapsel der Kirche schon am Anfange des Jahrhunderts gezeigt hatte, plötzlich in's Leben eingedrungen. Der Pietismus Spener's und der Mysticismus des edlen Friedrich von Spen waren aus dem kleinen Kreise gläubiger Religionsbrüder in die weite Welt übergetreten und wirkten als geheime Kraft die Wunder der Kunst, die zu der Pedanterie in der Wissenschaft jener Zeit und zu dem verknöcherten Wesen der Kirche, des Staates und des sozialen Lebens in einem seltsamen Contraste stehen. Diese Kraft erwärmte dann allgemach das gesammte Leben der Nation zu neuem Dasein, und aus ihr kam es, daß alle Lebensverhältnisse fortan begannen, den Zopf der französischen Fremdherrschaft abzustreifen und in natürlicher Weise einherzuschreiten. Diese frische Natürlichkeit zeigte sich auch in dem Leben der Mozart'schen Familie und die vorurtheilsfreie Art

des Vaters, der Gellert liebte und Klopstocks Gedichte seinen Kindern zu lesen gab, ließ zunächst einmal den Sohn sein wie er war, ließ ihn seinem natürlichen Empfinden folgen und begünstigte so halb instinctiv, halb mit weiser Einsicht die freie Entwicklung des Genius, aus dessen Herzen der Born der reinsten und tiefsten Empfindung quellen sollte.

Dritter Abschnitt.

Der heranwachsende Jüngling.

1770—75.

Er brach die reifen Früchte in seinen Schooß.

Erstes Kapitel.

Die kirchliche Reformation, die im sechszehnten Jahrhundert nach einander die Nationen des nördlichen Europa ergriff, war eine Reaction des germanischen Geistes gegen die orientalische Gottesverehrung und die antike Bildung, die seiner Zeit den Völkern des Nordens mit der Macht des Schwertes aufgedrungen worden war. Es war aber eine Reaction in dem Sinne, daß fortan das, was man Jahrhunderte lang als Zwang empfunden hatte, weil die Formen, in denen es auftrat, dem deutschen Geiste, der die einfache Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit liebt, fremd und zuwider waren, in seiner eigentlichen geistigen Bedeutung, in seinem ewigen Gehalte freiwillig aufgenommen wurde. Es waren nur die Formen, die der deutsche Geist abschüttelte, den innewohnenden Sinn behielt er. Die Wissenschaft ward von dem Scholasticismus befreit, der den reinen einfachen Sinn der Alten verdeckt hatte, und die Religion von den symbolischen Weisen, unter

denen sich die ewige Wahrheit der Lehre Christi allmälig zu begraben begonnen hatte. Luther gab seiner Nation die heilige Schrift zurück und lehrte den wahren Sinn ihrer Worte. Die alten Griechen wurden in ihrer Urgestalt wieder aufgefunden, ihre Schriften kamen mit den Flüchtlingen aus dem erstürmten Byzanz nach Italien und von dort nach Deutschland, wo sie im Lauf der Zeiten eine ganze neue Bildung begründeten und die große Literaturepoche des vorigen Jahrhunderts vorbereiteten.

Schneller ging dieser letztere Prozeß bei den romanischen Völkern vor sich. Denn sie, die ihrer Abstammung nach dem antiken Leben näher standen, hatten sich nicht gegen etwas Fremdes zu wehren. Vielmehr verhalf ihnen das Wiedererstehen der Antike sogleich zu der höchsten Blüthe des Geistes. Ein Marmorbild nach dem andern erhob sich aus der Erde, aus dem Schutt der Jahrhunderte und zeigte der erstaunten Welt das reine Bild des Menschen, nach dem sie auf dem Wege des Forschens durch lange trübe Jahrhunderte der Gährung sehnlichst getrachtet hatte. Es zeigte den Menschen freilich nur in seiner äußern Erscheinung, nur als G e s t a l t. Aber diese Erscheinung war so echt, so rein, so wahr, so vollkommen menschlich, daß die fromme Phantasie des Volkes, die nach dem Ideale des Menschen strebte, ihr inneres, geistiges Bild dieses Ideales nach dem schönen Maaße einer griechischen Menschengestalt wohl modeln konnte. Christus und die Madonna und all die Heiligen, in denen sich die verschiedenen Typen des Menschengeschlechtes auseinanderlegen, tragen fortan auch in ihrer körperlichen Erscheinung den Stempel des vollendeten Menschenbildes, der bisher bloß aus dem Zauberscheine ihrer herrlichen Augen hervorgeleuchtet hatte. Was

bisher blos schöne Seele war, wird nun ein ganzer schöner Mensch, an dem der Leib schön ist wie die Seele, ein echter Tempel des göttlichen Geistes. Auch die Musik empfing von dieser Wiedererweckung des antiken Lebens die tiefste Anregung, auch sie gewann erst zu ihrem inneren Werthe die äußere Erscheinung, auch sie gewann die menschengestaltige Melodie. Es kann gar nicht hoch genug geschätzt werden, was der feine Sinn der Italiener durch die Erfindung der Oper für die Kunst der Töne geleistet hat.

Professor Otto Jahn, — der Mann, dessen Name für alle Zeiten mit dem Namen Mozarts verbunden bleiben wird, weil er unseres Meisters Größe und Herrlichkeit in ihrem ganzen Umfange darzustellen gewußt hat, dem auch ich mich in aufrichtiger Verehrung beuge, weil sein einzig dastehendes Werk mir wie so vielen erst den wahren Sinn von der Erscheinung dieses Genius erschlossen und den Weg gewiesen hat, auf dem seines Wesens Besonderheit zu erforschen ist, — den ich mit freudigem Danke in hundert Dingen unseres Faches als meinen Lehrer anerkenne und in der hohen Auffassung menschlicher Verhältnisse als mein würdigstes Vorbild, — dessen schöne lautere Zeichnung der menschlichen Persönlichkeit Mozarts, ich gestehe es, mich begeistert hat zu dem vorliegenden Versuche, das Bild dieses einzigen Menschen in einen engeren Rahmen zu fassen, dessen Werk ich also durchaus als die Grundlage meiner Arbeit zu bezeichnen habe, — dieser Mann hat in der unübertroffenen Darstellung, die er von des Meisters musikalischer Entwicklung und seiner gesammten künstlerischen Bedeutung zu geben verstand, auch darauf hingewiesen, wie eigenthümlich es sich traf, daß gerade der Meister, der wie wenige ein langes Leben hin-

durch die wälsche Bühne beherrscht hatte, gleichsam persönlich das Scepter dem Jünglinge übergab, der bei seinen Lebzeiten seinen Ruhm freilich nicht erreichen, aber ihn dauernder der Nachwelt übergeben sollte. Hasse selbst soll nach der Aufführung der theatralischen Senerata, die der sechszehnjährige Mozart für Mailand schrieb, ausgerufen haben: „Dieser Knabe wird uns Alle vergessen machen!“ Questo ragazzo ci farà dimenticar tutti! — Dieser Knabe war aber auch künstlerisch weise genug, nicht klüger sein zu wollen, als die ihm vorangegangenen Meister, sondern sich zunächst unweigerlich an die Art der allgemein verehrten Wälschen anzuschließen und die italienische Oper mit ihren Mängeln wie mit ihren Vorzügen vorerst einfach hinzunehmen. Das Textbuch, das ihm von dem Mailänder Impresario zur Composition übersandt worden war, behandelte wie die meisten der damaligen Opern einen antiken Stoff, einen Stoff aus der „fabulösen Historie“ Mitridate, Rè di Ponto. Natürlich, daß auch in dieser Oper, wie in allen jener Zeit, das Verhältniß der Liebe die Hauptrolle spielt. Denn diese innige Beziehung der Menschen zu einander, das tiefere Seelenleben, das sich in der persönlichen Berührung der Herzen erschließt, ist ja überhaupt der Inhalt, der all unsere Kunst von der Antike unterscheidet, der ihr den besonderen Gehalt gegeben hat. Ist dieses in Poesie und Malerei zu erkennen, wie viel mehr wird es bei der Musik der Fall sein, die ja der eigentliche Tummelplatz ist für diese höchst persönlichen Empfindungen, für dieses eigene Regen des Herzens. Es verlor nun der Stoff, den die Poesie zum Gelände für das Rebengeranke der Töne schuf, freilich durchweg seine antike Großheit, und aus den mancherlei Helden und Riesengestalten der alten Welt

wurden unter den Händen eines Apostolo Zeno und Metastasio, den gewandtesten Operndichtern ihrer Zeit, durchweg kleine Menschlein, die statt der großen Leidenschaften der alten Zeit, statt der Gedanken an den Staat nur Gedanken an ihre Geliebte hatten, statt stolzer Herrscherprojecte verliebte Schäfergefühle in ihrem heroischen Busen hegten. Allein es ist doch auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß selbst dieser elende Abklatsch der antiken Tragödie, diese bleiche Erinnerung an die alte Welt für die Musik ein bedeutender Anhalt ward, sich in fester und sicherer Gliederung, in einer feinen Form zu bewegen und so in ihrer Art das, was die Antike auszeichnete, das Stylvolle zu erreichen.

Dies ist die Hauptsache. Auf die Musik kam es an, nicht auf die Poesie. Freilich hatten die geistreichen Florentiner, denen die Erfindung der Oper zugeschrieben wird, bei ihren Versuchen zunächst nur die Erneuerung der antiken Tragödie im Auge. Es war ihnen von den vertriebenen Byzantinern her die Herrlichkeit dieser Schauspiele wieder aufgegangen, jenes wunderbar Stylvolle in der Darstellung menschlicher Leidenschaften, und irregeleitet von den Berichten der Alten über die außerordentlichen Wirkungen der Musik, der bei diesen Aufführungen allerdings auch eine Stellung zukam, gedachten sie den Sinn der Alten zu treffen, wenn sie die Verse der ihnen nachgebildeten Tragödien zur Laute singend sprachen. So entstand das, was wir heute Recitativ nennen, das freilich der antiken Musik so ferne steht wie möglich. Allein mögen die Alten declamirt haben wie sie wollen, — wir wissen nichts Genaues darüber und werden es wohl niemals erfahren — es wurde durch diese

Versuche eine neue Kunstgattung erfunden, die sich bald als der Weg zu den höchsten Höhen der Tonkunst erwies.

Zweites Kapitel.

Italien hatte freilich zunächst keinen Antheil genommen an der tieferen Erweckung des Geistes, die den ganzen germanischen Norden durchzog. So büßte es für Jahrhunderte den Vortheil eines erneuten geistigen Lebens ein. Es zerfiel als Ganzes, als Volk, und hat erst in der allerneuesten Zeit sich wieder aufzurichten vermocht und seine herrliche Begabung aufs Neue bewiesen. Nur ist nicht zu vergessen, weßhalb die Reformirung der religiösen Anschauung in diesem Volke zu jener Zeit zunächst unterblieb. Es geschah aus dem angebornen Sinne, den diese Nation für das Schöne hat, und weil nun die Formen des Cultus, die dem deutschen groben Verstande bloß als ein Lügenschleier erschienen, durch ihre Schönheit die Phantasie des Italieners durchaus fesselten und „innerhalb der ästhetischen Geistesstimmung überhaupt kein Bedürfniß nach den Trostgründen der Religion sich regt", so ließen sie in ihrem Gottesdienste gerne den großen Kreis der mythischen Gestalten bestehen, die dem religiösen Bewußtsein des Germanen die Wahrheit verdeckten: sie liebten die Kirche und ihre Heiligen, weil sie so gar schön sind.

So reformirte sich Italien nicht auf kirchlichem Gebiete. Die Regeneration des tridentinischen Concils traf nicht den Punct, um den man in der modernen Welt streitet. Allein darum war dem Bewußtsein jener Nation nicht die große Bewegung überhaupt verschlossen, die das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brachte und von der die deutsche Reformation

nur eine, freilich mächtige Welle war, die vielen Unrath zerstörte und manches Gute ans Ufer warf. Die Entdeckung der neuen Welt war von echt katholischen Landen ausgegangen, und der Italiener zeigte gar bald auch in seiner Kunst, wie sehr in ihm der Sinn für die Anschauung der Natur erwacht war: die Landschaftsmalerei ging von Italien aus. Mehr freilich galt die Nahrung, die der italienische Geist aus der wiederaufgefundenen Antike sog und mit der er, man muß es gestehen, zunächst die gesammte übrige Welt speiste. Ich bin weit entfernt, die Reinigung zu unterschätzen, die das Leben der Menschheit in seinen Grundlagen erfuhr, nachdem der große Sohn des Volkes seine Thesen an die Thüren der Kirche zu Wittenberg geschlagen hatte. Allein abgesehen davon, daß selbst die Musik von dem frischeren Sinnenleben des Südens her die stete Anregung zur reineren Formthätigkeit erhielt, ist es wohl zu behaupten, daß Deutschland niemals die Früchte seiner religiösen Umwälzung geerntet hätte, niemals zu einem freien, frohen und schönen Dasein, zu wahrer Menschenbildung gelangt wäre, wenn ihm nicht vor Allem der harmonievolle gesunde Süden damals zu seinem tiefen Gehalte die Form geliehen hätte.

Der Bruch, der durch die Reformation in das Innenleben unserer Nation kam, indem es sich darum handelte, die Natur zu vergeistigen, verhinderte vorerst vollständig die Harmonie zwischen Geist und Natur, die doch des Menschen höchstes Ziel ist. Es wiederholte sich zunächst die Askese des Mittelalters: Fleisch war Sünde, Geist der Teufel. Wie sollten nun diese Menschen, die noch mit ihrem ganzen Schauen nach innen gerichtet waren, etwas für die Kunst thun. Sie verstanden nicht die schöne Harmonie des grie=

chischen Lebens, und so blieb ihnen die Antike ein Buch mit sieben Siegeln. Ist ja noch heute so mancher Deutsche den „nackten Heiligen" gar sehr abhold und duldet sie kaum in seinem Hause. Die antiken Schriftsteller wurden tausendfach commentirt, aber durchweg in der früheren scholastischen Weise. Die wenigen behenderen Geister, die auch in Deutschland das Leben der Alten nach seinem wahren Sinne aufzudecken wagten, büßten ihr Vergehen schwer. Aber die Deutschen pilgerten fleißig nach Rom und brachten lebendigeren Sinn für das Schöne in Leben und Kunst mit heim. Michael Prätorius lernte aus zweiter Hand von den Italienern, Heinrich Schütz war Schüler des großen Johannes Gabrieli. Sebastian Bach begnügte sich mit dem Studium der Partituren, die aus den Druckereien Venedigs nach Deutschland herüberkamen. Händel ging selbst über die Alpen, um sich an dem Schönheitsgefühle dieser Südländer zu erbauen, und brachte sich den Sinn für das Ebenmaß der Theile mit, durch welches schon seine Tongänge sich zur lebensvolleren Melodie zu gestalten begannen und das seinen großen polyphonen Schöpfungen die übersichtliche Architektonik gab, durch die wir die Colossalität der Massen als harmonisch geordnet empfinden. Alle lernten ihre Stoffe formen, aber ihr Stoff blieb ihrer. Den Stoff auch theilte der vorletzte der bedeutenden Deutschen, die eine Römerfahrt machten, mit den Italienern, der obengenannte Hasse, und ebendeßhalb gehört er nicht zu den Großen. Der letzte Große, der von den Italienern lernte, war Gluck. Auf ihn kommen wir später zu sprechen. Allein Hasse hat das unsterbliche Verdienst, die feinen und sicheren Formen, die der italienische Sinn für Schönheit von Monteverde über Carissimi bis zu seinem Lehrer Alessandro Scar-

latti für die dramatische Musik geschaffen hatte, zu einer Vollendung ausgeprägt zu haben, die für die Fortentwickelung der Musik die allerhöchste Bedeutung gewann. Es war rein schön, was diese Männer für die Oper schrieben, stylvoll wie die Werke der Alten, und daß das Formenfeste dieser Musik allgemach ins Typische und Unlebendige, ja in ein bloßes Gerüst für überwuchernde Verzierung verwandelt und zum Vortheil des Gesanges mißbraucht wurde, hebt den hohen Werth dieser Formen nicht auf. Die Thatsache, daß ein Genius der Musik wie Mozart, sich dieselben einfach aneignete, ist ein Beweis ihres Werthes. Auch die deutsche Musik war dem jugendlichen Genius bekannt. Aber mit dem natürlichen Instincte der wahren Kunst griff er zunächst nach der lebendigen Tonreihe, in der sich das Gefühl der eigenen Brust Luft macht, nach der italienischen Melodie, und ließ das Starre, Abstracte, das die Themen der Deutschen an sich hatten, liegen, bis er in späteren Jahren auch dieses verstehen und echt künstlerisch verwenden lernte.

Drittes Kapitel.

Die erste Oper, die Wolfgang für Mailand schrieb, der obengenannte Mitridate, brachte ihm viel Ehre. Freilich hatte auch er mit den Launen und Cabalen der „Virtuosencanaille" zu kämpfen, allein dieses traf wiederum zunächst nur den Vater. Wolfgang war stets bereit, der Individualität wie der Neigung der Sänger entgegen zu kommen, und da seine Phantasie ebenso beweglich als erfinderisch war, so gelang es ihm wohl, die Zufriedenheit auch des Virtuosen zu erwerben. „Er hatte ihnen das Kleid recht auf dem Leib gemessen."

Der Castrat d'Ettore, der besonders intriguirt haben muß — denn der Vater schreibt noch acht Jahre später seinem Sohne nach Paris: „denke nur auf d'Ettorre zurück, man muß sich durchschlagen" — war so sehr zufrieden mit seinen Stücken, daß er sagte: „wenn dieses Duett nicht gefalle, wolle er sich noch einmal beschnätzeln lassen." „Bevor die erste Probe gemacht wurde," schreibt der Vater, „hat es nicht an Leuten gefehlt, welche mit satyrischer Zunge die Musik schon zum Voraus als etwas Junges und Elendes ausgeschrieen, und so zu sagen prophezeiet, da sie behaupteten, daß es unmöglich wäre, daß ein so junger Knabe und noch dazu ein Deutscher, eine italiänische Oper schreiben könnte, und daß er, ob sie ihn gleich als einen großen Virtuosen erkannten, doch das zum Theater nöthige Chiaro ed oscuro unmöglich verstehen und einsehen könnte. Alle diese Leute sind nun von dem Abend der ersten kleinen Probe an verstummt und reden nicht eine Sylbe mehr. Der Copist ist ganz voll Vergnügen, welches in Italien eine gute Vorbedeutung ist, indem, wenn die Musik gut ausfällt, der Copist manchmal durch Verschickung und Verkaufung der Arien mehr Geld gewinnt, als der Kapellmeister für die Composition hat! Die Sängerinnen und Sänger sind sehr zufrieden und völlig vergnügt, absonderlich die Primadonna und Primouomo wegen den Duetts voller Freude."

Am 26. Dezember 1770 fand unter Wolfgangs Leitung die erste Aufführung statt. Fast nach allen Arien erfolgte ein erstaunliches Händeklatschen, und es erscholl der Ruf evviva il Maestro! evviva il Maestrino. Ja der Beifall wuchs mit jeder neuen Aufführung, deren bei jedesmal vollem Hause hintereinander zwanzig erfolgten. Dann wurde das Werk, wie

stets die italienischen Opern jener Zeit, die alle nur auf eine Saison berechnet sind, bei Seite gelegt. Allein der Copist hatte Bestellungen auf fünf vollständige Abschriften, eine für die impresa in Mailand, zwei nach Wien, eine für die Herzogin von Parma, eine nach Lissabon. Il giovine maestro di capella, sagte die Mailänder Zeitung vom 2. Januar, studia il bello della natura e ce lo rappresenta adorno delle più rare grazie musicali. „Der jugendliche Capellmeister studirt das Schöne der Natur und stellt es uns dar geschmückt mit der seltensten musikalischen Anmuth." Wolfgang hatte sich aber auch keine Mühe verdrießen lassen. „Zwar wachte der Vater," erzählt Jahn nach den Briefen, „daß er, so lange es irgend ging, seine Kräfte schonte und namentlich nicht ohne die größte Noth nach dem Essen schriebe, wo er gewöhnlich mit ihm spazieren ging. Allein die geistige Anspannung, die fortwährende Beschäftigung mit dem ernsthaften Gegenstande machten den Knaben so ernst gestimmt, daß der Vater die Freunde in Salzburg bat, ein gutes Werk zu thun und ihm heitere und spaßhafte Briefe zu schreiben, um ihn zu zerstreuen." So begleiteten die beiden Dinge, die den Menschen zum höchsten Ziele führen, Fleiß und Anerkennung, den jungen Genius von vornherein auf seinem Lebenswege. Die academia filarmonica zu Verona nahm dann am 5. Januar den Cavaliere filarmonico, wie die Mailänder den vielbewunderten Maestrino nannten, als einen Kapellmeister unter ihre Mitglieder auf.

So war des Vaters Zweck, um den er Heimath und Brod zunächst verlassen und sich den Mühsalen des fortwährenden Reisens unterzogen hatte, vollkommen erreicht, ja es war ihm sogar von der impresa zu Mailand für seinen

Sohn die scrittura der ersten Oper im Carneval 1773 mit dem erhöhten Honorar von 130 gigliati übertragen worden. Sie reisten also getrost ab und langten, nachdem sie vorher noch einen Abstecher nach Venedig gemacht und dort die Freuden des Carnevals und das Schaukeln auf den Lagunen genossen, Ende März gesund und vergnügt in ihrer Heimath an.

Wie mögen Mutter und Schwester erfreut gewesen sein, den kleinen Compositore wieder bei sich zu sehen. Denn ob er gleich mit dem Ruhme der Welt bedeckt zurückkam, obgleich die Anerkennung der Menge seinen Namen neben den größten der Zeitgenossen, neben Metastasio und Hasse als ebenbürtig nannte, kindlich und bescheiden in seinem Gemüthe wandelte der große Maestrino dahin, zu Jedermann freundlich, Jedermann für seines Gleichen erachtend, ohne Stolz, ohne Ueberhebung. Wie mag das Nannerl, die jetzt das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte und um deren Schönheit mancher Liebhaber kreiste, froh gewesen sein, den kleinen Vertrauten ihres Herzens, dem sie auch auf der Reise wohl Mittheilungen von ihren Erlebnissen gegeben hatte, wieder bei sich zu haben. Wie mögen sie mit einander umhergewandert sein auf dem Mönchsberg und nach Maria Plain, sie, die schlanke Gestalt in Puder und Reifrock, er, der kleine Kapellmeister im Tressenhut, Sammetrock, Jabot, seidenen Strümpfen und — Degen, ein ganzer Cavaliere und ein galanter!

Denn jetzt war er fünfzehn Jahre alt, und der Sinn für die Schönheit der Frauen erwachte mit größerer Lebhaftigkeit. Von der Reise aus hatte er noch spaßen können über einen unglücklichen Liebhaber. Er schreibt am 26. Januar 1770 seiner Schwester: „Aber eins verdrießt mich, daß Du den Herrn von Mölk so unendlich seufzen und leiden

haſt laſſen, und daß Du nicht mit ihm Schlitten gefahren biſt, damit er dich hätte umſchmeißen können. Wie viele Schnupftücher wird er nicht denſelbigen Tag wegen Deiner gebraucht haben vor Weinen. Er wird zwar vorher ſchon drei Loth Weinſtein eingenommen haben." Aber jetzt ſeufzte er ſelbſt um eine holde Flamme, und damit die Schwärmerei deſto größer werde und ſo recht den Jahren des Verliebten ſich anpaſſe, iſt es ein erwachſenes Fräulein und die obendrein bald heirathen ſollte. Sie iſt es denn auch, von der er auf der folgenden Reiſe an die Schweſter ſchreibt: „Ich bitte Dich noch wegen den gar Andern, wo nichts Anderes mehr ſei: Du verſtehſt mich ſchon." Ein Jahr ſpäter heißt es, ſicherlich von einer neuen Herzenskönigin: «Carissima sorella! Spero che voi sarete stata dalla Signora, che voi gia sapete. Vi prego, se la videte di farla un complimento da parte mia.» „Ich hoffe, daß Du bei dem Fräulein geweſen biſt, Du weißt ſchon welche. Ich bitte Dich, wenn Du ſie ſiehſt, ihr ein Compliment von mir zu machen." Und dann: „Ich ſage Dir Dank, Du weißt ſchon für was." So begann ſich allgemach die reizende Kette zu ſpinnen, die ſich mit Roſenguirlanden durch das ganze Leben dieſes Mannes, der ewig Jüngling blieb, in lieblichſter Anregung des Herzens wie der Phantaſie geſchlungen hat, die ſeinen Geiſt frei und offen erhielt, die ihn nicht, wie ſo manchen andern deutſchen Jüngling, in trüber Schwärmerei band und unfähig machte zum Verfolgen ſeiner Lebensziele. Auch jetzt ſehen wir ihn wie immer munter und zu allen Scherzen aufgelegt. Ja er iſt wegen der Neigung zur Einen nicht blind für die Reize und nicht ſtumpf für die Gaben der Andern. „Sage der Fräulein W. von Mölk,

daß ich mich recht auf Salzburg wieder freue, damit ich nur wieder ein solches Präsent für die Menuetten bekommen kann, wo, wie ich es bey derselben Academie bekommen habe: sie weiß es hernach schon." Das gebührt dem Künstler, frisch die Blume zu pflücken, wo sie ihm am Strauche entgegenblüht. Das gibt reiches frohes Leben und erhält die Schaffensgeister wach. Auch hier zeigt sich die Gesundheit von Mozarts Natur.

Viertes Kapitel.

Im August waren die beiden Reisenden wieder in Mailand. Wolfgang hatte von der Kaiserin Maria Theresia den Auftrag erhalten, zur Vermählung ihres Sohnes Ferdinand mit Beatrice von Modena eine theatralische Serenata zu schreiben. Dies ist ein Festspiel mit glänzenden Decorationen und Ballet, in dessen Texte besonders das hohe Paar mit schmeichelnden Anspielungen gefeiert wird. Es hieß diesmal Ascanio in Alba. Wolfgang bekam den Text Anfangs September, im Oktober sollte bereits die Hochzeit sein. Zu componiren freilich vermochte er unter allen Umständen. „Jetzt blase ich just vor Hitze: nun reiße ich das Leibel auf. Addio. Ueber uns ist ein Violinist, unter uns auch einer, neben uns ein Singmeister, der Lection giebt, in dem letzten Zimmer uns gegenüber ein Oboist. Das ist lustig zum Componiren, das giebt Gedanken. — — —" Welch Seitenstück zum Capellmeister Kreisler! — Am 13. September waren bereits die Recitative und Chöre vollendet und der Vater meinte, in zwölf Tagen werde wohl die Oper mit dem Ballet fertig sein. Das traf auch so ziemlich ein und so begreift sich's, wenn

Wolfgang sagt: „zweitens thun mir so die Finger vom Schreiben wehe." Diesmal hatten sie glücklicher Weise nicht mit den Kabalen der Sänger zu thun: „es sind lauter gute und berühmte Sänger und vernünftige Leute."

Der Erfolg war wiederum ein außerordentlicher. „Die hohen Vermählten gaben durch Klatschen, Bravorufen und Verneigen gegen den jungen Maestro das Beispiel, dem das Publicum folgte." Bei diesem Werke that Hasse die obenerwähnte Prophezeiung. „Mir ist leid, schreibt der Vater, die Serenade des Wolfgang hat die Oper des Hasse so niedergeschlagen, daß ich es nicht beschreiben kann." Auch diese Oper ward, was bei einem Festspiele gegen die Gewohnheit ging, mehrmals wiederholt, und Wolfgang erhielt außer dem üblichen Honorar eine mit Diamanten besetzte Dose von den hohen Herrschaften, so daß die Reise wieder Vortheil genug gebracht hatte.

In den Tagen, als die Reisenden nach Salzburg zurückkehrten, starb nach einer langwierigen Krankheit der regierende Erzbischof Sigismund. Sein Nachfolger ward zum großen Schrecken der Bevölkerung Hieronymus Joseph Franz von Paula, Graf von Colleredo, ein Mann, dessen harten Sinn und kleinliche Gemüthsart wir noch kennen lernen werden. Die Festlichkeiten, die mit der Neuwahl verbunden waren, sollten am 29. April 1772 beginnen. Die Salzburger, stolz auf ihren weltberühmten Maestrino, übertrugen ihm die Composition des Festspieles, das auch hier aufgeführt wurde. Es war Il Sogno di Scipione, der Traum des Scipio, von Metastasio. Die Aufführung fand wohl Anfangs Mai statt. Außerdem genügte Wolfgang seinen Verpflichtungen als Concertmeister durch Composition von Symphonien und Kirchenmusiken. Es ist außer=

ordentlich, wie groß seine Fruchtbarkeit schon damals war und wie sich seine Thätigkeit auf alle Gebiete der Tonkunst erstreckte. Eine Litanei de venerabili, ein regina coeli, das Festspiel, vier Symphonien, ein großes Divertimento fallen in diese Zeit, und sie sind sicher nicht das Einzige, was er damals schrieb. Und doch hatte er noch viele Wochen hindurch an einer schweren Krankheit darnieder gelegen. Nur die außerordentliche Regelmäßigkeit in seiner geistigen Thätigkeit, an die ihn des Vaters Leitung und die vielerlei Aufträge, die er erhielt, gewöhnten, machen es begreiflich, daß er so vieles zu schaffen vermochte.

Im November befanden Vater und Sohn sich bereits wieder in Mailand. Die Zeit der Opernaufführungen war nahe, und jetzt lag dem Vater noch ungleich mehr daran, seinem Sohne durch sein Leisten Ruhm und eine feste Stellung zu verschaffen. Denn ihre Lage in Salzburg begann schon sogleich unter dem neuen Erzbischof drückend zu werden. Diesem tyrannischen Charakter, der unbedingt zu herrschen gewohnt war und seine gesammte Umgebung einfach als Bediente betrachtete und behandelte, mochte der freie oder doch selbständige Sinn eines Mozart nicht behagen, und es scheint von Anfang an nicht viel Gnade aus seinen kleinen stechenden Augen auf die Künstlerfamilie herabgeleuchtet zu haben. Wenigstens klagt der Vater schon jetzt über die trüben hypochondrischen „Salzburger Gedanken", in denen er stecke, ohne es zu merken, und die er sich dann rasch aus dem Sinne zu schlagen suche, und wir erfahren, daß er fortan sein ganzes Streben darauf richtet, den Sohn aus der untergeordneten Stellung in der Heimath zu einer angemessenen Position an einem andern Orte zu bringen. Schon

von Mailand aus bewirbt er sich in Florenz um eine Anstellung für sich und ihn, allein vergebens.

Die Sänger zu der Oper Lucio Silla, deren Text Mozart bereits in Händen hatte, ließen wieder lange auf sich warten. Gleichwohl ward Alles zur rechten Zeit fertig. Allein es hieß auch diesmal wieder: „Ich kann unmöglich viel schreiben, denn ich weiß nichts, und zweitens weiß ich nicht, was ich schreibe, indem ich nur immer die Gedanken bei meiner Oper habe und Gefahr laufe, Dir statt der Worte eine ganze Arie hinzuschreiben.“ Die Sänger waren wiederum im höchsten Grade zufrieden und die Proben gingen gut. Bei der Aufführung aber traten verschiedene Unglücksfälle ein. Zunächst ward das Publikum abgespannt durch mehrstündiges Warten auf den Erzherzog, der einen Brief zu schreiben hatte, und das kostete ihm, wie man wissen wollte, jedesmal viel Mühe und Zeit. „Sodann brachte der Tenorist dasselbe während der ersten Arie der Primadonna unwillkürlich zum Lachen. Er hatte während ihres Gesanges durch Geberden seinen Zorn zu äußern. Nun glaubte er, ein Uebriges thun zu müssen und gesticulirte so ungeberdig, daß man in Lachen ausbrach. Dies bestürzte die Sängerin, welche nicht sogleich wußte, wem das Gelächter galt; und sie sang den ganzen Abend nicht gut, besonders nachdem der Primouomo gleich bei seinem ersten Auftreten von der Erzherzogin mit Klatschen empfangen worden war.“ Gleichwohl war der Erfolg wiederum außerordentlich und die Oper wurde mehr als zwanzigmal bei vollem Hause gegeben.

Fünftes Kapitel.

Hiermit endigt die Thätigkeit Mozarts in Italien. Gewiß hat es nicht an ferneren Aufträgen gefehlt, die Anerkennung seiner Leistungen wie die Liebe für seine Person waren zu groß, als daß dies zu vermuthen wäre. Wahrscheinlich aber versagte der Erzbischof fortan den Urlaub zur Reise. So mußte sich des Vaters Bestreben, von Salzburg fortzukommen, nur noch erhöhen, und gewiß war es auch zu diesem Zwecke, daß er im Juli 1773 mit seinem Sohne nach Wien reiste. Sie fanden dort zwar bei ihren alten Freunden die beste Aufnahme, allein einen besonderen Erfolg hatte die Reise nicht.

Das folgende Jahr verbrachten sie ruhig in Salzburg. Mozart schrieb Instrumental= und Kirchenmusik und erweiterte so die Gebiete seines Könnens um ein Bedeutendes. Da kam von München her der unerwartete Auftrag, für das Carneval 1775 eine komische Oper zu schreiben. Ihm konnte der Erzbischof nicht entgegentreten, denn er stand mit dem Churfürsten Maximilian III. in nahen persönlichen Verhältnissen. Der Hof in München war sehr musikalisch, der Churfürst hatte sich schon früher für Mozart sehr interessirt, er selbst componirte und spielte sehr gut die Gambe. So ward auch für Orchester und Sänger viel gethan, und Mozart ging recht mit Lust an die Componirung dieser Oper. Sie hatte den Titel La finta giardiniera, das verstellte Gärtnermädchen, und war schon mehrfach componirt worden. Bei Mozarts Composition hieß es, daß man noch nie eine schönere Musik gehört habe, wo alle Arien schön seien. Die Aufführung fiel glänzend aus und der Hof wie das Publicum

überschütteten den Maestro mit Beifall und Ehrenbezeugungen. „Gottlob," schreibt Wolfgang, „meine Oper ist gestern in Scene gegangen und so gut ausgefallen, daß ich der Mama den Lärmen unmöglich beschreiben kann. Erstens war das ganze Theater so gestrotzt voll, daß viele Leute wieder zurück haben gehen müssen. Nach einer jeden Arie war allezeit ein erschreckliches Getös mit Klatschen, und Viva Maestro-schreien. Ihro Durchlaucht die Churfürstin und die Verwittwete (welche mir vis-à-vis waren) sagten mir auch Bravo. Wie die Oper aus war, so ist unter der Zeit, wo man still ist, bis das Ballet anfängt, nichts als geklatscht und Bravo geschrieen worden, bald aufgehört, wieder angefangen, und so fort. Nachdem bin ich mit meinem Papa in ein gewisses Zimmer gegangen, wo der Churfürst und der ganze Hof durch muß, und habe Ihren Durchlauchten, dem Churfürsten, der Churfürstin und den Hoheiten die Hände geküßt, welche alle sehr gnädig waren. Heute in aller Frühe schickten Se. Fürstlichen Gnaden der Bischof von Chiemsee her und ließ mir gratuliren, daß die Oper bei Allen so unvergleichlich ausgefallen wäre." Und der Brief schließt: „An Bimberl 1000 Busserln." Bimberl aber war der Hund und Mozart neunzehn Jahre alt.

Auch der Vater und das „schöne Nandl" waren da, ja sogar der Erzbischof Hieronymos, aber dieser durchaus als unfreiwilliger Zeuge von seines Concertmeisters Triumphen. Er hatte dem Churfürsten einen Besuch abzustatten, und ob er gleich keiner Aufführung der Oper beiwohnte, weil in den Tagen gerade keine Statt fand, so mußte er „doch von allen churfürstlichen Herrschaften und dem ganzen Adel die Lobeserhebungen der Oper anhören und die feierlichen Glückwünsche,

die sie ihm alle machten, entgegennehmen. Er war dabei so verlegen, daß er mit nichts als einem Kopfneigen und Achsel in die Höhe ziehen antworten konnte." — Schwerlich stieg sein „Bedienter" dadurch in seiner Gunst.

Auch von seiner Kirchenmusik mußte Wolfgang etwas vorführen, und er componirte eine Motette als Offertorium für München. Sein Klavierspiel wurde wie überall auch hier bewundert. Die Freuden des Carnevals genossen die beiden Reisenden reichlich und kehrten im März in das „trübe" Salzburg zurück. Noch in demselben Jahre hatte Mozart ein italienisches Festspiel zu schreiben, Il Rè pastore. Es war das Letzte, was er in der rein welschen Weise verfaßte. Veranlassung dazu war der Aufenthalt des Erzherzogs Maximilian in Salzburg. Von da an tritt eine bedeutsame Wendung in das Schaffen des bereits herangewachsenen Jünglings, er kam in nähere Berührung mit den verschiedenen Richtungen der deutschen Musik.

Vierter Abschnitt.

Der Jüngling.

Alles Große gebiert der Glaube.

Erstes Kapitel.

Es ist eine feststehende Thatsache, daß phantasie- und gemüthvolle Naturen zumal in der Jugend durchaus demjenigen, was ihnen von der allgemeinen Ueberzeugung als das Rechte, als das Göttliche entgegengetragen wird, selbst in der Form der bestehenden Moral und der bestehenden Kirche mit gläubiger Hingebung anhangen. Das Bedürfniß ihres Herzens treibt sie zu dieser Hingabe, und die vorherrschende Thätigkeit ihrer Phantasie hält sie davon ab, die Normen der Sittlichkeit und der Religion mit prüfendem Verstande zu untersuchen. Sie fragen zunächst nicht, ob das Ewige, das sie hinter diesen Formen verborgen wähnen, wirklich darin liegt, oder ob es sich bereits im Bewußtsein der Menschen ein anderes Gepräge gegeben hat. Ja soweit geht ihre kindliche Unbefangenheit, daß sie in der That und Wirklichkeit bereits längst die neue Anschauung des Göttlichen sich angeeignet haben, dieselbe in all ihrem Thun und Lassen bewähren und doch noch an den alten Formen hangen, in dem

gläubigen Wahne, die höchste Wahrheit sei in dieser bereits überwundenen Weise der Gottesverehrung noch lebendig und gegenwärtig.

Zu einer solchen Betrachtung gibt die Erscheinung Mozarts die lebendigste Anregung. Zwar hatte er von Natur den durchdringendsten Verstand, so daß seine Gattin noch in spätern Lebensjahren von diesem vorzugsweise eingenommen schien und meinte, ihr Mann wäre sicherlich ein eben so guter Mathematiker geworden, als ein Musiker. So wäre es ihm bei einigem Nachdenken ein leichtes gewesen, auf die Entdeckung zu kommen, daß die Formen, in denen sich zu seiner Zeit die Verehrung des Göttlichen aussprach, nicht der vollendete Ausdruck der ewigen Wahrheit sei und dem allgemeinen Bewußtsein unserer Tage nicht mehr entspreche. Allein wie ferne lag seiner Natur eine solche kritische Zersetzung! Sein Gemüth trieb ihn zur einfachen gläubigen Hinnahme dessen, was ihm seine Kirche bot, und die Richtung seines Geistes auf die Erzeugung des Schönen hielt ihn von jeder religiösen Grübelei fern, weil er nach Art der echten Künstlernaturen im Schönen eine ihm genügende Darstellung und Verehrung des Göttlichen fand. Ja dieser Neigung seiner Natur kam ein Cultus entgegen, der so wie der katholische durchaus in schöner Form das Göttliche verehrt.

Die Jahre, in denen wir jetzt stehen, sind die sechzziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, dieselben, in denen ein Lessing mit überwältigender Kritik sogar auch die wenigen Dogmen und Sinnbilder, welche die norddeutsche Kirche hatte stehen lassen, angriff und so eine reinere Anschauung des Göttlichen anbahnte. Wie hätte dieser echte Sohn des deutschen Geistes, der schon im Norden so viel Thor=

heit und Beschränkung zu überwinden hatte, erst in dem damaligen Salzburg eifern müssen über den verdunkelnden Wust des Pfaffenthums und der Unvernunft! Wie hätte er erst da für den gesunden Menschenverstand in die Schranken treten können und den Nebel entfernen, der die helle Sonne der Wahrheit zu trüben trachtete! Denn es war ja kaum mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem dort, wo der Unverstand und die Bigotterie jeden Andersdenkenden, die ganze Schaar der Anhänger der neuen Kirche mit unmenschlicher Härte ausgetrieben und so dem Lande, das in diesen Auswanderern seine besten und wohlhabendsten Bürger verlor, unheilbaren Schaden zugefügt, ja mit der Verdüsterung die vollständige Verarmung bereitet hatte. Allein es ward durch diese That die Einheit der Kirche bewahrt! — Und wenn auch fortan der Salzburger allgemein als ein „Fex", als eine Art von Kretin betrachtet wurde und statt des Rufes einer tüchtigen Bildung, den er früher besonders wegen seiner Hochschule genoß, nun eine gewisse Geringschätzung wegen seiner geistigen Unbehülflichkeit zu tragen hatte, so daß es, wie wir sehen werden, auch einem Mozart dort fast unerträglich zu leben war, so kann man doch nicht sagen, daß diese ganze Weise, dieser Mangel an prüfendem Verstande und höherer Geistesbildung für die Entwicklung eines musikalischen Genius ungünstig gewesen wäre. All diese Dinge hemmen die angeborne Phantasie nicht, ja man muß im Allgemeinen sagen, daß die Weise der katholischen Kirche für Mozart's Entwicklung günstig war.

Diese Kirche hatte nach ihrer großen und weiten Auffassung der Dinge durchaus den Grundsatz, das Leben und die Eigenthümlichkeiten der Menschen in ihren verschiedenen Formen zu

toleriren und ihnen nur den Stempel des Höheren aufzudrücken, das sie selbst vertritt. Sie betrachtet die Religion zugleich als ein Mittel, das Leben zu heben und zu veredeln, und stört keine Weise der menschlichen Regungen, auch die sinnlichen sind, ja sie begünstigt die natürlichen Regungen des Lebens, sie will, daß das Dasein zu einem heitern, zu einem glücklichen geschaffen werde, und reichte deshalb vor Allem zur Pflege jeder Kunst von jeher bereitwilligst die Hand. Sie hat jene große Art des Gewährenlassens, sie ist in der That wie eine weise Mutter, die ihren Kindern gestattet, sich nach ihrer Weise zu entfalten. Mag nun diese Weise in späterer Zeit nach mancher Seite hin übertrieben worden sein und aus Drang nach Beherrschung der Geister selbst von der Kirche aus die Neigung der Menschen zu sinnlichen Dingen mehr begünstigt worden sein, als sich mit einer würdigen Entwicklung unsers Geschlechtes verträgt, die katholischen Lande behielten vor den protestantischen nach wie vor jenes ungetrübtere freiere Dasein voraus, und selbst das Geistige mochte sich nach seiner Neigung regen, wofern es nur nicht die Institutionen der Kirche selbst in den Kreis seiner Betrachtungen zog. Und wo liegt dies ferner als in der Kunst! So ließ die Kirche vor Allem die Kunst gewähren, ja sie zog sie in ihrem ganzen Umfange in ihren Dienst, um damit sich selbst zu verschönen. Sie ahnte freilich nicht, daß gerade auf diesem Wege allgemach die gesammte Umbildung des religiösen Bewußtseins, die im Norden durch einen jähen Bruch mit dem Bestehenden geschehen war, auch bei ihren Bekennern sich allgemach vollzog, sie ahnte nicht, daß selbst die Musik und ein Mozart voran den neuen Geist unter ihren Bekennern verbreitete. Hätte sie's gewußt, sie hätte es nicht geduldet. Allein

das Ganze vollzog sich eben mit der Nothwendigkeit der Natur und nach inneren Gesetzen. Die katholische Menschheit folgte diesem allgemeinen Zuge mit ruhiger Freude, und wer weiß, ob sie in diesem stetigen Entwicklungsgange der Wahrheit nicht allgemach näher kommt, als der Protestantismus mit seinem jähen Vorgehen.

Mag dem nun sein wie ihm wolle und mag es mit der katholischen Kirche des vorigen Jahrhunderts sich verhalten haben, wie es will, so viel steht fest, daß die obengeschilderte Toleranz, die jener Zeit und jenem Lande eigen waren, auf die Entwicklung einer Individualität wie die Mozart's den günstigsten Einfluß übte. In dem kritischen Norden, zumal in Berlin, von dem derzeit die „Aufklärung" ausging, wäre kein Mozart gediehen. Jenes Forschen nach der höheren Wahrheit, welches damals den Norden mit so großer Unruhe erfüllte, war einer ruhigen Phantasiethätigkeit nicht günstig. Wie hatte selbst ein Lessing, dem doch die Natur die schärfsten Waffen des Geistes gegeben hatte, zu kämpfen, um sich in dem blühenden Pfaffengezänke, das er selbst erregt hatte, nun soweit aufrecht zu erhalten, daß er seine Sachen ruhig und einfach vortragen konnte. Seine Schriften, auch die poetischen, haben noch etwas Unruhiges, nach allen Seiten hin Abwehrendes, das ihnen den Eindruck einfacher Wahrheit und Schönheit durchaus verkümmert. Und selbst in die norddeutsche Musik drang dieses Unruhige ein und machte die eigentliche Wirkung des Schönen unmöglich. Wie hätte also da eine Natur wie Mozart, deren Grundanlage Harmonie war und der sich durchaus in dieser innern Harmonie erhalten mußte, wenn er das Schöne schaffen wollte, sich nach ihrer Art entfalten sollen? Vielmehr hatte er aus ganz natürlichen Gründen zunächst eine gewisse Abneigung

gegen das Protestantische, die sich erst sehr spät verlor, und niemals schwand aus seinem Herzen die Anhänglichkeit an seine tolerante, liebevolle Mutter, die katholische Kirche, ganz und gar. Vielmehr brach sie am Abend seines Lebens noch einmal und da erst in ihrer ganzen Macht und Tiefe und im schönsten Glanze hervor. Das Requiem verräth nicht bloß, wie tief das religiöse Gefühl Mozarts überhaupt war, sondern vor Allem auch, welche bedeutende Gewalt die Vorstellungen seiner Kirche über die Phantasie und das Gemüth unsers Meisters ausübten.

Wir besitzen über diese Dinge auch einen Bericht von dem bekannten Rochlitz, der zu bezeichnend für Mozart's Anschauungsweise ist, als daß wir ihn nicht mittheilen sollten. Freilich ist ein Berichterstatter wie dieser phantasievolle Mann, nicht in jedem Worte ein gültiger Zeuge, allein die Hauptsache ist wohl richtig. Mozart war im Jahre 1789 in Leipzig. „Unersetzlicher Schade," sagte Einer, „daß es so vielen großen Musikern, besonders der vorigen Zeit, ergangen ist, wie den alten Malern, daß sie nämlich ihre ungeheuren Kräfte auf meistens nicht nur unfruchtbare, sondern auch geisttödtende Sujets der Kirche wenden mußten. Ganz umgestimmt und trübe wendete sich Mozart hier zu dem Anderen und sagte — dem Sinne nach, obschon nicht auf diese Weise: Das ist mir auch einmal wieder so ein Kunstgeschwätz! Bei euch aufgeklärten Protestanten, wie ihr euch nennt, wenn ihr eure Religion im Kopfe habt, kann etwas Wahres darin sein, das weiß ich nicht. Aber bei uns ist das anders. Ihr fühlt gar nicht, was das heißen will: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem. Aber wenn

man von frühester Kindheit, wie ich, in das mystische Heiligthum unserer Religion eingeführt ist; wenn man da, als man noch nicht wußte, wo man mit seinen dunkeln, aber drängenden Gefühlen hin sollte, in voller Inbrunst des Herzens seinen Gottesdienst abwartete, ohne eigentlich zu wissen, was man wollte, und leichter und erhoben daraus wegging, ohne eigentlich zu wissen, was man gehabt habe; wenn man die glücklich pries, die unter dem rührenden Agnus Dei hinknieten und das Abendmahl empfingen, und beim Empfang die Musik in sanfter Freude aus dem Herzen der Knieenden sprach: Benedictus qui venit u. s. w., dann ist's anders. Nun ja, das geht dann freilich durch das Leben der Welt verloren, aber — wenigstens ist's mir so — wenn man nun die tausendmal gehörten Worte nochmals vornimmt, sie in Musik zu setzen, so kommt das Alles wieder und steht vor einem und bewegt einem die Seele. — Er schilderte nun einige Scenen jener Art aus seinen frühesten Kinderjahren in Salzburg, dann auf der ersten Reise nach Italien und verweilte mit besonderem Interesse bei der Anekdote, wie ihm die Kaiserin Maria Theresia als vierzehnjährigem Knaben aufgetragen habe, das Te Deum zur Einweihung — ich erinnere mich nicht eines großen Krankenhauses oder einer anderen ähnlichen Stiftung — zu componiren und an der Spitze der ganzen kaiserlichen Kapelle selbst aufzuführen. Wie mir da war! wie mir da war, rief er einmal über das andere. Das kommt doch all nicht wieder — man treibt sich herum in dem leeren Alltagsleben."

Zweites Kapitel.

Gewiß verblieb in Mozart's Gemüthe zeitlebens eine außerordentlich lebendige Erinnerung an diese Eindrücke, die der Glanz und die Würde seiner Kirche dem jugendlichen Herzen gegeben hatten, und dieser Glaube, diese vertrauende Hingabe an das Göttliche war die Quelle, aus der sein Gemüth wie seine Phantasie sich immerfort nährte. Ob das glaubenswerth war, was er glaubte, darauf kommt es nicht an. Daß man glaubt, nicht was man glaubt, ist die Macht, an der sich das Leben der Seele erhält. Lebt nicht jedem Menschen tief in innerster Seele eine Ahnung, eine dunkle Vorstellung von dem Höchsten, von dem Göttlichen, von dem Geiste, der in allen Dingen ist? Diese Vorstellung ist es, die wir in die Formen übertragen, in denen das Göttliche zu irgend einer Zeit allgemein verehrt wird, und sie ist wie der Inhalt so die Macht unseres Glaubens. Sie hat Jeder und sie verliert Keiner, selbst der Denker bedarf ihrer als des allgemeinen Grundes, aus dem seine klare Erkenntniß aufsteigt, wie das Licht aus der Nacht, und in den sein forschender Geist sich allemal wieder hinabtaucht, wenn er Ruhe schöpfen und sich sammeln will. Sie ist die Grundlage alles geistigen Schaffens, für das die übrigen Geistesthätigkeiten nur Werkzeuge, nur Hände sind. Sie ist ewig, denn sie ist allen Menschen gemein als ihr innerster Kern. Sie ist der Grundinhalt aller Religion, die sich nur zu einer bestimmten Gestaltung und Fassung dieser dunkeln Vorstellung sammelt, um dem nach Gott suchenden Menschengeschlechte einen Anhalt zu geben. Sie beruht auf dem innersten Bedürfniß der menschlichen Natur, sich selbst zu opfern, an etwas Höheres

hinzugeben, sie bleibt der feste Maßstab, an dem alle Religionen gemessen werden, an dem selbst der denkende Geist seine Erkenntniß mißt.

Diese Ahnung des Göttlichen lebt in jedem Menschen, aber in dem einen stärker und reiner als in dem andern. Dem die Natur die größere Kraft gab, der hat diese Vorstellung des Göttlichen auch um so tiefer, stärker und reiner. Alle großen Männer haben sie, sie ist der Born, aus dem ihr Wirken hervorgeht, sie ist das Echte, das Ewige an ihnen. Mögen sie sich nach menschlicher Beschränktheit hier oder dort an äußerliche Formen anlehnen, sie bleibt ihnen als unveräußerliches Gut. Jeder Mensch ist irgendwo angebunden, ja der rechte Mensch bindet sich freiwillig an, um desto freier mit seinen Kräften wirken zu können. Wollen wir Mozart tadeln, daß er das Dogma und die Gebräuche seiner Kirche bestehen ließ? Ja er hing mit Liebe an ihnen, und das ist ein schöner Zug seines Wesens. Der vierzehnjährige Knabe schreibt: „An die Nandl meine Empfehlung, und sie soll fleißig für mich beten.“ „Ich gratulire der Mama zu dem Namensfeste und wünsche, daß die Mama noch möge viele hundert Jahre leben und immer gesund bleiben, welches ich immer bei Gott verlange, und bete alle Tage und werde alle Tage für Sie alle beten. Ich kann unmöglich mit Etwas aufwarten, als mit etlichen Loretto-Glöckeln und Kerzen und Haubeln und Flor, wenn ich zurückkomme.“ „Ich bitte, bete die Mama für mich, daß die Oper gut geht, und daß wir dann glücklich wieder beisammen sein können.“ Er versichert noch in späteren Jahren dem ängstlichen Vater, daß er regelmäßig die Messe besuche und zur Beichte gehe: „Ich habe geschrieben, daß mir ihr letzter Brief viel Freude gemacht hat,

dies ist wahr, nur eins hat mich ein wenig verdrossen — die Frage, ob ich nicht das Beichten vergessen habe? — ich habe aber nichts dawider einzuwenden, nur eine Bitte erlauben Sie mir, und diese ist, nicht gar so schlecht von mir zu denken." Auch nach seiner Verlobung schreibt er dem Vater, daß er schon seit längerer Zeit mit seiner Constanze zusammen zur Kirche gehe: „und ich habe gefunden, daß ich niemalen so kräftig gebetet, so andächtig gebeichtet und communicirt hätte, als an ihrer Seite — und so geht es ihr auch."

Mozart war eine jener herrlichen Naturen, in denen jede Regung der Seele fromm ist. Sein tiefstes und eigentlichstes Bedürfniß der Wiedervereinigung mit dem Göttlichen, sein „Heimweh zu Gott" stillte er wie jede echte Künstlerseele in der Thätigkeit seiner Phantasie. Das Schöne war sein eigentlicher Cultus und die Kunst der Ort, wo er aus tiefster Seele betete.

Als erzbischöflicher Concertmeister hatte er, wie alle seines Standes, zu den Ceremonien seiner Kirche, zumal an besonderen Festen, die Musik zu schreiben. Auf diese Weise entstand in den Jahren, die Mozart in seiner Vaterstadt verlebte, eine Reihe von Messen, Litaneien, Vespern und kirchlicher Instrumentalmusik, die zum Theil zu dem Schönsten gehören, was der Genius dieses Meisters geschaffen hat, und die allein schon hinreichen würden, ihm für alle Zeiten den Namen eines der größten Componisten zu sichern. Es war blos die Fügung seines äußeren Geschickes, die den Jüngling aus dieser Bahn herausriß und für den Rest seines Lebens einer andern Richtung seiner Kunst zuwendete. Denn seine Neigung war eben so sehr bei dieser Musik beschäftigt als bei der Oper, und wir werden sehen, daß er

am Abend seines Lebens, nachdem er die Wandlungen des menschlichen Daseins sämmtlich durchgemacht hatte, sich durchaus wieder der Betrachtung der höheren und höchsten Dinge zuwendet.

Aber auch schon jetzt zeigen sich in seiner Musik, die doch direct für den Cultus einer bestimmten Kirche berechnet ist, die Spuren jener frommen Weisheit, die mit ursprünglichem Ahnungsvermögen den tiefen und großen Sinn der Welt erräth, den wir aus Bedürfniß der anbetenden Verehrung in die Formen eines Gottesdienstes einkleiden. Schon jetzt, so sehr seine Musik auf das praktische Bedürfniß einer bestehenden Kirche berechnet ist und sich im Allgemeinen der damals üblichen Art anschließt, erwecken ihm die heiligen Worte, die er in Tönen auszulegen hat, die Geister des Innern, und schauend geht sein Blick über die Gefilde alles Seins und erfaßt das, was ewig ist. Es sind Stellen in diesen Messen, die für alle Zeiten die Vorstellung des Göttlichen in ihrer höchsten Reinheit und Wahrheit erwecken werden, die ohne jeden Beigeschmack einer zeitlichen und vergänglichen Gottesverehrung sind, die in vollkommener Ursprünglichkeit das Gefühl wiedergeben, das der Mensch aller Zeiten hat, wenn er sich seinem Gotte nähert, — Stellen, die das Gefühl des Dankes, der Anbetung, der reuigen Demuth und wiederum der vollkommenen Versöhnung mit sich und dem Göttlichen so sehr in seiner Wahrheit und ewigen Unveränderlichkeit wiedergeben, daß sie für alle Zeiten die wahre Andacht erzeugen werden. Diese Stellen sind es, in denen sich das, was ewig an des Künstlers Natur war, darstellt, und sie schöpften ihren Inhalt aus einem Herzen, das in der Reinheit und Größe seines Empfindens ebenso erhaben dasteht wie die Kraft der künstlerischen Phan-

tasie, die diese Region der Menschenbrust in so vollendeter Einfachheit auszusprechen wußte, daß sie jedes Hörers Ohr sofort versteht und sein Herz im Innersten auffaßt. Zu diesen Werken sind denn freilich auch, wie das jeder Künstler sofort begreifen wird, die sämmtlichen Mittel der Kunst in einem Umfange und mit einer Freiheit und Sicherheit verwendet, die das Leisten der großen Vorgänger auf diesem Gebiete erreicht, ja zum Theil übertrifft.

Drittes Kapitel.

Es liegt in der Natur der Sache und erweist sich auch in der Geschichte jeder Kunst, daß sich das Beste, was sie kann und hat, zunächst an der Religion oder bestimmter gesagt an der Kirche entwickelt und daß sie aller Zeit bestrebt bleibt, dem was als das Höchste in der Kirche verehrt wird, auch ihr bestes Können zu leihen. Nun ist es ja der Sinn aller Religion, daß wir uns in ihr mit dem Göttlichen innerlich wieder vereinigen, daß wir dasjenige preisend verehren, was allen Dingen gemein ist und in dieser Hingebung an die ewige Macht die Geltung unserer eigenen Seele wiederfinden. Demgemäß preist die heilige Poesie an der Gottheit die hohen Gaben des Geistes, die allen Menschen gemein sind, die aber kein sterbliches Wesen in ihrer Fülle und Reinheit besitzt. Die Tempel, in denen das Ewige verehrt wird, geben in ihrer Weise ein Bild der ewigen Verhältnisse, nach denen die räumliche Welt geordnet ist. Plastik und Malerei zeigen es im Bilde des Menschen, der in seiner Gestalt wie in seinem Seelenleben das Gesetz der ganzen Welt wiederspiegelt, und die Musik erweckt durch die gesetzmäßig gereihten Klänge

eine Ahnung von der Gesetzmäßigkeit alles Seins. Ja indem sie alle die tausend Kräfte, welche die Welt bewegen und die am lebendigsten in unserm eigenen Herzen sich regen, in ihrer unendlichen Verschlingung wie in ihrer Harmonie wiederklingen läßt, gewährt sie zumeist eine lebendige und überwältigende Vorstellung von der ewigen Macht, die alles Sein erschuf und erhält.

Nach diesem Sinnbilde der gesammten Weltordnung, so wie es sich am reinsten in dem harmonischen Zusammenklingen verschiedener Stimmen ergibt, hatte die Menschheit in unablässigem Bemühen von je gesucht und war entzückt über jedes Zusammenstimmen verschiedener Töne, wie das Kind, das am Klaviere eine Terz findet. Allein erst das Mittelalter entdeckte das Gesetz, nach dem jenes Miteinandergehen der Stimmen erfolgen konnte, so daß es den Eindruck der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen macht, erst unser Jahrtausend erfand die Harmonie, die Polyphonie. Es erfand sie aus dem innerlichen Bedürfniß, für das tiefere Verständniß des Göttlichen, das sich ihm aufgethan hatte, für die Erfassung der unendlichen Bewegung in der Einheit des Göttlichen ein treffendes Mittel des Ausdrucks zu besitzen. Contrapunct und Polyphonie sind Erfindungen einer Zeit, die, vorzugsweise religiös gestimmt, mit allen ihren Sinnen und Gedanken auf das Göttliche als einer über dem Menschlichen schwebenden Macht gerichtet war, die das Göttliche zunächst nur als eine transscendente Gewalt erfaßte und ihr freilich eine unendliche Bewegung in sich selbst zuschrieb, auch wohl so weit ging, dasselbe Göttliche in allen Dingen der Welt gegenwärtig zu finden, allein noch nicht dahin gelangte, es bei der Verehrung dort aufzusuchen, wo es am reinsten sich darstellt, in der lebendig fühlenden Menschenbrust.

Diese Zeit, wie ihre Kirche, verehrte das Göttliche zunächst streng in seiner abstracten Allgemeinheit, und so ward die Tonkunst, die sich diesem Dienste des Göttlichen widmete, auch ein reines Sinnbild dieses Göttlichen, das sich als weltordnende Mächte darstellt: das heißt, die musikalischen Gebilde bestanden in einer harmonischen Verflechtung mehrerer Stimmen, deren keine vor der andern hervortrat, die vielmehr sämmtlich gleichberechtigt waren und so nur den Eindruck der Einheit in der Mannichfaltigkeit gewährten.

Diese Art der Musik gewann, wie wir sahen, in der römischen Schule unter Palestrina und in Orlando di Lasso ihre höchste Vollendung, und sie wird es stets bleiben, in der sich das Gefühl der Verehrung des Göttlichen als einer alles bewegenden Macht am reinsten ausspricht. Sie ist es denn auch, die Mozart anwendet, wenn er mit dem vollen Ernste der religiösen Feier den Menschen aus seinem eigenen Fühlen in die Vorstellung von der allmächtigen Größe und unendlichen Schöpfungskraft des Göttlichen hineindrängen will. Und zwar erkennt man gerade aus der Art, wie er sie anwendet, die Reinheit und den Ernst seiner religiösen Empfindung. Denn während Andere, wie es zu seiner Zeit üblich geworden war, sich der melodiösen weltlichen Musik gegenüber, die allgemach auch in die Kirche gedrungen war, mit der gelehrten Kunst dieser Vielstimmigkeit brüsten, ist sie für Mozart jedesmal, wo er sie anbringt, der ganz natürliche Ausdruck seines Innern, das eben an solchen Stellen durchaus aus dem persönlichen Fühlen herausgesetzt und auf das Allgemeine gerichtet war. Sie ist seine natürliche Sprache, und er gebraucht sie sicher nur da, wo der Inhalt des Textes dazu aufforderte oder wenigstens den Anlaß dazu

bot. Und es ist zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit und vollendeten Sicherheit schon der Jüngling die größten Schwierigkeiten seiner Kunst überwindet und rein künstlerisch verwendet.

Daneben freilich ist in der großen Reihe der Compositionen jener Zeit — die allein 27 Messen, Litaneien und Vespern und viele Hymnen, Psalmen, Offertorien und Motetten aufweist —, wie sich nicht anders erwarten läßt, auch eine Menge solcher Sätze, die von einer echten Religiosität, sowie sie für alle Zeiten wahr bleibt, weit entfernt, nur jene Art der äußerlichen Verrichtung der kirchlichen Gebräuche wiedergeben, die in der Zeit Mozarts allgemein war. Ein gewisses anständiges Abmachen der religiösen Gebräuche, das so leicht möglich ist in einer Kirche, die eben für jede Art der Gottesverehrung von Alters her bestimmt ausgeprägte Formen hat, kann sich natürlich auch in der Musik wiederspiegeln. Die kirchliche Tonkunst jener Zeit hatte ja wie die Architectur durchaus den Charakter einer blos hoffärtigen Ueppigkeit oder coquetten Zierlichkeit, die immer mehr einreißen mußte, sobald die Weisen der Oper, die damals alle Welt beschäftigten, auch in die Kirche eindrangen. Schon das Eintreten der Melodie, die so ganz der Ausdruck der subjectiven Empfindung ist, in der eben der einzelne Mensch sein persönliches Fühlen ausspricht, war für die kirchliche Musik gefährlich, da ja in der Religion nicht der einzelne Mensch gelten soll, sondern nur die Erhabenheit des Göttlichen. Wirklich wankt bereits im siebzehnten Jahrhundert der herrliche Bau der römischen Schule, der so streng die Größe und Allgemeinheit des Ueberirdischen dargestellt hatte. Allein immer noch behält der Sang der einzelnen fühlenden Brust, in dem die neapoli-

tanischen und venedischen Meister ihre Anbetung aus= sprechen, etwas von der Größe und Weite jener alten Weise, und ihre Polyphonie bleibt immer noch erhaben. Als aber mit der zunehmenden Gesangsvirtuosität allgemach sogar der einzelne Sänger mit seinen Affecten oder gar mit seiner bloßen Fertigkeit der Mittelpunkt der Musik ward, als die Herrschaft der Castraten begann, da ward auch die kirchliche Tonkunst, die ja immer für das augenblickliche Bedürfniß geschrieben wurde, von dem Geschmacke der Zeit allgemach ergriffen, und der Schnörkel des Gesanges und der sinnenkitzelnde Klang der Trompeten und Pauken stellte sich neben die einfach würdige Tonreihe der alten Monodie und die ruhige Erhabenheit der Orgel, zu der bisher höchstens die Posaunen begleitend hinzu= getreten waren. Das Geflirre der Coloratur ward in der Kirche kaum geringer als in der Oper, und die Begleitung der Instrumente, die dem Kirchenchore bisher ganz gefehlt hatte, diente der üppigen Hoffart und der sinnlichen Aeußer= lichkeit dieser Zeit zum passendsten Ausdrucke.

Auch Mozart, ein Kind seiner Zeit und seiner ganzen Natur nach fügsam, schrieb manche Messe in diesem Geschmacke. Und wie es so kommt, sind gerade diese Werke am meisten gedruckt und bekannt geworden und haben jenes falsche Ur= theil verbreitet, das noch heute über seine kirchliche Musik im Allgemeinen gefällt wird. Allein selbst diese Sachen ver= rathen nicht bloß jenes feine Gefühl für die Schönheit, die dieser Meister von je all seinen Gebilden zu geben wußte, sondern sie haben auch bei allem blos sinnlichen Reize, in dem sich der Cultus jener Zeit wiederspiegelt, eine Feierlich= keit und einen Adel, der sie weit über die Werke der Zeit= genossen erhebt. Nur ein Joseph Haydn und sein jüngerer

Bruder Michael, der in Salzburg Kapellmeister war, können mit ihren Werken neben unserem Meister bestehen. Er selbst beklagte lebhaft die Beschränkung, die obendrein nach dem Tode des frommen Sigismund, der die kirchliche Musik sehr gepflegt hatte, der neue Erzbischof, dem es nur auf äußeren Pomp ankam, der Musik beim Cultus auferlegte. Er schreibt am 4. September 1776 an den Padre Martini in Bologna: „Ich lebe hier an einem Ort, wo die Musik wenig Glück macht, obgleich hieselbst, auch nachdem einige fortgegangen sind, noch sehr tüchtige Componisten von gründlichem Wissen und Geschmack sind. Mit dem Theater sind wir aus Mangel an Sängern übel daran; wir haben keine Castraten und werden deren schwerlich haben, denn sie wollen gut bezahlt sein, und Freigebigkeit ist nicht unser Fehler. Ich unterhalte mich unterdeß damit, daß ich für die Kammer und die Kirche schreibe, und es sind hier noch zwei sehr tüchtige Contrapunctiker, Haydn und Adlgasser. Mein Vater ist Kapellmeister an der Metropolitankirche, wodurch ich Gelegenheit habe, für die Kirche zu schreiben soviel ich will. Uebrigens da mein Vater schon 36 Jahr im Dienste dieses Hofes ist und weiß, daß der Erzbischof Leute von vorgerücktem Alter nicht gern sieht, so nimmt er sich der Sache nicht allzu sehr an und hat sich der Literatur zugewendet, die ja schon ohnedies sein Lieblingsstudium war. Unsere Kirchenmusik ist sehr verschieden von der in Italien und wird es immer mehr. Eine Messe mit dem Kyrie, Gloria, Credo, der Sonata zur Epistel, dem Offertorium oder Motetto, Sanctus und Agnus Dei, auch die feierlichste, wenn der Erzbischof selbst das Hochamt hält, darf nicht länger dauern als höchstens drei Viertelstunden. Diese Art von Compositionen

verlangt ein eigenes Studium. Und dabei muß es eine Messe mit allen Instrumenten, Trompeten und Pauken u. s. w. sein. Ach, wären wir nur nicht so entfernt von einander, wie viel hätte ich Ihnen noch zu sagen!"

Viertes Kapitel.

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei noch ein allgemeines Wort gesagt über Mozart's Kirchenmusik. Es wird zwar vorzugsweise deren ästhetischen Werth betreffen, berührt aber zugleich auch die gesammte geistige Auffassungsweise unsers Meisters.

Es ist mit dieser Musik im Grunde wie mit Rafael's Madonnen. Beide dienen, ob sie gleich für eine bestimmte Kirche, ja zum Zwecke des Cultus geschaffen wurden, doch durchaus nicht mehr dem Symbolisch-dogmatischen dieser Kirche zum Ausdrucke, sondern sie haben den ewigen Wahrheitsgehalt dieser Religion in der reinsten Sprache der Kunst ausgesprochen. Was sie von der älteren Weise, die doch auch in ihrem innersten Kerne fromm war, unterscheidet und für alle Zeiten bedeutend macht, ist, daß sie, wie einst die Griechen in ihrer Plastik, als den höchsten Ausdruck des Göttlichen das Rein-Menschliche gefunden haben. Wie Rafael's Madonnen ganz und gar das typisch Conventionelle der Form überwanden, mit dem uns die ältere Malerei von einer reinen Gottesempfindung ferne hält, so findet auch Mozart schon in seiner Jugend Töne, die das innerste Fühlen von Gott, sowie es sich in jeder Menschenbrust unwillkürlich bewegt, in einfach menschlicher Weise wiedergeben. Rafael machte die Madonna zum Mittelpunkte seiner gesammten religiösen Empfindung und Darstellung. Das hatten

freilich auch andere vor ihm gethan; die jungfräuliche Mutter war ja der Mittelpunkt der mittelalterlichen Gottesverehrung. Allein die Zeit Rafael's „verzichtete zunächst auf die feierliche Hoheit und die ideale Lieblichkeit der früheren Madonnen und trug kein Bedenken, aus der Gottesmutter eine irdische Mutter zu machen. Aber indem sie das wahrhaft Menschliche betonte, gab sie nur scheinbar etwas Höheres auf, das in dem abstracten Goldhimmel der mittelalterlichen Kunst doch allmälig wesenlos und leer geworden war. Vielmehr gewann sie dadurch die ganze Kraft und Fülle der Wirklichkeit, gewann den warmen Pulsschlag des wahrhaftigen Mutterherzens." Mit einem Worte, die Kunst wendet sich dem Leben zu und greift aus ihm den Stoff zu den Darstellungen des Göttlichen, wohl wissend, daß es in seiner ganzen Reinheit und Tiefe sich nur im Menschlichen offenbart.

Ebenso lieh sich die Periode Mozart's von der weltlichen Musik die Weise, ihr Empfinden von Gott auszusprechen. Wie kein Phidias, kein Rafael ein höheres Bild von Gott finden konnte, als das Bild des Menschen in seiner vollkommenen Reinheit, so griff auch Mozart mit dem Instincte der künstlerischen Natur, die mit ihrem Wesen dem Göttlichen nahe kommt, zu dem Mittel der Kunst, in dem sich das Persönliche des Menschen am reinsten ausspricht, zur Melodie. Auch er fand in dem Menschlichen den reinsten Abglanz des Göttlichen, auch seine Weise athmet selbst in der Kirche jenen warmen Hauch des menschlichen Empfindens, das in seiner Herrlichkeit und Gewalt die Allmacht und die Größe und vor allen Dingen die unendliche Liebe des Göttlichen am reinsten wiedergibt. Auch ihm war schon in diesen

Jugendjahren in innerster Seele das Göttliche und Menschliche Eines: das Eine nur der Ausdruck, die Ausbreitung, die reine Darstellung des Andern. Auch seine Musik ist daher wie Rafaels Madonnen göttlich und menschlich zugleich, und wie diese hat auch Mozarts kirchliche Musik selbst in den erhabensten und ernstesten Stellen noch jene heitere menschenfreundliche Art, die den Menschen seines Daseins froh macht. Denn er selbst war, wie der alte Haydn, stets in seinem Herzen so gar froh, wenn er an die Güte des Herrn dachte, und so schwindet in seiner Musik all jener düstere Schauer, mit dem die Kirche sich so gerne umgibt. Alles Herbe und Abweisende der alten Weise ist aufgelöst in jenen unsagbaren Zauber der Güte und Milde, der den Menschen vor Allem leben heißt, der ihm das Dasein zur herrlichen Freude macht, der ihn von aller Noth erlöst und ihn wahrhaft beglückt. Rein und golden geht der Klang aus von diesen Werken eines reinen Herzens, das sich mit aller Welt versöhnt fühlt, weil es alle Welt liebend umschlingt, und erwärmend und erleuchtend zugleich, wie der Schein der lieben Sonne, zieht er ein in die Herzen der Menschen, die Trost suchen und glücklich sein wollen.

Das ist Mozarts tiefstes Innere. Der Gang seines Lebens wird uns diesen Grund seiner Seele mehr und mehr enthüllen. Denn jetzt kommt die Zeit, wo die ewigen Mächte den gereiften Jüngling in den Kampf des Lebens führen, wo sie ihm in Leid und Freud alles das erschließen, was die Berührung mit den Menschen gewährt. Und nachdem er in einer seltenen Weise den Reichthum des Lebens genossen, nachdem er mit offenem Sinne das ganze Reich der Wirklichkeiten, die sich aus dem Menschenherzen gebären, durchmessen

und den mannichfachen Gewinn dieses Treibens in herrlichen Werken der Kunst niedergelegt hatte, kehrte er am Abend des Lebens mit seinem ganzen Wesen wieder zu dem Zustande des Empfindens, zu der heiligen Geschlossenheit der Seele zurück, in der wir ihn jetzt verlassen, um ihm in die offene Bahn des Lebens zu folgen. Die mehrjährige Stille hatte seinem Herzen wie seiner Phantasie zur Sammlung und Kräftigung gedient. Jetzt wagte der junge Aar mit ausgewachsenen Schwingen den ersten eigenen Flug in die Welt, und diese volle Berührung mit dem Leben gewährte auch ihm die tiefere Erkenntniß des Göttlichen. Was bisher der bloße innere Drang geschaffen hatte, ward darnach zu der heiligen vollen Ueberzeugung, die den Mann vom Jünglinge unterscheidet und auch den Erzeugnissen seiner Phantasie erst den unerschöpflichen Gehalt gibt, an dem sich eine ganze Menschheit nährt. Erst am Ende seiner Tage, nachdem der schwere Kampf mit dem Leben ihm den freudigen Ernst gegeben hatte, mit dem der wahrhaft gute Mensch an dem Göttlichen hängt, erschloß sich auch ihm als der höchste Gewinn des Lebens der ganze Sinn des Göttlichen, erst da geschah es, daß in Wahrheit die Ströme des ewigen Lebens von ihm ausgingen, an denen sich eine Welt erquickt.

Fünfter Abschnitt.

Der Aufenthalt in Salzburg.

1775—77.

„Es bildet das Talent sich in der Stille.“

Erstes Kapitel.

Das Leben der Mozart'schen Familie in Salzburg war nicht gerade angenehm. Ihr häusliches Miteinandersein war wohl das Beste, was sie dort hatten, und mag sie für manches entschädigt haben, was sie entbehrten. Die Mutter freilich, deren geistige Bedürfnisse nicht besonders groß und die nach rechter Frauen Art im häuslichen Wirken, in den Thaten der Liebe gegen Mann und Kinder ihr volles Genügen fand, mochte sich wohl in Salzburg ganz behaglich fühlen. Sie war ja auch in dieser Gegend geboren. Ebenso fehlte sicherlich der Schwester nicht viel, wenn ihr Wolfgang nur daheim war und mit Necken und Späßen Antheil nahm an ihren Freuden wie an ihren Kümmernissen. Dem schönen schlanken Mädchen war ein edler Herr gut und sie ihm wieder. Allein der Herr war ohne Aussicht auf eine sichere Existenz, und so löste sich dieses Verhältniß, was der Nannerl viel Schmerz

und ein Siechtum brachte, dem sie fast erlegen wäre. Auch dem Vater war nicht so gar unbehaglich in Salzburg. Denn ihm, der für die Erhaltung einer Familie zu sorgen hatte, galt als das Wünschenswerthe zunächst nur die feste Anstellung und der Erwerb, den ihm seine Lectionen gewährten, und erst nach diesen Dingen dachte er an das Vergnügen. Dazu kam, daß die Liebe zu seinem Sohne ihm auch das Leben in Salzburg schön machte. Erst als dieser nicht mehr dort war, fühlte er sein Dasein als leer und unbehaglich. „So oft ich nach Hause gehe," schreibt er später, „wandelt mir eine kleine Melankoley zu, denn wenn ich mich unserm Hause nähere, glaube ich immer, ich müsse Dich Violin spielen hören."

Am meisten mißhagte jetzt der Aufenthalt in seiner schönen Vaterstadt unserm Wolfgang, und selbst die Herrlichkeit der Natur vermochte ihn fortan nicht mehr zu entschädigen für das was ihm fehlte. Zwar erhielten ihn seine Compositionen für die Kirche und die erzbischöfliche Kapelle immerfort in einer Thätigkeit, die ihm gemäß und angenehm war. Auch war er als Clavierlehrer bei den Damen der ersten Familien beschäftigt. Allein für das eigentlich künstlerische Schaffen fehlte es ihm auf die Länge der Zeit an der geistigen Anregung, die der Aufenthalt in großen Städten und der Umgang mit bedeutenden Menschen gewährt. Auch hatte Salzburg kein stehendes Theater. Eine wandernde Truppe gab den Winter über allerhand Vorstellungen, die in musikalischer Beziehung gewiß nicht von Bedeutung waren. Die Abendconcerte bei Hofe durften nicht über eine Stunde dauern, und doch mußten stets mehrere Stücke gespielt werden. Zudem war das Orchester in seinen Mitteln beschränkt; die

Clarinetten fehlten ganz. Gleichwohl leistete Mozart selbst unter solchen Beschränkungen etwas Künstlerisches. Die kurzen Symphonien dieser Zeit haben Leben, Originalität und Feinheit genug und geben den Beweis, wie Mozart in allen Umständen zu schaffen und sein Können zu erweitern wußte. Nur in der Kirchenmusik waren neben ihm Männer thätig, mit denen ein Mozart wetteifern konnte. Vor allem Michael Haydn, dessen Compositionen er so hoch schätzte, daß er sich viele davon selbst abschrieb und sie sogar später noch nach Wien begehrte. Doch das war nicht zu vergleichen mit dem was er an Förderung, Anregung und Anerkennung bereits im Auslande genossen hatte. Die freiere Luft der großen Städte war ihm Bedürfniß geworden, und mag auch ein besonders geistreicher Verkehr nicht das gewesen sein, was Mozart suchte, so war doch die dumpfe Beschränktheit des damaligen Salzburg seinem fliegenden Geiste beengend und ihr Mangel an gebildeter Empfindung seinem Innern geradezu zuwider.

„Ich habe eine neue Sprache gelernt, sie ist zwar etwas kindisch, aber — gut für Salzburg," schreibt er schon von der italienischen Reise aus. Auch wußte er von einem Salzburger zu erzählen, der Paris nicht recht hatte sehen können, weil dort die Häuser zu hoch seien. Selbst der Herr von Mölk, Nannerl's Verehrer, hatte sich bei der Aufführung der finta giardiniera in München über das was er dort sah, so verwundert und verkreuzigt, daß Mozarts sich seiner schämten, indem Jedermann bemerkte, daß er sein Lebtag nichts als Salzburg und Innsbruck gesehen hatte. Der hohe Adel war durchweg sehr ungebildet und sehr bigott. Nur wenige Männer, welche Reisen gemacht hatten, bekundeten eine Neigung für Kunst und Wissenschaften. So der Graf Ferdinand

von Zeil, später Bischof von Chiemsee, der durch natürliche Anlagen und Bildung wie durch seinen Charakter gleich ausgezeichnet war und dessen Einfluß am bairischen Hofe es Mozart zu danken hatte, daß er seiner Zeit die stagione zu jener Oper bekam. In den Häusern dieses Adels hatte Mozart freien Zutritt, durfte sich hören lassen und Unterricht ertheilen. „Der Wolfgang läßt Ihro Excellenz der Gräfin Arco die Hände unterthänigst küssen und dankt für den geschickten Kuß, der ihm viel angenehmer ist, als viele junge Busserl," schreibt der Vater aus Mailand. Doch war hier von einem eigentlichen Verkehre nicht die Rede, denn dafür war der Abstand zwischen Adel und Bürger im vorigen Jahrhundert allzu groß.

Der kleinere Adel, meist vom Hofe und zwar kärglich besoldet, war ebenfalls kein Umgang für die Familie Mozart. Denn hier mischten sich Hochmuth und Mangel an Bildung in noch unangenehmerer Weise mit einander. Doch war Wolfgang mit einigen dieser Herren bekannt und sogar vertraut. Den Herrn von Mölk haben wir bereits kennen gelernt, und Herr von Schiedenhofen scheint lange Zeit ein Freund Wolfgangs gewesen zu sein. Den Grad von Bildung, den Mozart von seinen Reisen her gewohnt war, fand er freilich noch weniger in den Kreisen, auf deren Umgang ihn die Stellung seiner eigenen Familie hinwies. Zunächst die Musiker standen sowohl ihrer Bildung wie ihrem Lebenswandel nach im vorigen Jahrhundert überhaupt nicht im besten Geruche, und gewiß war dies am wenigsten der Fall in Salzburg. Leopold Mozart schreibt von Mannheim her ausdrücklich, die Musiker dort seien durchaus von guter Lebensart, weder Säufer noch Spieler, noch liederliche Lumpen. Das Letztere muß also

wohl damals die Regel gewesen sein. „Das ist auch eine von den Hauptursachen, was mir Salzburg verhaßt macht," schreibt der Sohn später, „die grobe, lumpenhafte und liederliche Hofmusique — es kann ja kein honetter Mann, der Lebensart hat, mit ihnen leben, — er muß sich ja ihrer schämen". Ja selbst Michael Haydn lebte nicht so, daß der Vater den Umgang mit diesem Hause wünschte: er liebte zu sehr einen guten Trunk. Wer kennt nicht das Haydnstübchen im Stiftskeller in Salzburg! Allein das war seine Sache und im Grunde so schlimm nicht, obwohl der alte Mozart sich zuweilen scharf über diese Art des trefflichen Musikers äußert: „Wer meinst du wohl ist Organist bei der heil. Dreifaltigkeit geworden? — Herr Haydn! Alles lachte. Das ist ein theurer Organist; nach jeder Litanei sauft er ein Viertel Wein, zu den übrigen Diensten schickt er den Lipp, der will auch saufen." Mehr störte es den streng sittlichen Sinn des Vaters, daß die Frau Haydn, die als Mädchen vom Erzbischofe nach Italien geschickt worden war, um ihre Stimme auszubilden, wegen ihres Lebenswandels in einem schlechten Rufe stand. Wolfgang spottet noch später in einem Briefe an den Freund Bullinger: „Es ist wahr, die Haydn ist kränklich; sie hat ihre strenge Lebensart gar zu sehr übertrieben; es giebt aber wenige so! — mich wundert, daß sie durch ihr beständiges Geißeln, Peitschen, Ciliciatragen, übernatürliches Fasten, nächtliches Beten ihre Stimme nicht schon längst verloren hat."

So war also ein Verkehr auch nach dieser Seite hin nicht eben erquicklich, und um so mehr, als nicht bloß die außerordentlichen Leistungen Mozart's, nun da er erwachsen war, schwer auf das Können der gewöhnlichen Musiker drückte

und ihren Neid erregte, sondern auch weil beide Mozarts, wie wir schon aus mehreren Beispielen sahen, ihrer Zunge durchaus nicht immer den Zaum anlegten, wenn es galt, die Schwächen Anderer witzig zu geißeln. Der scharfe Verstand des Vaters, dem nicht leicht eine Thorheit der Menschen entging und der sie nur aus Klugheit, nicht aus Gutmüthigkeit schonte, war auch dem Sohne eigen, und wenn auch bei ihm die natürliche Herzensgüte jedes Harte und Scharfe seines Urtheiles mildern mochte, so hatte er doch von Natur ein so sicheres Auge für die Eigenheiten und Unarten der Menschen, daß sich ihm das Komische derselben unwillkürlich aufdrängte. Da er nun daran nicht gewöhnt worden war, sich in der Aeußerung dieser Kritik irgendwie Einhalt zu thun, vielmehr nach seiner lebhaften und unvorsichtigen Art ganz gewiß hundertmal mehr als der Vater seinen witzigen Einfällen freien Lauf ließ, so ist wohl zu begreifen, daß man in der Stadt die Mozart'sche Zunge fürchtete und daß diese Familie für etwas „schlimm" galt. Zudem hielt Wolfgang auch mit seinen Urtheilen über die Leistungen der Musiker durchaus nicht zurück, und so ferne er von jedem thörichten Hochmuthe war, so sehr sich seine Natur zur Anerkennung fremder Verdienste durchaus neigte, so mußte doch die gerade und bestimmte Art seines Urtheils, das in der Hauptsache gewiß immer das Rechte traf, seinen Collegen sehr unbequem sein. Ja auch seine außerordentliche Bereitwilligkeit, jedem mit seiner Kunst zu Gefallen zu sein, machte diesen Fehler nicht wieder gut, und hat ihn sein ganzes Leben nicht vor dem Neid und der Verfolgung seiner Standesgenossen zu bewahren vermocht.

Zweites Kapitel.

So war denn unter den Musikern Salzburgs der einzige Schachtner ein treuer Freund des Mozart'schen Hauses, und seine Anhänglichkeit an Wolfgang lernten wir aus dem Briefe kennen, den er an Mozart's Schwester schrieb. Er kam fast täglich in das Mozart'sche Haus, nahm warmen Antheil an allen Lebensereignissen, und war auch mit seinem geringen Talente bemüht, dem jungen Componisten zur Hand zu gehen. Er war der Bearbeiter von Bastien und Bastienne gewesen und schrieb später den Text zur Oper Zaide, übersetzte auch den Idomeneo ins Deutsche. Ein noch treuerer Freund des Hauses aber war jener Bullinger, der „beste Freund Bullinger, der getreue, der allemal eine Hauptperson war", und vor dem kein Geheimniß der Familie verborgen gehalten ward. Er lebte als Instructor im Hause des Grafen Arco, und war als Geistlicher im Jesuitenseminar in München gebildet worden. Mozart hing mit außerordentlicher Liebe an diesem Manne und schüttete ihm manchmal sein gepreßtes Herz aus. Bullinger half dagegen allezeit mit Rath aus, ja wenn's Noth that, auch mit der That, indem er dem Vater, der während der Reise Wolfgangs einmal in große Verlegenheit gerathen war, eine nicht unbedeutende Summe Geldes vorschoß.

Einige bürgerliche Familien, besonders die des Kaufmanns Hagenauer, in dessen Hause den „drei Alliirten" gegenüber Mozart geboren war und der dem Vater häufig in Geldverhältnissen zur Hand ging, dienten dem Mozartschen Hause wohl nur zu jenem Verkehre, in dem man sich freundschaftlich mit einander erholt. Sie besuchten einander

in den Abendstunden, allein geistige Anregung war wohl hier nicht zu finden. Doch auch für die bloße Geselligkeit hatte Mozart von Natur einen sehr lebhaften Sinn, und der Vater, der die Kinder den ganzen Tag über in reger Beschäftigung erhielt, unterließ auch nicht, ihnen, soviel es seine Mittel erlaubten, Ausspannung zu gewähren. War doch Salzburg als ein besonders vergnügungssüchtiger Ort allgemein bekannt. „Alles athmet hier den Geist des Vergnügens und der Lust," schreibt ein gleichzeitiger Reisender, „man schmaust, tanzt, macht Musiken, liebt und spielt zum Rasen, und ich habe noch keinen Ort gesehen, wo man mit so wenig Geld so viel Sinnliches genießen kann." Der Erzbischof Hieronymus dachte in Beziehung auf öffentliche Lustbarkeiten freier und aufgeklärter, als sein frommer Vorgänger, und besuchte selbst die Bälle, Concerte, Gesellschaften und Spiele, die der Magistrat in dem neuerbauten Rathhaussaale veranstaltete. Wolfgang liebte dergleichen über alle Maßen. Er tanzte leidenschaftlich sein ganzes Leben hindurch und behauptete noch später alles Ernstes, seine Leistungen in dieser Kunst seien bedeutender als in der Musik. Vor allem aber waren Faschingsscherze seine Lust. In Italien finden wir Vater und Sohn dem Carnevalsvergnügen mit großem Eifer obliegen. Besonders wird von den Freuden in Venedig berichtet. Ebenso genossen sie den Carneval in München nach Kräften, als die finta giardiniera durch ihren Erfolg ihre Lebensgeister erfrischt hatte. Aber auch in Salzburg war Mozart oft genug fröhlich, und da er um Alles in der Welt gern Possen trieb, so waren ihm besonders die maskirten Redouten die willkommenste Gelegenheit, seiner sprudelnden Laune und dem prickelnden Humor Luft zu machen. Einmal

trat er in einer Bauernhochzeit, das andere Mal als Friseurjunge auf und unterhielt mit seiner unerschöpflichen Lebhaftigkeit alle Anwesenden, ließ aber auch keinem „seinen Fried" und besonders den Mädchen nicht, die sich vor seinem „Narriren" kaum retten konnten. Denn obgleich sein empfängliches Herz auch jetzt zuweilen wieder in holder Regung schwärmt, — der achtzehnjährige Jüngling schreibt: „Meine liebste Schwester! Ich bitte Dich, vergiß nicht vor Deiner Abreise Dein Versprechen zu halten, d. i. den bewußten Besuch abzustatten — denn ich habe meine Ursachen. Ich bitte Dich dort meine Empfehlung auszurichten — aber auf das Nachdrücklichste — und Zärtlichste — und oh — ich darf mich ja nicht so bekümmern, ich kenne ja meine Schwester, die Zärtlichkeit ist ihr ja eigen. Ich weiß gewiß, daß sie ihr Möglichstes thun wird, um mir ein Vergnügen zu erweisen, und aus Interesse, — ein wenig boshaft! — Wir wollen uns in München darüber zanken," — so ist das doch nicht von der Art, daß sein innerstes Wesen mit diesen Dingen beschäftigt wäre. Sein Hauptinteresse ist noch bei seiner Kunst, und im Uebrigen ist er ein spielendes Kind, das Albernheiten und Possen aller Art bis zum Uebermaß liebt.

Seine Briefe sind voll schlechter Witze, Wortverdrehungen, Verstellungen, Wiederholungen, die alle mehr albern als witzig sind. Der bloße Klang ergötzt ihn schon, der Sinn ist ihm oft genug ganz gleichgültig. „Allerliebste Schwester! Du weißt, daß ich ein großer Schwätzer bin, und auch als solcher Dich verlassen habe." „Ich bin ein Narr, das ist bekannt." Am allerliebsten macht er den Arlechino, selbst noch in Wien, als er längst würdiger Ehemann ist. Der Salzburger Hanswurstgeist steckte eben tief in ihm, und demgemäß waren

seine Spässe auch oft genug derber, als unser heutiges Schicklichkeitsgefühl sie loben will. Allein besonders anzumerken ist dabei, daß seine Spässe niemals die Sittlichkeit verletzen, niemals das Geschlechtliche berühren, und dann vor Allem, daß von der trivialen Spaßmacherei und Albernheit, die ihm sein ganzes Leben anhängen blieb, sich niemals etwas in seine Kunst einschlich, daß vielmehr hier alles zum echt Komischen, zum wahrhaft Künstlerischen verklärt erscheint. Im Leben dagegen war es, als wolle sich seine geistige Natur, die ja schon in frühen Jahren so überaus ernsthaft war, auf diese Weise Erholung verschaffen. „Als Kind und Knabe warst Du mehr ernsthaft als kindisch," schreibt der Vater später, „und wenn Du beym Clavier saßest oder sonst mit Musik zu thun hattest, so durfte sich niemand unterstehen, Dir den mindesten Spaß zu machen. Ja Du warst selbst in Deiner Gesichtsbildung so ernsthaft, daß viele einsichtsvolle Personen wegen dem zu früh aufkeimenden Talente und Deiner immer ernsthaft nachdenkenden Gesichtsbildung für Dein langes Leben besorgt waren." — So ist ganz gewiß die Betrachtung nicht richtig, die Mozart's Schwager Lange bei der nachfolgenden Beobachtung macht: „Nie war Mozart weniger in seinen Gesprächen und Handlungen für einen großen Mann zu erkennen, als wenn er gerade mit einem wichtigen Werke beschäftigt war. Dann sprach er nicht nur verwirrt durcheinander, sondern machte mitunter Spässe einer Art, die man an ihm nicht gewohnt war; ja er vernachlässigte sich sogar absichtlich in seinem Betragen. Dabei schien er doch über nichts zu brüten und zu denken. Entweder verbarg er vorsätzlich aus nicht zu enthüllenden Ursachen seine innere Anstrengung unter äußerer Frivolität; oder er gefiel sich darin,

die göttlichen Ideen seiner Musik mit den Einfällen platter Alltäglichkeit in scharfen Contrast zu bringen und durch eine Art von Selbstironie sich zu ergötzen." Die Thatsache ist richtig, aber Mozarts Natur viel zu unschuldig und rein, als daß diese Dinge beabsichtigt gewesen wären.

Heiter und mannichfach war auch jetzt Wolfgangs Verkehr mit dem schönen Geschlechte. Allein so lebhaft und sichtbarlich in Salzburg, diesem alten Sitze geistlicher Fürsten, der Dienst der Liebe umging und so unbefangen frei das ganze Sinnenleben dort sich gab, Wolfgang genoß auch diese Freuden mit unschuldiger Seele, und wir finden seine Jugend unbefleckt von den düstern Fehlern, die so manchen begabten, mit regen Sinnen ausgestatteten Jüngling von den Pfaden des Lichtes in eine unheilvolle Verwirrung leiten und ihm die Erreichung der schönsten Zwecke des Lebens versagen oder doch auf Jahre erschweren. Eine frische Fröhlichkeit erfüllt ihn auch jetzt trotz allem Störenden seiner Lebenstage. Die Theilnahme an Schlittenfahrten und Assembleen ist freilich für den jugendlichen Genius, der damals schon mehr geschaffen hatte, als viele Tausende ihr ganzes Leben schaffen, nur jene Erholung, die zu neuer Arbeit stärkt. Allein die kleinen Exercitien des Herzens, die solche Geselligkeit begleiten und ihr erst den eigentlichen Reiz verleihen, erwecken in ihm die ersten Spuren der wärmeren Empfindung, mit der er schon die Gestalten seiner finta giardiniera beseelt und sie so weit über alle komischen Opern seiner Zeit erhebt. Das innerliche Leben dieser Gestalten, die in ihrer Bildung schon wirkliche Menschen und nicht Karrikaturen sind wie die Figuren der gewöhnlichen Opera buffa, würde uns auch heute noch entzücken, wenn wir nicht durch des Meisters spätere Werke an einen größeren Reichthum,

an tiefere Enthüllungen des menschlichen Innern gewöhnt wären. Doch ist die Cavatine Geme la tortorella schon von einer so anmuthigen Zartheit und Süßigkeit der Empfindung, daß sie den besten Sachen Mozarts ebenbürtig zur Seite steht. Ebenso zeigen sich hier bereits die ersten Spuren jener wahrhaft lebendigen Komik, die Mozart in die Musik einführte, und man begreift, warum er, der berufen war, der größte Dichter komischer Opern zu werden, solch unzerstörbare Neigung zu allerhand Spaß und Possen hatte. Er liebte das lebendigste Leben. Nur die Anmuth und Feinheit, der Adel, mit dem auch die komische Musik zu dieser Opera buffa auftritt, sind ein unveräußerliches Gut seines Genius und vermögen uns auch heute noch mit ihrem Reize zu erfreuen.

Drittes Kapitel.

Nun ist vor allen Dingen zu berichten, wie einfach und bescheiden bürgerlich die Verhältnisse waren, unter denen Mozart seine Jugend zubrachte. Freilich fehlte es nicht an dem Nothwendigen, wie bei Gluck, der über Land fiedeln ging und anstatt Geldes einen Sack voll Eier mitbrachte, die er dann verkaufte, — oder bei Haydn, der auch später noch durch Mitspielen bei Nachtmusiken sein kümmerliches Brod erwerben mußte, — auch war es anders als bei Beethoven, der schon früh wahre Noth zu leiden hatte. Allein auch Mozart erfuhr, daß der Mensch, der sein Leben redlich führen will, allezeit in seinem Bedürfnisse sich beschränken muß. Es ist geradezu rührend, was der Vater später an ihn schreibt, als er wieder in der Fremde ist und viel Geld kostet:

„Ich habe seit Eurer Geburt und auch schon vorhero, seitdem ich verheirathet bin, mir es gewiß sauer genug werden lassen, um nach und nach einer Frau und sieben Kindern, zwei Ehehalten und der Mama Mutter mit etlichen und 20 Gulden monatlichem gewissen Einkommen Unterhalt zu verschaffen, Kindbetten, Todfälle und Krankheiten auszuhalten, welche Unkosten, wenn Du sie überlegst, Dich überzeugen werden, daß ich nicht nur allein nicht einen Kreuzer auch nur zu meinem mindesten Vergnügen angewendet, sondern ohne sonderbare Gnade Gottes bey aller meiner Speculation und sauren Mühe es niemals dahin hätte bringen können, ohne Schulden zu leben. Ich habe denn alle meine Stunden Euch zwey aufgeopfert, in der Hoffnung es sicher dahin zu bringen, nicht nur, daß Ihr Beide seiner Zeit auf Eure Versorgung Rechnung machen könntet, sondern auch mir ein geruhiges Alter zu verschaffen, Gott für die Erziehung meiner Kinder Rechenschaft geben zu können, ohne fernere Sorge nur für mein Seelenheil sorgen und mit Ruhe meinem Todt entgegensehen zu können." Und wie verständig ist es, wenn er seiner Frau schreibt: „Wenn Du Kleidung nöthig hast, so laß machen, was nothwendig ist. Weder Du noch Nannerl soll sich die Nothwendigkeit abgehen lassen. Was seyn muß, das muß seyn. Und nimm Dir nichts Schlechtes: man macht keine Ersparung, wenn man etwas Schlechtes kauft." Bei der „närrischen Ausgabe" für Maskenkleider in Italien tröstet er sich mit der Aussicht, „daß man sie zu allerhand Sachen wieder brauchen und wenigstens zu Kleiderfutter, Fürtuch u. s. w. gebrauchen könne."

Mit solchen Grundsätzen allein war es diesem Manne möglich, was ihm heute alle Welt dankt, einen Mozart zu erziehen.

Diese Bescheidenheit in den Ansprüchen an das Leben blieb auch seinem Sohne allzeit eigen. Auch Mozart liebte es nie, den großen Herrn zu spielen, und wenn auch seiner künstlerischen Natur, die ihrer Art nach das Freie, Ungehemmte liebt, nicht die strenge haushälterische Ordnung zusagte, die dem Vater eigen war, so lag ihm andrerseits ebenso fern jene Sucht nach Schätzen, mit der so mancher Künstler seinen schönen Beruf schändet. Wie es zu gehen pflegt, ward der Vater mit zunehmenden Jahren in diesen Dingen freilich etwas zu ängstlich und quälte seinen Sohn, dessen Sinn auf andern Dingen stand, oft mehr als gut und nöthig war. Allein er gab ihm mit auf den Weg des Lebens jenes unschätzbare Gut, das uns die Achtung unserer Mitmenschen erhält und uns selbst glücklich und innerlich zufrieden macht, das Bestreben, sich allzeit ehrlich und anständig durch das Leben zu bringen. Wir werden auch von dieser Gesinnung bei Mozart lebhaftere Spuren entdecken, als bei manchem anderen großen Künstler.

Der Vater erhielt 20 Gulden und der Sohn 12 Gulden 30 Kreuzer monatlichen Gehalt, abgerechnet die Lectionen, die noch heute in Salzburg mit monatlich 4—5 Gulden honorirt zu werden pflegen. Wie einfach nun die Lebensweise dieser Familie und wie bescheiden ihre Ansprüche an des Lebens Freuden waren, erfahren wir aus dem Hauptvergnügen, das die Familie hatte, dem Bözlschießen. Wie es noch heute Sitte im südlichen Deutschland ist, hatte sich auch in Mozarts Freundeskreise eine Anzahl genauerer Bekannten zusammengefunden, um jeden Sonntag in einer der Familien ein Preisschießen abzuhalten. Dazu hatte ein Jeder der Reihe nach eine gemalte Scheibe zu liefern, und natürlich ward der Ge-

genstand dazu womöglich immer aus den Erlebnissen der Gesellschaft gewählt. Dies brachte manchen Spaß und um so mehr, als die Scheibe in Knittelversen erläutert werden mußte. Da ward denn die Salzburger Lust an derben Scherzen so recht gebüßt, und die Scheibe, von der der alte Mozart seinem Sohne 1780 nach München berichtet, gibt uns eine Vorstellung davon, was bei solchen Gelegenheiten gestattet war und für spaßhaft galt. „Die Gilowsky-Katherl, eine der Theilnehmerinnen, — die übrigens als ein Mädchen, das sich gerne den Hof machen ließ und es auch sonst nicht allzu genau nahm, mitunter einen kleinen Hieb bekommt — hatte das Malheur, bei hellem Tag die Treppe hinunter zu fallen und dabei in eine sehr unerwünschte Positur zu gerathen. In dieser wurde sie nun mit den entsprechenden Versen auf die Scheibe gebracht, und den Schüssen und den Scherzen der Gesellschaft zugleich rücksichtslos Preis gegeben." Mäßige Einsätze bildeten die Gesellschaftskasse, und aus dieser wurden die kleinen Festivitäten bestritten, die sich die Gesellschaft zuweilen gab. Das Interesse an diesem Schießen muß bei allen Theilnehmern sehr groß gewesen sein. Es wird in dem Briefwechsel der Familie sehr oft erwähnt und über Gewinn und Verlust genaue Kreuzerrechnung geführt. Auch die Abwesenden blieben Mitglieder und erhielten Stellvertreter. So konnte Mozart noch nach Jahren von Wien aus an seine Schwester schreiben: „Nun wird wohl bald das Schützenmahl sein? Ich bitte Dich solemniter die Gesundheit eines getreuen Schützen zu trinken; wenn mich einmal wieder das Best-Geben trifft, so bitte es mir zu schreiben, ich will eine Scheibe malen lassen." Gewiß brachte auch in dieser Gesellschaft das lange Miteinandersein einen heitern Verkehr mit sich, um so

mehr, als die vorkommenden Scherze immer in lebhafter Erinnerung blieben und so das Lachen leicht war.

Viertes Kapitel.

Allein alle dies war nichts für den eigentlichen Mozart, es berührte seine eigentliche Natur nicht. Es machte auch ihm Freude und gewährte ihm Erholung wie jedem Andern, denn er war kein Stubenhocker, kein Träumer, keiner, der sich vornehm von Andern zurückhielt. Er war ein gesundes Kind des Lebens und liebte mit Menschen froh zu sein. Allein in seiner Seele lag jener Zug zum Höheren, der ihn aus dem Gebiete des alltäglichen Lebens hinausdrängte, und nur wenn dieser befriedigt war, sehen wir ihn auch das gewöhnliche Dasein frisch und froh genießen. Dieses Bedürfniß war jetzt nicht recht befriedigt, er entbehrte der geistigen Aufmunterung, er entbehrte der verstehenden Theilnahme und Anerkennung. Dies fühlte er immer mehr, und seine Tage begannen ihm träge und öde dahinzugehen. Wir erfahren dies aus gelegentlichen Aeußerungen seiner Briefe, nachdem er Salzburg verlassen hatte. Dennoch hat er auch in dieser Zeit erstaunlich viel und Vortreffliches geleistet. Welch rege Productionskraft, welche Liebe zu Schaffen gehörte dazu. Allein er hatte allgemach ausgelernt, und empfand nun den Mangel an Gelegenheit und Anlaß, seine Kunst zu zeigen, sehr drückend. Er hebt später hervor, was ihn in Salzburg degoutire, sei hauptsächlich, daß die Musik nicht angesehen sei und der Erzbischof verständigen gereisten Leuten kein Gehör gebe.

Das war es, der Erzbischof schätzte ihn nicht, gewährte seinem Können nicht die Gelegenheit, sich zu zeigen und noch

viel weniger die gehörige Anerkennung. Hieronymus war neidischen Charakters, und da er wohl wußte, wie so sehr gegen den Wunsch der Salzburger er zum Throne gelangt war, so ließ auch er sie seine Abneigung nach Kräften fühlen. Von scharfem Verstande und aufgeklärtem Geiste, wie er war, brachte er zwar in das Regierungswesen des Landes manche wohlthätige Neuerung und war auch den öffentlichen Vergnügungen, wie wir sahen, nicht abhold. Fanden sich aber Beamte und Bürger dabei ein, so sagte er, sie hätten ihr Geld und beklagten sich doch. Blieben sie weg, so meinte er, sie liebten ihn nicht. Dabei war er eigenwillig und karg, hart und rücksichtslos. Jeder Beamte ward von ihm mit Er angeredet. Jahn sagt von ihm: „Sein Aeußeres, obgleich er von mittlerem schmächtigen Wuchs und kränklich blasser Gesichtsfarbe war, flößte durch den scharfen Blick der grauen Augen, von denen das linke selten ganz geöffnet war, und den strengen Zug um den Mund ehrfurchtsvollen Respect ein.“ — „Ich getraute mir nicht zu widersprechen,“ schreibt Wolfgang seinem Vater später, „weil ich schnurgerade von Salzburg kam, wo man einem das Widersprechen abgewöhnt.“ Dazu kam nun, daß der Erzbischof überhaupt nur Italiener als Musiker liebte, und dann, daß er die Eigenheit hatte, sich durch große wohlgebildete Gestalten imponiren zu lassen, kleine unansehnliche Leute aber nicht zu achten. Mozart war Deutscher und obendrein Salzburger, und seine schmächtige Figur, die wenig ausgeprägten Züge des jugendlichen Gesichtes wollten dem Erzbischof gar keine Achtung abgewinnen. Deßhalb hielt er auch seine künstlerische Leistungen für gering. Was

Mozart componirte, war ihm nicht recht, es wurde getadelt und nicht in schonenden Ausdrücken. Er sagte ihm, daß er nichts von seiner Kunst verstehe und erst nach Neapel ins Conservatorium gehen müsse, um etwas zu lernen. Dies verdroß natürlich den Akademiker von Bologna und Verona, der bereits große Triumphe als Virtuose und Componist in aller Welt gefeiert hatte. Aber es erheiterte ihn auch wieder, und nach seiner spöttischen Art schreibt er später: „Ich habe den Damen das Concert heute auf dem Pianoforte bei Cannabich vorgespielt, und obwohl man wußte, daß es von mir ist, so gefiel es doch sehr. Kein Mensch sagte, daß es nicht gut gesetzt sei; weil es die Leute hier nicht verstehen, — sie sollen nur den Erzbischof fragen, der wird sie gleich auf den rechten Weg bringen."

Im Grunde war es aber nichts als Geiz, was den „Mufti" zu dieser Behandlung trieb. Denn er erkannte Mozart's Genie sehr wohl und gab ihm auch stets, wo es nöthig war, Aufträge zu Compositionen. „Ich habe dem Baron Grimm," schreibt der Vater nach Paris, „alle unsere Umstände in zween langen Briefen geschrieben und mich in vielen Stücken, die Verfolgung und die Verachtung, die wir vom Erzbischof ausgestanden, betreffend auf Deine mündliche Erzählung berufen. Ich habe ihm erzählt, daß er nur dann höflich geschmeichelt, wenn er etwas nöthig hätte, und er Dir für alle Deine Compositionen nicht einen Kreuzer bezahlt hat." Er wollte also den jungen Componisten von jedem Gedanken, daß er mehr als 150 Gulden Jahresgehalt beanspruchen dürfe, ein für allemal zurückschrecken. Dazu kam, daß der alte Mozart im Bewußtsein seiner Rechtlichkeit und Pflichttreue und nach seiner geraden reichsbürgerlichen Art ebenso=

wenig eine Neigung zu jener kriechenden Schmeichelei, die der geistliche Mandarine verlangte, in sich verspürte, wie der junge Künstler, der trotz aller Bescheidenheit im Grunde keinerlei Autorität anerkannte, als die des Geistes, und sicherlich in der unbefangenen Ausgelassenheit seiner Laune manchmal vergaß, daß er Beamter des Erzbischofs war, auch gewiß mit seiner Meinung über ihn nicht immer hinter dem Berge hielt. Da waren denn Neider genug, die den Zwischenträger machten und den Erzbischof reizten, gerade diesem jungen Concertmeister seine Souveränetät doppelt fühlbar zu machen. Mozart hielt dies mit der geduldigen Weichheit seines Gemüthes aus, er that es seinem Vater zu lieb, und gewann durch die Spannkraft seines Geistes allzeit wieder den frischen Muth, der ihn leben und schaffen ließ. Zuletzt aber ward die Sache gar zu arg, und der Vater selbst dachte daran, das Verhältniß zu lösen.

Er hatte schon die letzten Jahre hindurch stets im Auge gehabt, für seinen Sohn anderswo eine angemessene Stellung zu finden, in Florenz, in Wien, in München. Allein es wollte nirgends gelingen, und er mußte in diesen Bemühungen sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil die Mißgunst der Salzburger, besonders das Interesse der Collegen, von denen natürlich mancher auf Mozarts Weggehen wartete, um seine Stelle einzunehmen, stets mit üblen Gerüchten zur Hand war. Seine Verhältnisse erlaubten dem Vater eben nicht, eine gesicherte Stellung ohne Weiteres aufzugeben. Jetzt aber ging ihm das Wasser an den Hals. Das Widrige der Lage ward unerträglich. „Ich hoffe auch," schreibt Wolfgang später von Mannheim, „daß Sie jetzt weniger Verdruß haben, als da ich noch in Salzburg war, denn ich muß

bekennen, daß ich die einzige Ursache war. Man ging mit mir schlecht um; ich verdiente es nicht; Sie nahmen natürlicherweis Antheil — — aber zu sehr. Sehen Sie, das war auch die größte und wichtigste Ursach, warum ich so von Salzburg wegeilte." Worauf der Vater die schöne Antwort gibt: „Du hast wohl Recht, daß ich den größten Verdruß wegen der niederträchtigen Begegnung, die Du erdulden müssen, empfunden habe; das war es, was mir das Herz abnagte, was mich nicht schlafen ließ, was mir immer in Gedanken lag, und mich am Ende verzehren mußte. — Mein lieber Sohn, wenn Du glücklich bist, so bin ich, so ist Deine Mutter, so ist Deine Schwester, so sind wir alle glücklich; und das hoffe ich von der Gnade Gottes und durch das Vertrauen, so ich in Deine vernünftige Aufführung setzte."

Wolfgang wollte fort, er wollte den Dienst des Erzbischofs aufgeben, er drängte mit steigender Ungeduld und Empörung, daß sie alle mit einander Salzburg verlassen und zunächst wieder auf einer Kunstreise Ruhm und Brod suchen sollten, bis sich eine bessere und würdigere Anstellung fände. Allein der Vater, der das Leben besser kannte, wies diesen Plan als unausführbar zurück. Die Verhältnisse hatten sich derweilen geändert, und er zweifelte auf solche Weise jetzt auch nur die Kosten des Unterhaltes für sie alle zu gewinnen. „Du weißt," schreibt er später, „wie viele Jahre man unsere Geduld in Salzburg auf die Probe gesetzt, Du weißt, wie oft Du und ich davon zu gehen Lust hatten. Es wird Dir noch erinnerlich sein, was ich für Einwendungen machte, die uns verhinderten, Salzburg a l l e zu verlassen. Du hast nun die Probe davon — große Unkosten auf den Reisen, und nicht viel oder wenigstens nicht hinlängliche Einnahme, solche mit einer ganzen

Familie zu bestreiten.“ Ebenso konnte er sich nicht entschließen, den Sohn allein ziehen zu lassen. „Du weißt, daß Du auf Alles allein Acht zu haben — Dir selbst ein und anderes ohne fremde Hülfe zu thun nicht gewöhnt — mit den Geldsorten wenig, mit auswärtigen aber gar nicht bekannt warst, vom Einpacken und derlei vielen auf Reisen vorkommenden Nothwendigkeiten nicht den mindesten Begriff hattest. Ich stelle Dir ferner vor, daß ein junger Mensch, wenn er auch vom Himmel gefallen über alle Meister hinwegsehete, doch die Achtung niemals erwerben wird, die er verdient; dazu will es gewisse Jahre haben, und so lange man unter zwanzig Jahren ist, wissen die Neider, Feinde und Verfolger den Stoff ihres Tadels und ihrer zu machenden Ausstellungen aus der Jugend, den wenigen Jahren, zu wenigem Ansehen und Erfahrenheit herauszuziehen.“

Sodann seine arglose Offenheit, seine gutmüthige Hingebung! Und wiederum seine Reizbarkeit und Schlagfertigkeit mit Wort und Witz! „Mein Sohn!“ heißt es später, „in allen Deinen Sachen bist Du hitzig und jähe. Du hast von Deiner Kindheit und Knabenjahren an nun Deinen ganzen Charakter geändert. Als Kind und Knab warst Du mehr ernsthaft als kindisch u. s. w.“ Wir haben die Stelle bereits oben angeführt. „Jetzt aber bist Du, wie mir scheint, zu voreilig, jedem im spaßhaften Ton auf die erste Herausforrung zu antworten — und das ist schon der erste Schritt zur Familiarität ꝛc., die man bei dieser Welt nicht viel suchen muß, wenn man seinen Respect erhalten will. — Dein gutes Herz ist es, welches macht, daß Du an einem Menschen, der Dich wacker lobet, der Dich hochschätzet und bis in den Himmel erhebt, keinen Fehler mehr siehest, ihm all Deine Vertraulich-

keit und Liebe schenkest." — „Ich bitte Dich, halte Dich an Gott; Du mußt es thun, denn die Menschen sind alle Bösewichter! je älter Du wirst, je mehr Du mit den Menschen Umgang haben wirst, je mehr wirst Du diese traurige Wahrheit erfahren. Denke nur auf alle Versprechen, Maulmacherei und hundert Umstände, die mit uns schon vorgegangen, und mache den Schluß selbst, wie viel auf Menschenhilf zu bauen ist, da am End jeder geschwind eine scheinbare Ausflucht weiß oder erdichtet, um die Verhinderung seiner guten Gesinnung auf die Schuld eines Dritten hinüberzuwälzen."

Da war freilich bei Wolfgang die Gefahr groß, der seiner ganzen Natur nach so darauf eingerichtet war, an die Menschen zu glauben, und obendrein, wenn ihn die Begeisterung für seine Kunst ergriff, alle Klugheit, all seinen Vortheil und die besterwogenen Pläne für die Zukunft vergessen konnte. Ebenso zitterte der lebenskundige Vater vor den sittlichen Gefahren, welche dem unerfahrenen Jüngling bei seinem Eintritt in das Leben um so mehr drohten, als seine Sinne leicht erregt und seine Neigung leicht gefesselt war. Er, der in der Enge einer bürgerlichen Familie aufgewachsen war und stets inmitten seiner künstlerischen Beschäftigungen lebte, hatte keine Ahnung von den Verlockungen der großen Welt. Deßhalb hielt der Vater mit der Ausführung des Reiseplanes so lange zurück als nur irgend möglich, indem er dem Sohne vorstellte, wie diese Prüfungszeit ihm für seine künstlerische Ausbildung und als Vorbereitung zu einer Reise doch am Ende Vortheil bringen möchte, und daß er desto mehr Aussicht auf Erfolg seiner Bestrebungen haben werde, je mehr er selbst erst als Mensch und Künstler herangereift sein werde.

Fünftes Kapitel.

Allein am Ende hörte auch dieser Trost auf, und nachdem nun mehr als zwei Jahre verflossen waren, seit Mozart wegen der finta giardiniera einen längeren Aufenthalt in München gehabt hatte, entschloß sich der Vater, den Erzbischof um Urlaub für eine Kunstreise mit dem Sohne unterthänigst zu bitten. Das Gesuch wurde rundweg abgeschlagen: seine Eminenz sehe nicht gern, wenn dero angestellte Dienerschaft mit ihrer Kunst so ins Betteln herumreise. Das war zu viel. Die Familie überlegte hin und her, Wolfgang drängte, Nannerl war auf seiner Seite, die Mutter mahnte zur Ueberlegung, die dem Vater denn freilich wieder manche schlaflose Nacht kostete. Allein endlich ward die Entscheidung getroffen: Wolfgang reichte sein gehorsamstes Gesuch um gnädige Entlassung aus erzbischöflichen Diensten ein.

Das war nun wieder dem gnädigen Herrn zuviel. Ganz entrüstet über die Keckheit, seiner hochfürstlichen Gnaden so ohne Weiteres den Stuhl vor die Thüre zu setzen, gewährte er die Entlassung ohne Verzug und zwar in den ungnädigsten Ausdrücken. Ja es war Rede davon, daß selbst der Vater den Dienst quittiren müsse. Allein das geschah nicht. Doch scheinen allerhand Reibungen in der Kapelle vorgekommen zu sein, denn in dem Decret des Erzbischofs heißt es ausdrücklich, er wolle in seiner Kapelle Frieden haben, in dieser Hoffnung wolle er ihm sein Amt belassen.

Ganz Salzburg war erstaunt und empört über diesen Vorgang und besonders am Hofe mißbilligte man den Schritt des Erzbischofs sehr. Er selbst war denn auch nicht wenig verstimmt darüber. Der alte Obersthofmeister Graf Firmian,

der soeben vier neue Rosse gekauft hatte und sich freute, sie mit seinem jugendlichen Freunde Wolfgang, den er sehr schätzte, zu einem ersten Ausritt zu verwenden, war bei seiner Rückkehr von dem Kauf über die neue Nachricht nicht wenig verdrossen. Als er dem Erzbischof seine Aufwartung machte, sagte dieser zu ihm: „Nun haben wir eine Person weniger bei der Musik." Er antwortete: „Ew. Hochfürstl. Gnaden haben einen großen Virtuosen verloren." — „Wie so?" — „Er ist der größte Clavierspieler, den ich in meinem Leben gehört habe. Bei der Violine hat er Ew. Hochfürstl. Gnaden gute Dienste gethan und war ein recht guter Componist!" — worauf der Erzbischof still schwieg. Auch der Domherr Graf Joseph Stahremberg, dem der Vater später in einer Unterredung freimüthig Alles heraussagte, was mit ihnen vorgegangen sei, gestand zu, daß alles die vollkommene Wahrheit sei und daß alle Fremde, die an den Hof gekommen wären, nichts anders als seinen Sohn bewundert hätten, für den auch er ganz eingenommen sei.

Nun war aber nichts weiter zu machen. Wolfgang mußte fort. Der Vater gerieth in schwere Sorgen. Zwar die künstlerischen Vorbereitungen zu einer Reise, auf der Wolfgang sich als Componist und Virtuosus wieder zeigen und die Welt an sein Können erinnern sollte, waren längst gemacht, sowohl in den angestrengtesten und beharrlichsten Uebungen auf Klavier und Violine als auch in einer Reihe von Compositionen, die in zahlreichen Reinschriften zu kleinen Büchern gebunden bequem zu verpacken waren, um bei Aufführungen oder als Geschenk sogleich zur Hand zu sein. Allein da es Sommer war, durfte man zunächst nicht viel Vortheil erwarten. Gleichwohl drängten Stolz und Klugheit jetzt doppelt zur

Ausführung des Planes. Nur mit einer unerhörten Demüthigung hätte Wolfgang in die alte Stelle zurückkehren können, und das war weder des Vaters noch des Sohnes Sache. So machte der Vater also mit der überlegenen Erfahrung seiner Jahre einen Reiseplan, der zunächst wenigstens einige Aussicht auf Unterhalt gewährte. Die großen Städte, besonders die Residenzen und Lustschlösser der hohen Herren sollten besucht werden, um durch Concerte oder Aufträge zu Compositionen die Reisekosten zu bestreiten, bis sich eine feste Anstellung in ehrenvoller Weise finde. „Aufs Geldeinnehmen muß alle Bemühung gehen und aller Bedacht aufs Wenigausgeben, soviel es möglich ist. — Die Absicht der Reise, und zwar die nothwendige Absicht war, ist und muß seyn einen Dienst zu bekommen oder Geld zu erwerben." — „Daß ich Dir einen Platz gewunschen hätte, hat seine Richtigkeit, aber nur einen solchen Platz wie München oder Mannheim, oder auch einen anderen NB. wo Du zu Zeiten eine Reise zu machen nicht gehindert wärest; auch meinenthalben keinen Platz per decretum auf Lebenslang. Hättest Du einen solchen Platz nur auf ein Paar Jahre, so würden Dir Reisen nach Frankreich und Italien nicht ausbleiben. Man kömmt durch die Jahre und den Titel in mehr Ansehen und Respekt 2c., das weißt Du selbst."

So ist der Vater unermüdlich, dem Sohne die Wege zu bahnen und ihm genau anzugeben, wie er es zu machen habe, um den Zweck der Reise zu erreichen. Allein diesem fehlte von Natur jene praktische Art, die Umstände und Verhältnisse zu seinem Vortheile zu benutzen. Er besaß nicht einmal den Blick für diese Dinge, der ja auch angeboren sein muß. Er lebte mit all seinen Sinnen und Gedanken in seiner

Kunst. Da stand er seinen Mann und zweifelte nicht, daß sich das Uebrige schon finden werde. Das fand sich aber nicht so ohne Weiteres. „Bis jetzt hat es weder zu einem Dienst noch zu Geld einiges Ansehen," schreibt der Vater später, „es wäre denn, daß es nur für mich ein Geheimniß sein müßte," und so ertheilt er denn fortwährend seine Ermahnungen, die dem Sohne in Salzburg ganz gewiß um so leichter von einem Ohre durchs andere gegangen sein mochten, als alle seine Geister zunächst nur auf das Reisen gerichtet waren. Um aber wenigstens nach der materiellen Seite hin einige Sicherheit zu haben, daß alles in Ordnung gehe, faßte er den schweren Entschluß, die Mutter mitreisen zu lassen. Er selbst durfte nach dem was vorgegangen war, auf einen Urlaub nicht hoffen und sah so seine Absicht mitzureisen vereitelt.

Die Mutter kennen wir bereits als eine Frau von sehr gutem Herzen und etwas bequemem Wesen. Sie besaß freilich nicht die Energie und geistige Ueberlegenheit, mit der der Vater bei aller Liebe den Eigenheiten und Schwachheiten seines genialen Sohnes zur rechten Zeit entgegenzutreten wußte. Allein sie hatte doch Erfahrung, besonders auch im Reisen, und so waren wenigstens das Rechnungswesen und die Angelegenheiten des täglichen Lebens in guter Hand. Sie mußte vor Allem die Ausgaben und Einnahmen aufschreiben, dem Vater Rechenschaft ablegen und ihn von allen Vorkommnissen genau unterrichten, damit er zur rechten Zeit mit Rath und Hülfe einzugreifen vermochte. „Ich bitte Dich, mein Wolfgang, überleg doch Alles und schreib nicht immer die Sachen, wenn sie vorbey sind, sonst sind wir alle unglücklich. — Uebrigens würde ich hundert Sachen, die ich Euch schreiben

will, vergessen, wenn ich nicht einen Bogen Papier hergerichtet hätte, wo ich, so oft etwas geschieht oder mir einfällt, das ich Euch schreiben will, solches alsogleich mit ein Paar Worten aufnotire. Schreibe ich Euch nun, so nehme ich den Bogen her und schreibe die Neuigkeiten, und dann lese ich Euren letzten Brief und antworte. Das könnt Ihr wohl auch machen. Was ich Euch schreibe, streiche ich auf dem Bogen aus, damit ich das Uebrige ein anderesmal schreiben kann, was noch da steht. Und Du, mein liebes Weib, mußt fein die Zeilen recht enge an einander schreiben. Du siehst ja, wie ich es mache."

Sechstes Kapitel.

Es ist rührend, wie sorgfältig dieser Mann in Allem ist, um jeden Schaden, jede Gefahr von den Reisenden abzuwenden. „Nur bitte ich, mein lieber Wolfgang," schreibt er sogleich, nachdem die Reise angetreten war, „keinen Exceß zu machen, Du bist an gute Ordnung von Jugend auf gewöhnt, und Dich vor hitzigem Getränk zu hüten, dann Du weißt, daß Du gleich erhitzet bist und die Kälte Dir lieber als die Wärme ist, ein klarer Beweis, daß Dein Geblut zur Hitze geneigt gleich in Wallung kommt; die starken Weine und vieles Weintrinken ist Dir also schädlich. Stelle Dir nur vor, in was Unglück und Betrübniß Du Deine gute Mutter in einem weit entfernten Lande setzen könntest; von mir will ich nicht einmal eine Meldung machen." Worauf der Sohn antwortet: „Ich iß wenig, trinke Wasser und zuletzt zur Frucht ein Gläschen Wein." Dann gemahnt der Vater zur Vorsicht im Umgange: „Ich machte nur Bekanntschaft und

suchte nur die Freundschaft mit Personen von höherem Stande - - und auch unter diesen nur mit gestandenen Leuten und nicht mit jungen Burschen, und wären sie auch vom ersten Range. Ich lud Niemand ein, mich in meiner Wohnung öfter zu besuchen, um in meiner Freyheit zu bleiben, und hielt es immer für vernünftiger Andere, wenns mir gelegen, zu besuchen. Dann, gefallt mir der Mann nicht, oder ich hab Arbeit und Verrichtung, so kann ich wegbleiben; im Gegentheile, kommen die Leute zu mir, und sind von schlechter Aufführung, so weiß ich nicht, wie ich sie los werde; und oft eine mir sonst nicht unangenehme Person hindert mich an meiner nothwendigen Arbeit. Du bist ein junger Mensch von 22 Jahren; hier ist also keine Ernsthaftigkeit des Alters, die einen jungen Burschen, wessen Standes er auch immer seyn mag — einen Aventurier, einen Schwenkmacher, einen Betrüger — er mag alt oder jung seyn, abhalten könnte, Deine Freundschaft und Bekanntschaft zu suchen, um Dich in seine Gesellschaft und dann nach und nach in seine Absichten zu ziehen. Man kommt so ganz ohnvermerkt hinein und weiß alsdann nicht mehr zurück. Vom Frauenzimmer will ich gar nicht einmal sprechen, denn da braucht es die größte Zurückhaltung und alle Vernunft, da die Natur selbst unser Feind ist, und wer da zur nöthigen Zurückhaltung nicht aller seiner Vernunft aufbietet, wird sie alsdann umsonst anstrengen, sich aus dem Labyrinth herauszuhelfen: ein Unglück, daß sich meistens erst mit dem Todt endet. Wie blind man aber oft durch anfangs nichts zu bedeutende Scherze, Schmeicheleyen, Späße ꝛc. anlauffen kann, darüber sich die nach der Hand erwachende Vernunft schämt, magst Du vielleicht selbst schon ein wenig erfahren haben. Ich will Dir keinen Vorwurf machen. Ich weiß, daß Du

mich nicht allein als Deinen Vater, sondern auch als Deinen gewissesten und sichersten Freund liebst."

Wir werden sehen, daß der Vater Grund hatte, solche Briefe zu schreiben. Denn jugendliche Thorheiten hat Mozart genügend und von der allerschönsten Art aufzuweisen. Doch wissen wir schon, daß es nur Thorheiten, keine Verirrungen vom rechten Pfade waren, und der Vater hatte nicht blos in der Begleitung der Mutter, sondern auch in dem unzerstörbaren Gefühle der Sittlichkeit, das dem Sohne angeboren war, und in seiner sorgfältigen Erziehung und kindlichen Ergebenheit eine gewisse Bürgschaft, daß keinerlei leichtsinnige Gesellschaft oder gar sittenloser Umgang den reinen Sinn des Jünglings beflecken werde. Die Mutter gab sich denn auch alle mögliche Mühe, den Vater zu ersetzen. „Ich bin mit dem Einpacken beschäftigt, welches mir viele Mühe macht, denn ich bin ganz allein dazu, der Wolfgang kann mir nicht im Mindesten helfen. — Ich schwitze, daß mir das Wasser über das Gesicht lauft vor lauter Ermühung mit dem Einpacken — ich meine, ich muß die Füße ins Maul schieben vor Müdigkeit." Allein der Vater berechnet ihr in seiner ironischen Weise die viele Zeit, die sie trotzdem bis dahin verbraucht hatten. „Mein liebes Weib hat sich gerühmt, daß sie früh aufstehen, sich nicht aufhalten und alles geschwind und hauswirthschaftlich machen werde." Denn darauf kam alles an, daß die Reise nicht zu viel Geld koste. Eigenes Vermögen hatte er ja nicht, sein Gehalt ernährte kaum ihn und die Tochter, die sich fortan außerordentlich einschränkten und durch Stundengeben ihre Einnahme zu erhöhen strebten. Ausgestattet hatte er die Reisenden freilich nach Kräften, der Hauswirth Hagenauer und der getreue Bullinger halfen auch

zwischen der Zeit mit kleinen Vorschüssen aus. Das waren die ersten Schulden, die der gewissenhafte Mann machte, und sie fielen ihm sehr schwer. Wer darf es ihm verdenken, wenn er nun auch den Sohn manchmal ernsthaft und sogar streng an seine Pflicht erinnert, und ihn stets nöthigt, den Anforderungen des praktischen Lebens zu genügen, da dieser gar gern bloß seinem Kunsttriebe folgte und sich manchmal, wie Künstler eben thun, seiner Natur mehr gehen ließ als sich bezwang. „Ich habe nun in Dich, mein lieber Wolfgang," schreibt der Vater bei einem bedeutsamen Anlaß, der die meisten dieser mahnenden Zureden hervorgerufen hat, „nicht nur allein kein, auch nur das geringste Mißtrauen, sondern ich setze in Deine kindliche Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung. Es kommt nur auf Deine gesunde Vernunft, die Du gewiß hast, wenn Du sie hören willst, und auf glückliche Umstände an. Das letzte läßt sich nicht zwingen, Deine Vernunft aber wirst Du immer zu Rathe ziehen, das hoffe ich und bitte ich Dich."

Nicht mancher Jüngling hat einen solchen Vater, der keinen andern Gedanken hat, als des Sohnes Wohlergehen. Dieser Mann betrachtete es als eine Schickung von oben, daß ihm eine so wunderbare Frucht in den Schooß gelegt war. Er pflegte ihrer nach Kräften, und die Welt wird es ihm bezeugen und danken, daß sie gedieh. „Die Fügung und der Wille Gottes hat es so geordnet, daß ich nun von Neuem der gewiß saueren Arbeit, Lectionen zu geben, mich unterziehen muß, und zwar an einem Ort, wo diese schwere Bemühung so schlecht belohnt wird, daß man doch alle Monate seinen und der Seinigen Unterhalt nicht herausbringt und dennoch muß man noch froh seyn und sich eine Brustkrank-

heit an Hals reden, um wenigstens doch Etwas einzunehmen.“ Und bei alle dem hat der treffliche Mann noch etwas für die Noth Anderer zu verwenden. Er erzählt, daß er einer armen Haubenhefterin ein Nebenzimmer überlassen habe, der auch sonst geholfen werden müsse.

Das sind würdige, wahrhaft sittliche Verhältnisse, aus denen auch wieder das Gute hervorgeht. Derselbe ehrenhafte und mildthätige Sinn verblieb denn auch dem Sohne zeitlebens, und ist er nicht der eigenartigen Natur des Künstlers noch höher anzurechnen?

So war Alles in Ordnung gebracht: Geld, Gepäck, Kleidung und Musikalien. Auch eine Chaise, deren der Künstler damals bedurfte, um anständig zu reisen und auf Achtung und ehrenvolle Behandlung Anspruch machen zu können, war angeschafft. Denn der Vater wollte seinen Sohn nicht als umherziehenden Musikanten in die Welt treten lassen. Wie schwer mag der Abschied gewesen sein! Welche Befürchtungen und Hoffnungen kreuzten sich in der Brust des Vaters! Mehr als ein Jahr dauerte die Reise und brachte dem sorgenden Mann viel Noth und wenig Freude. Den Sohn freilich sah er wieder, aber ohne den gehofften und gewünschten Gewinn der langen kostspieligen Fahrt. Die Mutter kam nicht zurück. Und doch hatte die Reise den Erfolg, den sie haben mußte, um aller dieser Opfer werth zu sein: der Genius ward durch sie als Mensch und als Künstler zur höheren Reife gebracht.

Sechster Abschnitt.

München und Augsburg.

1777.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

Erstes Kapitel.

Bisher war es vorwiegend die Ausbildung des Künstlers, das Lernen, was wie bei jedem Menschen auch bei Mozart die Jahre der Jugend ausfüllte. Der Druck des Lebens war noch nicht an ihn herangetreten, es war immer noch mehr der Vater als er selbst, der die Mühsale zu empfinden hatte, die das Leben Jedem bereitet, der höhere Bahnen beschreiten will. Der Neid der Fachgenossen und die Intrigue niederer Menschen berührten den jugendlichen Genius noch wenig. Sein Sinn war so ausschließlich auf seine Kunst gerichtet, daß er das Widrige solcher Begegnisse leicht vergaß, und um so mehr, als der treue Vater den Weg der künstlerischen Bildung, den der Sohn zu seinem späteren Fortkommen zu wandeln hatte, nach Kräften offen erhielt. So sahen wir diesen denn durchweg heiter und die Zeit, die ihm seine Arbeit frei

ließ, durchaus unbefangen dem fröhlichen Genießen seines jugendlichen Daseins widmen. Nur als ihm zuletzt durch die Enge und Widrigkeit der Verhältnisse auch sein geistiges Schaffen beeinträchtigt zu werden drohte, wird er etwas unmuthig und ungeduldig, er drängt, ein junges Roß, das alle seine Kräfte und Anlagen reich entwickelt fühlt und nach ihrer freien Verwendung strebt, hinaus aus den Schranken kleiner Verhältnisse, nach Gelegenheit, sein ganzes Können zu zeigen. Als es nun endlich gelingt, diese Schranken zu durchbrechen und das Freie zu gewinnen, da hat er zunächst nur das Gefühl der Freude und sieht und hört nichts, als die Herrlichkeit der Freiheit, die ihm wiedergegeben. Zwar schreibt er sogleich am ersten Abend an den zurückgebliebenen Vater. Allein es sind Possen, unbedeutende Dinge, an denen er seine Freude gehabt hat, eine „einseitige" Kuh, die er gesehen, und ein dicker Herr, dessen „Sinfonie" ihm von Salzburg her gleich bekannt war und der versprach an den Papa und „die Schwester Canaglie" Complimente auszurichten. „Viviamo come i principi, uns geht nichts ab als der Papa, je nun, Gott will es so haben, es wird noch Alles gut gehen. Ich hoffe der Papa wird wohl auf seyn und so vergnügt wie ich; ich gebe mich ganz gut drein. Ich bin der andere Papa; ich gieb auf Alles Acht. Ich habe mir auch gleich ausgebeten, die Postilione auszuzahlen, denn ich kann doch mit die Kerls besser sprechen als die Mama. — Der Papa soll Achtung geben auf seine Gesundheit — und gedenken, daß der Mufti HC ein Schwanz, Gott aber mitleidig, barmherzig und liebreich seye."

So war er fröhlich, er liebte ja zu reisen. Ihm ahnte nicht, daß er jetzt den ersten Schritt gethan zu einer Lauf=

bahn, die ihm freilich viel Ruhm und Alles in Allem gerechnet, auch die höchsten Gaben des Lebens, auch wahres Menschenglück bringen sollte, die aber zunächst überaus dornenvoll war und auch zeitlebens Hindernisse jeder Art behalten sollte. Sein argloses Herz sah nichts von alle dem, ihm hing in Wahrheit der Himmel noch voller Geigen, er war sich seiner Kraft, seines „superieuren Talentes" wohl bewußt und dachte, das sei genug, um alles in der Welt zu erreichen. Daß auch Klugheit, unermüdete Sorgfalt und Besonnenheit dazu gehöre, entging ihm durchaus, und so gelang es ihm auch nie, die Güter dieser Welt nur in einem solchen Maße zu gewinnen, daß er frei von Sorgen um die materielle Existenz allein den künstlerischen Zielen leben konnte. Aber bedurfte es dessen? Wir, die wir sein Leben überschauen, wissen, daß er es mit den schönsten Gaben des Geistes wie des Herzens wahrhaft erfüllt hat, erfüllt wie wenige der Sterblichen. Wir wissen, daß alle Noth, alle Beschränkung ihn nicht gehindert hat, zu werden, was er werden konnte. In der That, mag ihm auch arg mitgespielt worden sein, dennoch ließ ihm das Leben Luft genug, zu leben, ja zu gedeihen, und ein unbefangener Ueberblick über sein Dasein muß uns sagen, es war ein glückliches: sein Leben war ein kurzer, aber ein einziger Siegeslauf.

So ist es nun auch überaus köstlich anzuschauen, wie er mit aller Unbefangenheit der reinen Jugend, die nur die höchsten Ziele im Auge hat, dem Leben entgegentritt, wie er als ein echter Jüngling voll frischen Lebensmuthes gar nicht zweifelt, daß er Alles erringen wird, ja daß die ganze Welt ihm gehört. Auch der Vater freut sich an dem lustigen Ton dieses Briefes, und Bullinger lachte von Herzen, da er ihn

las. Nur wegen des Spottes über den Erzbischof schreibt der Vater: „Ich bitte Dich, mein lieber Wolfgang, schreib keine solche Possen mehr vom Mufti; denke daß ich hier bin, ein solcher Brief könnte verloren gehen oder in andere Hände kommen." Ihm selbst freilich lag die Lustigkeit ferner, der Schmerz des Abschiedes drückte noch auf ihn und sein Auge blickte sorgenvoll in die Zukunft des Lebens. „Nachdem Ihr abgereist," schreibt er, „ging ich sehr matt über die Stiege und warf mich auf einen Sessel nieder. Ich habe mir alle Mühe gegeben, mich bey unserer Beurlaubung zurückzuhalten, um unsern Abschied nicht schmerzlicher zu machen, und in diesem Taumel vergaß ich meinem Sohne den väterlichen Segen zu geben. Ich lief zum Fenster und gab solchen Euch Beiden nach, sahe Euch aber nicht beym Thore hinausfahren, und wir mußten glauben, Ihr wäret schon vorbey, weil ich vorher lange dasaß, ohne auf etwas zu denken." Auch Nannerl weinte ganz erstaunlich, sie war kaum zu trösten, wurde gar krank und erholte sich erst gegen Abend wieder, wo sich beide durch eine Partie Piquet zu zerstreuen suchten.

Am 23. September 1777 Morgens in der Frühe hatten die Reisenden Salzburg verlassen. Ihr nächstes Ziel war München. Zwar erwartete der Vater dort keine besondere Erfolge, er kannte die Verhältnisse und gedachte der vergeblichen Versuche von früher. Allein ein neuer Anlauf mochte nicht schaden. Der Gastwirth Albert, unter dem Namen des gelehrten Wirthes bekannt, war ihnen von frühern Reisen her befreundet, bei ihm stiegen sie ab. „Wir kamen spät ins Bett und waren müde von der Reise. Wir standen doch schon um 7 Uhr auf, meine Haare waren aber in einer solchen Unordnung, daß ich vor halb 11 Uhr nicht zum Grafen Seeau

kam.“ Seeau war Intendant der Schauspiele und daher schon von der finta giardiniera her mit Mozart bekannt. „Daß die Mama einen Verdacht auf den Grafen Seeau geworfen, thut mir sehr weh,“ schrieb Wolfgang damals, „denn er ist gewiß ein lieber höflicher Herr und hat mehr Lebensart als Viele seines Gleichen in Salzburg.“ Mit der Lebensart des würdigen Grafen war es freilich nicht weit her, wenigstens wußten die Musiker und Schauspieler jener Zeit manches Stückchen von seiner Brutalität zu erzählen, und seine mangelhafte Bildung suchten schon gleichzeitige Berichterstatter mit der Bemerkung zu entschuldigen, daß in der Zeit, da der alte Herr jung gewesen, die Schulen noch nicht viel getaugt hätten. Von seiner musikalischen Einsicht aber möge eines der Anekdötchen, deren noch heute viele in der Münchener Hofcapelle cursiren, eine Vorstellung geben. Die Hornisten der Capelle verlangten eine Erhöhung ihres Gehaltes, der übrigens bei allen Mitgliedern schon damals gering genug war. Darüber ward nun der Herr Intendant, dessen Loge just über den Sitzen der Bläser war, höchst aufgebracht. Er hatte die Hornisten schon längst beobachtet, und fuhr sie jetzt in seinem trefflichen Dialekt an: „Was, eng Faullenzer, eng soll ich Zulage geben, ös sitzt ohnehin die halbe Zeit da und blast nix!“ — und die Gehaltserhöhung unterblieb.

Zweites Kapitel.

Unsern jungen Maestro nahm der allmächtige Intendant freundlich auf, und zwar aus besonderen Gründen. Er wußte bereits die näheren Umstände der Entlassung und rieth ihm, schnurgerade beim Churfürsten Audienz zu erbitten. Als Wolf-

gang ihm erwiederte, es fehle doch in München an einem ordentlichen Componisten, sagte er: „das weiß ich wohl." Darauf ging Wolfgang zu seinem Gönner, dem Bischof von Chiemsee, Fürsten Zeil, der noch immer wegen diplomatischer Geschäfte in München verweilte. Dieser versprach, als er Alles genau erfahren hatte, sein Möglichstes zu thun und sogleich mit dem Churfürsten und seiner Gemalin zu reden. Allein nach einigen Tagen erzählte er ihm „mit aller Höflichkeit", wie Wolfgang berichtet: „Ich glaube, hier werden wir nicht viel ausrichten. Ich habe bei der Tafel zu Nymphenburg heimlich mit dem Churfürsten gesprochen. Er sagte mir: „jetzt ist es noch zu früh, er soll gehen, nach Italien reisen, sich berühmt machen; ich versage ihm nichts, aber jetzt ist es noch zu früh." Auch die Churfürstin, mit der der Bischof ebenfalls allein geredet, hatte die Achseln geschupft und versprochen, ihr Möglichstes zu thun, aber sie zweifelte am Gelingen.

Trotzdem ließ sich Wolfgang dem Churfürsten in Nymphenburg vorstellen, als dieser eben auf die Jagd gehen wollte. „Als der Churfürst an mich herankam," berichtet er seinem Vater, „so sagte ich: Ew. Churfürstl. Durchlaucht erlauben, daß ich mich unterthänigst zu Füßen legen und meine Dienste antragen darf. — Ja, völlig weg von Salzburg? — Völlig weg, ja, Ew. Durchlaucht. — Ja, warum denn? habt's eng z'kriegt? — Ey beyleibe, Ew. Durchlaucht, ich habe um eine Reise gebeten, er hat sie mir abgeschlagen, mithin bin ich gezwungen, diesen Schritt zu machen, obwohlen ich schon lange im Sinne hatte wegzugehen, denn Salzburg ist kein Ort für mich, ja ganz sicher. — Mein Gott, ein junger Mensch! aber der Vatter ist ja noch in Salzburg? — Ja, Ew. Churfürstl. Durchlaucht, er legt sich unterthänigst ꝛc. ꝛc. Ich bin schon

dreimal in Italien gewesen, habe drei Opern geschrieben, bin Mitglied der Academie in Bologna, habe müssen eine Prob ausstehen, so viele maestri vier bis fünf Stund gearbeitet und geschwitzt haben, ich habe es in einer Stunde verfertiget: das mag zur Zeugniß dienen, daß ich im Stande bin, jedem Hofe zu dienen. Mein einziger Wunsch ist aber, Ew. Churfürstl. Durchlaucht zu dienen, der selbst ein großer... — Ja, mein liebes Kind, es ist keine Vacatur da. Mir ist leid, wenn nur eine Vacatur da wäre. — Ich versichere Ew. Durchlaucht, ich würde München gewiß Ehre machen. — Ja, das nutzt Alles nichts, es ist keine Vacatur da. — Dies sagte er gehend; nun empfahl ich mich zu hohen Gnaden." Worauf der Vater antwortet: „Ich habe mir von München keine günstige Vorstellung gemacht; der Churfürst ist gebunden, ohne Vacatur Niemand anfzunehmen, und zu allem dem hat man immer heimliche Feinde, die es aus Angst verhindern."

So war der erste Anlauf abgeprallt. Allein es lag nicht in Mozarts Natur, sich durch getäuschte Hoffnungen niederschlagen zu lassen. Sein Geist war elastisch. Er griff zu neuen Plänen. Graf Seeau nämlich, der zum Theil auch Unternehmer des Theaters war und besonders für das Schauspiel und die deutsche Oper zu sorgen hatte, sah wohl seinen Vortheil darin, wenn er einen so fruchtbaren und willfährigen Componisten, wie Mozart war, für diese Unternehmungen gewänne. Bisher hatte er nur aus dem Französischen und Italienischen Opern übersetzen lassen. Er fragte den Bischof von Chiemsee: „Wissen Sie nicht, hat denn der Mozart nicht so viel vom Hause, daß er mit ein wenig Beihülfe hier bleiben könnte? Ich hätte Lust, ihn zu behalten." Worauf der Bischof ihn an Mozart selbst um Auskunft ver-

wies: „er wisse es zwar nicht, bezweifle es aber sehr.“ Seeau aber fragte nicht sogleich. Der schlaue Herr wollte sich lieber selbst einen Antrag machen lassen, um möglichst billig davon zu kommen. Denn Eigennutz war eine der Haupttriebfedern seiner Handlungen. Wolfgang merkte das wohl und sah sich vor. Er war, wie man denken kann, sogleich Feuer und Flamme bei dem Gedanken, daß es für ihn Opern zu componiren gebe. In dieser Gemüthsstimmung schaute er die deutsche Oper dort an, und ihr ist hauptsächlich die warme Schilderung zuzuschreiben, die er besonders von der ersten Sängerin macht. Er schreibt: „Die erste Sängerin heißt Keiserin, ist eine Kochstochter von einem Grafen hier, ein sehr angenehmes Mädl, hübsch auf dem Theater: in der Nähe sah ich sie noch nicht. Sie ist hier geboren. Wie ich sie hörte, war es erst das dritte Mal, daß sie agirte. Sie hat eine schöne Stimme, nicht stark, doch auch nicht schwach, sehr rein, gute Intonation. Ihr Lehrmeister ist Valesi, und aus ihrem Singen kennt man, daß ihr Meister sowohl das Singen, als das Singenlehren versteht. Wenn sie ein Paar Tacte aushält, so habe ich mich sehr verwundert, wie schön sie das Crescendo und Decrescendo macht. Den Triller schlägt sie noch langsam, und das freut mich recht, dann er wird nur reiner und desto klarer, wenn sie ihn einmal geschwinder machen will; geschwind ist er ohnehin leichter. Die Leute haben hier eine rechte Freude mit ihr — — und ich mit ihnen. Meine Mama war im Parterre; sie ging schon um halb 5 Uhr hinein, um Platz zu bekommen, ich ging aber erst um halb 7 Uhr, denn ich kann überall in die Logen gehen, ich bin ja bekannt genug. Ich war in der Loge vom Haus Branka. Ich betrachtete die Keiserin mit meinem Fernglas, und sie

lockte mir öfters eine Zähre ab; ich sagte oft Brava, bravissima; denn ich dachte immer, daß sie erst das dritte Mal auf dem Theater ist. Das Stück hieß das Fischermädchen, eine nach der Musik des Piccini sehr gute Uebersetzung. Originalstücke haben sie noch nicht. Eine deutsche Opera seria möchten sie auch bald geben — — und man wünschte, daß ich sie componirte."

Hier erkennt man, wie Wolfgangs junges Herz von jedem augenblicklichen Eindrucke stark erregt war. Die Zähren galten weniger der Sängerin, sie war nur der äußere Anlaß, daß sein Herz sich Luft machte. War es doch von dem frohen Gefühle der Freiheit, von den Eindrücken der Reise und von der Hoffnung auf die Composition einer deutschen Oper so übervoll! „Ich bin immer in meinem schönsten Humor. Mir ist so federleicht, seitdem ich von dieser Chikane weg bin! Ich bin auch schon fetter." Dazu kam der lang entbehrte Genuß, eine Oper zu hören. Nach einigen Monaten aber schreibt er dem Vater: „Was Sie mir wegen der kleinen Sängerin in München vorwerfen, muß ich bekennen, daß ich ein Esel war, so eine derbe Lüge an Sie zu schreiben; sie weiß ja noch nicht was Singen heißt. Das ist wahr, daß für eine Person, die erst drei Monat die Musik gelernt, sie ganz vortrefflich sang, und überdieß hat sie eine sehr angenehme, reine Stimme. Die Ursach, warum ich sie so lobte, mag wohl gewesen sein, weil ich von früh Morgens bis Nachts nichts hörte, als: es gibt keine bessere Sängerin in Europa, wer diese nicht gehört hat, hat nichts gehört. Ich getrauete mir nicht zu widersprechen, theils weil ich mir gute Freunde machen wollte, theils weil ich schnurgerade von Salzburg herkam, wo man einem das Widersprechen abgewöhnt. Sobald ich aber allein

war, mußte ich von Herzen lachen; warum lachte ich doch nicht auch in Ihrem Briefe."

Wolfgang hatte vergessen, welche Stimmung ihn damals beherrschte. Uebertragen wir nicht tausendmal im Leben unsere Stimmung in die Dinge, die wir sehen und hören. Und dann, welcher Druck muß in der letzten Zeit in Salzburg auf seiner Seele gelegen haben, daß ihn das bloße Anhören einer Sängerin so in Begeisterung versetzt. Zudem war sie hübsch, das war für einen Mozart, den wir für Frauenschönheit so überaus empfänglich finden werden, von Bedeutung und mag auch wohl geholfen haben seinen sonst so offenen Sinn in der Beurtheilung des Musikalischen zu bestechen. Obendrein drängte ihn in diesem letzten Briefe noch ein ganz besonderer Umstand zu der übertriebenen Zurücknahme seines Urtheils, das gewiß im Kerne nicht falsch gewesen war. Jetzt hatte er nämlich Aloysia Weber kennen gelernt, die eine Sängerin von ganz anderer Begabung, seine eigene Schülerin und obendrein seine angebetete Geliebte war, und deren Lob schon darum dreifach doppelt in den Briefen an den Vater erschallt. Allein noch mehr pries er ihre Kunst, weil er mit ihr und ihrem Vater Kunstreisen zu machen gedachte und dazu seines Vaters Einwilligung erlangen wollte. Dieser verwies ihn nun auf das Lob der Keiserin, um ihm zu zeigen, wie Empfindung und Phantasie bei ihm das Urtheil zu bestechen vermöge. Dagegen wehrt sich Wolfgang und thut, was sonst niemals seine Art ist, in dem einen wie dem andern Falle des Guten zu viel. Er war eben von Natur sehr nachgiebig, und wie ihn jetzt die Eltern der Aloysia drängten, sein Möglichstes zu thun, so hatte er sich ja auch durch des Vaters stetes Zureden, praktisch zu

sein, dazu bewegen lassen, die Keiserin zu loben, „um sich gute Freunde zu machen.“ Wir werden sehen, daß er bei der Weberin nicht im Unrecht war, zu loben. Seine Connivenz, so groß sie in kleinen Dingen war, sie verleitete ihn niemals, seine Ueberzeugung zu verläugnen, wo es sich um Dinge handelte, die das innere Leben, den Charakter angingen.

Drittes Kapitel.

Seine leicht entflammte Begeisterung für die deutsche Oper ward nun auch durch andere „wünschende Personen“ stets in lebhafter Bewegung gehalten. Besonders war es ein Professor Huber, dem daran lag, den jungen Componisten für das Theater gewonnen zu sehen. Er war Viceintendant und hatte, wie Mozart sagte, die Arbeit, „die Comödien, die man aufführen wollte, durchzulesen, zu verbessern, zu verderben, hinzuzuthun, hinwegzusetzen.“ Die Direction führte nämlich Alles auf, was eingeschickt wurde, und war sogar verbunden, alle Münchner Producte einzustudiren. „Und da hier,“ schreibt ein gleichzeitiger Berichterstatter, „fast jeder Student und Officiant an der Autorsucht krank liegt, werden sie mit Wust überhäuft.“ Ein Baron Rumling ferner machte Mozart das Compliment: „Spectakel sind meine Freude, gute Acteurs und Actrices, gute Sänger und Sängerinnen, und dann einen so braven Componisten dazu wie Sie!“ Wozu Wolfgang meint: „Das ist freylich nur geredet — und reden läßt sich viel — doch hat er niemals so mit mir geredet.“ Beim Grafen Salern spielte er mehrere Tage hinter einander: „viel vom Kopf, dann die zwei Caf=

sationen für die Gräfin und die Finalmusik mit dem Rondo auf die letzt auswendig. Sie können nicht glauben, was der Graf für eine Freude hatte: er versteht doch die Musik, denn er sagte allezeit Bravo, wo andere Cavaliers eine Prise Taback nehmen, sich schneuzen, räuspern, oder einen Discours anfangen. Ich sagte ihm: ich wünschte nur, daß der Churfürst da wäre, so könnte er doch was hören — er weiß nichts von mir, er weiß nicht, was ich kann. Daß doch die Herren einem Jeden glauben und nichts untersuchen wollen! ja, das ist allezeit so. Ich lasse es auf eine Probe ankommen; er soll alle Componisten von München herkommen lassen, er kann auch einige von Italien, Frankreich, Deutschland, England und Spanien verschreiben; ich getraue mir mit einem Jeden zu schreiben. Ich erzählte ihm, was in Italien mit mir vorgegangen ist; ich bat ihn, wenn ein Discours von mir wäre, diese Sachen anzubringen. Er sagte, ich bin der Wenigste, aber was bey mir besteht, von ganzem Herzen."

Von einer andern Gelegenheit, wo er sich unter Musikern hören ließ, schreibt er: „Zu guter letzt spielte ich die letzte Cassation aus dem B von mir, da schaute Alles groß darein; ich spielte, als wenn ich der größte Geiger in Europa wäre." Worauf der Vater antwortet: „Du weißt selbst nicht, wie gut Du Violin spielst, wenn Du nur Dir Ehre geben und mit Figur, Herzhaftigkeit und Geist spielen willst, ja so, als wärest Du der erste Violinspieler in Europa." Aber Wolfgang gab sich in der That alle Mühe, durch seine Leistungen Freunde zu gewinnen, und gewann sich deren auch hier wieder genug. Und doch wollte es dem Herrn Albert, der an Mozart großes Interesse nahm, nicht einmal gelingen, zehn Freunde

zusammenzubringen, von denen jeder monatlich einen Ducaten spendiren sollte. Das wären dann 600 fl. gewesen, und es würde leicht sein, meint er, vom Grafen Seeau soviel Aufträge zu erhalten, daß er auf 800 fl. Einkommen sicher rechnen könnte. Auch die Mutter war von diesem Vorschlag sehr eingenommen. Allein der erfahrene Vater hatte sogleich bei diesem Project die größten Bedenken und behielt Recht. Die zehn Freunde fanden sich eben nicht zusammen.

Allein auch ohne dies dachte Wolfgang wohl durchzukommen. Der Bericht an den Vater zeugt gleicherweise von dem Selbstvertrauen des Künstlers wie von seiner Unkenntniß des Lebens. „Für mich allein," schreibt er, „wäre es nicht unmöglich, mich durchzubringen; denn vom Grafen Seeau wollte ich wenigstens 300 Gulden bekommen; für das Essen dürfte ich nicht sorgen; denn ich wäre immer eingeladen, und wäre ich nicht eingeladen, so machte sich Albert eine Freude, mich bey sich bei Tische zu haben. Ich würde mit Graf Seeau den Contract so machen (Alles auf Einrathen meiner guten Freunde), alle Jahre vier teutsche Opern, theils buffe, theils serie zu liefern. Da hätte ich von einer jeden eine Sera oder Einnahme für mich, das ist schon so der Brauch, das würde mir allein wenigstens 500 Gulden tragen, das wäre mit meinem Gehalte schon 800 Gulden, aber gewiß mehr; denn der Reiner, Comediant und Singer, nahm in seiner Sera 200 Gulden ein, und ich bin hier sehr beliebt; und wie würde ich erst beliebt werden, wenn ich der deutschen Nationalbühne in der Musik emporhälfe? — Und das würde durch mich gewiß geschehen, denn ich war schon voll Begierde, zu schreiben, als ich das deutsche Singspiel hörte."

Welch eminente Anforderungen stellt er an sein Können und welch geringe an die Welt, ihn in Gelde zu bezahlen. Allein Graf Seeau scheint nicht einmal 300 Gulden haben wagen zu wollen. Wolfgang berichtet das. Der Vater antwortet: „Daß Du allein in München leben könntest, hat seine Richtigkeit; allein was würde Dir dieses für eine Ehre machen? wie würde der Erzbischof darüber spotten! Das kannst Du aller Orten, nicht nur in München. Man muß sich nicht so klein machen und nicht so hinwerfen. Dazu ist gewiß noch keine Noth." Auch das Nannerl meinte: „Dir wäre es keine Ehre, wenn Du in München bliebest ohne Dienst. Es ist Dir mehr Ehre, wenn Du einen Dienst, da Du da keinen bekommen hast, bey einem anderen großen Herrn suchest; Du wirst schon einen finden." Da der Vater nun drängte, daß sie München sobald wie möglich verlassen sollten, weil ja auch in ihrer Abwesenheit die Freunde für sie thätig sein könnten, so verabschiedete sich Wolfgang beim Grafen Seeau, indem er ihm kurz sagte: „Ich bin nur da, Ew. Excellenz mich und meine Sachen recht zu erklären. Es ist mir der Vorwurf gemacht worden, ich sollte in Italien reisen. Ich war 16 Monat in Italien, habe drey Opern geschrieben, das ist genug bekannt. Was weiter vorgegangen, werden Ew. Excellenz aus diesen Papieren sehen." — „Ich zeigte ihm die Diplomata. Ich zeige und sage Ew. Excellenz dieses Alles nur, damit, wenn eine Rede von mir ist, und mir etwa Unrecht gethan würde, sich Ew. Excellenz mit Grund meiner annehmen können. Er fragte mich, ob ich jetzt in Frankreich ginge? Ich sagte, ich würde noch in Teutschland bleiben. Er verstand aber in München, und sagte, vor Freude lachend: So! hier bleiben Sie noch? Ich sagte:

Nein, ich wäre gern geblieben; und die Wahrheit zu gestehen, hätte ich nur deßwegen gern vom Churfürsten Etwas gehabt, damit ich Ew. Excellenz hernach hätte mit meiner Composition bedienen können, und zwar ohne allem Interesse. Ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht. Er ruckte bei diesen Worten gar die Schlafhaube."

Dieses Rucken war aber auch die einzige Ehre, die ihm widerfuhr. Doch vergaß Seeau den willfährigen Compositeur nicht, nach wenigen Jahren werden wir Mozart wieder mit ihm in Berührung finden. Auch sollte er vor der Abreise noch eine angenehme Aussicht gewinnen. Ein Freund von Italien her, Misliweczeck, hatte auf das nächste Carneval die scrittura für Neapel erhalten, und versprach Wolfgang, ihm dort ebenfalls eine solche zu verschaffen. Dieser bei seiner „unaussprechlichen Begierde, wieder einmal eine Opera zu schreiben", war glücklich bei einem solchen Gedanken und schreibt mit vieler Begeisterung davon seinem Vater. „Doch", schließt er in liebenswürdiger Bescheidenheit den Brief, „ich rede nur so, wie es mir ums Herz ist — — wenn ich vom Papa durch Gründe überzeuget werde, daß ich unrecht habe, so werde ich mich obwohlen ungern, darein ergeben; denn ich darf nur von einer Opera reden hören — — so bin ich schon ganz außer mir." Der Vater war nicht dagegen und trat mit Misliweczeck in Correspondenz. Es wurde aber nichts aus der Sache. „Misliweczeck hat letztlich wieder Meldung gemacht, daß er nächstens für Dich die scrittura aus Neapel erwartet. Ich halte es aber für Schwänke, denn er macht diese Meldung mir allezeit, wenn er meine Dienste nöthig hat." Auch hatte der Vater verboten, den Freund, der damals in München krank lag, zu besuchen, weil

die Krankheit Folge von Ausschweifungen war. „Allein Misliweczeck hatte sich so angelegentlich nach ihm erkundigt, so dringend seinen Besuch gewünscht, daß Mozart nicht widerstehen konnte und ihn im Garten des Herzogs-Spitals aufsuchte. Die Art wie er sich bei seinem Vater entschuldigt, sein Mitleid über den unglücklichen Mann und seine Rührung über dessen Freundschaft ausspricht, macht seinem guten Herz und seiner Unschuld gleiche Ehre." So berichtet Jahn.

Viertes Kapitel.

Es war also in München wenig oder nichts gewonnen. „Die schönen Worte, Lobsprüche und Bravissimo", ermahnt der Vater, „zahlen weder Postmeister noch Wirthe; sobald man nichts gewinnen kann, muß man alsogleich weiter trachten." Die Reisenden verließen also am 11. October München und trafen noch an demselben Abends in Augsburg ein. Dort lebte ein Bruder des Vaters, ein braver Buchbindermeister, — auch heute noch sieht man in der Ludwigsstraße dort ein großes Schild: Mozart, Friseur. Da ist also endlich Ernst aus dem Spaß geworden, den Wolfgang auf der Maskerade in Salzburg trieb. — In dieser Familie fanden Mutter und Sohn eine herzliche Aufnahme. Wolfgang trat mit der munteren Marianne, der neunzehnjährigen Tochter seines Oheims in ein freundliches Verhältniß, das freilich auch ein kleines Exercitium seines Herzens, mehr aber ein Anlaß ward, seiner ganzen komischen Albernheit im Gespräch wie später in Briefen Luft zu machen. Dies entschädigte ihn ein wenig für die ungünstige Aufnahme, die er im Uebrigen in seiner Vaterstadt erfahren sollte.

Sogleich der erste Besuch, den er nach des Vaters Bestimmung bei „Ihro Gnaden" dem Stadtpfleger von Langenmantel machte, erbaute ihn sehr wenig. „Mein erster Gang war zum Herrn Stadtpfleger Longotabarro; mein Herr Vetter, der ein rechter braver, lieber Mann und ein ehrlicher Bürger ist, hat mich hinbegleitet, und hatte die Ehre, oben im Vorhause wie ein Laquais zu warten, bis ich von dem Erzstadtpfleger heraus kommen würde. Ich ermangelte nicht, gleich von Anfang die unterthänigste Empfehlung vom Papa auszurichten. Er erinnerte sich allergnädigst auf Alles, und fragte mich: Wie ist's dem Herrn immer gegangen? Ich sagte gleich darauf: Gott Lob und Dank, recht gut, und Ihnen, hoffe ich, wird es auch gut gegangen seyn? — Er wurde hernach höflicher und sagte Sie, und ich sagte Euer Gnaden, wie ich es gleich vom Anfang gethan hatte. Er gab mir keinen Fried, ich mußte mit ihm hinauf zu seinem Schwiegersohn (im zweyten Stock), und mein Herr Vetter hatte die Ehre, unterdessen über eine Stiege im Pflez zu warten. Ich mußte mich zurückhalten mit allem Gewalt, sonst hätte ich mit der größten Höflichkeit Etwas gesagt. Ich hatte oben die Ehre, in Gegenwart des gestarzten Herrn Sohnes, und der langhalsigten gnädigen jungen Frau, und der einfältigen alten Frau so beyläufig drei Viertelstunden auf einem guten Clavicord von Stein zu spielen. Ich spielte Phantasien und endlich Alles, was er hatte, prima vista, unter andern sehr hübsche Stücke von einem gewissen Edlmann. Da war Alles in der größten Höflichkeit, und ich war auch sehr höflich; denn meine Gewohnheit ist, mit den Leuten so zu seyn, wie sie sind, so kömmt man am Besten hinaus."

Diese komische Mischung von Selbstgefühl, so wie es dem Künstler gebührt, und der anspruchlosen Bequemlichkeit im Verkehr mit Höherstehenden ist ein rechtes Gegenstück gegen die Art und Weise Beethoven's, der mit den Ideen der französischen Revolution genährt das Gefühl der Würde, die dem genialen Künstler gebührt, auch auf das gewöhnliche Leben übertrug und auch hier durchaus als „Fürst" behandelt sein wollte, wie er denn auch mit den Fürsten und Erzherzögen durchaus wie mit seines Gleichen umging. Haydn, der Mann der alten Zeit, gab ihm für dieses stolze Wesen zwar den Namen „Großmogul", aber er war es doch, der dem Künstler sein Recht auch in der Gesellschaft verschaffte, und so allmälig den ganzen Stand der Musiker, die im vorigen Jahrhundert gleich den Schauspielern im Allgemeinen gering geachtet waren, in die gebührende Achtung der Welt erhob. Auch beide Mozarts empfinden das Unangemessene und Lächerliche des Standeshochmuthes. Allein sie haben dagegen noch keine andere Waffe als Höflichkeit, ja Devotion, und rächen sich hinterher durch Spott. „So oft ich an Deine Reise nach Augsburg dachte," schreibt der Vater, „so oft fielen mir Wielands Abderiten ein: man muß doch, was man im Lesen für pures Ideal hält, Gelegenheit haben in natura zu sehen." Dann belehrt er seinen Sohn über die hohe Würde eines Stadtpflegers und den Respect der Bürger vor ihrem „regierenden Schellenkönig."

Darnach ging Wolfgang zu dem berühmten Clavierbauer Stein, und zwar, wie der Vater vorschlug, unter fremdem Namen und dem Vorgeben, er komme aus Innsbruck und habe Commission Instrumente anzuschauen. Stein hatte ihn seit dem siebenten Jahre nicht gesehen, und ein solcher Spaß

war so recht nach Wolfgangs Geschmack. Schon beim Herrn Stadtpfleger hatte er davon gesprochen, daß er nach dem Essen zu Stein gehen wolle. „Der junge Herr trug sich also gleich selbst an, mich hinzuführen. Ich dankte ihm für seine Güte, und versprach nach Mittag um 2 Uhr zu kommen. Ich kam, und wir gingen in Gesellschaft seines Herrn Schwagers, der einem völligen Studenten gleich sieht. Obwohlen ich gebeten hatte, still zu halten, wer ich sey, so war Herr von Langenmantel doch so unvorsichtig, und sagte zum Herrn Stein: Hier habe ich die Ehre, Ihnen einen Virtuosen auf dem Claviere aufzuführen, und schneutzte darzu. Ich protestirte gleich, und sagte, ich wäre nur ein unwürdiger Scolar von Herrn Sigl aus München, von dem ich viele tausend Complimente auszurichten habe. Er sagte Nein mit dem Kopfe — und endlich: Sollte ich wohl die Ehre haben, den Herrn Mozart vor meiner zu haben? — O nein, sprach ich, ich nenne mich Trazom, ich habe auch hier einen Brief an Sie. Er nahm den Brief und wollte ihn gleich erbrechen. Ich ließ ihm aber nicht Zeit, und sagte: Was wollen Sie denn jetzt da den Brief lesen? machen Sie dafür auf, daß wir in Saal hinein können, ich bin so begierig, Ihre Pianoforte zu sehen. — — Nun, meinetwegen. Es sey, wie es wolle; ich glaube aber, ich betriege mich nicht. Er machte auf. Ich lief gleich zum einen von den drey Clavieren, die im Zimmer stunden. Ich spielte; er konnte kaum den Brief aufmachen, vor Begierde überwiesen zu werden; er las nur die Unterschrift. O, schrie er und umarmte mich, er verkreuzigte sich, machte Gesichter und war halt sehr zufrieden."

Dann lobte Wolfgang seine Pianofortes und gewann durch

sein einsichtiges Urtheil und sein Spiel, das die Vorzüge dieser besten Instrumente des vorigen Jahrhunderts ins rechte Licht zu setzen verstand, des Klavierbauers Beifall, der ihn nun auch wegen seiner Tochter um Rath fragte. Diese, Nanette, damals 8 Jahre alt, ist die bekannte Nanette Streicher, Gattin von Schiller's Jugendfreund, die durch ihr ausgezeichnetes Klavierspiel wie durch hohen Geist und seltene Bildung in Wien bis zu ihrem Ende eine allgemeine Verehrung genoß. Dabei war sie eine vortreffliche Hausfrau und Mutter, und sie war es, die dem großen Beethoven, als er durch Melancholie und menschenfeindliche Abgezogenheit in seiner häuslichen Wirthschaft gar sehr verkommen war, mit rührender Liebe und Aufopferung selbst gegen die unausstehlichen Launen des unglücklichen Mannes das Hauswesen bis ins Kleinste wieder einrichtete und dadurch „den schönsten Beweis lieferte, wie sie alles künstlerisch Große und Echte so gar wohl zu verstehen wisse.“ Wolfgang freilich erstattete seinem Vater einen recht „schlimmen“ Bericht über sie. Allein kann solch jugendlicher Muthwille dem Andenken einer so vortrefflichen Frau schaden?

„A propos,“ schreibt er, „wegen seinem Mädl. Wer sie spielen sieht und hört und nicht lachen muß, der muß ein Stein wie ihr Vater seyn. Es wird völlig gegen den Diskant hinauf gesessen, und nicht mitten, damit man mehr Gelegenheit hat, sich zu bewegen und Grimmassen zu machen. Die Augen werden verdreht, es wird geschmutzt; wenn eine Sache zwey Mal kömmt, so wird sie das zweyte Mal langsamer gespielt; kommt selbe drey Mal, wieder langsamer. Der Arm muß in alle Höhe, wenn man eine Passage macht, und wie die Passage markirt wird, so muß es der Arm, nicht die

Finger, und das recht mit allem Fleiße schwer und ungeschickt thun. Das Schönste aber ist, daß, wenn in einer Passage (die fortfließen soll wie Oel) nothwendiger Weise die Finger gewechselt werden müssen, so braucht's nicht viel Acht zu geben, sondern wenn es Zeit ist, so läßt man aus, hebt die Hand auf und fängt ganz commod wieder an, durch das hat man auch eher Hoffnung, einen falschen Ton zu erwischen und das macht oft einen curiosen Effect. Ich schreibe dieses nur, um dem Papa einen Begriff vom Clavierspielen und Instruiren zu geben, damit der Papa seiner Zeit einen Nutzen daraus ziehen kann."

Sein eigenes Spiel übrigens setzte wie gewöhnlich alle Welt in Bewunderung. Sowohl am Clavier als bei der Orgel und der Violine war der Beifall der Kenner wieder ohne Gränzen. Allein trotzdem kam es zu keinem einträglichen Concerte. Die „Patricii waren nicht bei Cassa", ja sie erlaubten sich gar, Mozart, der auf den Rath seines Vaters in Augsburg, wo kein regierender Fürst sei und wo es ihm also Respekt und Ansehen mache, sein Ordenkreuz von dem berühmten und großen Pabst Ganganelli, Clemens XIV. angelegt hatte, hiemit aufzuziehen. Besonders wurde ein Offizier so zudringlich und unartig, daß Wolfgang die Geduld verlor und ihn auf derbe Art in seine Schranken wies. Indignirt über eine solche Behandlung spielte er denn auch, obwohl er's versprochen hatte, in dem gewöhnlichen Patricierconcert nicht. Stein aber setzte nun die lutherischen Patricier — denn es waren die katholischen gewesen, die Mozart so unwürdig behandelten — in Bewegung und man erwies ihm hier so viel Artigkeit, daß er doch in die „vornehme Bauernstub-Academie" ging und dort von seinen Compositionen auf-

führen ließ und selbst ein Concert und eine Sonate spielte. Dafür erhielt er dann außer vielen Complimenten — zwei Ducaten. „Das ist bei alle dem gewiß," schreibt der Vater, „mich würden sie schwerlich in ihre Bettl-Academie gebracht haben." Wolfgangs einzige Rache war, ein überaus komisches Verzeichniß der sämmtlichen Theilnehmer der Academie nach Hause zu schicken.

Fünftes Kapitel.

Indessen gelang es seinen Freunden auch ein öffentliches Concert zu Stande zu bringen. Allein wieder war die Bewunderung größer als die Einnahme, und Wolfgang schrieb deßhalb: „Das kann ich sagen, wenn nicht ein so braver Herr Vetter und Base und so liebes Bäsle da wäre, so reuete es mich so viel als ich Haare im Kopfe habe, daß ich nach Augsburg bin. Nun muß ich von meiner lieben Jungfer Bäsle etwas schreiben; das späre ich mir aber auf morgen, denn man muß ganz aufgeheitert seyn, wenn man sie recht loben will, wie sie es verdient. — Den 17. in der Frühe schreibe und betheure ich, daß unser Bäsle schön, vernünftig, lieb, geschickt und lustig ist; und das macht, weil sie brav unter die Leute gekommen ist, sie war auch einige Zeit in München. Das ist wahr, wir zwey taugen recht zusammen, denn sie ist auch ein bischen schlimm; wir foppen die Leute mit einander, daß es lustig ist." — „Mein lieb Bäsle, welches sich beiderseits empfiehlt, ist nichts weniger als ein Pfaffenschnitzl," muß der Vater hören. Denn sie waren mit einander in einer lustigen Gesellschaft in einem Gastzimmer gewesen, und da hatte sie den Pater Emilianus, „einen hoffärtigen Esel

und einfältigen Witzling," der seinen Spaß mit ihr treiben zu können glaubte, nach Herzenslust gefoppt, und hatte, als er „rauschig" einen Canon anstimmte, sotto voce ziemlich freie Textesworte zu seiner Verhöhnung improvisirt. „Dann lachten wir wieder eine halbe Stunde."

So tändelten die beiden mit einander. Er schenkte ihr sein Portrait und sie mußte sich in französischer Tracht, wo sie „um 5 p. Cento schöner" war, für ihn zeichnen lassen. Er dagegen trägt einen rothen Frack. Aus der gepuderten Haarfrisur, die das jugendliche Gesicht komisch verältelt, gucken kluge Augen mit lebhaftem, und offenem Ausdruck, wogegen des Bäsle's Gesicht, wie Jahn sagt, in etwas derben Formen gutmüthig und lustig drein schaut und ohne schön zu sein doch einen recht angenehmen Eindruck macht. Nach Bürgersitte trägt sie eine gestickte Ringelhaube, die ihr gut steht. Sie hat keine Frisur und um den Hals ist ein kleines schwarzes Tüchel geschlagen. Schon diese äußere Erscheinung charakterisirt die beiden Leutchen. Bei ihm tritt unverhohlen der Adel des Geistes durch die unscheinbare Außenseite und belebt den feinen Gliederbau. Doch sie hat davon keine Ahnung und fand den Eifer Mozarts beim Clavierspiel wohl gar komisch. Gesunde Bürgersart und Frische der Jugend aber reizten den jungen Künstler zu allerhand Liebesthorheit, ohne daß seine innere Natur davon ergriffen wurde. „Meine Mama und ich," schreibt er, „bitten den Papa recht schön, Sie möchten doch die Güte haben und unserer lieben Base ein Angedenken schicken; denn wir haben alle zwey bedauert, daß wir nichts bey uns haben, aber versprochen dem Papa zu schreiben, daß er etwas schickt. Aber zweierley: im Namen der Mama so ein Doppelbüchel, wie die Mama eins hat, und im Namen

meiner eine Galantarie, eine Dose oder Zahnstocherbüchsl ꝛc. oder was es ist, wenn es nur schön ist; denn sie verdient es." Es waren ja von den früheren Reisen her genug dergleichen Bijouterien vorhanden.

Der Abschied war natürlich sehr betrübt, so daß selbst Stein in seinem Briefe an den Vater davon spricht und dieser ließ dann beim nächsten Pölzlschießen „den traurigen Abschied in den zwey in Thränen zerfließenden Personen des Wolfgangs und des Bäsle" auf die Scheibe malen. „Die Scheibe war allerliebst. Eine Augsburgerin stand rechter Hand und präsentirte einem jungen Menschen, der Stiefl anhatte und reisefertig war, einen Reisebusch, in der andern Hand hatte sie ein erstaunlich auf dem Boden nachschleppendes Leinlach, womit sie die weinenden Augen abtrocknete. Der Chapeau hatte auch ein dergleichen Leinlach, that das nämliche und hielt in der anderen Hand seinen Hut. Oben stand geschrieben:

Adieu mein Jungfer Baas! — Adieu mein lieber Vetter!
Ich wünsch zur Reise Glück, Gesundheit, gutes Wetter:
Wir haben 14 Täg recht fröhlich hingebracht;
Das ists, was beyderseits den Abschied traurig macht.
Verhaßtes Schicksal! — — ach, ich sah sie kaum erscheinen;
So sind sie wieder weg! — wer sollte nun nicht weinen?"

Bald nach seiner Ankunft in Mannheim schrieb Wolfgang den nachfolgenden närrischen Brief, und hier zumal ist weniger Witz zu finden, als ein gewisses bloß sinnliches Vergnügen an dem Klang und Rhythmus in der Sprache, das mehr sein feines Ohr als seinen Geist angeht. Kinder und das Volk machens ja auch so. Es sind die natürlichen und ursprünglichen Regungen der Kräfte, die das Schöne schaffen.

Wie sich ja auch der Sinn des bildenden Künstlers an der bloßen Schönheit der Linienbewegungen erfreut, einerley ob die Linie etwas bedeutet oder nicht. Wolfgang schreibt:

„Allerliebstes Bäsle, Häsle!"

„Ich habe dero mir so werthes Schreiben richtig erhalten — falten, und daraus ersehen — drehen, daß der Herr Vetter — Retter und die Frau Bas — Has, und Sie wie recht wohl auf sind — Rind; wir sind auch Gott Lob und Dank recht gesund — Hund. Ich habe heute den Brief — schief von meinem Papa — haha! auch richtig in meine Klauen bekommen — strommen. Ich hoffe Sie werden auch meinen Brief — trief, welchen ich Ihnen aus Mannheim geschrieben, erhalten haben — schaben. Desto besser, besser desto! Nun aber etwas Gescheutes u. s. w."

Es kommt aber nichts Gescheutes, sondern es geht in der Weise Seiten lang fort, daß uns Hören und Sehen vergeht, und dem Bäsle mag auch wohl zuweilen dabei etwas wehe geworden sein. Immer schlechte Witze und nichts von Zärtlichkeit, wie sie dem Mädchen, die dem jungen Uebermuth recht zugethan war, gewiß lieber gewesen wären. „Nun leben Sie wohl, ich küsse Sie tausendmal und bin wie allzeit der alte junge Wolfgang Amade Mozart." Doch beweist der Eifer des Briefwechsels mehr Interesse als die Worte aussprechen. „Ich hoffe auch, Sie werden meine Briefe richtig erhalten haben; nemlich einen von Hohenaltenheim, und zwey von Mannheim, und dieser wie es auch so ist, ist der dritte von Mannheim, aber in allen der vierte," schreibt er bereits am 14. November, also nicht drei Wochen nach ihrer Trennung. „Wie mir Mannheim gefällt? — so gut einem ein

Ort ohne Bäsle gefallen kann. Haben Sie mich immer noch so lieb, wie ich Sie, so werden wir niemalen aufhören uns zu lieben" — und dann folgt wieder ein göttlicher Unsinn, der übrigens von einer großen Heiterkeit des Gemüths zeugt.

Wie die Sache zu einigem Aerger des Bäsle schließlich im Sande verläuft, werden wir sehen. Einstweilen reisten Mutter und Sohn ab und trafen nach kurzem Aufenthalt beim Fürsten Wallerstein in Hohenaltheim am 30. October in Mannheim ein.

Hier sollten mancherlei bedeutsame Dinge mit Mozart vorgehen.

Siebenter Abschnitt.

Aloysia Weber.

1777—78.

„Der ersten Liebe goldne Zeit!"

Erstes Kapitel.

Am Tage nach der Ankunft in Mannheim schrieb Wolfgang an den Vater: „Heute bin ich mit Herrn Danner bei Mr. Cannabich gewesen. Er war ungemein höflich. Ich spielte ihm etwas auf seinem Pianoforte, welches sehr gut ist, und wir gingen nachher mit einander in die Probe. Ich habe geglaubt, mich des Lachens nicht enthalten zu können, als man mich den Leuten vorgestellt hat. Einige, welche mich per renommée gekannt haben, waren sehr höflich und voll Achtung; Einige aber, die weiter nichts von mir wissen, haben mich groß angesehen, aber auch so gewiß lächerlich. Sie denken sich halt, weil ich klein und jung bin, so kann nichts Großes und Altes hinter mir stecken; sie werden es aber bald erfahren."

In diesem Punkte war Mozart überhaupt etwas empfindlich. Er hatte ein unscheinbares Aeußere, das von seinem

Genius höchstens dann etwas verrieth, wenn er musizirte oder das Orchester dirigirte. Aber selbst dann kam ja seine Lebhaftigkeit einem Bäsle noch komisch vor. Jetzt war er einundzwanzig Jahre alt und die Mutter berichtet, sein Bart mache sich bereits so bemerklich, daß er abgenommen werden müsse, worauf der Vater fragt: „à propos, wird der Bart weggeschnitten, weggebraunt oder gar wegrasirt?" Die Antwort lautet in gehöriger Gewissenhaftigkeit: „Noch ist der Bart nicht barbiert worden, sondern mit dem Scheerl geschnitten; es wird sich aber nicht mehr thun lassen, mit nächstem wird der Barbier herhalten müssen." In derselben Zeit schreibt die Mutter: „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie der Wolfgang hier hochgeschätzt wird, sowohl bei der Musik als auch bei Anderen; sie sagen Alle, daß er seines Gleichen nicht hat, seine Compositionen thun sie völlig vergöttern."

Unter diesen Verehrern Mozarts war vor Allem der Musikdirector Cannabich, der bereits den Knaben Wolfgang gekannt hatte und ihn jetzt auf das Allerfreundlichste in seinem Hause aufnahm. Die Musiker der Mannheimer Kapelle galten allgemein für honette Leute. Sie waren gut bezahlt und das Wohlwollen ihres Fürsten, des geistvollen Carl Theodor, der soviel für die Kunst und besonders für die Musik gethan, sowie seine heitere Laune und freie Form im Verkehre, gab auch ihnen etwas Liberales und Bequemes im Umgange. Haus, Tisch und Herz dieser Leute stand jedem Manne von Geist beständig offen. Dieses erfuhr Mozart, wie andere es erfahren hatten. Freilich war auch in diese Kreise etwas von der Leichtfertigkeit der üppigen Hofhaltung jenes Fürsten eingedrungen, und es ist selbst noch heute nicht

ganz verwischt, was ein gleichzeitiger Beobachter berichtet: „Auch die Wollust ist durch das Beispiel der Großen bis in die Winkel der geringsten Bürger ausgebreitet worden. Es wimmelt da von Maitressen und eine Bürgersfrau hält es für unartig, ihrem Manne getreu zu sein. Das Frauenzimmer dieser Stadt ist übrigens sehr schön, artig und reizend."

Dieses Uebel kannte auch Mozart recht wohl. Er schreibt einmal von einem grundehrlichen deutschen Manne, der seine Kinder gut erzieht, „und dieß ist eben die Ursache, warum das Mädl hier verfolgt wird." Aber solche Dinge berührten ihn wenig. Das war ja auch in Salzburg nicht anders gewesen, und er genoß von diesem heiteren Cultus der Liebe eben nur den Vortheil eines durchaus unbefangen freien Umgangs mit dem anderen Geschlechte. Von ihren Thorheiten sah und hörte er nichts, schon weil seine Seele so sehr stets auf seine Kunst gerichtet war und ihm das Ideale dieser Thätigkeit auch das Leben so verklärte, daß er nur das Schöne und Gute am Weibe sah. Aber das sah er, liebte es und ward dadurch erregt.

Bei Cannabich, welcher Frau und Tochter hatte und Wolfgang zu Mittag häufig und zum Nachtessen „al solito" bei sich sah, ging es oft genug heiter her, wie folgender Brief zeigt: „Ich Johannes Chrysostomus Amadeus Wolfgangus Sigismundus Mozart giebe mich schuldig, daß ich vorgestern und gestern (auch schon öfters) erst bei der Nacht um 12 Uhr nach Hause gekommen bin, und daß ich von 10 Uhr an bis zur benannten Stunde beym Cannabich in Gegenwart und en compagnie des Cannabich, seiner Gemahlin und Tochter, Herrn Schatzmeister, Ramm und Lang, oft und nicht schwer,

sondern ganz leichtweg gereimet habe, und zwar lauter Unfläterehen, und zwar mit Gedanken, Worten und — — aber nicht mit Werken. Ich hätte mich aber nicht so gottlos aufgeführt, wenn nicht die Rädlführerin, nämlich die sogenannte Liesel mich gar so sehr dazu animiret und aufgehetzt hätte; und ich muß bekennen, daß ich ordentlich Freude daran hatte. Ich bekenne alle diese Sünden und Vergehungen von Grund meines Herzens, und in Hoffnung, sie öfter bekennen zu dürfen, nimm ich mir kräftig vor, mein angefangenes sündiges Leben noch immer zu verbessern", und so fort in lauter tollen Späßen.

Der eigentliche Magnet aber, der den jungen Künstler in dies Haus zog — denn trotz allem Spaß pflegte er auch hier, wie er es in Salzburg gethan, während die Andern discurrirten oder spielten, ein Buch aus der Tasche zu ziehen — war die dreizehnjährige Rosa, Cannabichs Tochter, „ein sehr schönes, artiges Mädl." Dreizehn Jahre alt! Ein vollkommener Backfisch! — In der Pfalz reifen eben die Trauben früher als anderswo, und es gibt einen feurigen Wein dort. Die Mädchen wachsen früh in die Höhe und die liebliche Rundung des Busens zeigt bald die ersten Spuren des erwachten Lebens. An den sonneglühenden Felsen Amalfi's blitzt uns schon aus den Augen der Zehnjährigen jenes tiefe Feuer entgegen, das dem Manne Sinne und Seele entzündet. Von diesem Mädchen schreibt auch ein Anderer aus jener Zeit, der Maler Kobell: „Wie viel solcher süßer unschätzbarer Augenblicke schenkte mir der Himmel in dem lieben Umgang mit der schönen Rose Cannabich. Ihre Erinnerung ist meinem Herzen ein Eden!"

Wolfgang aber sagt von ihr: „Sie hat für ihr Alter sehr

viel Vernunft und gesetztes Wesen; sie ist serios, redet nicht viel, was sie aber redet, geschieht mit Anmuth und Freundlichkeit." Schon den Tag nach der Ankunft hatte sie ihm etwas vorgespielt. „Sie spielt ganz artig Clavier, und damit ich mir ihn recht zum Freunde mache, so arbeite ich jetzt an einer Sonate für seine Mlle. Tochter. Ich habe, wie ich das erste Allegro und Andante geendigt hatte, selbe hingebracht und gespielt." Als das Allegro fertig war, „fragte mich derjenige Danner, wie ich das Andante zu machen im Sinne habe. — Ich will es ganz nach dem Caractère der Mlle. Rose machen. — Als ich es spielte, gefiel es halt außerordentlich. Der junge Danner erzählte es hernach; es ist auch so: wie das Andante, so ist sie."

Welches Andante mag das sein? Ich meine das in der Sonate in B (André Nr. 10).*) Es ist amoroso betitelt, ein

*) Nro. 281 des Chronologisch-thematischen Verzeichnisses sämmtlicher Tonwerke W. A. Mozarts, von Dr. Ludwig Ritter von Köchel, — dieses höchst ausgezeichneten Werkes, das jeder Musikverständige mit der größten Freude begrüßt hat, weil es möglich gemacht hat, sich mit Sicherheit und Bequemlichkeit über das gesammte Leisten Mozarts ins Klare zu setzen und in seinen Werken zu orientiren. Auch mir hat dieser würdige Mann, dessen Name von jedem Mozartfreunde mit der freudigsten Achtung genannt wird, durch diesen Catalog die Arbeit sehr erleichtert, da ich es nun meinen Lesern überlassen darf, selbst nachzuschauen, was unser Meister in jeder Periode seines Lebens geschaffen hat. Zugleich statte ich demselben hiermit meinen herzlichsten Dank ab für die liebenswürdig bereitwillige Art, mit der er mir auf jede Frage über Mozarts Leben Auskunft gegeben hat, — wie ich denn überhaupt mit Freude berichte, daß sowohl in Salzburg wie in Wien Jeder, den ich darum anging, bereit war, mir nach Kräften bei meiner Arbeit behülflich zu sein. Sowohl die Beamten der k. k. Hofbibliothek, besonders der Herr von Carajan, als

Zusatz, den Mozart selten macht. Und der letzte Satz ist ein Rondo. Auch das stimmt mit Mozarts Bemerkungen überein, denn er berichtet: „Ich habe heute bey Herrn Cannabich das Rondo zur Sonate für seine Mlle. Tochter geschrieben, folglich haben sie mich nicht mehr weggelassen." Dieses Andante hat einen solchen Zauber der lebendigen Empfindung und zwar einer Empfindung, wie sie Mozart hier haben mochte, solch leises Fragen und schüchternes Antworten und all das reizende Getändel der Neigung hin und wieder, daß hier recht gut eine junge Mädchenseele gezeichnet sein könnte, die von der Herrlichkeit des Lebens soeben eine süße Ahnung gewinnt und mit der holden Anmuth der Jugend sich ihres Gefühles wie eines Verbrechens schämt. Man denke sich den in jugendlicher Empfindung glühenden Meister, dem das Herz ohnehin stets überläuft. Konnte Pygmalion den Stein beseelen, wie viel eher vermochte dieser Genius mit dem Feuer seiner Seele ein Wesen zu entzünden, in dem wenigstens die tiefere Empfindung schon als Fähigkeit und Ahnung vorgebildet lag. Doch dem mag sein wie ihm wolle. Man kann Niemandem beweisen, daß es gerade die Liebesempfindung ist, die dem jungen Meister zu dieser Sonate den Griffel geführt hat. Sie stammt freilich aus jener Zeit. So viel aber steht fest, daß die beiden jungen Wesen auf diese Weise einander recht nahe gebracht wurden. „Gestern hat sie mir wieder ein

---

auch der Vorstand des Mozarteums, vor Allem der Herr Secretair Edler von Hilleprandt, gestatteten mir mit Großmuth die freieste Benutzung der vorhandenen Materialien, und ich spreche ihnen dafür hier freundlichen Dank aus mit dem bescheidenen Wunsche, daß ihnen meine Arbeit als gelungen und so auch ihre Bemühung als belohnt erscheinen möge.

recht unbeschreibliches Vergnügen gemacht," schreibt Wolfgang bald darauf, sie hat meine Sonate ganz vortrefflich gespielt. Das Andante (welche nicht geschwind gehen muß) spielt sie mit aller möglichen Empfindung; sie spielt sie aber auch recht gern." Es war aus dieser Begebenheit ein ordentlicher Unterricht entstanden. Wolfgang kam täglich in das Haus und in reiner Neigung zum Schönen erglühend, wuchsen die jungen Gemüther der höheren Reife und dem vollen Glücke des Lebens entgegen.

Zweites Kapitel.

Allein nur kurze Zeit schlugen diese beiden Herzen zusammen. Es war doch auch nur eine jener Vorübungen, von denen schon mehr berichtet ward und die jedes Herz wie jeder Geist im Leben zu machen hat, wenn schließlich das Ganze und Volle hervorwachsen soll. Solcher größerer oder kleinerer Exercitien des Herzens gab es natürlich in dem heiteren Mannheim noch mehr, und sie waren, wie es sich gehört, zugleich Uebungen des Künstlers. Cannabich führte ihn auch beim Flötisten Wendling ein: „Die Tochter, welche einmal Maitresse beim Churfürsten war," schreibt Wolfgang, „spielt recht hübsch Clavier. Hernach habe ich gespielt. Ich war heute in einer so vortrefflichen Laune, daß ich es nicht beschreiben kann, ich habe nichts als aus dem Kopf gespielt und drei Duetti mit Violine, die ich mein Lebtage niemalen gesehen, und dessen Autor ich niemalen nennen gehört habe. Sie waren allerseits so zufrieden, daß ich — die Frauenzimmer küssen mußte. Bei der Tochter kam es mir gar nicht hart an, denn sie ist gar kein Hund." Auch Wieland schreibt

von ihr, der wir später wieder begegnen werden, daß sie einer Madonna von Rafael oder Dolce so ähnlich sehe, daß man sich kaum erwehren könne, ihr, sobald man sie ansehe, ein Salve Regina zu adressiren, und Heinse nannte sie eine hundertblätterige Rose. Also hatte Wolfgang guten Geschmack.

Allein was begriff er damals von dem sinnlichen Zauber, den solche Erscheinungen aus der Frauenwelt auf den Mann ausüben. „Sie ist gar kein Hund," ist das Einzige, was er von einem Weibe zu sagen weiß, das die beiden Dichter zu Ausdrücken des Entzückens hinreißt. Auch er freilich sollte noch diesen Zauber des Weibes zur Genüge kennen lernen und ihn in Bildern der Kunst hinstellen, wie kaum ein Zweiter. Aber auch dann hatten sie nichts von dem Lüsternen, das um Wielands Gebilde spielt, sie waren heiter, anmuthig und unbefangen wie diese. Aber wie er an dieser „Centifolie" nicht gesehen, sondern nur von ihr gehört hatte, daß sie Maitresse war, wie ihm aus der dunklen Tiefe ihrer Augen nicht jene Begehrlichkeit entgegenleuchtete, die dem Weibe eigen ist, welches dem Zuge der bloßen Natur folgend sich der Freude zum Preise gibt, so vermochte er auch später von solcher leichtern Erregbarkeit der sinnlichen Natur das Unreine, das nur zu oft damit verbunden ist, vollkommen auszuscheiden und behielt nur die wärmere, lebendere, glühendere Art bei, die solchen Wesen eignet und uns an die unerschöpfliche Triebkraft der Natur gemahnt. Jetzt lag ihm selbst dieses noch ferne. Eben erst erwachten die idealen Regungen des Herzens und von ihnen bis zur sinnlichen Lust ist ein gar weiter Sprung, den nur zum eigenen Unheil schon der Jüngling thut.

Aber jetzt war auch der Moment gekommen, wo dieses

Erwachen, dem so manche Dämmerung voraufgegangen war, mit einem mächtigen Schlage ganz und gar eintreten sollte. Es ergriff den jungen Genius jene Leidenschaft, die über das Wohl und Wehe unseres inneren Lebens entscheidet. Dies verhielt sich aber so.

Im Anfange des neuen Jahres hatte Wolfgang, wer weiß durch welchen Zufall, vielleicht um Noten abschreiben zu lassen, die Bekanntschaft des Theatercopisten Weber gemacht. Die sehr beschränkten Verhältnisse, in denen dieser Mann mit seiner Familie lebte, erweckten Wolfgangs angeborene Gutmüthigkeit, und er strebte ihnen zu helfen, um so mehr, als er bei der zweiten Tochter, Aloysia, die fünfzehn Jahre alt war, eine herrliche Stimme fand. Er beschloß, ihr Unterricht zu geben. Und wie es nun so kommt und zumal bei Mozart nicht ungewöhnlich war, daß sich mit dem künstlerischen Interesse zugleich ein leises Hinneigen des Herzens verband, das die ganze Sache belebte, so konnte es auch nicht fehlen, daß die aufblühende Schönheit dieses Mädchens von Tag zu Tag einen tieferen Eindruck auf ihn machte. Ja, es währte nicht lange, so ward das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülerin so innig, so leidenschaftlich, daß es eine wahre und volle Liebe zu nennen ist. Und es war eine erste Liebe, was die jugendlichen Gemüther zusammenführte. „Mein Herz und Deine Stimme verstehn sich gar zu gut“, dies mochte Wolfgangs Gedanke sein, wenn er dem herrlich begabten Mädchen, die mit ihrem offenen Geiste und angebornen Kunstsinne seine Weisungen leicht verstand, alles das mittheilte, was er in Italien vom Gesange gelernt hatte, und mehr noch, wenn er ihr durch sein eigenes Spiel, sei es auch nur in der Begleitung zum Gesange die Tiefen des Innern erregte, die

keine Kunst so wie die Musik wachruft, — die Musik, die jenen unarticulirten Lauten, in denen sich das tiefste Leben der Seele verräth, jenen Ach und Weh, in denen sich alles Freud und Leid des Herzens hervorstammelt und die des Hörers Seele so unendlich ergreifen und mitklingen machen, den reinen allgemein gültigen Ausdruck verleiht, indem sie den blosen Laut der Natur zur beredten wohlgeordneten und doch überströmenden Sprache macht. Wie mochten die beiden in steigendem Eifer mit einander musiziren! Wie mochten die flammenden Gesichter, die leuchtenden Augen, die Erwärmung des ganzen Wesens ihnen selbst eine Theilnahme des Innersten an diesem Kunsttreiben verrathen, von der die unerfahrenen Herzen wohl beide nichts wußten. Denn wer ahnt die erste Liebe! Wer ist in der unendlichen Seligkeit und überquellenden Fülle der Empfindung, in der das Herz aufgeht, wenn es zuerst ein anderes Herz findet, das von Natur mit ihm denselben Schlag gebt, wer ist in diesem Treiben sich bewußt, daß es Liebe ist, was so unendlich beglückt, was das Herz so erweitert, daß wir die ganze Welt zu umfassen wähnen, was uns so unendlich groß macht, weil wir zum ersten Male uns selbst, ganz uns selbst fühlen? Wer weiß, daß das Liebe ist? Den Namen freilich hat er tausendmal gehört, auch wohl etwas dabei sich vorgestellt, empfunden. Allein nun kommt es, und wie eine neue Entdeckung erscheint es dem jugendlichen Herzen, daß es Liebe ist, dieses Gefühl, das wir uns kaum zu gestehen wagen, das sich schüchtern verbirgt und Alles sein möchte, Alles zu sein wähnt, nur nicht Liebe. Denn so rein, so unendlich hochstehend und edel dünkt dem Herzen dieses selige Gefühl, daß es lieber jeden andern Namen dafür wählt, als den, mit

dem es alle Welt benennt, und der so gewöhnlich, ja fast unrein erscheint und unwürdig, dieses heilige Gefühl zu benennen.

So war es auch bei diesen jungen Seelen. Selbst als die hellen Flammen der Leidenschaft schon über ihren Häuptern zusammenschlagen, ahnen die Unschuldigen nicht, daß es Liebe ist, was sie an einander fesselt. Wie das Mädchen dachte, wissen wir freilich nicht; doch läßt ihre Jugend wohl den Schluß wagen, daß auch sie arglos sich einer Neigung überließ, die aus dem künstlerischen Interesse erwuchs. Aber Wolfgang war in der That, so warm und wahr er empfand, auch so ahnungslos über sein Empfinden. Man kann nichts Reizenderes lesen als die Briefe an seinen Vater, die das einzige lebendige Zeugniß dieses bedeutsamen Lebensereignisses sind, und in denen Wolfgang, ohne es zu wissen und zu wollen, schon von vornherein seine Liebesempfindung verräth, derweilen er selbst noch wähnt, es sei Interesse für die Stimme des Mädchens und die Noth der Familie, was ihn zu seinen Aeußerungen über sie treibt. Doch versteht sich von selbst, daß alle diese Laute seiner Empfindung dem ernsten und strengen Vater gegenüber, dem er vor Allem die Erfüllung der Lebenspflichten schuldig ist, so wahrhaftig sie sind, doch gedämpfter erscheinen, als sie einem Menschen gegenüber gewesen sein würden, der an seinen Herzensangelegenheiten verstehenden Antheil genommen hätte.

Schon um Mitte Januar schreibt er: „Künftigen Mittwoch werde ich auf etliche Tage nach Kirchheim-Poland zu der Prinzessin von Oranien gehen. — Weil sie eine außerordentliche Liebhaberin vom Singen ist, so habe ich ihr vier Arien abschreiben lassen, und eine Symphonie werde ich ihr

auch geben, denn sie hat ein ganz niedliches Orchester und gibt alle Tage Academie. Die Copiatur von den Arien wird mich nicht viel kosten, denn die hat mir ein gewisser Herr Weber, welcher mit mir herübergehen wird, abgeschrieben. Dieser hat eine Tochter, welche vortrefflich singt und eine schöne reine Stimme hat, und erst fünfzehn Jahre alt ist. Es geht ihr nichts als die Action ab, dann kann sie auf jedem Theater die Primadonna machen. Ihr Vater ist ein grundehrlicher deutscher Mann, der seine Kinder gut erzieht, und dies ist eben die Ursach, warum das Mädl hier verfolgt wird. Er hat sechs Kinder, fünf Mädl und einen Sohn. Er hat sich mit Frau und Kinder vierzehn Jahre mit 200 Gulden begnügen müssen, und weil er seinem Dienste allezeit gut vorgestanden und dem Churfürsten eine sehr geschickte Sängerin gestellt hat, so hat er nun — 400 Gulden. Meine Arie von der de Amicis mit den entsetzlichen Passagen singt sie vortrefflich; sie wird diese auch zu Kirchheim-Poland singen." Ueber diese Vacanzreise berichtet er dann nach vierzehn Tagen: „Wir mußten gleich einen Zettel ins Schloß schicken; den andern Tag kam der Herr Concertmeister Rothfischer zu uns. Abends gingen wir nach Hof, das war Samstag; da sang die Mlle. Weber drei Arien. Ich übergehe ihr Singen — mit einem Wort vortrefflich! Ich habe ja im neulichen Briefe von ihren Verdiensten geschrieben, doch werde ich diesen Brief nicht schließen können, ohne noch mehr von ihr zu schreiben, da ich sie itzt erst recht kennen gelernt und folglich ihre ganze Stärke einsehe. — Wir hätten unanimiter von Herzen gern das Essen bey Hofe hergeschenkt, denn wir waren niemal so vergnügt, als da wir allein beysammen waren; allein wir haben ein

wenig öconomisch gedacht — wir haben so genug zahlen müssen. Den andern Tag war wieder Musique, — die Mlle. Weber sang in Allem dreizehnmal und spielte zweymal Clavier, denn sie spielt gar nicht schlecht. Was mich am meisten wundert, ist, daß sie so gut Noten liest. Stellen Sie sich vor, sie hat meine schweren Sonaten langsam, aber ohne eine Note zu fehlen, prima vista gespielt: ich will bey meiner Ehre meine Sonaten lieber von ihr als von Vogler spielen hören. Ich habe in Allem zwölfmal gespielt, und einmal auf Begehren in der lutherischen Kirche auf der Orgl, und habe der Fürstin mit 4 Sinfonien aufgewartet, und nicht mehr als sieben Louisd'or in Silbergeld bekommen, und meine liebe arme Weberin fünf. — Basta. Wir haben nichts dabey verloren, ich hab noch zweiundvierzig Gulden Profit und das unaussprechliche Vergnügen mit grundehrlichen, gut katholischen und christlichen Leuten in Bekanntschaft gekommen zu seyn; mir ist leid genug, daß ich sie nicht schon lange kenne."

Wie ihm in diesem Umgange das Herz aufging, so daß die ganze kindliche Vertraulichkeit seines Wesens sich wieder einmal hervorwagen durfte, geht aus dem Nachtrage des Briefes hervor: „Apropos! Sie müssen sich nicht zu viel verwundern, daß mir von 77 Gulden nicht mehr als 42 Gulden übrig geblieben sind. Das ist aus lauter Freuden geschehen, daß einmal wieder ehrliche und gleichdenkende Leute zusammengekommen sind. Ich habe es nicht anders gethan; ich habe halben Theil gezahlt; das geschieht aber nicht auf anderen Reisen, das habe ich schon gesagt, da zahl ich nur für mich."

Drittes Kapitel.

Von nun an widmete Wolfgang fast alle Zeit dem Umgange mit dieser Familie und studirte seiner Aloysia alle seine Arien ein, ja er ließ sich, was er davon nicht bei sich hatte, von Salzburg herüberschicken. Er verschaffte ihr Gelegenheit, sich auch anderswo hören zu lassen, und berichtet mit Freuden, daß sogar Raaff, der bedeutendste Sänger Mannheims, „der gewiß nicht schmeichelt, als er um seine aufrichtige Meinung gefragt wurde, sagte: Sie hat nicht wie ein Scolarin, sondern wie eine professora gesungen." Sodann aber componirte er auch eine Arie für sie und legte darin sein ganzes Empfinden deutlicher und verständlicher für uns nieder, als es seine Briefe enthüllen. Ihm selbst war diese Arie auch wie keine andere seiner Compositionen, so recht ans Herz gewachsen. Anfangs wollte er sie für den Raaff schreiben. „Aber der Anfang gleich schien mir für den Raaff zu hoch, und um ihn zu ändern, gefiel er mir zu sehr, und wegen Setzung der Instrumente schien er mir auch für einen Sopran besser. Mithin entschloß ich mich, diese Arie für die Weberin zu machen. Ich legte sie bey Seit und nahm die Wörter Se al labro für den Raaff vor. Ja, da war es umsonst, ich hätte ohnmöglich schreiben können, die erste Aria kam mir immer in Kopf. Mithin schrieb ich sie, und nahm mir vor, sie accurat für die Weberin zu machen."

Wie muß sein Herz, seine ganze Phantasie von diesem jugendlichen Wesen erfüllt gewesen sein, daß ein so kleiner Anlaß genügte, sein Inneres in solche Bewegung zu setzen, daß selbst er, der sonst in der That seiner Schaffenskraft gebot wie kaum ein Anderer, dem Zuge der Natur folgen mußte.

Aber die Worte, die er gewählt und nur gewählt hatte, weil sie vom Londoner Bach componirt waren und ihm diese Arie so gut gefiel und immer in den Ohren war, — „denn ich habe versuchen wollen, ob ich nicht ungeachtet diesem Allem im Stande bin, eine Arie zu machen, die derselben von Bach gar nicht gleicht?“ — diese Worte waren es, die ob sie gleich einer ganz anderen Situation als die seine war, angehörten, doch die Stimmung, die sein Herz bewegte, einfach und schön ausdrückten. In einer Oper Metastasios hat der König einen unbekannten Jüngling, der sich hernach als seinen Sohn darstellt, zum Opfertode verurtheilt, weil er einen Mordversuch auf ihn gemacht hat. Plötzlich fühlt er sich durch seinen Anblick seltsam ergriffen und spricht zu seinem Freunde: „Alcandro, ich gestehe, ich staune über mich selbst. Sein Antlitz, sein Blick, seine Stimme erwecken in meinem Herzen ein ungeahntes Zittern, das mein Blut in jeder Ader wieder empfindet. In all meinen Gedanken suche ich die Ursache und finde keine. Was ist's, gerechte Götter, was ist's, was ich empfinde?“ — und macht dann seinem Gefühle in den Worten Luft: „Ich weiß nicht, woher es kommt, dieses zärtliche Empfinden, diese Bewegung, die unbekannt mir im Busen erwächst, dieser Schauer, der meine Adern durchrieselt. Solch jähen Wechsel im Herzen zu erwecken, scheint mir nicht genügend das bloße Mitleid.“

War das nicht Wolfgangs eigener Zustand? War Mitleid und Theilnahme, so wie er es für diese Familie, für seine Aloysia empfand, genügend ihn so tief zu erregen, wie er sich jetzt Tag aus Tag ein erregt fühlte? Sollte nicht ein tieferes Empfinden in seiner Seele mit wonnevoller Ahnung erwacht sein? Ja es war erwacht, er fühlte mehr als Mit-

leiden, und ob er sich nun dessen bewußt ward, während er die Worte durch Musik in die Empfindung zurückübersetzte, aus der sie gesprochen waren, ist gleichgültig, — gewiß war ihr Inhalt die treibende Kraft, die der Phantasie des Künstlers den Stoff zu einer der herrlichsten Schöpfungen gab, die jemals das erwachende Liebesgefühl ausgesprochen haben. Und weil er nun so gar sehnlichst wünschte, daß sein geliebtes Mädchen diese Empfindung theilen möchte, so legte er die Worte auf ihre Lippen, und „als ich sie fertig hatte, sagte ich zur Mlle. Weber: Lernen Sie die Arie von sich selbst, singen Sie sie nach Ihrem Gusto; dann lassen Sie mir sie hören, und ich will Ihnen hernach aufrichtig sagen, was mir gefällt und was mir nicht gefällt. Nach zwey Tagen komme ich hin, und da sang sie mir's und accompagnirte sich selbst. Da habe ich aber gestehen müssen, daß sie's accurat so gesungen hat, wie ich es ihr lernen hab wollen. Das ist nun ihre beste Aria, die sie hat; mit dieser macht sie sich gewiß überall Ehre, wo sie hinkommt."

Sie sang die Arie dann in einer Academie bei Cannabich, und Wolfgang berichtet: „Die Mlle. Weber hat zwey Arien von mir gesungen, die Star tranquillo vom Rè pastore und die neue Non sò d'onde viene. Mit dieser hat meine liebe Weber sich und mir unbeschreibliche Ehre gemacht. Alle haben gesagt, daß sie noch keine Arie so gerührt hat wie diese; sie hat sie aber auch gesungen, wie man sie singen soll. Cannabich hat gleich wie die Aria aus war, laut geschrieen: »Bravo, bravissimo maestro! veramente, scritta da maestro! Hier habe ich sie das erstemal mit den Instrumenten gehört. Ich wollte wünschen, Sie hätten sie auch gehört, aber so wie sie da producirt und gesungen

wurde, mit dieser Accuratesse im gusto, piano und forte. Wer weiß, vielleicht hören Sie sie doch noch — ich hoffe es. Das Orchester hat nicht aufgehört die Aria zu loben und davon zu sprechen." Und ebenso wird er selbst nicht müde davon zu reden und bittet den Vater, dem er die Arie geschickt, er möge sie Niemand zu singen geben, denn sie sei ganz für die Weber geschrieben und passe ihr wie ein Kleid auf den Leib.

Lag nicht eine Art von Erhörung in der Weise, wie die Geliebte die Arie auffaßte und wiedergab? Mußte sie nicht selbst ergriffen sein von diesen Tönen, in denen sich ganz unaussprechlich schön das Zweifeln und immer erneuerte sich selbst Besinnen ausdrückt? Und waren es nicht auch die Laute ihres Herzens, das mit der vollen Unschuld der Jugend in Zweifel und Staunen über seine eigenen Regungen geräth, die sie selbst nicht versteht und die sie doch so unwiderstehlich zu dem Gegenstande ihrer Neigung hinziehen? In sich selbst findet sie, wie Jahn so außerordentlich treffend und schön ausführt, keinen Grund zur aufregenden Besorgniß, sie hat nichts gethan, was Unrecht wäre, was nicht mit der vollen Ueberzeugung ihres Herzens übereinstimmte. Auch ist die Neigung, die in ihr aufkeimt, noch nicht zur alles beherrschenden Leidenschaft geworden, und doch fühlt sie sich an einem Wendepunkt ihres Lebens, der über ihr ganzes ferneres Glück entscheiden wird. Daher war auch die schöne Ruhe und Klarheit der Unschuld, die trotz aller inneren Wärme und tiefen Erregung des Gefühles über diese Musik ausgegossen sind, ganz der Ausdruck ihres innern Zustandes. Sie konnte mit ganzer Seele diese zärtlichen Töne heraussingen und dem Künstler so die Erwiederung seiner Liebe in holdester

Weise gestehen. Und er hatte dafür gesorgt, daß sie die ganze Schönheit ihrer sonnenhellen und ungewöhnlich hohen Stimme wie auch ihre reizende Coloratur entfalten konnte, und vor Allem den ganzen Zauber, womit sie das Getragene gefühlvoller Melodien wiederzugeben wußte. Wahrlich, diese Arie, sie strömt über von Musik, sie zuerst spricht in wahrhaft goldenem Klange die ganze Innigkeit jenes zärtlichen Herzens aus, das die Liebe in die Musik einführte! Was Wunder, wenn der junge Künstler das fünfzehnjährige Mädchen, das solches leistete, mit wahrer Begeisterung hörte, was Wunder, wenn er die schlanke Gestalt mit Schwärmerei betrachtete, und sie im Drange des Empfindens an seinen liebewarmen Busen zog, wenn er aus ihren braunen Augen, aus ihrem dunklen Lockenhaar, von ihren süßen Lippen das Entzücken der ersten Liebe trank! O wer beschreibt die Seligkeit der Liebenden! — Zärtliches Feuer sprühte aus seinen sanften Augen, und seine Arme schmiegten sich um die jugendliche Gestalt des schönen Mädchens voll Wonne, daß endlich, endlich jenes unsägliche Bedürfniß nach liebevoller Umschlingung, das in diesem Jünglinge lebte, die reinste Befriedigung fand.

Ob das wohl alles in Wirklichkeit so war? O nein, gewiß nicht! — Ist es auch heute noch so jungen Jahren nicht leicht eigen, in solch nahe Berührung mit einander zu treten, die damalige Zeit schied in den bürgerlichen Kreisen noch strenger, und wir werden erstaunen, mit welchem zurückhaltendem Respect Mozart später selbst seiner erklärten Braut begegnet. Das war Sitte der Zeit. Allein mag dem sein wie ihm wolle, damals war es, wo Mozart sich aus den liebeheißen Umarmungen seines Mädchens, selbst wenn sie nur erhoffte, nur erträumte waren, zum ersten Male jene süße

Zärtlichkeit sog, mit der er seine Musik fortan erfüllen sollte. Sein Herz blühte auf. Ganz und voll genoß er sein Dasein und dachte nicht, daß es jemals anders werden könne. Und sie genoß mit ihm, sie waren glücklich mit einander. Es war der erste Höhepunkt seines Lebens, — alles Freude und Hoffnung und süßeste Liebeswonne! — Und wir wollen vor dieser schönen Scene menschlichen Glückes den Vorhang fallen lassen, damit sie wenigstens eine Weile währe in der Vorstellung aller derer, die Mozart lieben und ihn als den wahren Dichter der Liebe preisen, damit sie inne werden, daß er in der That den Becher der schönsten Wonne in der Hand gehabt und daraus süße Nahrung für seine Seele geschlürft. Möge nun kommen was da will. Wer nur einmal in seinem Leben glücklich war, kann niemals ganz unglücklich werden. Er vergißt nie die einzige Stimmung der Seele, wo Alles aufs Höchste gespannt ihn die ganze Fülle des Lebens empfinden ließ, und stets wird aus dieser Erinnerung in sein Schaffen dieses Gefühl der höchsten Freude einfließen. Bei Mozart aber war, wie es bei einem Künstler sein soll, dieses Erwachen des Herzens zugleich mit einem Erwachen seiner ganzen künstlerischen Natur verbunden, und darum das Glück dieser Wochen ein unendliches, ein unvergängliches.

Achter Abschnitt.

Ein Kampf mit dem Vater.

1778.

Leidenschaft und Maß wie selten vereinigt!

Erstes Kapitel.

In der That, nach dem, was im vorigen Kapitel über unsern jungen Meister vorgebracht ward, sollte man glauben, in dem lustigen mädchenfrohen Mannheim sei auch er von dem allgemeinen Getändel ergriffen und ganz und gar in eitel Liebesgeschichten aufgegangen. Aber wenn er auch obendrein der Mlle. Gustl Wendling ein französisches Lied schrieb und der berühmten Dorothea Wendling, — jener Frau, von der Heinse sprach: „Sie hat viel von dem in ihrem Gesichte, was ich bei den vortrefflichsten ihres Geschlechtes schon empfunden habe; das anschmiegende, feuchte, gluthstillende von Weibesliebe und dabei das schnelle, leicht bewegliche der Leidenschaft" — für „ihrer Stimme Seelenklang" eine Arie und der 15jährigen Therese Pierron, „unserer Hausnymphe", für den Unterricht eine Sonate mit Violinbegleitung, so waren dies alles nur Gefälligkeiten, mit denen

seine leichte Schaffenskraft gern jedem Begehrenden aufwartete, und ihm selbst war jede Gelegenheit erwünscht, Musik zu schreiben, wie zu hören. Denn Musik war sein Ein und Alles, — es berührte ihn nichts im eigentlichen Innern, was nicht wenigstens eine leise Beziehung zu dieser Kunst hatte, und es ist wohl fraglich, ob jemals in seinem Leben etwas auf sein Inneres einen solchen Eindruck gemacht hat, daß es ihm bedeutsamer, werther erschienen wäre als seine Kunst. Vielmehr ward ihm, wie dem echten Künstler, alles was er lebte, unter den Händen zur Musik, und so sehr sein Herz an den Dingen wie an den Menschen Theil nahm, wir werden ihn unter allen Umständen fähig, ja geneigt finden, zu componiren, sei es um der Eindrücke, die auf seiner Seele lasteten, los zu werden, sei es um bloß jenes reizende Spiel der Phantasie zu genießen, das jedes künstlerische Schaffen so anziehend macht.

So ist auch jetzt trotz all der Begebenheiten, die wir oben berichteten, sein Sinn im Grunde ganz und gar auf die Kunst gerichtet. Wir sehen es aus den Briefen an den Vater, die fast nur Projecte und Mittheilungen enthalten, wie Wolfgang zu einer tüchtigen Beschäftigung in seiner Kunst zu gelangen gedenke. Nicht bloß der scharf eingeprägte Zweck der Reise, daß es gelte Brod und Stellung zu gewinnen, um die Salzburger zu äffen und den Vater von der dauernden drückenden Last der Erhaltung zu befreien, sondern ungleich mehr der Drang nach Gelegenheit zur künstlerischen Thätigkeit ist es, was Mozart stets wachsam erhält. Ja es ist wahrhaft rührend, wie er, der so gern „speculirt und studirt," sich fortwährend bemüht, bald Lectionen, bald Aufträge zu Compositionen zu erhalten, und kein Laufen kein Zureden

scheut, um in Mannheim zu einer festen Stellung zu gelangen. Denn hier gefiel es ihm. Er war zum ersten Male in einer Stadt, wo seine Kunst durchaus die Hauptsache war und wo sie allerdings in ihren Leistungen eine Höhe erreicht hatte, die nirgends so wiedergefunden wurde.

Churfürst Carl Theodor hatte in seinen Bestrebungen für die Förderung der Wissenschaften und Künste damals sowohl eine Academie als ein Theater geschaffen, und war bestrebt neben dem deutschen Schauspiel, für das er die bedeutendsten Kräfte zu gewinnen wußte, auch eine deutsche Oper zu gründen. Schon dieser Gedanke allein mußte einen Mozart fesseln. Wie hatte er ihn schon in München in Feuer gebracht! Nun hörte er hier wirklich eine solche deutsche Oper: Günther von Schwarzburg von dem alten Holzbauer, und sie gefiel ihm überaus: „Die Musik ist sehr schön; die Poesie ist nicht werth einer solchen Musik. Am meisten wundert mich, daß ein so alter Mann wie Holzbauer noch so viel Geist hat, denn das ist nicht zu glauben, was in der Musik für Feuer ist.“ Es waren aber auch an dem Mannheimer Theater ausgezeichnete Kräfte: Raaff, der größte Tenorist seiner Zeit, zwar alt, aber noch immer vortrefflich und ein echter Künstler, jene Dorothea Wendling, ihre Schwägerin Elisabeth Wendling und andere mehr. Allein den Glanzpunkt bildete das Orchester, das unter Cannabichs Leitung damals das erste in Europa war, und sowohl durch das ausgezeichnete Ensemble und durch eine damals unerhörte Schattirung im Vortrag, als besonders durch die vortreffliche Verwendung der Blasinstrumente, unter denen vor Allem die Clarinette als Orchesterinstrument neu war, jeden Hörer wahrhaft entzückte. Es sind eine Menge gleichzeitiger Berichte

darüber vorhanden, und auch Wolfgang beweist seine Anerkennung dadurch, daß er nichts sehnlicher wünscht, als für ein solches Orchester schreiben zu dürfen. Im Uebrigen aber sehen wir ihn selbst diesen bedeutenden Leistungen gegenüber durchaus unbefangen und es imponirt ihm eigentlich nichts. Vielmehr übt er allen diesen Dingen gegenüber in den Briefen an seinen Vater auch jetzt eine durchaus rücksichtslose und vorurtheilsfreie Kritik.

Hingegen wirkt auch auf ihn die geistige Erregung, welche damals in literarischen wie in künstlerischen Dingen ganz Mannheim ergriffen hatte, durchaus belebend, und recht wie ein Fisch im Wasser tummelt er sich in dieser lebendigen Fluth umher. Die Orchestermitglieder waren ihm bald befreundet. Seine Bereitwilligkeit sowohl zu spielen als jedem, der es wünschte, etwas zu componiren gewann ihm die Herzen der meisten. „Die ersten und besten von der Musik hier," schreibt er schon nach wenigen Wochen, „haben mich sehr lieb und eine wahre Achtung, man nennt mich nie anderst als Herr Kapellmeister." Nur mit wenigen kam er nicht recht überein, aber da lag die Schuld gewiß nicht an ihm. So empörte sich seine innerste Natur, die so ganz Harmonie war und rein und rund in künstlerischen wie in moralischen Dingen, gegen eine Erscheinung wie den berühmten Abbé Vogler, den späteren Lehrer C. M. v. Webers und Meyerbeers. Diesem Manne, so geistvoll und bedeutend er war, fehlte jenes innere Gleichgewicht, weil ihm die eigentliche künstlerische Schaffenskraft fehlte, und so suchte er durch raffinirte Technik und Künstelei zu ersetzen, was ihm an Erfindung abging. Besonders auf sein Clavierspiel ist Wolfgang schlecht zu sprechen, er nennt ihn geradezu einen Hauswursten und Charlatan.

Und da er gewiß mit diesen Urtheilen, die übrigens vertraulich an den Vater geschehen, auch in Mannheim, wo Vogler durchaus unbeliebt war, nicht zurückhielt, so war natürlich auch Vogler, der Hofcaplan, nicht besonders auf Mozart zu sprechen, und dieser sollte in späteren Jahren noch diese Abneigung schmerzlich erfahren, indem besonders Voglers damaliger Herzensfreund Peter Winter, dessen Name im „unterbrochenen Opferfeste" eine Weile fortlebte, es an Anfeindungen und Nachstellungen aller Art, sowohl auf den künstlerischen Ruhm als den moralischen Ruf Mozarts nicht hat fehlen lassen.

Von dieser Kapelle nun schlugen einige der Bläser, der Flötist Wendling, der Oboist Ramm, der Fagottist Ritter Wolfgang vor, in den Fasten mit ihnen nach Paris zu gehen, um dort Concerte zu geben. Das war die erste bestimmtere Veranlassung, die ihn bewog, einstweilen noch in Mannheim zu verweilen. „Herr Wendling versichert mich, daß es mich nicht gereuen wird. Er war zweymal in Paris — er ist erst zurückgekommen — er sagt, das ist noch der einzige Ort, wo man Geld und sich Ehre machen kann: Sie sind ja ein Mann, der Alles im Stande ist, ich will Ihnen schon den rechten Weg zeigen; Sie müssen Opera seria. comique. Oratoire und Alles machen." Das war genug, Wolfgang für den Plan zu gewinnen. Er berichtet also die Sache seinem Vater. Auch die Mutter schreibt von diesem Project. „Monsieur Wendling ist ein ehrlicher Mann, den Jedermann kennt, er ist viel gereist und schon über 13 Mal zu Paris gewesen, er kennt es in- und auswendig, und unser Freund Herr von Grimm ist auch sein bester Freund, welcher ihm viel gethan hat. Also kannst Du Dich entschließen, was Du willst ist

mir recht. Der Herr Wendling hat mich versichert, er will gewiß Vater über ihn sein, er liebt ihn wie seinen Sohn, und sollte so gut bei ihm aufgehoben seyn, wie bey mir. Daß ich ihn selbst nicht gern von mir lasse, das kannst Du Dir einbilden, und wenn ich allein nach Hause reisen müßte, so einen weiten Weg, das ist mir auch nicht lieb, allein was ist zu thun? einen so weiten Weg nach Paris zu machen ist für mein Alter beschwerlich und zu theuer." — „Der Ramm, Oboist," sagt Wolfgang, „ist ein recht braver, lustiger, ehrlicher Mann, etwa 35 Jahre, der schon viel gereist ist und folglich viel Erfahrung hat."

Wolfgang hatte von vornherein gestrebt, sich dem Churfürsten zu empfehlen, um eine Anstellung in der Capelle zu erhalten, und seine Freunde betrieben die Sache eifrig. Jetzt war doppeltes Drängen nöthig. Schon sogleich nach der Ankunft hatte er sich durch den Intendanten Graf Savioli bei Hofe vorstellen lassen. „Der Churfürst," berichtet er, „sie und der ganze Hof ist sehr mit mir zufrieden. In der Academie, alle zweymal wie ich spielte, so ging der Churfürst und sie völlig neben meiner zum Clavier. Nach der Academie machte Cannabich, daß ich den Hof sprechen konnte. Ich küßte dem Churfürsten die Hand. Er sagte: Es ist jetzt, glaube ich, fünfzehn Jahre, daß Er nicht hier war? — Ja, Ew. Durchlaucht, fünfzehn Jahre, daß ich nicht die Gnade gehabt habe — — Er spielt unvergleichlich. Die Prinzessin, als ich ihr die Hand küßte, sagte zu mir: „Monsieur, je vous assure, on ne peut pas jouer mieux." Nach einigen Tagen erhielt er eine schöne goldene Uhr zum Präsent. „Nun habe ich, schreibt er, mit dero Erlaubniß 5 Uhren: ich habe auch kräftig im Sinne, mir an jeder Hosen noch ein Uhr=

täschl machen zu lassen und, wenn ich zu einem großen Herrn komme, zwey Uhren zu tragen (wie es ohnehin jetzt Mode ist), damit nur keinem mehr einfällt, mir eine Uhr zu verehren." Später sprach er den Churfürsten wieder bei seinen natürlichen Kindern. „Er sagte zu mir: Ich habe gehört, Er hat zu München eine Opera geschrieben? — Ja, Euer Durchlaucht! Ich empfehle mich Eurer Durchlaucht zur höchsten Gnad, mein größter Wunsch wäre, hier eine Opera zu schreiben. Ich bitte auf mich nicht ganz zu vergessen. Ich kann Gott Lob und Dank, auch deutsch! und schmutzte. — — Das kann leicht geschehen. — Er hat einen Sohn und drey Töchter, die älteste und der junge Graf spielen Clavier. Der Churfürst fragte mich ganz vertraut um Alles wegen seiner Kinder. Ich redete ganz aufrichtig, doch ohne den Meister zu verachten. Cannabich war auch meiner Meinung. Der Churfürst, als er ging, bedankte sich sehr höflich bei mir."

Zweites Kapitel.

Das allein schon waren Aussichten genug, um Wolfgang an Mannheim zu fesseln, und als nun noch der Pariser Plan dazu kam, hörte es der junge Künstler sehr gern, wenn Alles zu ihm sagte: „Wo wollen Sie denn den Winter hin? bey dieser Jahreszeit ist es gar übel zu reisen; bleiben Sie hier." Er fühlte sich behaglich in einem freien Verkehre mit geistreichen Männern und gebildeten Fachgenossen, und die Mutter ließ sich von ihm und seinen Freunden leiten. Er nahm also einstweilen 150 Gulden beim Banquier auf. Das war aber dem Vater natürlich nicht recht. Denn so konnte es nicht fortgehen. „So eine Reise ist kein Spaß; das hast Du noch

nicht erfahren. Man muß andere wichtige Gedanken im Kopfe haben als Narrenspossen; man muß hundertfach voraussehen, bemühet seyn, sonst sitzt man auf einmal im Dreck, ohne Geld — und wo kein Geld ist, ist auch kein Freund, und wenn Du hundert Lectionen umsonst gibst, Sonaten componirst und alle Nächte statt wichtigeren Dingen von 10—12 Uhr Kindereien machst. Begehre dann einen Geld-Credit! — da hört aller Spaß auf einmal auf — und im Augenblicke wird das lächerlichste Gesicht ganz gewiß ernsthaft."

Wolfgang fühlte die Wahrheit dieses Vorwurfs und antwortet gereizt und kleinlaut zugleich: „Wenn Sie die Ursach meiner Nachlässigkeit, Sorglosigkeit und Faulheit zuschreiben, so kann ich nichts thun, als mich für Ihre gute Meynung bedanken, und von Herzen bedauern, daß Sie mich, Ihren Sohn nicht kennen. Ich bin nicht sorglos, ich bin nur auf Alles gefaßt und kann folglich Alles mit Geduld erwarten und ertragen — wenn nur meine Ehre und mein guter Name Mozart nicht darunter leidet. Nun, weil es halt so seyn muß, so seye es. Ich bitte aber im Voraus, sich nicht vor der Zeit zu freuen oder zu betrüben, denn es mag geschehen was da will, so ist es gut, wenn man nur gesund ist; denn die Glückseligkeit besteht — in der Einbildung." Eine Philosophie, die der Vater sehr gelassen kritisirt: „Mein lieber Wolfgang, dieser Satz ist ein Moralsatz für Menschen, die mit nichts zufrieden sind!"

Das hatte nun den Erfolg, daß Wolfgang die Sache beim Churfürsten sowohl selbst als durch seine Freunde eifriger betrieb. Cannabich wollte mit Savioli darüber sprechen, daß der Churfürst Mozart zum Kammer-Compositeur mache. Sodann handelte es sich um den Unterricht bei den churfürst-

lichen Kindern. Wolfgang ging wiederholt zu diesen, brachte ihnen Compositionen mit, ließ sie spielen in Gegenwart des Churfürsten, dem die Art, wie Mozart die Kinder anwies, ungemein gefiel. Dieser sprach seinen Wunsch aus, die Kinder ganz zu unterrichten. Der Churfürst versprach darüber zu denken. Die Sache zog sich hin, der Churfürst besann sich längere Zeit. Endlich kommt an den Vater der Bericht, den dieser längst erwartet hatte: „Hier ist dermalen Nichts mit dem Churfürsten."

Diese Nachricht machte auf die Mannheimer Freunde einen ebenso unangenehmen Eindruck wie auf Wolfgang. Er ging zu Cannabich. „Als die Mlle. Rose, welche drei Zimmer weit entfernt war und just mit der Wäsche umging, fertig war, kam sie herein und sagte zu mir: Ist es Ihnen jetzt gefällig? denn es war Zeit zur Lection. — Ich bin zu Befehl, sagte ich. — Aber, sagte sie, heut wollen wir recht gescheut lernen. — Das glaube ich, versetzte ich, denn es dauert nicht mehr lang. — Wie so? Warum? — Sie ging zu ihrer Mama und die sagte es ihr. Was? sagte sie, ist es gewiß? ich glaube es nicht. — Ja, ja, gewiß! sagte ich. Sie spielte darauf ganz serieuse meine Sonate; hören Sie, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten; endlich kamen auch der Mutter, Tochter und dem Herrn Schatzmeister die Thränen in die Augen, denn sie spielte just die Sonate und das ist das Favorit vom ganzen Hause."

Allein diesmal sollte es noch keinen Abschied geben. Einstweilen hielten ihn die Freunde durch neue Pläne, und als der Abschied nach zwei Monaten dennoch geschehen mußte, sollte er mehr Thränen kosten. Denn über die schöne

Rose ging die schöne Weberin, und diese kannte Wolfgang damals noch nicht.

Wendling, der bei der Nachricht „völlig roth und hitzig" wurde, fand eine Auskunft. Ein reicher Holländer, „ein wahrer Menschenfreund", wollte Mozart für drei kleine, leichte und kurze Concerte und ein Paar Quattro auf die Flöte 200 Gulden geben. Für Scolaren sollte Cannabich sorgen. Ferner mochten Duetti auf das Clavier und eine Violine per souscription gestochen werden. Speisen sollte er bei Wendling, wohnen mitsammt der Mutter beim Hofkammerrath Serrarius, dessen Tochter, die Hausnymphe, er dafür unterrichtete. Die Mutter speiste im Hause des jungen Danner, den Wolfgang in der Composition anwies. Mit dieser Einrichtung war denn auch der Vater zufrieden, auch ihm war eine Reise in der Winterkälte für seine Lieben nicht recht, und aus Wolfgangs Bericht konnte er sehen, daß die Zeit nicht übel angewendet ward: „Vor acht Uhr können wir nicht aufstehen", schreibt dieser Ende des Jahres, „denn in unserem Zimmer (weil es zu ebener Erde ist) wird es erst um halb neun Uhr Tag. Dann ziehe ich mich geschwinde an; um zehn Uhr setze ich mich zum Componiren bis zwölf Uhr oder halb ein Uhr; dann gehe ich zum Wendling, dort schreibe ich noch ein wenig bis halb zwei Uhr, dann gehen wir zu Tisch. Unterdessen wird es drei Uhr, dann muß ich in den maynzischen Hof zu einem holländischen Offizier, um ihn in Galanterie und Generalbaß Lection zu geben. Um vier Uhr muß ich nach Haus, um die Tochter zu instruiren; da fangen wir vor halb fünf Uhr niemalen an, weil man auf die Lichter wartet. Um sechs Uhr gehe ich zum Cannabich und lehre die Mlle. Rose." Und die Mutter bestätigt, der Wolfgang

habe so viel zu thun, daß er nicht wisse, wo ihm der Kopf stehe.

Nun sollte aber auch bald ein musikalisches Ereigniß eintreten, das dem jungen Künstler bedeutende neue Impulse gab: Wieland's Rosamunde, eine deutsche Oper mit Musik von Schweitzer, wurde zur Aufführung vorbereitet. Alle Welt in Mannheim war auf dieses Ereigniß gespannt. Der Dichter selbst sollte hinkommen. „Herr Wieland, der die Poesie gemacht hat," schrieb Wolfgang schon Anfangs Dezember, „wird noch den Winter hieher kommen; den möchte ich wohl kennen — wer weiß es!" Am 21. December kam Wieland und wurde überschüttet mit Aufmerksamkeiten des Hofes wie des Publikums. „Nun bin ich mit Herrn Wieland bekannt; er kennt mich aber noch nicht, so wie ich ihn, denn er hat noch nichts von mir gehört. Ich hätte mir ihn nicht so vorgestellt, wie ich ihn gefunden. Er kommt mir im Reden ein wenig gezwungen vor; eine ziemlich kindische Stimme, ein beständiges Gläselgucken, eine gewisse gelehrte Grobheit und doch zuweilen eine dumme Herablassung. Mich wundert aber nicht, daß er (wenn auch zu Weimar oder sonst nicht) sich hier so zu tragen geruhet, denn die Leute sehen ihn hier an, als wenn er vom Himmel herabgefahren wäre. Man genirt sich ordentlich wegen ihm, man redet nichts, man ist still, man gibt auf jedes Wort Acht, das er spricht; — nur Schade, daß die Leute oft so lang in der Erwartung seyn müssen, denn er hat einen Defect in der Zunge, vermöge er ganz sachte redet und nicht sechs Worte sagen kann ohne einzuhalten. Sonst ist er, wie wir ihn alle kennen, ein vortrefflicher Kopf. Das Gesicht ist von Herzen häßlich, mit Blattern angefüllt, und eine ziemlich lange Nase; die Statur

wird seyn, beyläufig etwas größer als der Papa." — — Die allgemeine Begeisterung bestach Wolfgangs Urtheil nicht. Nach vierzehn Tagen schreibt er: „Der Herr Wieland ist, nachdem er mich nur zweymal gehört hat, ganz bezaubert. Er sagte das letztemal nach allen möglichen Lobsprüchen zu mir: Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie hier angetroffen habe! und drückte mich bey der Hand." Wie mag dieser Mann, der zuerst in die deutsche Sprache jene heitere Anmuth einführte, ohne welche alle Poesie ein dürres Ding bleibt, wie mag er erst seinen Freunden in Weimar berichtet haben von dem jungen Genius, dessen Grazie ihn gar lebhaft an seinen geliebten Götterjüngling, den andern großen Wolfgang erinnern mußte! Oder sollte er ihn, dessen Ruf nach wenigen Jahrzehnten die ganze Welt erfüllte, nicht schon damals in seiner ganzen Bedeutung erkannt haben.

Die Aufführung der Oper ward freilich durch den Tod des Churfürsten von Baiern verhindert, Carl Theodor reiste um Neujahr nach München. Allein Wolfgang kannte die Musik aus den Proben, und wenn er auch nicht gar gut auf dieselbe zu sprechen war, so blieb doch die Erinnerung an die begeisterte Theilnahme, die das Publikum für diese neue Weise der dramatischen Musik gezeigt hatte, eine treibende Kraft in seinem Innern, und er schrieb schon in diesen Tagen an den Vater: „Ich weiß ganz gewiß, daß der Kaiser im Sinne hat, in Wien eine teutsche Opera aufzurichten und daß er einen jungen Capellmeister, der die deutsche Sprache und Genie hat, und im Stande ist, etwas Neues auf die Welt zu bringen, mit allem Ernst sucht; Benda in Gotha sucht und Schweitzer aber will durchdringen. Ich glaube, das wäre so eine Sache für mich." Er drängt den Vater, so=

gleich an alle erdenklichen Freunde in Wien zu schreiben, und dieser war nicht der Mann, so etwas liegen zu lassen. Allein diesmal ward nichts aus der Sache. „Mir scheint,“ schreibt der Vater, „der Kaiser machts wie unser Erzbischof; es soll etwas Gutes sein und nicht viel kosten.“ Ein Herr Heufeld hatte nähere Auskunft gegeben, und diese Nachricht traf Wolfgang um so schmerzlicher, als gerade in dieser Zeit die Liebe zu seiner Weberin ihn mehr als je eine feste Stellung wünschen ließ. Zudem verletzte ihn der Ton des Briefes. „Den Brief von Heufeld“, schreibt er, „hätten Sie mir nicht schicken dürfen; er hat mir mehr Verdruß als Freude gemacht. Der Narr meint, ich werde eine komische Oper schreiben, und so grad auf ungewiß, auf Glück und Dreck! Ich glaub auch, daß er seiner Edlerey keine Schande angethan hätte, wenn er „der Herr Sohn“ und nicht „Ihr Sohn“ geschrieben hätte. Nu er ist halt a Wiener Lümmel; oder er glaubt, die Menschen bleiben immer zwölf Jahr alt.“ Man fühlt aus diesen Worten die seltsame Aufregung, in der sich Wolfgang in diesen Monaten befand. Sonst ist er nicht so hitzig und vor Allem nicht so empfindlich. Aber eben stand er im Begriff sich neu zu gebären, — nach allen Seiten hin wurde sein Inneres aufgewühlt und eine kurze Zeit jähen und schmerzvollen Kämpfens brachte ihn rasch zum vollen Besitze dessen, was ihm die Natur gegeben.

Drittes Kapitel.

Auch an den Padre Martini schrieb der umsichtige Vater, daß er auf den Churfürsten wirken möge, dem Wolfgang in Mannheim eine Anstellung zu geben, und selbst in Salzburg

bot sich wieder eine gute Aussicht. Denn als der Organist Adlgasser beim Orgelspiel plötzlich vom Schlag getroffen und am selbigen Abend gestorben war, fragte man officiell bei Michael Haydn und besonders bei dem alten Mozart an, ob sie nicht wüßten, wo ein guter Organist zu haben sei, der auch zugleich Clavier spiele, ob nicht vielleicht derzeit in Mannheim einer sei? Der Vater berichtet dies dem Sohne, jedoch ohne irgend einen Plan daran zu knüpfen. Ihm lag zunächst die Pariser Reise im Sinne. Und nun gar der Sohn! Er war auf diesem Ohre ganz taub. Eben hatte er die Freiheit wieder erlangt und ihr Köstliches geschmeckt, und hätte jetzt wieder in den alten Käfig zurückkehren sollen! Er antwortet gar nicht einmal auf diese Stelle im Briefe des Vaters. Ihm lagen wichtigere Dinge am Herzen. Ihm schwellte eben der frische Hauch einer innigen Liebe die Segel, und im Gefühle seiner Kraft, das durch die Anerkennung ausgezeichneter Männer und mehr noch durch den Vergleich mit den Leistungen anderer Künstler gehoben war, deren Können ungleich geringer war als das seine und die dennoch mit ihrem Ruhme das weite Vaterland erfüllten, in diesem ersten Erwachen seiner ganzen Natur, die in der vollen Begeisterung alles leisten zu können meinte und in der That auch Alles leistete, dachte er jetzt daran, in kühnem Fluge die Welt zu erobern, Ruhm und sichere Stellung mit einem Male zu gewinnen.

Der Vater derweilen war, wie sich von selbst versteht, mit dem Pariser Projecte beschäftigt, und da jetzt die Abreise vor der Thüre stand, so gibt er dem Sohne allerhand guten Rath, wie er die Mutter in bequemer und sicherer Weise zu rechter Zeit nach Augsburg zu befördern habe, wie er in

Mannheim alles ordnen und nichts zurücklassen dürfe, wie er dann in Paris fein vorsichtig und zurückhaltend, besonders bei Künstlern sein müsse, — wie besonders Vertraulichkeit mit den Componisten, deren Rivalität man zu fürchten habe, mit Gluck, Piccini, wenn sie dort wären, auch mit Gretry zu vermeiden sei, — wie vor allem aber im Verkehre mit den Frauenzimmern Vorsicht zu beobachten sei; denn die pflegen dort jungen Leuten von großem Talent erstaunlich nachzustellen, um sie ums Geld zu bringen oder gar in ihre Falle und zum Manne zu bekommen: „das würde wohl mein Tod sein.“ Um das letztere freilich durfte er jetzt wenig sorgen: des Sohnes Herz war so beschäftigt, so ganz von dem Bilde der Einen eingenommen, daß er sonst kein Mädchenbild anschauen mochte. Ja er wollte jetzt gar nicht einmal nach Paris, er sann auf ganz andere Dinge, und der Vater war höchlich verwundert, als es plötzlich hieß, man gehe nicht nach Paris: „Meine Mama und ich haben uns unterredet und sind übereingekommen, daß uns das Wendlingische Leben gar nicht gefällt. Der Wendling ist ein grundehrlicher und sehr guter Mann, aber leider ohne alle Religion und so das ganze Haus; es ist ja genug gesagt, daß seine Tochter Maitresse war. Der Ramm ist ein braver Mensch, aber ein Libertin. Ich kenne mich, ich weiß es, daß ich soviel Religion habe, daß ich gewiß niemalen etwas thun werde, was ich nicht im Stande war, vor der ganzen Welt zu thun; aber nur der Gedanke, nur auf der Reise mit Leuten in Gesellschaft zu sein, deren Denkungsart so sehr von der meinigen (und allen ehrlichen Leuten ihrer) unterschieden ist, schreckt mich.“ Die Mutter bestätigt dies in den nächsten Briefen: „Das ist wahr, der Herr Wendling ist der beste

Mann von der Welt, aber von der Reglion weiß das ganze Haus nichts und haltet nichts darvon; die Mutter und Dochter geben das ganze Jahr in keine Kirche, gehen niemals beichten und hören keine Messe, aber in die Comedi gehen sie allezeit; sie sagen, die Kirche sey nicht gesund."

Der Vater aber antwortet darauf: „Daß Du mit der bewußten Gesellschaft nicht reisest, ist recht gethan, allein Du sahest das Böse dieser Menschen längst ein und hattest kein Vertrauen in so langer Zeit, als Du diese Bekanntschaft hast, auf Deinen für Dich so sorgfältigen Vater, ihm solches zu schreiben und seinen Rath zu hören, und (erschröcklich!) Deine Mutter that es auch nicht." Sie hatten sich eben durch das allgemeine Lob und durch die wirklich guten Eigenschaften Wendlings täuschen lassen. Allein so scharf betont hätte Wolfgang und unter seinem Einflusse die Mutter diesen Umstand dennoch nicht, wenn nicht zu seinem redlichen kirchlichen Bewußtsein noch andere Beweggründe gekommen wären, die wir nun kennen lernen werden. Es lag ihm zunächst alles daran, die Pariser Reise zu verhindern. „Die Hauptursach, warum ich nicht nach Paris gehe, habe ich schon im vorigen Briefe geschrieben. Die zweite ist, weil ich recht nachgedacht habe, was ich in Paris zu thun habe. Ich könnte mich mit nichts recht fortbringen, als mit Scolaren und zu der Arbeit bin ich nicht geboren. Ich habe hier ein lebendiges Beyspiel. Ich hätte zwey Scolaren haben können; ich bin zu jedem dreimal gegangen, dann habe ich einen nicht angetroffen, mithin bin ich ausgeblieben. Aus Gefälligkeit will ich gern Lection geben, besonders wenn ich sehe, daß eins Genie, Freude und Lust zum Lernen hat. Aber zu einer gewissen Stund in ein Haus gehen müssen oder zu Haus

auf einen warten müssen, das kann ich nicht und sollte es mir auch viel eintragen. Das ist mir unmöglich, das lasse ich Leuten über, die sonst nichts können als Clavier spielen. Ich bin ein Componist und bin zu einem Capellmeister geboren; ich darf mein Talent im Componiren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmuth so sagen, denn ich fühle es nun mehr als jemals) nicht so vergraben, und das würde ich durch die vielen Scolaren."

Welch wohlthuenden Eindruck macht dieses lebhafte Gefühl für seine wahre Bestimmung und diese Empörung des jugendlichen Geistes gegen den Zwang eines „Metiers"! Aber was wollte er denn? — Es ward noch viel hin und her geschrieben zwischen Vater und Sohn, wobei wir denn auch erfahren, daß die Flötenconcerte für den Holländer noch nicht einmal fertig geworden, — er muß also viel, viel Zeit bei seiner lieben Weberin zugebracht haben —, und am Ende hören wir auch seinen Plan: er wollte mit Webers Kunstreisen machen!

Dieser Plan, wie er ihn dem Vater ausführlich darlegt, gibt wohl von seiner Unerfahrenheit, aber auch von der leidenschaftlichen Liebe zu seiner Aloysia wie von der außerordentlichen Güte seines Herzens einen glänzenden Beweis. „Der Gedanke einer armen Familie, ohne sich Schaden zu thun, aufzuhelfen, vergnügt mich in der Seele." Ebenso drängte ihn der Wunsch, wenigstens so lange in der Nähe seiner Geliebten zu weilen, bis er sie ganz sein nennen könne, — denn daß darauf sein volles Streben gerichtet war, erfahren wir aus einem Briefe, den er schon viele Wochen vorher schrieb, als sein Jugendfreund von Schiedenhofen eine reiche Heirath gethan hatte: „Das ist halt wiederum eine

Geldheyrath, sonst weiter nichts. So möchte ich nicht heyrathen; ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch sie machen." Dazu kam der unwiderstehliche Trieb Opern zu schreiben.

Er wollte also vor der Hand in Mannheim bleiben, um die bestellten Compositionen zu vollenden. „Unter dieser Zeit wird sich Herr Weber bemühen, sich wo auf Concerts mit mir zu engagiren; da wollen wir mit einander reisen. Wenn ich mit ihm reise, so ist es just so viel, als wenn ich mit Ihnen reisete. Deswegen habe ich ihn so gar lieb, weil er, das Aeußerliche ausgenommen, ganz Ihnen gleicht und ganz Ihren caractère und Denkungsart hat. Meine Mutter, wenn sie nicht, wie Sie wissen, zum Schreiben zu commod wäre, so würde sie Ihnen das Nämliche schreiben. Ich muß bekennen, daß ich recht gern mit ihnen gereist bin. Wir waren vergnügt und lustig; ich hörte einen Mann sprechen wie Sie. Ich durfte mich um nichts bekümmern; was zerrissen war, fand ich geflickt; mit einem Wort, ich war bedient wie ein Fürst. Ich habe diese bedrückte Familie so lieb, daß ich nichts mehr wünsche, als wie ich sie glücklich machen könnte, und vielleicht kann ich es."

„Mein Rath ist, daß sie nach Italien gehen sollten. Da wollte ich Sie also bitten, daß Sie je ehender je lieber an unsern guten Freund Lugiati schreiben möchten und sich erkundigen, wie viel und was das Meiste ist, was man einer Primadonna in Verona gibt; — je mehr je besser, herab kann man allezeit, — vielleicht könnte man auch die Ascensa in Venedig bekommen. Für ihr Singen stehe ich mit meinem Leben, daß sie mir gewiß Ehre macht. Sie hat schon die kurze Zeit viel von mir profitirt, und was wird

sie erst bis dahin profitiren? Wegen der Action ist mir auch nicht bang."

„Wenn das geschieht, so werden wir, Mr. Weber, seine zwey Töchter und ich die Ehre haben, meinen lieben Papa und meine liebe Schwester im Durchreisen auf 14 Täge zu besuchen, meine Schwester wird an der Mlle. Weber eine Freundin und Kameradin finden; denn sie steht hier im Ruf, wie meine Schwester in Salzburg wegen ihrer guten Aufführung, der Vater wie meiner, und die ganze Familie wie die Mozartsche. — Ich bitte Sie, machen Sie Ihr möglichstes, daß wir nach Italien kommen: Sie wissen mein größtes Anliegen — Opern zu schreiben. — Ich bin einem jeden vor Verdruß neidig, der eine schreibt; ich möchte ordentlich weinen, wenn ich eine Aria höre oder sehe. Aber italienisch, nicht deutsch: eine seria nicht buffa! — — Nun habe ich alles geschrieben wie es mir um's Herz ist. Meine Mutter ist mit meiner Denkungsart ganz zufrieden. — Ich küsse Ihnen tausendmal die Hände und bin bis in den Tod dero gehorsamster Sohn."

Allein die Mutter fügt eine Nachschrift zu. „Mein lieber Mann! Aus diesem Brief wirst Du ersehen haben, daß wann der Wolfgang eine neue Bekanntschaft machet, er gleich Gut und Blut für solche Leute geben wollte. Es ist wahr, sie singt unvergleichlich; allein da muß man sein eigenes Interesse niemals auf die Seite setzen. Es ist mir die Gesellschaft mit dem Wendling nie recht gewesen, allein ich hatte keine Erinnerung machen dürfen, und mir ist niemals geglaubt worden. Sobald er aber mit den Weberischen ist bekannt worden, so hat er gleich seinen Sinne geändert. Mit einem Wort: bey anderen Leuten ist er lieber als bey mir, ich mache ihm in einem und anderm was mir nicht gefällt

Einwendungen, und das ist ihm nicht recht. Du wirst es also bei Dir selbst überlegen, was zu thun ist. — Ich schreibe dieses in der größten Geheim, weil er beim Essen ist, und ich will damit nicht überfallen werden. Addio, ich verbleibe Dein getreues Weib Marianna Mozartin."

Viertes Kapitel.

Wolfgang wiederholt in späteren Briefen seine eindringliche Bitte und ist so ausführlich, als ihm sein liebendes Herz eingibt. Allein während deß hatte der Vater schon einen welthistorischen, langen langen Brief begonnen, in dem er dem Sohne die Lage der Sache in einer Weise auseinander setzt, gegen die keine Einwendungen möglich waren. Hatte ihn schon Wolfgangs Unbesonnenheit, Geld beim Bankier aufzunehmen, während der Vater sich zu Hause kaum durch die Schulden durchschlagen könne, und mehr noch die Lässigkeit empört, mit der die Composition der Stücke für den Holländer betrieben war, so daß statt 200 fl. nur 94 fl. einkamen, da doch gerade von dieser Einnahme der Mannheimer Aufenthalt gedeckt werden sollte, so war dieser neue Plan des Sohnes geeignet, ihn ganz und gar zu erzürnen, ja er brachte ihn fast von Sinnen. Aber es beweist den tüchtigen Charakter und den klaren Geist dieses Mannes, daß aller Eifer, in den er geräth, weil er sieht, daß der Sohn so gar keine Ahnung davon hat, warum es sich vorerst handelt, ihn durchaus zu keiner thörichten und übertriebenen Anklage verführt, sondern daß bei aller Schärfe des Tadels und der Kritik, die dem Handeln des Jünglings allerdings zu Theil werden, immer die väterliche Liebe oder vielmehr die wahre Einsicht in die Grundeigen-

thümlichkeit seines Sohnes ihn bestimmt. Sie gibt ihm denn auch die richtigen Mittel an die Hand, auf diesen so zu wirken, daß er das Rechte thut, das heißt dasjenige, was ihn unter den jetzigen Umständen nicht allein zu momentanem Erwerbe führe und den Vater aus den Schulden ziehe, sondern was ihm zu einer bedeutenden Verwendung seines Talents und damit zu einer sicheren Zukunft verhelfe. Man weiß wirklich nicht, soll man mehr die Weisheit des lebenskundigen Vaters bewundern, die den genialen Sohn selbst in den schwersten Prüfungen auf dem rechten Wege zu erhalten weiß, oder die demuthsvolle, echt kindliche Ergebenheit des Sohnes, der seine edelste Leidenschaft bändigt unter den Willen eines Andern, weil er ihn für den Höheren hält. Denn es kam Alles wieder zur Ordnung zwischen Vater und Sohn, und wir erkennen gerade aus diesem Kampfe die unerschütterliche Tüchtigkeit, die in der Natur beider lag und die allein es möglich gemacht hat, daß die ungemessene Begabung des Sohnes auch wirklich das Höchste in seiner Sphäre geleistet hat. Ja selbst am Ende seines Lebens und gerade da am meisten werden wir erfahren, wie Wolfgang diesen besten aller Väter geliebt, wie er die unermüdliche Güte seines Herzens erkannt und seine wahre Weisheit verehrt hat.

Zunächst freilich geht es zwischen beiden sehr realistisch zu. Wolfgang muß derbe Wahrheiten hören, vor Allem, wie wenig er bis jetzt noch den eigentlichen Zweck der Reise, sich eine Stellung zu verschaffen, erreicht, ja nur denselben fest im Auge behalten, wie er sich jedem augenblicklichen Eindrucke sogleich mit voller Seele hingegeben und jetzt nahe daran sei, die Pflichten gegen sich und die Seinigen ganz und gar zu versäumen. „Dieser Brief, an dem ich meinen Sohn an

nichts anderem mehr erkenne, als an dem Fehler, daß er allen Leuten auf das erste Wort glaubt, sein zu gutes Herz durch Schmeicheleyen und gute schöne Worte Jedermann blosstellt, sich von jedem auf alle ihm gemachten Vorstellungen nach Belieben hin und herlenken läßt und durch Einfälle und grundlose nicht genug überlegte, in der Einbildung thunliche Einfälle sich dahin bringen läßt, dem Nutzen fremder Leute seinen eigenen Ruhm und Nutzen, und sogar den Nutzen und die seinen alten ehrlichen Eltern schuldige Hilfe aufzuopfern, dieser Brief hat mich um so mehr niedergeschlagen, als ich mir vernünftige Hoffnung machte, daß Dich einige Dir schon begegnete Umstände und meine hier mündlich und Dir schriftlich gemachte Erinnerungen hätten überzeugen sollen, daß man um sein Glück zu erreichen, sein gutes Herz mit der größten Zurückhaltung verwahren, nichts ohne die größte Ueberlegung unternehmen und sich von enthusiastischen Einbildungen und ohngefähren blinden Einfällen niemals hinreißen lassen müsse. Ich bitte Dich, mein lieber Sohn, lese diesen Brief mit Bedacht, nehme Dir die Zeit solchen mit Ueberlegung zu lesen. — Großer gütiger Gott, die für mich vergnügten Augenblicke sind vorbei! — — Es kommt jetzt nur ganz allein auf Dich an, in eins der größten Ansehen, die jemals ein Tonkünstler erreicht hat, Dich nach und nach zu erheben. Das bist Du Deinem von dem gütigsten Gott erhaltenen außerordentlichen Talente schuldig, und es kommt nur auf Deine Vernunft und Lebensart an, ob Du als ein gemeiner Tonkünstler, auf den die Welt vergißt, oder als ein berühmter Kapellmeister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern lieset, — ob Du von einem Weibsbild etwa eingeschäfert mit einer Stube voll nothleidender Kinder auf einem Strohsack oder nach einem christ-

lich hingebrachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Reichthum, mit Allem für Deine Familie wohl versehen bei aller Welt in Ansehen sterben willst?"

Sodann beweist er ihm schlagend, wie schwer, wie unmöglich es sei, ein junges Mädchen, das keinen Namen habe, auf die Bühne und nun gar in Italien zu bringen, und „der Vorschlag mit Herrn Weber und NB. 2 Töchtern herumzureisen, hätte mich beinahe um meine Vernunft gebracht!" So seinen und der Eltern guten Namen leichtsinnig auf das Spiel zu setzen und sich dem Gelächter, dem Spott, der Verachtung preiszugeben! Zudem drohe jetzt überall Krieg auszubrechen. Solche Pläne seien aber überhaupt nur für kleine Lichter, für Halbcomponisten, für Schmierer. „Fort mit Dir nach Paris und das bald, setze Dich großen Leuten an die Seite aut Caesar aut nihil! Der einzige Gedanke Paris zu sehen, hätte Dich vor allen fliegenden Einfällen bewahren sollen."

So faßte er den Sohn, den er kannte, an allen Seiten, wo er zu fassen war, er erregte seine kindliche Liebe, sein Pflichtgefühl, sein Ehrgefühl und seinen Ehrgeiz, — nur den einen Punkt berührt er nicht, seine Leidenschaft. Diese hatte Wolfgang nicht offen ausgesprochen, und es war wohl Klugheit, wenn der Vater sie ignorirte, da der Sohn hier wie jeder tief fühlende Mensch gegen alle Gründe vollständig unzugänglich gewesen sein würde. Vielmehr zeigt er, daß es auch ihm an Theilnahme für die Fähigkeiten des Mädchens wie für die Noth der Familie nicht fehle, indem er räth, den Sänger Raaff für das Mädchen zu interessiren; der vermöge zu helfen, wenn er wolle.

Wolfgang, als er diesen Brief gelesen, wand sich in Schmerzen. Er ward unwohl und mußte einige Tage das

Zimmer hüten. Endlich siegte die Vernunft über die Leidenschaft. Er sah ein, daß er Unrecht gewollt, er begriff, daß er die Neigung seines Herzens nicht aufzugeben brauche, wenn er diesen Plan aufgab, daß er vielmehr so wie es der Vater wolle, erst recht zu seinem Ziele gelangen werde. Denn das verhehlte er weder sich noch seinem Vater, daß er den Besitz dieses Mädchens erstrebe und nur von Mannheim fortging, um sich eine feste Stellung zu erwerben. Er beugt sich in kindlicher Ergebung unter den Willen des Vaters. „Ich habe mir nie etwas Anderes vorgestellt, als daß Sie diese Reise mit den Weberischen mißbilligen werden; denn ich habe es niemal — bei unsern dermaligen Umständen versteht sich — im Sinn gehabt; aber ich habe mein Ehrenwort gegeben, Ihnen das zu schreiben.“ Wir können uns ungefähr vorstellen, wie die Sache gegangen war. Gewiß hatte Wolfgang, der Italien kannte und liebte, den ersten Gedanken an die Reise ausgesprochen, der dann von Webers mit Lebhaftigkeit aufgegriffen und mehr als Mozart selbst wünschte, ausgebildet worden war. „Die guten Leute sind müde hier zu seyn, wie — Sie wissen schon wer und wo, mithin glauben sie, es sey Alles thunlich. Ich habe Ihnen versprochen, Alles an meinen Vater zu schreiben; unterdessen als der Brief nach Salzburg lief, sagte ich schon immer, sie soll doch noch ein wenig Geduld haben, sie seye noch ein bischen zu jung ꝛc. Von mir nehmen sie auch Alles an, denn sie halten viel auf mich.“ Anfangs zwar weist er die Vorwürfe des Vaters etwas bitter zurück. Allein mehr noch ist es ihm schmerzlich, kein volles Vertrauen zu finden und er vermochte nicht, sich ganz freimüthig auszusprechen. „Ich bitte, Alles von mir zu glauben, was Sie wollen, nur nichts Schlechtes. Es gibt Leute, die

glauben, es sey unmöglich ein armes Mädl zu lieben, ohne schlechte Absichten dabey zu haben; — ich bin kein Brunetti und kein Misliweczek! ich bin ein Mozart, aber ein junger und gut denkender Mozart." Und bald drang wieder die volle Sonne der vertrauenden Liebe durch die dunklen Regungen des Schmerzes und der Kränkung: „nach Gott kommt gleich der Papa; das war als ein Kind mein Wahlspruch oder axioma und bei dem bleibe ich auch noch."

Sogleich machten sie Vorbereitungen zur Abreise, zu der der Vater seinen geliebten Sohn nun auch mit dem besten Segen begleitete. „Wie schwer es mir fällt, daß ich nun weiß, daß Du Dich noch weiter von mir entfernest, kannst Du zwar Dir in etwas vorstellen, aber mit derjenigen Empfindlichkeit nicht fühlen, mit der es mir auf dem Herzen liegt. — Ich habe nun in Dich, mein lieber Wolfgang, nicht nur allein kein, auch nur das geringste Mißtrauen, sondern ich setze in Deine kindliche Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung. — Ich weiß, daß Du mich nicht allein als Deinen Vater, sondern als Deinen gewissesten und sichersten Freund liebst, daß Du weißt und einsiehst, daß dieses Glück und Unglück, ja mein längeres Leben oder auch mein baldiger Tod, nächst Gott, so zu sagen in Deinen Händen ist. Wenn ich Dich kenne, so habe ich nichts als Vergnügen zu hoffen, welches mich in Deiner Abwesenheit, da ich der väterlichen Freude, Dich zu hören, Dich zu sehen und zu umarmen, beraubt bin, allein noch trösten muß. Ich gebe Dir von Herzen den väterlichen Segen, und bin bis in den Tod Dein getreuer Vater und sicherster Freund."

Wolfgang reiste ab und ich breche hier mit Freude die Erzählung einstweilen ab, damit auch dieses schöne Bild der

Liebe und des Vertrauens zwischen Vater und Sohn in dem Herzen meiner Leser seinen Wiederschein erzeuge, sowie es das Bild jenes Glückes der Liebenden gethan. Ich gestehe, wie ich so ein Wort nach dem andern, des Vaters wie des Sohnes, hingeschrieben habe, da hat mir gar oft das Herz gezuckt und das Gefühl freudiger Rührung drang bis in die Augen. Denn man wird nicht viele Beispiele finden, wo sich dieses sittliche Band der Herzen, das die Grundlage alles Familienlebens ist, in einer so reinen Weise darstellt. Hier fühlen wir die Mächte, die das menschliche Leben erhalten, hier fühlen wir den warmen Boden, aus dem alles Gute und Echte emporspriest, Liebe und Vertrauen und Gefühl der Pflicht. Und wir werden im Verlaufe von Mozarts Leben erkennen, daß es diese Mächte waren, die sein innerstes Thun und Lassen bestimmten und die sich am Ende seiner Tage in ihm selbst zu einer solch seltenen Höhe steigerten, daß er, der als Künstler neben den größten steht, welche die Welt je gesehen, als Mensch ebenso eine sittliche Hoheit bekundet, die durch die liebenswürdige Anmuth seiner Natur zur schönsten Menschlichkeit verklärt wird. Wie wir hier sehen, daß er sein tiefstes Fühlen, das tiefste, das er bis dahin gekannt und das ihm also unendlich berechtigt, ja in seiner Reinheit unantastbar erscheinen mußte, dennoch einem fremden Willen zum Opfer zu bringen vermag, so werden wir dieses seltene Maß der Selbstüberwindung, das hier wohl nur aus einer Ahnung von den tiefern Verhältnissen des Lebens hervorging, diese wunderbare Ergebung, die in dem Jüngling eine Weisheit verräth, wie sie sonst kaum der Mann besitzt, fortan als die bewußte Grundlage alles seines Thuns finden. Und wie er hier im schönsten Sinne sittlich handelt, wie er dem Willen des Vaters

nachgibt, ohne sein eigenes besseres Selbst irgendwie zu verrathen oder auch nur zu verläugnen, so wird er auch fortan fest und bestimmt das thun, was er für recht hält, und wenn selbst der liebste beste Vater nicht damit übereinstimmt. Selbstüberwindung stärkt: in dem Jünglinge beginnen sich die Eigenschaften des Mannes zu entwickeln, und mit diesen leistete auch ein Mozart erst das Große.

Neunter Abschnitt.

Der Aufenthalt in Paris.

1778—79.

„Und ich fühle dieser Schmerzen
Tief im Herzen
Heimlich bildende Gewalt."

Erstes Kapitel.

Es gibt unter Mozarts Claviersonaten eine in A-moll, die mir von je merkwürdig war durch die Aehnlichkeit des ersten Satzes mit der Art und Weise Händels und mehr noch durch die leidenschaftliche, ja verzweifelte Empfindung, die sich im Finale ausspricht. Ich konnte mir besonders dieses Finale in seiner Art, die bei Mozart nur höchst selten vorkommt, nicht erklären, bis ich erfuhr, daß die Sonate aus der Zeit des Pariser Aufenthaltes stamme. Jetzt begriff ich beide Eigenthümlichkeiten, und in der That kann uns nichts so sehr eine sichere Kunde geben von der Seelenstimmung, in der Mozart damals lebte, als diese Sonate. Das energische Ringen mit sich selbst, die sittliche Festigkeit, die gegen das Wollen des Herzens, gegen die Leidenschaft an=

kämpft, sowie es sich in den scharf rhythmischen Motiven des ersten Satzes ausspricht, ist das geistige Abbild jener Kämpfe zwischen Pflicht und Neigung, die Wolfgang damals durchführte, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß der Ausdruck dieses Zustandes ein fremder, nicht echt Mozartischer ist, ja daß er durchaus an Händels Weise erinnert. Denn dieser vertritt unter allen Musikern das Ethische, das Sollen gegenüber der Neigung in der allerbestimmtesten Eigenthümlichkeit, — er hat in seiner Kunst jenes Moment des norddeutschen Wesens, so wie es sich im Protestantismus aufschloß, jenen kategorischen Imperativ der Pflicht ebenso durchgeführt, wie es ein halbes Jahrhundert später der Königsberger Weise für Wissenschaft und Leben that. Und wenn auch in der Composition Mozarts keine Spur einer unmittelbaren Entlehnung, ja nur eines Anlehens zu bemerken ist, so lag es ihm doch diesmal nahe, den eigenthümlichen Charakter einer fremden Ausdrucksweise für einen Zustand zu erfassen, der ihm selbst neu und fremd war und sein Leben lang im Grunde fremd blieb. Ein ähnliches Beispiel findet sich in der Arie Elviras im Don Juan, und auch dort bestimmten den Componisten gleiche Gründe.

Mozart war keine ethische Natur. Wir haben es bereits oben ausgesprochen, daß durchaus die freie Neigung das Gesetz war, nach dem er lebte und handelte und nach dem er seiner Natur gemäß einzig zu leben vermochte. So finden wir auch jetzt, obwohl er seine Neigung überwunden, seinen Willen dem des Vaters gebeugt, bei ihm durchaus nicht jenen Frieden, jene Harmonie, die ein sittlicher Kampf zu erzeugen pflegt. Er hat seinen Wunsch, bei der Geliebten zu weilen und mit ihr gemeinsam die Krone

des Lebens zu erringen, dem Drängen des Vaters geopfert. Er hat nach dem Ziele, das auch er wie der Vater erstrebt, zu einer Thätigkeit, in der er seine hohen Gaben in vollem Maße entwickeln und eine sichere Lebensstellung erringen kann, zu gelangen, einen andern Weg eingeschlagen, als den er nach seiner innersten Ueberzeugung für den rechten hält. Er hoffte an der Seite seiner Aloysia und für sie Werke zu schaffen, die ihm mit Sicherheit Ruhm und Stellung einbringen sollten, — er vertraute auf die Wirkung dieser Liebe, die seine Kraft zu den höchsten Leistungen entzünden sollte. Er gedachte auf dem Wege und mit der Kraft der Neigung die Pflichten zu erfüllen, die er gegen sich und den Vater hatte. Dieser aber dachte anders und riß ihn mit Gewalt, ja mit einiger Härte von jener Bahn hinweg.

Es ist nicht zu verkennen, daß die scharfe, spöttische Art, wie der Vater die Erregung des Sohnes erst für die kleine Sängerin in München, dann für das Bäsle, dann für Mlle. Rose bespricht — denn er hält ihm all diese kleinen Begebenheiten gewissermaßen strafend vor —, und von diesem ohne weiteres, als sei das nichts anderes, auf die Weberin übergeht, das Herz des Sohnes tief verletzt hat, und sie war auch nicht ganz recht, gewiß nicht klug, sie erregte eine Bitterkeit in dem Sohne, die erst getilgt ward, als ein neuer herber Schmerz ihn wie den Vater traf und beide wieder innerlich zusammenführte. Allein sonst ist dem Vater durchaus kein Vorwurf zu machen. Er handelte damals, wie er den Umständen nach zu handeln berechtigt war. Er mußte sorgen, sowohl daß seine Schulden getilgt wurden, als daß zu Ehr und Ruhm der Familie Wolfgang eine bedeutende Stellung gewann, und dieses Ziel, das ihm für des Sohnes

Zukunft wie für das Glück der Familie das einzig richtige schien, hielt er nur auf dem Wege für erreichbar, wenn Wolfgang nach Paris ginge. Zudem erschien ihm, wie wir auch aus späteren Aeußerungen sehen werden, des Sohnes Neigung nicht als so bedeutend, wie sie wirklich war. Und doch ist nicht zu läugnen, daß hier eine schöne Blüthe geknickt wurde und daß Mozart tiefe Leiden davon empfand.

Aber sollen wir denn den Leiden ausweichen? — Und können wir wissen, ob Wolfgangs Plan zu denselben großen Dingen geführt hätte, die jetzt als das Resultat seines Lebens vor uns liegen? Gewiß ist es wahr: „Glücklich, wem gleich die erste Liebe die Hand reicht!" — allein tiefere Quellen des innersten Lebens eröffnet dem Genius der Schmerz. Selbst wenn er so herbe, so verzweiflungsvoll sich ausspricht, wie in dem Finale jener Sonate, er läßt doch Augenblicke der schönsten Versöhnung durchschimmern, ja die Sonne, wie sie in dem unvergleichlich schönen kleinen Mittelsatze in Dur scheint, dünkt uns reiner und heller, weil sie aus den Wolken des schmerzvollen Moll hervorbricht. Es liegt ein Schleier über diesen innersten Dingen der Menschenbrust, den keine sterbliche Hand lüftet. Wir wollen es Schicksal nennen, was Mozart damals traf. Gewiß er litt aufs Tiefste, allein es reifte ihn auch zu höheren Dingen.

Zweites Kapitel.

Als nun die Abreise bestimmt war, — denn wir haben Einiges nachzuholen —, gab Wolfgang noch mehrere Academien, um sowohl sich als seine Schülerinnen zur vollen

Geltung zu bringen. Dabei kam die Bedeutung seiner Leistungen den Mannheimern erst recht zum Bewußtsein, und er konnte dem Vater schreiben: „Ich muß sagen, daß alle Cavaliere, die mich kannten, Hofräthe, Kammerräthe, andere ehrliche Leute und die ganze Hofmusik sehr unwillig und betrübt über meine Abreise waren.“ — Und Aloysia? — Wolfgang berichtet den Tag, nachdem er in Paris angekommen war: „Die Weberin hat aus gutem Herzen zwey Paar Täzeln von Filet gestrickt und mir zum Andenken und zu einer schwachen Erkenntlichkeit verehrt. Er hat mir was ich gebraucht habe, umsonst abgeschrieben und Notenpapier gegeben, und hat mir die Comödien von Moliere (weil er gewußt hat, daß ich sie noch niemals gelesen) geschenkt, mit der Inschrift: Ricevi, amico, le Opere del Moliere in segno di gratitudine e qualche volta ricordati di me. Und wie er bey meiner Mama allein war, sagte er: Jetzt reist halt unser bester Freund weg, unser Wohlthäter. Ja, das ist gewiß, wenn Ihr Herr Sohn nicht gewesen wäre, der hat wohl meiner Tochter viel gethan und sich um sie angenommen, sie kann ihm auch nicht genug dankbar seyn. — Den Tag, ehe ich weggereiset bin, haben sie mich noch beim Abendessen haben wollen, weil ich aber zu Haus hab seyn müssen, so hat es nicht seyn können. Doch habe ich ihnen zwei Stunden bis zum Abendessen noch schenken müssen; da haben sie nicht aufgehört sich zu bedanken, sie wollten nur wünschen, sie wären im Stand, mir ihre Erkenntlichkeit zu zeigen. Wie ich wegging, so weinten sie alle. Ich bitt um Verzeihung, aber mir kommen die Thränen in die Augen, wenn ich daran denke. Er ging mit mir die Treppe herab, blieb unter

der Hausthüre stehen, bis ich ums Eck herum war und rief mir nach Adieu!"

Jetzt vor Allem hätte es bedeutender Eindrücke und großer Anregungen bedurft, um Wolfgang über diese schmerzlichen Empfindungen hinwegzuheben. Allein sie fehlten, und wir sehen die seltene Spannkraft, die sein Gemüth wie seine Phantasie sonst in allen Lebenslagen bewährt, in diesem Sommer etwas nachlassen. Es muß ein tiefes Gefühl der Unbefriedigung in ihm gelegen sein: ihm war, als habe er nicht Recht gethan. Zwar zweifelte er an der Treue des Mädchens so wenig wie an seiner eigenen Liebe. Auch verhehlt er dem Vater nicht, daß er mit Webers in fortwährendem Briefverkehre steht, und macht verständliche Andeutungen, wo das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen liege. Dabei war es ihm nun ein großer Trost, daß Raaff, der ebenfalls nach Paris kam und sein wahrer Freund wurde, die Neigung zu der Weberin billigte und versprach ihr Unterricht zu geben, sowie überhaupt sich für ihre Familie zu bemühen. „Ich befinde mich," schreibt er nach einigen Wochen dem Vater, „Gott Lob und Dank so erträglich; übrigens aber weiß ich oft nicht, ist es gehauen oder gestochen, mir ist weder kalt noch warm, finde an nichts viel Freude; was mich aber am meisten aufrichtet und guten Muths erhält, ist der Gedanke, daß Sie, liebster Papa, und meine liebe Schwester sich gut befinden, daß ich ein ehrlicher Teutscher bin und daß ich, wenn ich schon allezeit nicht reden darf, doch wenigstens denken darf, was ich will; — das ist aber auch das Einzige."

Das war freilich wenig genug. Man erkennt das tiefe Unbehagen seines ganzen Wesens, dessen Pulse stets so frisch lebendig zu schlagen pflegten. Dazu kam, daß ihn die Musik

der Franzosen in hohem Grade anwiderte: „Baron Grimm und ich," schreibt er, „lassen oft unsern musikalischen Zorn über die hiesige Musik aus, NB. unter uns; denn im Publico heißt es Bravo, Bravissimo, und da klatscht man, daß einem die Finger wehe thun." Und ein andermal: „Was mich am meisten bey der Sache ärgert, ist, daß die Herren Franzosen ihren Goût nur in so weit verbessert haben, daß sie nun das Gute auch hören können. Daß sie aber einsähen, daß ihre Musik schlecht seye — ey bei Leibe! — Und das Singen! oime! — Wenn nur keine Französin italienische Arien sänge, ich würde ihr ihre französische Plärrerey noch verzeihen; aber gute Musik zu verderben, das ist nicht auszustehen." — „Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz, zu empfinden, und nur ein wenig Etwas von der Musique verständen und Gusto hätten, so würde ich von Herzen gern zu all diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Viecher und Bestien (was die Musique anbelangt). Wie kann es anders seyn? Sie sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Passionen auch nicht anders — es giebt ja kein Ort in der Welt, wie Paris. — Nun bin ich hier. Ich muß aushalten, und das Ihnen zu Liebe. Ich danke Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit gesundem Gusto davon komme. Ich bitte alle Tage Gott, daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, brav Geld mache, damit ich im Stande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermaligen betrübten Umständen zu helfen, und daß wir bald zusammenkommen und glücklich und vergnügt mit einander leben können." — Er sehnte sich nach Italien, und der Vater mußte ihm versprechen, sobald es anginge, mit ihm wieder dorthin zu gehen.

Gleichwohl sollte auch dieser Aufenthalt in Paris, so wenig äußere Erfolge er für Mozart brachte, eine Lebensbedeutung für ihn gewinnen, größer fast, als das was er in Mannheim gesehen und gehört hatte. Es war damals die Zeit, wo der Kampf zwischen der italienischen Musik und der von Gluck reformirten französischen in heftigster Lohe brannte, wo Piccinisten und Gluckisten einander auf das Erbittertste gegenüberstanden, und wenn nun auch in diesem Streite der Parteien, den übrigens hauptsächlich die Literaten führten, von einer Thätigkeit für Mozarts Genius nicht die Rede sein konnte, so wurden doch durch die Aufführungen der Opern von beiden Seiten und durch die außerordentliche Theilnahme des Publikums, die sich oft genug bis zum Scandal steigerte, seine Aufmerksamkeit in allerhöchstem Grade gespannt auf die Unterschiede dieser Bestrebungen und auf die Fortschritte der Richtung, die Gluck eingeschlagen hatte. Zwar war Gluck damals von Paris abwesend, und Piccini, dessen Oper Roland gerade in dieser Zeit einen ungeheuren Erfolg erzielt hatte, war der Held des Tages. Allein Mozarts Sinn wandte sich dennoch bereits damals mit Entschiedenheit der neuen Richtung zu, und es beruht diese Erkenntniß von deren Bedeutung wesentlich mit auf dem Umstande, daß er damals in Paris anwesend war.

Die italienische Musik kannte er, er war darin zu Hause, wie nur irgend einer der lebenden Meister. Daher interessirte ihn Piccini wenig. „Mit Piccini habe ich im Concert spirituel gesprochen," meldet er dem Vater. „Er ist ganz höflich mit mir und ich mit ihm, wenn wir so ungefähr zusammenkommen; übrigens mache ich keine Bekanntschaft weder mit ihm noch anderen Componisten — ich verstehe meine Sache

und sie auch — das ist genug." Ebensowenig findet sich eine Spur von einer Bekanntschaft mit Gretry, dem Componisten der lieblichen Oper Richard Löwenherz, dem Begründer der französischen sogenannten Operette mit ihrer reizenden Natürlichkeit der Empfindung und ihrem frischen dramatischen Leben. Er sucht den Meister nicht auf, aber seine Partituren studirt er. Dagegen ist er schon damals mit Leib und Seele für Gluck, und es mag wohl diese Hinneigung zu der pathetischen Kraft und dem ethischen Wesen dieses Meisters zum großen Theile mit auf der eigenthümlich ernsten Seelenstimmung beruhen, in welche die ersten schmerzlichen Lebenserfahrungen sein junges Gemüth damals versetzt hatten. Gluck war es gewesen, welcher der überwuchernden Gesangesvirtuosität, die damals die wälsche Kunst trotz allem Reize der melodiösen Schönheit zur wahren Unnatur verkehrt hatte, ein donnerndes Halt gebot und im Einverständnisse mit dem Drange der Zeit, der überall ein Zurückkehren zur Natur und Einfachheit verlangte, auch für die dramatische Musik geltend machte, daß sie vor Allem die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der handelnden Personen und der Situationen einfach und wahr aussprechen müsse. Er selbst hatte hiervon in seiner Alceste ein hohes Beispiel aufgestellt und bald war die Iphigenia gefolgt. Man empfand wohl, daß der Geist der Antike, der vor Allem in edler Einfachheit den Werth des Schönen suchte, hier in Tönen wiedergegeben war, daß die Leidenschaften, welche die Musik aussprach, echt und groß waren und daß es ein sittliches Pathos war, was sich hier darstellte. Gleichwohl waren dem lieblichen Sinnenreize der italienischen Weise, die auch abgesehen von allem Sinne und Bedeuten zunächst einfach schöne Tonreihen, Melodien

geben will, wie sich von selbst versteht, ein großer Theil des Publikums zugeneigt, und diese verschiedenen Richtungen feindeten sich gegenseitig auf das Heftigste an, ahnungslos, daß sie einander nicht vollständig widersprachen, derweilen der Genius, der sie mit einander zu einer höheren Einheit verschmelzen sollte, ganz geruhig dem Wüthen der Parteien zuschaute. Denn dieser brauchte sich um den Liebreiz und die Anmuth der Melodie nicht zu bemühen, sie war ihm angeboren und anerzogen. Ebenso fehlte ihm bei aller Hinneigung zu dieser Formschönheit von Natur nichts weniger, als die einfache Wahrheit der Empfindung, die wie aller Kunst zumeist der Musik zu Grunde liegen soll. Vielmehr athmen alle seine Melodien, sei es der finta giardiniera oder der kleinen Instrumentalsachen, diese natürliche Wahrheit und Innigkeit der Empfindung. Allein hier trat nun diese Forderung in einem viel größeren Sinne auf, es waren eben größere Empfindungen, gewaltigere Leidenschaften, mit einem Worte, es war das Große, was in der Persönlichkeit Glucks erschien und in seiner Musik neue und durchaus bedeutende Mittel des Ausdrucks sich eroberte. Diesem wandte sich Mozarts natürlicher Instinct, der überall mit dem Geiste der Zeit ging, schon damals mit aller Entschiedenheit zu, und wenn der Sieg Glucks über die Italiener, der einige Jahre später eintrat, ein bedeutsamer Beweis für die Richtigkeit seiner Ideen war, so ist wohl ein noch bedeutenderer, daß sich ein Genius wie Mozart, sobald er dieser Richtung nahe trat, derselben anschloß und sie sofort zu seiner eigenen machte. Sein Herz war gerade damals zuerst von jener Leidenschaft ergriffen worden, die dem Menschen den tiefsten Aufschluß über sich selbst gibt. Mit heftigem Kampfe hatte er

gegen widrigen Eingriff das Recht dieser Empfindung geltend machen müssen, und wo sonst eine seltene Heiterkeit, ja eine muntere Hanswurstlaune herrschte, war jetzt ein Ernst eingetreten, der durchaus auf das Hohe und Pathetische gespannt war und einige Jahre lang das jugendliche Gemüth einseitig beherrschen sollte, bis er zu einer höheren Heiterkeit und Harmonie der Seele sich auflöste.

Drittes Kapitel.

Es war nämlich zu den übrigen Nöthen, die Wolfgangs Herz damals in lebendiger Bewegung erhielten, gerade jetzt noch ein Ereigniß hinzugetreten, das seine Seele wahrhaft erschütterte und den ahnungslosen Jüngling zum ersten Male an die Schrecken des Lebens gemahnte. Es war ganz unerwartet die gute Mutter, die den Sohn nach Paris begleitet hatte, gestorben. Sie wohnten mit einander, weil in Paris damals alles um die Hälfte theurer geworden war, in einem unfreundlichen und dunklen Zimmer, welches so klein war, daß nicht einmal ein Clavier darin stehen konnte. Diese Unbequemlichkeit und die stete Einsamkeit — denn Wolfgang mußte fast den ganzen Tag über in der Stadt sein — hatte der etwas corpulenten Frau, die ohnehin viel mit Blutandrang zu thun hatte, ein Unwohlsein zugezogen, das sie drei Wochen lang ans Zimmer fesselte. Sie gedachte dann ein besseres Logis zu beziehen, wo sie selbst die Küche führen könne. Allein schon im Juni erkrankte sie aufs Neue, sie ließ zur Ader, schrieb noch selbst an ihren Mann, wobei sie über viele Schmerzen klagt, und war nach vierzehn angst-

vollen Tagen, die Wolfgang an ihrem Bette zubrachte, eine Leiche.

So war der Sohn in der großen Stadt nun ganz allein. Doch sehen wir ihn, dessen Herz von Natur so außerordentlich empfindlich ist, nicht in weichlicher Trauer verschmelzen, sondern mit klarem Geiste und männlicher Fassung erkennt er zunächst, daß dem Vater diese schreckliche Botschaft mit möglichster Schonung beizubringen sei, und schreibt deßhalb sogleich an den Freund Bullinger, daß er den Vater vorbereiten möge. Sodann wendet er sich selbst an diesen Mann, dem so manche Prüfung beschieden war, um ihn zuerst über seine eigene Lage zu beruhigen, und es ist rührend, mit welcher Sorgfalt er dies thut und wie freudig bewegt sein gutes Herz ist, als er vernimmt, daß der Vater gefaßt sei. „So traurig mich Ihr Brief machte, so war ich doch ganz außer mir vor Freude, als ich vernahm, daß Sie Alles so nehmen, wie es zu nehmen ist, und ich folglich wegen meinem besten Vater und liebsten Schwester außer Sorge seyn kann. Sobald ich Ihren Brief ausgelesen hatte, so war auch das erste, daß ich auf die Kniee niederfiel und meinem lieben Gott aus ganzem Herzen für diese Gnade dankte."

Das war also die erste Mahnung an das jugendliche Gemüth unsers Meisters, wie alle Dinge auf Erden vergänglich sind. Wohl mögen ihn die Tage und Nächte am Bette der Mutter zu ernsten Betrachtungen angeregt haben, und ihr Tod traf ihn wirklich schmerzlich. Allein so überraschend er kam und so sehr Wolfgang ihn fürchtete, er sah das Leben der Mutter doch schwinden und es kam ihm wie eine Sache vor, die im natürlichen Verlaufe

der Dinge geschieht: wie er denn auch in den Briefen an den Vater und den Freund Bullinger immer besonders hervorhebt, er sei am meisten getröstet durch den Gedanken, daß es nicht anders kommen könne, als wie Gott es haben will. Aber nicht lange, so sollte er die Vergänglichkeit alles Irdischen an etwas erfahren, wo er es nie gedacht hatte und wo er es nicht natürlich fand, sondern wo er den richtigen Lauf der Dinge gestört fühlte und einen Riß in sein Inneres gemacht sah, der zeitlebens nicht wieder heilte. Denn nur der Verlust solcher Dinge schmerzt wahrhaft, die wir uns selbst mit unsers Herzens Kräften erworben haben. Auch jetzt freilich hatte er „bisweilen so melancholische Anfälle." Allein da wirkte die Sehnsucht zur Geliebten mit. Im Uebrigen war er „frisch und gesund," und über die besagten Anfälle „komme ich am leichtesten davon durch Briefe, die ich schreibe oder erhalte, das muntert mich dann wieder auf."

Vor Allem war er bemüht, dem Vater, dessen Sorge um den unerfahrenen Sohn in der großen Stadt jetzt steigen mußte, die genauesten Berichte über sein Thun und Lassen zu geben, ja man erkennt die sorgfältige Aufmerksamkeit jetzt sogar aus der Schrift, die in den Briefen der letzten Monate aus begreiflicher Gereiztheit oder auch Gleichgültigkeit etwas nachlässig geworden war, so daß sich der Vater genöthigt sah, ihm ein schön geschriebenes Alphabet nachzuschicken. Ueberhaupt kommt jetzt wieder eine etwas frischere Lebensregung in den jungen Künstler, wie wenn durch dieses Gewitter die schwüle Atmosphäre gereinigt worden wäre. Und als sich ihm nun gar die Aussicht eröffnet, eine Opera zu schreiben, da beginnt das Blut des jungen Künstlers wieder seinen früheren lebendigen Lauf. Aber es ward nichts

aus dieser Hoffnung, wie denn überhaupt der Pariser Aufenthalt nicht viel directe Erfolge brachte. Zwar Grimm hatte sich seiner recht sehr angenommen, ja nach dem Tode der Mutter ihn sogar zu sich ins Haus, oder vielmehr zur Madame d'Epinay, mit der er zusammenwohnte, aufgenommen. Auch waren sogleich von Anfang die Mannheimer Freunde, trotzdem Wolfgang sein Versprechen nicht gehalten, so daß sie nun ohne ihn ihre Concerte geben mußten, bemüht gewesen, seinen künstlerischen Ruf in Paris zu verbreiten und ihm so Gelegenheit zur Composition zu verschaffen. Und er zum Danke hatte ihnen eine Sinfonie concertante geschrieben, die der Director Le Gros in den Concerts spirituels aufzuführen versprach, jedoch ohne sein Versprechen zu halten. Sodann hatte er eben für diesen Le Gros, in gewohnter Gutmüthigkeit und im Drange nach Anerkennung eine Symphonie geschrieben und zwar so recht nach dem Pariser Geschmack, lebhaft und geistreich, mit überraschenden Effecten, besonders auch mit dem Crescendo, dessen überraschende Wirkung er im Mannheimer Orchester zuerst kennen gelernt hatte. „Gleich mitten im ersten Allegro war eine Passage, die ich wohl wußte, daß sie gefallen müßte: alle Zuhörer wurden davon hingerissen, und war ein großes Applaudissement. — Weil ich aber wußte, wie ich sie schrieb, was das für einen Effect machen würde, so brachte ich sie zuletzt noch einmal an, — da gings nun da capo. Das Andante gefiel auch, besonders aber das letzte Allegro. Weil ich hörte, daß hier alle letzte Allegros, wie die ersten, mit allen Instrumenten zugleich, und meistens unisono anfangen, so fing ichs mit den zwey Violinen allein piano nur acht Tacte an, — darauf kam gleich ein Forte, mithin machten die Zuhörer (wie

ich es erwartete) beim Piano sey! — dann kam gleich das Forte. — Sie das Forte hören und die Hände zu klatschen war Eins. Ich ging also gleich vor Freude nach der Sinfonie ins Palais royal, nahm ein guts Gefrornes, betete den Rosenkranz, den ich versprochen hatte, und ging nach Haus."

Diese Stelle steht in dem Briefe, wo der Vater auf den Tod der Mutter vorbereitet werden soll. Er wußte wohl, daß der Vater durch solche Mittheilungen, die seinen Geist lebhaft beschäftigten, am ehesten von trüben Vorstellungen und verzehrendem Kummer abgezogen wurde. Das ist aber auch der einzige freudige Erfolg, der zu berichten war. Sonst sind auch hier wie überall wieder Neider und böse Feinde beschäftigt, den jungen Künstler in seinen Bestrebungen zu hemmen. Von der Handlungsweise des Le Gros, der die Sinfonie concertante nicht aufgeführt hatte, schreibt er: „Ich glaube aber, da ist der Cambini, ein wälscher Maestro hier, die Ursache; dann dem habe ich unschuldiger Weise die Augen in der ersten Zusammenkunft beym Le Gros ausgelöscht. Er hat Quartetti gemacht, wovon ich eines zu Mannheim gehört habe, die recht hübsch sind, und die lobte ich ihm dann und spielte ihm den Anfang; da waren aber der Ritter, Ramm und Punto, und ließen mir keinen Frieden, ich möchte fortfahren, und was ich nicht weiß, selbst dazu machen. Da machte ich es denn also so, und Cambini war ganz außer sich, und konnte sich nicht enthalten zu sagen: Questa è una gran testa! Nun das wird ihm halt nicht geschmeckt haben."

Gleichwohl bekam er zunächst wenigstens einige Scolaren und Aufträge. Zuerst durch Grimms Vermittlung beim

Herzog de Guines, dessen Tochter er täglich zwei Stunden lang in der Composition unterrichtete und dafür später mit drei Louisd'or abgefunden werden sollte. Er wies das Geld zurück und schreibt dem Vater, die Franzosen dächten noch immer, daß er sieben Jahr alt sei und behandelten ihn wie einen Anfänger. „Die Franzosen haben lange nicht mehr die Politesse, als vor fünfzehn Jahren, sie gränzen itzt stark an die Grobheit, und hoffärtig sind sie abscheulich," sagt er ein andermal und erzählt seinem Vater ein Beispiel, das sowohl für die Impertinenz der damaligen Vornehmen gegen einen Künstler als für die völlige Wehrlosigkeit Mozarts gegen ein derartiges Benehmen zu bezeichnend ist, als daß es hier fehlen dürfte. — „Mr. Grimm," schreibt Wolfgang am 1. Mai, „gab mir einen Brief an Madame la Duchesse de Chabot, und da fuhr ich hin. Der Inhalt dieses Briefes war hauptsächlich, mich bei der Duchesse de Bourbon zu recommandiren, und mich neuerdings bey ihr wieder bekannt zu machen und sich meiner erinnern zu machen. Da gingen acht Täge vorbey, ohne mindeste Nachricht. Sie hatte mich dort schon auf über acht Täg bestellt, und also hielt ich mein Wort und kam. Da mußte ich eine halbe Stunde in einem eiskalten, ungeheizten und ohne mit Kamin versehenen großen Zimmer warten. Endlich kam die D. Chabot mit der größten Höflichkeit, und bat mich mit dem Clavier vorlieb zu nehmen, indem keines von den ihrigen zugerichtet sei, ich möchte es versuchen. Ich sagte, ich wollte von Herzen gern Etwas spielen, aber jetzt sei es ohnmöglich, indem ich meine Finger nicht empfinde für Kälte, und bat sie, sie möchte mich doch aufs wenigste in ein Zimmer, wo ein Kamin mit Feuer ist, führen lassen. O oui, monsieur, vous avez

raison — das war die ganze Antwort. Dann setzte sie sich nieder und fing an, eine ganze Stunde zu zeichnen en Compagnie anderer Herren, die alle in einem Zirkel um einen großen Tisch herumsaßen. Da hatte ich die Ehre, eine ganze Stunde zu warten. Fenster und Thüre waren offen; ich war nicht allein in Händen, sondern im ganzen Leib und Füßen kalt, und der Kopf fing mir auch gleich an wehe zu thun. Da war also altum Silentium, und ich wußte nicht, was ich so lange vor Kälte, Kopfwehe und Langeweile anfangen sollte. Oft dachte ich, wenn's mir nicht um Mr. Grimm wäre, so ging ich den Augenblick wieder weg. Endlich, um kurz zu seyn, spielte ich auf dem miserabeln elenden Pianoforte. Was aber das Aergste war, daß die Madame und alle die Herren ihr Zeichnen keinen Augenblick unterließen, sondern immer fort machten und ich also für die Sesseln und Tisch und Mäuern spielen mußte. Bey diesen so übel bewandten Umständen verging mir die Geduld — ich fing also die Fischer'schen Variationen an, spielte die Hälfte und stand auf. Da waren eine Menge Eloges. Ich aber sagte, was zu sagen ist, nämlich, daß ich mir mit diesem Claviere keine Ehre machen könnte, und mir sehr lieb seye, einen andern Tag zu wählen, wo ein besseres Clavier da wäre. Sie gab aber nicht nach, ich mußte noch eine halbe Stunde warten, bis ihr Herr kam. Der aber setzte sich zu mir und hörte mit aller Aufmerksamkeit zu und ich — vergaß darüber alle Kälte, Kopfwehe, und spielte ohngeachtet dem elenden Claviere so — wie ich spiele, wenn ich guter Laune bin. Geben Sie mir das beste Clavier von Europa, und Leute zu Zuhörern, die nichts verstehen, oder die nichts verstehen wollen, und die mit mir nicht empfinden, was ich

spiele, so werde ich alle Freude verlieren. Ich hab dem Mr. Grimm nach der Hand Alles erzählt."

Welch seltene Bescheidenheit! Welch liebenswürdiges Zuvorkommen! Welch künstlerisches Bewußtsein! — Allein mit alle diesen schönen Dingen macht man nicht sein Glück bei einem Publikum, das wie das damalige Pariser noch auf einer geringen Stufe der musikalischen Bildung steht. Dazu kam die Abneigung gegen den Unterricht. „Lection zu geben ist hier kein Spaß. — Sie dürfen nicht glauben, daß es Faulheit ist — nein! sondern weil es ganz wider mein Genie, wider meiner Lebensart ist. Sie wissen, daß ich so zu sagen in der Musique stecke, daß ich den ganzen Tag damit umgehe, daß ich gern speculire, studire, überlege. Nun bin ich hier durch diese Lebensart dessen verhindert; ich werde freilich einige Stunden frey haben, allein die wenigen Stunden werden mir mehr zum Ausrasten als zum Arbeiten nothwendig sein."

Viertes Kapitel.

Mr. Grimm aber faßte diese Eigenthümlichkeit des jungen Künstlers anders auf. Er hielt sie für Gleichgültigkeit, für Bequemlichkeit und glaubte den unbeholfenen jungen Mann zurecht stoßen zu müssen. Er sagte ihm redlich seine Meinung und schrieb auch dem Vater: »Il est zu treuherzig, peu actif, trop aisé à attraper, trop peu occupé des moyens qui peuvent conduire à la fortune.« In Paris müsse man sich rühren, zumal jetzt, wo alles in Streit und Aufruhr wegen der Musik sei. Wolfgang empfand diese Weise ihn zu behandeln, die gut sein möge um Kindern zu helfen

aber nicht Erwachsenen, höchst widrig, zumal die Zurechtweisungen sicherlich in einem Tone der Ueberlegenheit geschahen, den der geistreiche und gefeierte Encyclopädist ebenso gut gegen den unbekannten Künstler mit dem unscheinbaren Aeußern annehmen zu können glaubte, wie es jene treffliche „Duchesse" gethan hatte. Ueberhaupt gefiel es Wolfgang in dem Hause der Madame d'Epinay durchaus nicht. Man „rupfte ihm jede Gefälligkeit unter die Nase", und doch hatte er außer dem Zimmerchen, dessen größter Vorzug eine hübsche Aussicht war, und außer einigen Kerzen nichts im Hause. Er fand, daß es dort dumm und einfältig zugehe, und während die geistreiche Herrschaft des Hauses mit unendlicher Zartheit besorgt war, über den damals am Tode liegenden Voltaire die schonendsten Bulletins auszugeben, berichtet Wolfgang einfach seinem Vater: „Nun gebe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie vielleicht schon wissen werden, daß nemlich der gottlose und Erz-Spitzbub Voltaire so zu sagen wie ein Hund, wie ein Vieh crepirt ist — das ist der Lohn!"

Allein Grimm war wirklich besorgt für seinen Schützling. Er lieh ihm sogar „bröcklweis" 15 Louisdor, mit deren Rückzahlung es keine Eile habe. Nur das ertrug Wolfgang auf die Dauer nicht, daß Grimm im Grunde sein Talent nicht für so bedeutend hielt, um sich in Paris Bahn brechen zu können, und ihn sogar an die Italiener verwies. „Er will, ich soll immer zum Piccini laufen, zum Caribaldi, — mit einem Wort, er ist von der welschen Partei — ist falsch und sucht mich zu unterdrücken." In diesem Argwohn hatte er nun freilich Unrecht. Allein sicher verräth die Art Grimms kein besonders edles und feines Gefühl, und

Wolfgang mochte wohl wünschen, eine Oper zu schreiben, nur um dem Grimm zu zeigen, daß er so viel könne, als sein Piccini, obwohl er nur ein Teutscher sei. So erfahren wir, daß Mozart schon damals der italienischen Oper gegenüber seine ganz bestimmte Stellung eingenommen und die Fortschritte begriffen hatte, die Gluck und Gretry in der dramatischen Musik anbahnten und durchführen wollten. Doch einstweilen vermochte er diesen großen Gewinn des Pariser Aufenthaltes nicht auszunützen. Er fand nicht Gelegenheit, eine Oper zu schreiben, und wer weiß, ob er schon damals, wo Alles in parteiischer Aufregung war, mit seiner Versöhnung der Gegensätze durchgedrungen wäre. So mußte der Vater wohl wünschen, daß Wolfgang Paris verlasse, und auch Grimm drang darauf.

Wolfgangs Wunsch war in München angestellt zu werden, damit er dort auch für Webers thätig zu sein vermöge. Dagegen hatte der Vater nichts einzuwenden und schrieb sogleich an den Padre Martini, damit dieser direct und durch Raaff auf den Churfürsten wirke. Dies geschah denn auch, und zudem waren die Freunde, die Mozart in der Churfürstlichen Capelle hatte, nach Kräften für ihn thätig. Es fehlte ein deutscher Componist in München, Holzbauer war zu alt, und so war Aussicht genug für Mozart vorhanden, dort eine Stellung zu gewinnen. Allein als nun die Uebersiedlung des Hofes wie der Kapelle von Mannheim nach München entschieden war, begannen jene preußischen Kriegsdrohungen des Jahres 1778 und alles gerieth ins Stocken. Jetzt konnte der Vater nur wünschen, daß Wolfgang so lange in Paris weile, bis diese Dinge vorüber seien, und es ist erklärlich, daß er jetzt auch bereitwilliger zu den Aussichten griff, die

sich für eine Wiederanstellung des Sohnes in Salzburg darboten.

Schon nach Adlgassers Tode waren deutliche Anspielungen von Seiten des Hofes gemacht worden. Jetzt war aber auch der Capellmeister Lolli gestorben, und da ging man denn endlich mit der Sprache heraus. Man wandte sich zunächst an Bullinger, sodann an den Vater direct. Dieser ging aber dabei sehr diplomatisch zu Werke, und nun gar Wolfgang, dem alle die Vorgänge auf das Genaueste berichtet werden, kehrt sich zunächst gar nicht daran. Allein als die Mutter gestorben war und der Vater durch Mr. Grimm bestärkt, den Aufenthalt des Sohnes in Paris abgekürzt zu sehen wünschte, mußte der Freund Bullinger die Feder ergreifen und dem Wolfgang auseinandersetzen, daß die Bedingungen der Anstellung jetzt sehr vortheilhaft seien, daß er es den Seinigen schuldig sei, darauf einzugehen und daß sich doch in Salzburg auch wohl leben lasse. Und um ihn sicher zu kirren, erzählt er, dem Erzbischof genüge die Haydn nicht mehr, er wolle eine neue Sängerin engagiren und man könne ja seine Wahl auf Aloysia Weber richten. Wolfgang hatte nämlich geschrieben: „Nun die Hauptsache ist halt, daß wenn der Krieg nicht schon ausgebrochen wäre, der Hof sich nach München gezogen hätte; Graf Seeau, der die Weberin absolument haben will, alles angewendet hätte, daß sie mitkommen kann, und folglich Hoffnung gewesen wäre, daß die ganze Familie in bessere Umstände gesetzt würde. Nun ist aber Alles still wegen der Münchener Reise und die armen Leute können wieder lange fort warten, und ihre Schulden werden alle Tage beträchtlicher. Wenn ich ihnen nur helfen

könnte! Liebster Vater! ich recommandire sie Ihnen von ganzem Herzen."

Jetzt lautet Wolfgangs Antwort an den Freund Bullinger: „Sie wissen, wie mir Salzburg verhaßt ist! Nicht allein wegen der Ungerechtigkeit, die mein Vater und ich dort ausgestanden, welches schon genug wäre, um so ein Ort ganz zu vergessen und ganz aus den Gedanken zu vertilgen! Aber lassen wir nun Alles gut sein — es soll sich Alles so schicken, daß wir gut leben können; gut leben und vergnügt leben ist zweyerley, und das letzte würde ich ohne Hexerey nicht können; — es müßte wahrhaftig nicht natürlich zugehen! und das ist nun nicht möglich, denn bey jetzigen Zeiten gibt es keine Hexen mehr. Mir wird es allezeit das größte Vergnügen seyn, meinen liebsten Vater und meine liebste Schwester zu umarmen und zwar je ehnder je lieber; aber das kann ich doch nicht läugnen, daß mein Vergnügen und meine Freude doppelt seyn würde, wenn es wo anderst geschähe, weil ich überall mehr Hoffnung habe, glücklich und vergnügt zu leben." Auf die Andeutungen wegen der Weberin geht er gar nicht ein.

Bald darauf berichtet nun der Vater, daß man von Seiten des Hofes angefragt habe, ob sein Sohn wohl kommen werde, wenn man ihm den Adlgasserschen und dem Vater den Lollischen Gehalt gebe, „welches, da ich es schon vorher berechnet hatte, zusammen jährlich 1000 fl. beträgt," und führt dem Sohne zu Sinne, daß man sich schon mehr Unterhaltungen schaffen könne, wenn man aufs Geld nicht so genau schauen dürfe. Allein dem Wolfgang war's nicht um die Unterhaltungen. Ihm war Salzburg zu eng, zu ungebildet, zu inferior. Doch bald darauf kam ein Brief, der alle diese

Abneigung niederschlagen mußte. Der Vater schrieb: „Du bist nicht gern in Paris, und ich finde, daß Du eben nicht gar Unrecht hast. Bis itzt war mein Herz und Gemüth für Dich beängstigt und ich mußte trotz einem Minister eine sehr kützliche Rolle spielen, da ich bey aller meiner Herzensangst mich lustig anstellen mußte, um Jedermann glauben zu machen als wärst Du in den besten Umständen und hättest Geld im Ueberflusse, ob ich gleich das Gegentheil weiß. Ich verzweifelte fast so, wie ich wollte, durchzudringen, weil, wie Du weißt, nach dem Schritte, den wir gethan, von dem Hochmuthe des Fürsten wenig zu hoffen, und ihm Deine Abdankung zu sehr aufs Herz gefallen war. Allein durch mein tapferes Aushalten habe ich nicht nur allein durchgedrungen, der Erzbischof hat nicht nur Alles accordirt, für mich und Dich, Du hast 500 fl.; sondern er hat sich noch entschuldigt, daß er Dich jetzt unmöglich zum Capellmeister machen könnte, Du solltest aber, wenn es mir zu mühsam werde oder wenn ich außer Stande wäre, in meine Stelle unterdessen einrücken u. s. w. Nun kommt es darauf an, ob Du glaubst, daß ich noch einen Kopf habe, und ob Du glaubst, daß ich Dein Bestes besorge, — und ob Du mich todt oder beim Leben erhalten willst. — Die Mlle. Weber sticht dem Fürsten und Allen erstaunlich in die Augen: sie werden sie absolut hören wollen, da sollen sie bei uns wohnen. Mir scheint ihr Vater hat keinen Kopf; ich werde die Sache besser für sie einleiten, wenn sie mir folgen wollen. Du mußt ihr hier recht das Wort reden, denn zum Castraten will er auch eine andere Sängerin, um eine Opera aufzuführen. — — Mein nächster Brief wird Dir sagen, daß Du abreisen sollst."

Fünftes Kapitel.

Wiederum überwand der kindliche Sinn des Sohnes seine tiefe Abneigung, aber in wahrhaft rührender Weise spricht sich die Mischung von Freude und Schmerz aus, die in seinem Herzen vorging: „Als ich Ihren Brief durchlas, zitterte ich vor Freuden, denn ich sah mich schon in Ihren Armen. Es ist wahr, Sie werden es mir selbst zugestehen, es ist kein großes Glück, was ich da mache; aber wenn ich mir vorstelle, daß ich Sie, liebster Vater, und meine liebe Schwester ganz von Herzen küsse, so kenne ich kein anderes Glück nicht." Mehr aber stellt er sich jetzt die Möglichkeit vor, daß Aloysia nach Salzburg komme; denn natürlich, wenn der Erzbischof wirklich eine Sängerin haben wolle, eine bessere könne er gar nicht bekommen. „Wenn ich zu Salzburg seyn werde, werde ich gewiß nicht ermangeln mit allem Eyfer für meine liebe Freundin zu reden, unterdessen bitte ich Sie, und ermangeln Sie auch nicht Ihr Möglichstes zu thun, Sie können Ihrem Sohne keine größere Freude machen." Auch bittet er zunächst über Mannheim reisen und Webers besuchen zu dürfen. Besonders aber tröstet ihn die Zusicherung des Erzbischofs, ihn Kunstreisen machen zu lassen: ohne diese Bedingung würde er sich nicht haben entschließen können. „Ein Mensch von mittelmäßigem Talent bleibt immer mittelmäßig, er mag reisen oder nicht; aber ein Mensch von superieurem Talent (welches ich mir selbst ohne gottlos zu seyn nicht absprechen kann) wird schlecht, wenn er immer in demselbigen Ort bleibt."

Im Uebrigen verhehlt er auch jetzt die tiefe Abneigung gegen seine Vaterstadt durchaus nicht, und der Vater zeigt

ihm noch allerhand Vortheile seiner dortigen Lebensart, die ihn an seinem Studiren und Speculiren nicht hindern werde. Auch dürfe er nicht Violine spielen bei Hofe, sondern habe beim Clavier alle Gewalt der Direction. „Hier können wir nun auf alle Bälle im Fasching auf das Rathhaus gehen. Die Münchener Comedianten kommen Ende September und bleiben bis die Fasten den ganzen Winter hier mit Comedie und Operetten. Alle Sonntag ist unser Bölzlschießen" u. s. w. Die Hauptsache aber war die Mlle. Weber. Auch darüber redet nun der Vater ein offenes Wort: „Was die Mlle. Weber betrifft, so darfst Du gar nicht glauben, als hätte ich etwas gegen diese Bekanntschaft. Alle jungen Leute müssen am Narrenseil laufen. Du kannst wie itzt Deinen Briefwechsel fortsetzen, ich werde Dich gar nicht darum fragen, noch weniger etwas zu lesen verlangen. Noch mehr! ich will Dir selbst einen Rath geben. Du hast bekannte Leute genug hier. Du kannst die Weberischen Briefe an Jemand anders adressiren lassen und unter der Hand erhalten, wenn Du Dich vor meinem Vorwitz nicht gesichert glaubst."

Kaum hatte Mr. Grimm diese Anstellung in Salzburg erfahren, so drängte er seinen Schützling zur Abreise. Es war natürlich, wenn er bei seiner Ueberzeugung, daß für diesen nichts mehr in Paris zu gewinnen sei, möglichst bald der Sorge um ihn enthoben zu sein wünschte, und gewiß handelte er damit auch nach dem Sinne des Vaters. Dieser erkannte es auch dankbar an, daß Grimm sich sogar erbot, das Geld für die Reise nach Straßburg vorzuschießen. Wolfgang aber wollte darin nichts als Mißgunst und Verrath erkennen, und es empörte ihn geradezu, daß Grimm verlangte, er solle in acht Tagen reisefertig sein, da er ja doch noch vom Herzog

von Guines und von Le Gros das Honorar einfordern und seine Sonaten, die er zum Stich gegeben, corrigiren müsse. Allein wenn auch hier Grimm wohl wieder etwas barsch sein mochte, so beruhte doch Wolfgangs Aerger über die Abreise auf einem andern Grunde. Wir erfahren das aus einem Briefe, den er nach seiner Ankunft in Straßburg schrieb. Aloysia war nämlich derweilen mit einem Gehalt von 1000 Gulden als Hofopernsängerin in München angestellt worden. Er schreibt dem Vater: „Daß die Mlle. Weber oder vielmehr meine liebe Weberin Besoldung bekommen und man ihr also endlich Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, hat mich so sehr erfreuet, wie man es von einem, der allen Antheil daran nimmt, erwarten kann. Ich empfehle sie Ihnen immer noch aufs Beste; doch was ich so sehr gewunschen, darf ich leider nicht mehr hoffen, nemlich sie in salzburgische Dienste zu bringen, denn das was sie oben hat, gibt ihr der Erzbischof nicht. Alles was möglich ist etwa, daß sie auf einige Zeit nach Salzburg kommt, eine Opera zu singen."

Nun war natürlich die Salzburger Anstellung mit einem Male wieder eine schreckliche Aussicht, und er empfindet die Unannehmlichkeiten des Pariser Aufenthaltes weniger, als ihm jetzt all die möglichen Erfolge bedeutend erscheinen, die er dort erringen könne. Er thue die größte Narrheit von der Welt, jetzt nach Salzburg zu gehen, schreibt er dem Vater, und nur die Liebe zu ihm habe er den gewichtigen Vorstellungen seiner Freunde entgegenzusetzen gehabt. Das habe man zwar belobt, allein hinzugesetzt, „daß, wenn mein Vater meine itzigen guten Umstände und Aussichten wüßte (und nicht etwa durch einen guten Freund eines Andern und zwar falsch berichtet wäre), er mir gewiß nicht auf solche Art schreiben würde, daß ich

nicht im Stande bin im Geringsten zu widerstehen. Und ich dachte bei mir selbst: Ja, wenn ich nicht soviel Verdruß in dem Hause, wo ich logirte, hätte ausstehen müssen, und wenn das Ding nicht so wie ein Donnerwetter auf einander gegangen wäre, folglich Zeit gehabt hätte, die Sache recht mit kaltem Blut zu überlegen, ich würde Sie gewiß recht gebeten haben, nur noch einige Zeit Geduld zu haben und mich noch zu Paris zu lassen; ich versichere Sie, ich würde Ehre, Ruhm und Geld erlangt haben und Sie gewiß aus Ihren Schulden gerissen haben: Nun ist es aber schon so; — glauben Sie ja nur nicht, daß es mich reuet, denn nur Sie, liebster Vater, nur Sie können mir die Bitterkeiten von Salzburg versüßen, und werden es auch thun — ich bin dessen versichert; doch muß ich Ihnen frei gestehen, daß ich mit leichterem Herzen in Salzburg anlangen würde, wenn ich nicht wüßte, daß ich allda in Diensten bin — nur dieser Gedanke ist mir unerträglich."

Das glauben wir und der Vater ihm gerne. Ihm galt es jetzt in München angestellt zu werden. Aloysia war dort, ja er hatte noch so eben einen Beweis von ihrer treuen Zuneigung bekommen. „Die armen Leute waren alle wegen meiner in der größten Angst, sie haben geglaubt, ich seye gestorben, indem sie ein ganzes Monath ohne Brief von mir waren, weil der vorletzte von mir verloren gegangen; und sie wurden in ihrer Meynung noch mehr bestärkt, weil man in Mannheim sagte, meine selige Mutter wäre in einer erblichen Krankheit gestorben. Sie haben schon alle für meine Seele gebetet, das arme Mädl ist alle Tage in die Capuciner-Kirche gegangen. Sie werden lachen? — ich nicht; mich rührt es, ich kann nicht dafür." Von der Tiefe dieser Empfindung scheint der Vater nichts geahnt zu haben, sonst hätte er ihm

nicht erlaubt „am Narrenseil zu laufen.“ Und dies hielt die beiden trefflichen Menschen einstweilen noch auseinander, obgleich Wolfgangs kindliche Achtung in einer wahrhaft rührenden Weise mit der Neigung seines Herzens kämpft. Er fühlt ihr Recht, und wagt sie doch dem Vater und seinen Forderungen gegenüber nur sehr schüchtern geltend zu machen. Allein von der Kraft dieser echten Liebe beseelt treibt er zunächst durch alle Unannehmlichkeiten hindurch auf sein Ziel los. Er verläßt Paris mißmuthig, — er selbst ahnte nicht, daß es ihm viel Bedeutendes gebracht —, innen aber lebt ihm die Hoffnung, seine Aloysia bald wieder zu sehen und wenn alles gut gehe, bald ganz mit ihr vereinigt zu sein. Das freilich sollte eine Täuschung sein. Derweilen aber hatten ihn die mancherlei Widerwärtigkeiten und Schmerzen der letzten Zeit gestärkt und gereift, und es bedurfte nur noch einiger tüchtiger Stöße des Schicksals, um ihn innerlich ganz selbständig zu machen. Diese blieben denn auch nicht aus und wir werden sehen, daß die mißmuthige Spannung, jene unbefriedigte Trotzigkeit, die den ersten Jugendjahren sowohl bei Jünglingen als bei Jungfrauen desto mehr eigen ist, je mehr sie von der Natur mit Kraft begabt sind, jener reizende mürrische Trotz, der aus dem Ueberschuß von Säften, aus einem Mangel an genügender Reizung und Beschäftigung entsteht, bei Mozart zuerst durch einen jähen Schmerz, der seinem Innern die ganzen Hände voll zu thun gab, und einige Jahre später durch eine außerordentliche Erregung des Selbstgefühles getilgt ward, die sein Gemüth zur Anspannung all seiner Kräfte aufrief und ihn so nach kurzer Zeit zum Höchsten befähigte. Zunächst aber ist es

als ein günstiges Geschick für die Entwicklung des Künstlers zu betrachten, daß er dem ungestümen Parteitreiben, das in der großen Stadt die Würde seiner Kunst ganz zu untergraben drohte, entrückt ward und in ruhiger Sammlung die großen Fragen jenes Streites überlegen und nachher in vollendeter Weise lösen konnte. Einstweilen freilich war die Wanderzeit noch nicht vorüber.

Zehnter Abschnitt.

Das Meisterstück.

1779—81.

> Gewitter reinigen die Luft, und dann
> Spriest alles reicher nur hervor.

Erstes Kapitel.

Bei einem Künstler, dessen Schaffen seinen Stoff so vorzugsweise aus den Tiefen der Empfindung entlehnt, müssen die Erfahrungen des Herzens wohl von noch größerer Bedeutung sein, als bei gewöhnlichen Menschen. Darum mag es nicht Wunder nehmen, wenn wir die wenigen Spuren, die zu diesen Gebieten leiten, in Mozarts Leben mit so besonderer Aufmerksamkeit verfolgen. Uns ist es ja um die Bildung des Menschen zu thun, die Bildung des Künstlers haben wir nur anzudeuten.

Wir sahen, der Kampf zwischen Pflicht und Neigung, den Mozart vor seiner Abreise von Mannheim zu bestehen hatte, war nicht gering. Alle Fibern seines leicht erregten Herzens wurden davon ergriffen. Und doch vermochte er gerade in diesen Tagen der inneren Noth einen Brief zu

schreiben, der sich mit Behagen in allerhand albernen Späßen ergeht. Er ist an das „Bäsle" gerichtet und beweist, daß Wolfgangs Interesse an diesem Mädchen doch zumeist auf der lustigen Laune beruhte, die sie mit ihm theilte; was an zärtlicher Zuneigung nach der natürlichen Ordnung der Dinge dabei mit untergelaufen sein mochte, war jetzt durch eine andere, wahrhaft leidenschaftliche Neigung völlig aufgezehrt.

»Mademoiselle, ma très chère Cousine!

Sie werden vielleicht glauben oder meinen, ich sey gestorben! — Doch nein, meinen Sie es nicht, ich bitte Sie — wie könnte ich denn so schön schreiben, wenn ich todt wäre? wie wäre das wohl möglich? — Wegen meinem langen Stillschweigen will ich mich gar nicht entschuldigen, denn Sie würden mir so nichts glauben, doch was wahr ist bleibt wahr, ich habe so viel zu thun gehabt, daß ich wohl Zeit hatte an das Bäsle zu denken, aber nicht zu schreiben, mithin hab ich es müssen lassen bleiben. Nun aber habe ich die Ehre Sie zu fragen, wie Sie sich befinden und sich tragen? ob Sie mich noch können ein bischen leiden? ob Sie öfters schreiben mit einer Kreiden? ob Sie noch dann und wann an mich gedenken? ob Sie nicht zuweilen Lust haben sich aufzuhenken? ob Sie etwa gar böse waren auf mich armen Narren? ob Sie nicht gutwillig wollen Fried machen? — doch, Sie lachen — Victoria! Ich dachte wohl, daß Sie mir nicht länger widerstehen könnten, ja, ja, ich bin meiner Sache gewiß, obwohl ich in 14 Tagen gehe nach Paris. — In Augsburg kann man sich derweilen lustiger machen als hier; ich wollte wünschen, ich wäre bei Ihnen, damit ich mit Ihnen recht herumspringen könnte." Und zum

Schlusse beginnt er eine lange und breite Geschichte, worin ein Schäfer vorkommt, der elftausend Schafe über eine Brücke zu treiben hatte, und sie möge nur die Gewogenheit haben und warten bis die Schafe drüben seien: „dann will ich Ihnen die ganze Historie erzählen.“ Worauf wieder ein exemplarisch kindischer Schluß folgt.

Auch die „Duetti für Clavier und Violine“, die Mozart damals begann und in Paris endete, athmen noch ganz jene unendliche Heiterkeit, die aus der vollen Harmonie des Herzens fließt. Zumal die langsamen Sätze sind von einem Schmelz der süßesten Empfindung, wie sie nur aus einem befriedigten Herzen fließen kann. Aber bereits jene A moll Sonate war von einem Ernste ergriffen, in dem der Kampf, ja die schmerzliche Erregung eines Innern nachzittert, das ganz aus sich selbst heraus gesetzt ist. Freilich gelingt es diesem wunderbaren Menschen auch schon damals stets, den Erzeugnissen seiner Phantasie den Stempel des Friedens aufzudrücken, aus dem die wahre Schönheit fließt, und es ist in der That, als wenn die Einrichtung seiner gesammten Natur, die ihrer ursprünglichen Anlage nach von einer seltenen Harmonie war, selbst da wo sie einmal durch trübe Erlebnisse von außen her gestört wird, gerade durch die Thätigkeit der schaffenden Phantasie immer wieder zum Gleichgewicht gelangte, so daß wir ihn nur dann ganz mißmuthig sehen, wenn er nichts zu schaffen hat. Schaffen aber konnte er nur auf äußere Anregung hin, wie denn überhaupt ohne bestimmte Bestellung der Musiker jener Zeit die Feder niemals oder selten ergriff. Nun fehlte es in Paris an genügenden Bestellungen, auch späterhin ward nicht viel

verlangt, und so ist das Jahr 1778 verhältnißmäßig arm an Compositionen.

Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß die brütende Stimmung, die den jungen Meister bereits in Paris gar sehr beherrscht hatte, auch jetzt, als er auf der Reise ist und trotz der Hoffnung auf das Wiedersehen der Geliebten, nicht ganz weichen will. Endlich aber kam ein gehöriger Donnerschlag und reinigte die drückende Atmosphäre für einige Zeit.

Am 26. September hatte Wolfgang Paris verlassen, und zwar nicht, wie Grimm ihm versprochen, mit der gewöhnlichen Diligence, sondern mit einem Wagen, der zwölf Tage gebrauchte. Länger als acht Tage hatte Wolfgang das Fahren nicht ausgehalten und war in Nancy geblieben. Dort fand sich dann nicht sogleich Gelegenheit zur Weiterreise, und so kam er erst gegen Mitte October in Straßburg an. Der Vater, der derweilen ohne alle Nachricht blieb, gerieth in eine tödtliche Unruhe. „Ich beichtete und communicirte sammt Deiner Schwester," schreibt er, „und bat Gott inständigst um Deine Erhaltung; der beste Bullinger betet täglich in der heil. Messe für Dich." In Straßburg gab Wolfgang mehrere Concerte, die ihm jedoch so wenig eintrugen, daß er genöthigt war, Geld beim Banquier aufzunehmen. Diese kleine Schuld machte ihm noch nach Jahren Unannehmlichkeiten, da sie durch einen Zufall nicht zur rechten Zeit bezahlt ward.

Erst am 3. November konnte er weiterreisen, weil die Wege inzwischen durch Ueberschwemmung unfahrbar geworden waren. Er ging auf den Rath gereister Freunde über Mannheim. Dies hielt der Vater nun gar für den dummsten Streich, den Wolfgang machen konnte. Webers und die meisten andern

Freunde waren ja bereits abgereist. Allein sein Herz hing an dieser Stadt mit den schönsten Erinnerungen. Er wohnte bei Madame Cannabich, und unter den Bekannten war es „ein rechtes Gereiß um ihn"; denn „sowie ich Mannheim liebe, so liebt auch Mannheim mich." Und wie es nun seine Art war, überall wo er war sich wohl zu befinden und Hoffnungen für die Zukunft zu fassen, so ließ er sich auch gar leicht von den Mannheimern überzeugen, der Churfürst werde bald zurückkommen, denn er könne die Grobheit der Herren Baiern nicht ertragen, und dann werde auch Mozart angestellt werden. Wirklich fand sich bald Aussicht auf Verdienst und sogar auf dramatische Composition. „Ich kann hier vielleicht 40 Louisd'or gewinnen!" heißt es schon nach acht Tagen, — „freylich muß ich sechs Wochen hier bleiben, oder längstens zwey Monate. Die Seylersche Truppe ist hier, die Ihnen schon par renommé bekannt seyn wird; Herr von Dalberg ist Director davon, dieser läßt mich nicht fort, bis ich ihm ein Duodrama componirt habe."

Allein der Vater will davon nichts wissen und bestimmt: „Beim Empfang dieses wirst Du abreisen!" — „Zwei Sachen", schreibt er wenige Tage darauf, „sind, die Dir den Kopf voll machen und Dich in aller vernünftigen Ueberlegung hindern. Die erste und Hauptursache ist die Liebe zur Mlle. Weber, der ich ganz und gar nicht entgegen bin; ich wars damals nicht, als ihr Vater arm war, warum sollte ichs nun itzt seyn, da sie Dein Glück und nicht Du ihr Glück machen kannst? Ich muß vermuthen, daß ihr Vater diese Liebe weiß, da es alle Mannheimer wissen, da es Herr Fiala von ihnen gehört, da es Herr Bullinger, der beym Grafen Lodron als Instructor ist, hier erzählte, da er mit den

Mannheimer Musicis auf dem Postwagen von Ellwang (wo er in der Vacanz war) fuhr und diese von nichts anderem mit ihm sprachen, als von Deiner Geschicklichkeit, Composition und Liebe mit Mlle. Weber." In Salzburg werde er ja München so nahe sein, daß er leicht hinreisen könne; auch möge Mlle. Weber herüber kommen und bei ihnen wohnen. Fiala habe dem Erzbischof von ihrem Gesange erzählt und so werde die Veranlassung nicht ausbleiben. „Sonderheitlich", fährt er fort, „wird Dir die Antretung der hiesigen Dienste (ob es gleich itzt die zweyte Ursache ist, die Dir den Kopf voll macht) die einzige sichere Gelegenheit seyn, wiederum nach Italien zu kommen, welches mir mehr im Kopf steckt als Alles das Uebrige. Und diese Antretung ist ohnabänderlich nothwendig, wenn Du anderst nicht den allerverdammlichsten und boshaftesten Gedanken hast, Deinen für Dich so besorgten Vater in Schande und Spott zu setzen. — — Ich will, wenn Gott will, noch ein Paar Jahre leben, meine Schulden zahlen — und dann magst Du, wenn Du Lust hast, mit dem Kopf an die Mauer laufen; — doch nein! Du hast ein zu gutes Herz! Du hast keine Bosheit, Du bist nur flüchtig, — es wird schon kommen!"

Zweites Kapitel.

Wir sehen, der treue Mann hatte viel Mühe, die Abneigung des Sohnes gegen Salzburg und seine Absichten auf andere Dinge zu paralysiren. Wolfgang reiste zwar bald ab, aber auch jetzt nicht auf dem nächsten Wege. Er ging über Kaisersheym, weil der Reichsprälat von dort ihn als Reisecompagnon mitnahm, „er ist (obwohl er ein Pfaff

ist) ein recht liebenswürdiger Mann." Und weil nun dieser auch nach München fahren wollte, so wartete Wolfgang dessen Abreise ab und traf so erst am Weihnachtstage dort ein. In Mannheim war ihm der Abschied gar schwer geworden. Madame Cannabich hatte sich als eine seiner besten und wahrsten Freundinnen erwiesen; bei seinem Weggehen frühmorgens war sie gar nicht einmal aufgestanden, weil sie nicht Abschied nehmen wollte und konnte, und er schlich sich still fort, um ihr das Herz nicht noch schwerer zu machen. Das Melodrama aber nahm er mit, um es zu Hause umsonst fertig zu machen. Eine gleiche, ja eine unendlich höhere Freude versprach er sich in München.

Schon von Kaisersheim aus hatte er nach Augsburg geschrieben:

»Ma très chère Cousine!

In größter Eyl und mit vollkommenster Reu und Leid und steifem Vorsatz schreibe ich Ihnen und gieb Ihnen die Nachricht, daß ich morgen schon nach München abreise. Liebstes Bäsle, sey kein Häsle, ich wäre sehr gern nach Augsburg, das versichere ich Sie, allein der Herr Reichsprälat hat mich nicht nach Augsburg gelassen und ich kann ihn nicht hassen, denn das wäre wider das Gesetz Gottes und der Natur, und wers nicht glaubt, ist eine —; mithin ist es halt einmal so. Vielleicht komme ich von München auf einen Sprung nach Augsburg, allein es ist nicht so sicher; wenn Sie soviel Freud haben mich zu sehen, wie ich Ihnen, so kommen Sie nach München in die werthe Stadt. Schauen Sie, daß Sie vorm neuen Jahr noch drinnen sind, so will Sie ich dann betrachten vorn und hint, will Sie überall

herumführen, — — doch nur eines ist mir leid, daß ich Sie nicht kann logiren, weil ich in keinem Wirthshaus bin, sondern wohne bey —, ja wo, das möchte ich wissen. Nun Spassus a part — just dessentwegen ist es für mich sehr nothwendig, daß Sie kommen — Sie werden vielleicht eine große Rolle zu spielen bekommen. Also kommen Sie gewiß." —

Und dann wieder ein Schluß, der die lustigste Laune verräth. Man sieht, er war voller Hoffnungen. Und wie wurde er getäuscht! — Seine Aloysia war ihm untreu geworden. Er fand bei ihr die alte Gesinnung nicht mehr. Wolfgang trug nach der Sitte der damaligen Zeit wegen der Trauer um die Mutter an seinem rothen Rock schwarze Knöpfe. In diesem Anzuge war er bei Webers eingetreten, und das soll der schönen Aloysia nicht gefallen haben. Außer dieser Notiz besitzen wir nur noch eine Bemerkung des Mannes, der später Mozarts Wittwe geheirathet hat. Er sagt: „Sie schien den, um den sie ehedem geweint hatte, nicht mehr zu kennen, als er eintrat. Deßhalb setzte sich Mozart flugs ans Clavier und sang laut: Ich laß das Mädl gern, das mich nicht will."

Wolfgang wohnte bei Webers, er hatte dort sogleich die freundlichste Aufnahme gefunden. Jetzt schlug dieses Ereigniß in seine Seele! — Auch hatte der Vater geschrieben, er solle mit der nächsten Diligence von München abreisen und nicht versuchen durch Cannabich weiteren Aufschub zu erwirken. Dieser war nun freilich nebst Raaff „mit Händen und Füßen" für ihn thätig. Allein des Vaters Befehl war bestimmt, und so entstand in Wolfgangs Seele zu den zerstörten Hoffnungen und der trüben Aussicht auf Salzburg noch die Be-

sorgniß, der Vater, unzufrieden und verstimmt, werde ihn nicht freundlich empfangen. Da ward sein Herz zum Zerspringen voll. Hatte er wohl je mehr als jetzt das Bedürfniß gehabt, sich an die treue Liebe des Vaters anzulehnen, jetzt wo ihm der Boden unter den Füßen schwankte, weil er sah, daß die, die er so sehr geliebt, nicht mehr sein eigen war? Er schüttete sein Herz dem Flötisten Becke, seinem alten Freunde aus, und dieser machte die Erregung des jungen Gemüthes nur noch größer durch die Vorstellungen, die er ihm von der Güte und Nachsicht seines Vaters gab. So war das Maß voll, und es liegt viel in den einfachen Worten, die Wolfgang nach wenigen Tagen zum Vater sagte: „Ich habe niemalen schlechter geschrieben als diesmal, denn ich kann nicht, mein Herz ist gar sehr zum Weinen gestimmt. Ich hoffe, Sie werden mir bald schreiben und mich trösten.“

Worte waren nicht Mozarts Mittel dem Herzen Luft zu machen. Was sich damals in seinem Innern sammelte und wie ein voller Strom durch die Ader seines Herzens mit einer Heftigkeit stürzte, daß er die gewaltsame Erweiterung desselben zeitlebens zu spüren meinte, das blieb in ihm verschlossen, das floß nicht in Thränen heraus. Aber wohl ergoß es sich in den Jahren seines Lebens Tropfen für Tropfen in die Gebilde seiner Phantasie, die bei ihm wie bei wenigen Künstlern in Wahrheit mit dem Blute des Herzens genährt sind. Kein Wort der Klage geht über seine Lippen. Nur an die Liebe des Vaters denkt er in diesem schweren Augenblicke, und man kann kein schöneres Zeugniß über das Herz dieses Jünglings ausstellen, als jener Becke in einem Briefe an den Vater es thut. „Er brennt vor Verlangen, seinen liebsten theuersten Vater zu umarmen —, welches sobald als es seine

hiesigen Umstände erlauben, folgen wird; nur machte er mich selbst fast kleinmüthig, indem ich ihn seit einer Stunde kaum aus den Thränen bringen konnte. Er hat das allerbeste Herz. Nie habe ich ein Kind gesehen, das mehr Empfindung und Liebe für seinen Vater in seinem Busen trägt als Ihr Herr Sohn. — Sein Herz ist so rein, so kindlich, so aufrichtig gegen mich; wie viel mehr muß es nicht gegen seinen Vater seyn. Nur mündlich muß man ihn hören, und wer würde ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, als dem besten Character, als dem redlichsten und eyfrigsten Menschen."

Es fällt ihm nun gar schwer aufs Herz, daß er die Rückkehr so lange verzögert, daß er so vieles versucht hatte, um überall anderswo als in Salzburg eine Anstellung zu finden. Denn jetzt war ja das Einzige, was ihn dazu bewogen, was ihn dazu berechtigt, eine Täuschung, eine Lüge vor ihm selbst. Und wenn auch der Vater sogleich antwortet, daß er eines zärtlichen Empfanges in der Heimath gewiß sein könne, daß man ihn nur gedrängt habe, weil das Anstellungsdecret schon vier Monate alt sei und sein langes Ausbleiben auch den Erzbischof ungeduldig mache, und wie man es nicht darauf ankommen lassen dürfe, daß dasselbe wohl gar zurückgezogen werde, — so liegt doch in dem Briefe, den Wolfgang jetzt schreibt, mehr von einer Anklage als einer Entschuldigung. „Ich versichere Sie, mein liebster Vater, daß ich mich nun ganz zu Ihnen (aber nicht zu Salzburg) freue, weil ich durch Ihr letztes versichert worden bin, daß Sie mich besser kennen als vorhin! Es war einmal keine andere Ursache an der langen Verzögerung nach Hause zu reisen, an der Betrübniß, — die ich endlich, weil ich meinem Freund Becke mein ganzes Herz entdeckte, nicht mehr bergen konnte —, als

dieser Zweifel. Was könnte ich denn sonst für eine Ursach haben? Ich weiß mich nichts schuldig, daß ich von Ihnen Vorwürfe zu befürchten hätte; ich habe keinen Fehler (denn ich nenne Fehler das, welches einem christlichen und ehrlichen Menschen nicht ansteht) begangen. Mit einem Wort, ich freue mich, und verspreche mir schon im Voraus die angenehmsten und glücklichsten Täge — aber nur in Ihrer und meiner liebsten Schwester Gesellschaft. Ich schwöre Ihnen bey meiner Ehre, daß ich Salzburg und die Einwohner (ich rede von gebornen Salzburgern) nicht leiden kann — mir ist ihre Sprache, ihre Lebensart ganz unerträglich."

Das war freilich Alles ganz wahr. Aber das Andere ist auch wahr, daß sein Herz unter der verlorenen Liebe litt und wohl noch mehr, als unter dem Widerwillen gegen seine Vaterstadt und unter der Sorge um des Vaters Liebe. Und doch schließt dieser Brief in einer Weise, als wenn nichts Schmerzliches im Gemüthe seines Schreibers lebte. „Mein Bäsle ist hier — warum? ihrem Vetter zu Gefallen? — das ist freylich die bekannte Ursache! allein — nu, wir werden in Salzburg davon sprechen, dessentwegen wünschte ich sehr, daß sie mit mir nach Salzburg gehen möchte. Sie geht gern; mithin wenn Sie Vergnügen haben, Sie bei sich zu sehen, so haben Sie die Güte und schreiben gleich Ihrem Herrn Bruder, daß die Sache richtig wird — Sie werden, wenn Sie sie sehen und kennen, gewiß mit ihr zufrieden seyn, alle Leute haben sie gern." Und auf der Rückseite schreibt das Bäsle: „Monsieur, mon très cher Oncle! Ich hoffe Sie werden sich nebst der Mademoiselle Cousine wohl befinden. Ich hatte die Ehre, den Herrn Sohn recht gesund in München anzutreffen; sein Will ist, ich sollte mit nach Salzburg,

noch weiß ich aber nicht, ob ich die Ehre haben werde, Sie zu sehen"

[Hier ist ein Dintenfleck, dazu hat Wolfgang bemerkt: „Das Portrait meiner Base, sie schreibt in Hemdärmeln."]

„aber mein Vetter ist ein rechter Narr, das sehen Sie. Ich wünsche Ihnen, mon cher Oncle, recht wohl zu leben, der Mademoiselle Cousine 1000 Compliment. Je suis de tout mon coeur [Monsieur, setzt Wolfgang hinzu, votre invariable cochon]

M. A. Mozartin."

Drittes Kapitel.

Machte sich so sein Gefühl in Späßen Luft? Und war dieses Treiben mit dem Bäsle eine Ableitung des Kummers, der an seiner Seele nagte? Gewiß ist, daß er dem Taumel des Schmerzes nicht verfiel. Und dann, wer weiß nicht, daß ein Herz, das um Liebe leidet, der Liebe am meisten zugänglich ist. Das Bäsle ging wirklich mit nach Salzburg und erleichterte ihm die ersten Wochen des dortigen Aufenthaltes, erleichterte ihm, ob es gleich nur ein kindisches Spiel war, was er mit ihr trieb, das schwer gedrückte Herz, das so ganz in sein Innerstes zurückgeschlagen war. Wir haben, wie ich schon sagte, keine directen Aeußerungen Mozarts über jene Tage, und die oben mitgetheilte zeigt nur, wie er seinem Stolz Genüge that, aber nicht wie sein Empfinden sich zu diesem Vorgange stellte. Daß er Aloysia liebte, wissen wir aus tausend Bemerkungen früherer Briefe, — und daß die Täuschung dieses Gefühles bei ihm noch lange Wirkung

that, erfahren wir, wenn man dafür eine Bestätigung brauchte, aus jenem Worte, das er nach zwei Jahren, als er Webers in Wien wiederfand, an den Vater schrieb: „Bei der Langin war ich ein Narr, das ist wahr; aber was ist man nicht, wenn man verliebt ist! Ich liebte sie in der That und fühle, daß sie mir noch nicht gleichgültig ist — ein Glück für mich, daß ihr Mann ein eifersüchtiger Narr ist und sie nirgends hinläßt, und ich sie also selten zu sehen bekomme!" Aber auch jetzt äußerte sich sein Empfinden auf seine Art. Er schrieb wiederum eine Arie für Aloysia. Wie himmelweit verschieden ist sie von jener, die in Mannheim das eben erwachende Liebesgefühl mit so unendlicher Wärme ausgesprochen hatte! Auch jetzt äußert sich sein eigenes Gefühl und zwar diesmal als „das tiefste tragische Pathos" in dem Recitative, das überhaupt mit bedeutenden und überraschenden harmonischen Wendungen ausgestattet ist. Allein die Arie selbst ist mehr von künstlerischen Intentionen als von besonderer Empfindung eingegeben. Schon die Wahl des Textes aus der Oper Alceste, mit deren Composition so eben Schweitzer und mehr noch Gluck großen Ruhm erlangt hatten, beweist, daß sich diesmal der Künstler zeigen wollte, und ihm freilich gelang es beide Vorgänger, was die Musik anbelangt, zu übertreffen. Freilich der Ausdruck der Leidenschaft, das Dramatische ist bei Gluck bedeutender. Mozart wollte vorzugsweise seine Kunst und die Fähigkeiten der Sängerin zeigen. So hat die Arie eine Coloratur bekommen, die uns allerdings die Weberin im glänzendsten Lichte sowohl wegen der fabelhaften Höhe als der Volubilität der Stimme zeigt und dann wieder Stellen des getragenen Gesanges, die an das Portamento, an das innige Gefühl erinnern, welches Mozart selbst an diesem Mädchen pries. Allein

die Seele der Liebe wohnt nicht in diesen Tönen, — sie sind eine Ovation, die der Sängerin gebracht wurde, nicht eine Gabe des Herzens an das geliebte Mädchen.

Und sie war es auch nicht mehr werth, daß ein Mozart für sie empfand. Freilich wissen wir nicht, ob die Anerkennung, die ihrer jugendlichen Schönheit wie ihrem Gesange in München widerfuhr, ihr einen thörichten Hochmuth erweckte, ob das Mädchen, das jetzt sicherlich von vornehmeren und stattlicheren Verehrern umgeben war, den unscheinbaren jugendlichen Musiker zu unbedeutend fand. Es scheint wohl so. Jedenfalls ist ihre Handlungsweise ein Zeugniß, daß ihr Charakter nicht so beschaffen war, wie Mozarts edler Sinn, und wir werden sehen, daß auch er nach einigen Jahren seinen Irrthum erkannte. Aber in diesem Augenblicke war sein Schmerz neu und die Neigung nicht überwunden. Nur die große Lauterkeit seines Herzens brachte es mit sich, daß ihm auch diese Erfahrung weder den Frieden der Seele noch den Glauben an die Menschen raubte. Vielmehr gerade dadurch, daß sich nun diese innige und reine Liebe mit all ihrer poetischen Fülle in ihm fixirte, gewann er einen Schatz, aus dem er zeitlebens schöpfte, — das Wesen, an dem sein Herz hing, hatte er verloren, aber die Liebe nicht. Sie blieb ihm, ein Kind der Schmerzen, aber an ihr zog sich seine Seele groß, und es bedurfte nicht mehr vieler Erfahrungen, daß sich sein Inneres ganz von den Menschen loslöste und ohne ihrer Liebe zu bedürfen, sich auf die eigenen Füßen stellte, Liebe und Freude um sich her verbreitend. Und wenn wir auch trotz so mancher durchaus heitern und freien Composition die nächste Zeit hindurch noch einen leichten Nebelflor des unbefriedigten Innern um sein Haupt verbreitet sehen, es

währte nicht zwei Jahre, so brach die lichte Sonne seines Wesens wieder ganz hervor, und Sicherheit und Friede kehrten in sein Herz zurück.

Fürwahr, es ahnt das Weib, das einen Mann um seine Liebe betrügt, nicht, was sie selbst verliert. Sie ahnt aber wohl noch weniger was sie ihm gebracht, wenn er mit tiefem Ernste nach unendlichen Kämpfen aus den schmerzlichen Wirren heraus sein Herz wiedergewinnt. Sie verläßt ihn und wird arm, sie entbehrt der reichen Spende, die sein unerschöpflicher Sinn ihr in Zukunft gereicht hätte. Er aber, wenn er der Rechte ist, er wird reich und reicher, er überwindet seinen Schmerz und es quillt ihm aus den Leiden der Segen: er wächst aus und verbreitet um sich die Fülle der Liebe und des Glückes. Sie aber, die armselige, die den tiefen Kern seiner Natur nicht erkannte oder gar verschmähte, sie wandelt einsam ihre Straße, einsam, und wenn sie von Tausenden umgeben wäre. Auch auf Aloysias Wegen strahlte nicht die Sonne des Glückes, nicht der innere Frieden und der unendliche Reichthum, der aus dem Bewußtsein des guten Herzens fließt. Und wie sie alt geworden und Mozart längst todt war, erst da wußte sie, was er gewesen, und erzählte gern von ihm und ihrer Freundschaft, und mit diesem Wiedererwachen der schönsten Jugendempfindung kehrte auch ihrem Herzen etwas von der Liebenswürgkeit zurück, mit der Mozart sie wie jeden Nahenden zeitlebens beglückt hatte. Und jetzt auch erfreute man sich an ihrem fröhlichen anspruchslosen Wesen, ihrer Freiheit von allen gewöhnlichen Virtuosenlaunen in der Gesellschaft, ihrer Bereitwilligkeit Jedermann, bei dem sie nur einige Kenntniß und Liebe zur Musik sah, durch ihr Talent zu erfreuen. Es ist wahrhaft, als wenn ihr erst da

etwas von dem Geiste aufgegangen wäre, mit dem Mozart sie geliebt hatte, es ist, als wenn ein Hauch seines schönen Herzens hier noch selbst am entlaubten Stamme grüne erfreuende Blätter erzeugt habe. Doch dazwischen liegen Jahre der Thorheit und des Irrthums für diese Frau, und wir werden Mozart noch oft mit ihr in Berührung treten sehen. Einstweilen schied er von ihr mit dem Gefühle des Schmerzes, und seine Achtung vor ihr erreichte niemals wieder den Grad, mit dem er dem Mädchen bis dahin begegnet war. Desto größer war die liebende Verehrung, die der betrogene Jüngling nun dem treuen Vater von Neuem entgegentrug, und der Eifer, mit dem er seiner Kunst, seinen Idealen nachging.

Viertes Kapitel.

Der Empfang zu Hause mußte durch die Liebe, die ihm überall entgegenkam, sein Herz tief ergreifen. Fast zwei Jahre war er entfernt gewesen. Mit den freudigsten Hoffnungen entflog der goldene Vogel dem Käfig, er freute sich der Freiheit. Nun kehrte er, manch schöner Feder durch schnöde Hand beraubt, in denselben Käfig zurück und wußte nicht, wann er ihn wieder verlassen werde, sah keine Hoffnung dazu vor Augen. Er hatte gedacht, in der freien Welt Ruhm und Ehre, ja große Schätze zu gewinnen. Er hatte sich redlich bemüht, und der Ruhm war nicht ausgeblieben. Aber Schätze brachte er nicht heim, — arm kehrte er zurück ins Vaterhaus, „arm am Beutel, krank im Herzen." Die Mutter hatte er in der Fremde für immer zurückgelassen, — die Liebe, so warm, so lebendig noch vor wenig Wochen, sie war ebenfalls zu Grabe getragen. Nirgends um sich her sah er Freude,

nirgends eine lockende Zukunft. Wie mögen da die Thränen geronnen sein, als er zum ersten Male wieder in die Arme des treuen Vaters fiel! Wie mögen die Lippen verstummt sein, wie die Herzen geklopft haben! Alles war für seine Aufnahme sorglich vorbereitet, ein bequemer schöner Schrank und das Clavichord standen in seinem Zimmer, die Theresel hatte Kapaundeln in Menge gekauft, Graf Firmian hatte bereits seine Pferde antragen lassen und der Dr. Prexl sein schönes Bräundl zur Verfügung gestellt. Und wie viele andere Freunde begrüßten ihn mit Freude und Triumph. Dennoch rannen die Thränen, und dennoch war seinen Sinnen schwül und sein Herz zum Brechen voll. Denn er sah nicht, was wir jetzt wissen, daß sich doch noch Alles zum Besten wenden werde, daß die Reise mit ihren Freuden und all ihren Leiden den Menschen wie den Künstler gereift hatte und daß selbst die Abgeschlossenheit des Salzburger Lebens, in das er jetzt wieder eingezwängt wurde, die Kräfte des Künstlers auswachsen lassen und ihn zum Höchsten befähigen sollte.

Die ersten Wochen hindurch erheiterte und zerstreute ihn also das Bäsle, das neckische Zöfchen, das nach wenig Tagen im Hause des Oheims eintraf. Gewiß wurde auch manches alte Verhältniß mit Salzburger Freunden wieder angeknüpft, so daß es an fröhlicher Geselligkeit auch jetzt nicht fehlte. Allein die Hauptsache war der geringe Grad von Bildung und Achtung für die Kunst, was Mozart in seiner Vaterstadt mißfiel. „Wenn ich in Salzburg spiele,“ schreibt er später, „oder von meiner Composition was aufgeführt wird, so ist's als wenn lauter Tische und Sesseln die Zuhörer wären.“ Sicherlich aber war auch die Art und Weise, wie der „Mufti“ ihn behandelte, seinem Gemüthe jetzt noch ungleich mehr verletzend, als

es schon früher gewesen war. Wir wissen nichts näheres über diesen letzten Aufenthalt Mozarts in seiner Vaterstadt. Aber die Behandlung, die er später von seinem Herrn erfuhr, läßt einen Schluß darauf machen, daß auch jetzt nicht viel Erquickliches in diesem Verhältnisse lag. Zudem war der stille Groll, den der Erzbischof wegen jener plötzlichen Aufkündigung des Dienstes gegen seinen Capellmeister hegte, durch dessen langes Zögern beim Antritte des neuen Amtes gewiß nicht eben gelindert worden. Auch gaben jene neuen Einrichtungen, die sowohl bei Hofe als beim Gottesdienste den Musikstücken ein sehr kurzes Maß auferlegten, dem Componisten wenig Aufmunterung zu dem, was ihm das Liebste war und wobei er alle Noth des Lebens vergaß, zum künstlerischen Schaffen. Er gesteht später, daß es ihm, obgleich er gewiß nicht den Müßiggang, sondern die Arbeit liebe, in Salzburg Mühe gekostet habe zu arbeiten, daß er sich oftmals fast nicht dazu habe entschließen können, — „warum? weil mein Gemüth nicht vergnügt war." Dabei drückte ihn immer das Gefühl, daß er durch diesen Aufenthalt an der Erfüllung seiner höchsten Aufgabe verhindert werde. „Wenn man seine jungen Jahre so in einem Bettelort in Unthätigkeit verschlänzt, ist es traurig genug und auch Verlust!"

Und doch hatten auch diese beiden trüben Jahre, diese Zeit des Druckes ihr Gutes. Sie trieben den Jüngling tiefer in sein Inneres hinein, sie ließen ihn in das eigene Herz schauen und den mancherlei Stoff verarbeiten, den ihm an Leid und Freud das Leben in der Welt bereits gegeben hatte. Denn ob er gleich von Unthätigkeit redet, diese Zeit ließ ihn doch eine Menge und zwar der bedeutendsten Werke schaffen: die letzten Vorübungen zu dem Meisterstück, mit dem

er sich nun bald die Freiheit vom Gesellenstande erkaufen sollte, um dann selbständiger Meister zu werden.

Wir können die Werke nicht einzeln aufzählen, die in diese beiden Jahre fallen. Es genüge, wenn wir bemerken, daß jedes von ihnen mit dem reiferen Menschen auch den reiferen Künstler zeigt. Die Symphonien dieser Zeit bekunden neben reicherer Contrapunktik die Vortheile des Mannheimer Orchesters: die einzelnen Instrumente sind mehr beseelt und vor Allem hat jeder der Bläser Sitz und Stimme in dem Parliamente bekommen. Im Ganzen zeigt sich in ihnen eine Freiheit des Geistes, eine Heiterkeit der Seele, die uns zweifeln lassen könnte, daß dieses Herz schon tiefe Wunden empfangen, — wenn nicht manches Andante durch seinen unendlich seelenvollen Gesang die Vertiefung des Gefühles verriethe, die dem Menschen der Schmerz bringt. Aber selbst über dieser leisen Wehmuth liegt ein Friede, der beweist, daß sich das Herz durch seine Leiden hindurchgerungen, und aus ihm springt dann auch oftmals das Kind der Laune hell lachend hervor.

Schon im Mai war auch wieder einer jener närrischen Briefe vom Stapel gelaufen: „Liebstes, bestes, schönstes, liebenswürdigstes, reizendes, von einem unwürdigen Vetter in Harnisch gebrachtes Bäschen oder Violoncellchen! Ob ich Johannes Chrysostomus Sigismundus Amadeus Wolfgangus Mozartus wohl im Stande seyn werde, den Ihre reizende Schönheit (visibilia und invisibilia) gewiß um einen guten Pantoffelabsatz erhöhenden Zorn zu stillen, mildern oder zu besänftigen, ist eine Frage, die ich aber auch beantworten will. Besänftigen will 1mo so viel sagen als Jemand in einer Sänfte sanft tragen — ich bin von Natur aus sehr sanft

und einen Senft esse ich auch gern" u. s. w. Dann folgt eine Parodie nach einem Klopstock'schen Gedichte, — das von Franz Schubert so sehr schön in Musik gesetzt worden ist. —

„**Eine zärtliche Ode.**

Dein süßes Bild, o Bäschen,
schwebt stets um meinen Blick;
allein in trüben Zähren
daß Du es selbst nicht bist.
Ich seh' es, wenn der Abend
mir dämmert; wenn der Mond
mir glänzt, seh ichs — und weine,
daß Du es selbst nicht bist.
Bei jenes Thales Blumen,
die ich ihr lesen will,
bei jenen Myrthenzweigen,
die ich ihr flechten will,
beschwör ich dich Erscheinung:
auf und verwandle Dich,
verwandle Dich Erscheinung
und werd — o Bäschen selbst!

Mein und unser aller Empfehlung an Ihren Herrn Hervorbringer und Frau Hervorbringerin. Adieu Engel! Mein Vater gibt ihm seinen onkelischen Segen und meine Schwester giebt ihm tausende cousinische Küsse. Adieu — adieu — Engel!"

Das ist der letzte Brief an das Bäsle, der uns erhalten ist. Er beweist, daß wieder viel Neckerei und auch etwas Zärtlichkeit zwischen den beiden vorgekommen war, und es scheint wohl, als wenn sie diese Courmacherei ernstlicher genommen habe als er. Wenigstens glaubte, wie Jahn berichtet, später ihre Umgebung in der Art wie sie von ihm sprach, etwas von getäuschten Erwartungen hindurchklingen zu hören. Sie redete nicht gern von dieser Zeit. Musikalisch war sie nicht,

und so war ihr Mozart's eigentliche Bedeutung sicherlich entgangen. Dieser aber scheint in ihr nicht die tiefern Regungen des Gefühles gefunden zu haben, die ihm bei aller Lustigkeit die Grundlage des Lebens waren. Das Bäsle starb am 25. Januar 1841 in dem hohen Alter von drei und achtzig Jahren.

Einen tieferen Gehalt als die obengenannten Instrumentalsachen bieten die Chöre zum König Thamos, die ebenfalls damals entstanden. Sie sind später von Mozart selbst mit einem lateinischen Text versehen und so zu jenen wohlbekannten Hymnen geworden, die allgemein bewundert den Maßstab für Mozart als Kirchencomponisten abgegeben haben. Zwar liegt in ihnen eine erhabene Feierlichkeit, wie sie selbst wenige seiner Kirchensachen haben, eine Größe der Empfindung, wenn sich das Menschengemüth zum Ewigen erhebt, wie sie nur in der Zauberflöte schöner gefunden wird. Allein es hat doch der Componist alles auf die dramatische Wirkung berechnet, und daher ist trotz aller weihevollen Art mehr weltliche Würde als religiöse Tiefe in diesen Chören, die Mozart mit unendlicher Liebe und Sorgfalt bis ins kleinste Detail ausgeführt hat und die den großen Ernst der Empfindung verrathen, der bereits damals in seine Seele gedrungen war. Und doch sind verschiedene Kirchenwerke aus jener Zeit, so sehr Hieronymus ihren Umfang beschränkt hatte, noch ein unendlich tieferer Ausdruck jenes Gemüthes, aus dem am Ende seiner Tage das Requiem floß.

Noch aber gab es eine fernere Gelegenheit, der Dinge los zu werden, die in seinem jugendlichen Innern gohren. Der Theaterdirektor Schikaneder, den wir noch näher kennen lernen werden, war in jenem Jahre mit seiner Truppe in Salzburg und

wußte schon damals mit den Kräften Mozarts seinen Vortheil zu gewinnen. Er war mit seiner Familie bekannt geworden und bald so befreundet, daß er sogar am Bölzlschießen Theil nehmen durfte. Wolfgang componirte für ihn eine Arie, und sicherlich geschah es auf Schikaneders Anregung, daß der ehrliche Schachtner den Text zu einer Operette verfaßte, die unter dem Namen Zaide bekannt geworden ist. Der Stoff regte Mozarts eigenes Empfinden an. Es handelte sich um zwei Liebende, die ähnlich wie in der Entführung durch die Leidenschaft eines Sultans getrennt worden. Hier konnte nun Mozart den ganzen Zauber seines Empfindens aussprechen: die Noth der Liebenden, ihr Glück und ihr Leid und wieder ihre Freude. Er hatte das ja alles an sich selbst erfahren, und seine Gesänge gewannen eine Zartheit, eine Innigkeit und dazu einen Adel und eine Grazie, in der sich schon der ganze Mozart zeigt, wie wir ihn kennen und lieben, die ganze schöne, feine, reine, unendlich liebliche Seele. Diese Arie nebst den Instrumentalsachen und einigen Klaviersonaten, die wohl in diese Zeit fallen und von einem seltenen Zauber der wärmsten Empfindung sind, geben einzig einigen Aufschluß über das innere Leben des jungen Künstlers. Man sieht, wie er allgemach fertig ward mit dem, was er innen und außen erlebt hatte, und selbst die widrige Umgebung stört die schöne Harmonie, die unvergleichliche Heiterkeit seiner Natur nicht. Allein Alles das waren nur lyrische Ergüsse seines Empfindens oder höchstens Vorarbeiten zu größeren Dingen, er sehnte sich nach Aufgaben auf seinem eigentlichen Gebiete: er wollte eine große Oper schreiben. Mit der Schule war er längst fertig, er wußte, was die großen Meister der dramatischen Musik leisteten, er kannte ihre verschiedenen Rich-

tungen, die alte italienische Weise und die Neuerungen Glucks. Er brannte vor Begierde nach einer großen That, in der er sich als Meister erweisen, sich über alle hinausschwingen konnte. Und sie ward ihm. —

Fünftes Kapitel.

In München, wo es trotz aller Bemühungen Wolfgang bisher nicht gelungen war, eine Anstellung zu gewinnen, blieben seine Freunde nach wie vor für ihn thätig, und als man nun für das Carneval 1781 eine ganz neue italienische Oper wünschte, fiel es ihnen nicht schwer, die Wahl als Componisten auf Mozart zu lenken. Der Churfürst und Graf Seeau kannten und schätzten ihn in gleicher Weise. Kaum war der Bescheid nach Salzburg gekommen, so ließ Mozart Alles liegen, Amt und Operette, und eilte frohlockend nach München. Den Urlaub durfte der Erzbischof nicht verweigern, er hatte feste Zusicherungen gegeben, falls sich ein Auftrag finde, und war ja zudem dem Bayern Rücksicht schuldig. Ein Salzburger, Abbate Varesco, mußte das Libretto verfertigen, welches Schachtner später ins Deutsche übersetzt hat. Es war Idomeneo il Rè di Creta, das erste Werk, mit dem Mozart in die Reihen der Unsterblichen eintrat.

Hier war eine würdige, eine große Aufgabe. Das Münchener Orchester kannte Mozart von Mannheim her. Es war das beste in Deutschland, ja in der Welt, und er durfte ihm etwas zumuthen, um so mehr als er die Mitglieder ja fast alle persönlich kannte. Ebenso kannte er das Sänger-Personal. Dorothea Wendling war sehr bedeutend, Elisabeth Wendling auch nicht ohne Vorzüge. Raaff

war zwar „auf den alten Schlendrian so versessen, daß man Blut dabei schwitzen möchte," aber ein vortrefflich geschulter Sänger. Den Castraten dal Prato mußte Mozart freilich „die ganze Oper lehren; der Bub kann doch gar nichts. Seine Stimme wäre so übel nicht, wenn er sie nicht in den Hals und in die Gurgel nehmte." Allein er richtete sich darnach und brachte doch das Rechte zu Stande. Der Stoff bot vielfache und bedeutende dramatische Situationen, und wenn er auch nach der Weise der Opera seria mehr wie ein Arienbündel bearbeitet war, das durch den Faden einer fortlaufenden Handlung zusammen gehalten wird, so drang doch Mozart, der Glucks Opern gesehen hatte, darauf, daß Chöre in den Text hineinverwebt wurden und zwar so, daß sie auch an der Handlung lebendigen Antheil nahmen. Und nun ging es ans Componiren, mit einem Eifer, den wir begreifen, nachdem wir den jungen Aar so lange in der Gefangenschaft sitzen gesehen haben. Diesen ersten Flug, den er wieder in die Welt thun durfte, wollte er nutzen: er wollte sich wahrhaft als den königlichen Vogel zeigen, als den er sich fühlte. Sein Geist war erfüllt mit großen Ideen, sein Herz weit und frisch, seine Phantasie brannte in jugendlicher Lohe. Jetzt galt es soviel Ruhm zu gewinnen, daß er das verhaßte Salzburg für immer verlassen konnte. Er hatte lange „passen" müssen. In Mannheim, in Paris und wieder in Mannheim war ihm der Gaumen gereizt worden nach der Composition einer großen Oper. Jetzt hatte er die Trümpfe in der Hand, und er wollte sie ausspielen. Wir wissen heute, daß er es that, daß es ihm gelang, daß er das Spiel gewann und mit ihm die goldene Freiheit.

Anfangs November 1780 kam er in München an:

„Glücklich und vergnügt war meine Ankunft." Er wohnte in der Burggasse. Ein Theil der Musik war bereits fertig; diesen galt es jetzt einzustudiren und den Rest zu schreiben. Allerseits fand er wohlwollende Aufnahme. Graf Seeau war ihm in Allem zu Willen. Zwar stritten sie zuweilen mit einander, aber dann ward Mozart grob, „sonst wäre ich nicht mit ihm ausgekommen. — Er hat mich letzten Sonntag nach dem Amte dem Churfürsten en passant vorgestellt, welcher sehr gnädig mit mir war, indem er sagte: Es freut mich, ihn wieder hier zu sehen. Und als ich sagte: daß ich mich beeyfern werde, den Beyfall Sr. churfürstl. Durchlaucht zu erhalten, so klopfte er mich auf die Schulter und sagte: O daran habe ich keinen Zweifel, daß Alles sehr gut seyn wird. — A piano piano si va lontano!" So konnte er den Vater über den Erfolg der Oper vollkommen beruhigen.

Ende November ward bereits der erste Act probirt. „Die Probe," schreibt Wolfgang, „ist außerordentlich gut ausgefallen. — Ich kann Ihnen nicht sagen, wie Alles voll Freude und Erstaunen war. Ich vermuthete es aber nicht anders, denn ich versichere Sie, ich ging mit so ruhigem Herzen zu dieser Probe, als wenn ich auf eine Collation hin ginge. — Graf Seinsheim sagte zu mir: „Ich versichere Sie, daß ich mir sehr viel von Ihnen erwartet habe, aber das hab ich wahrlich nicht erwartet." Das Cannabich'sche Haus, und Alle, die es frequentiren, sind doch wahre Freunde von mir. Als ich nach der Probe mit Cannabich (denn wir hatten noch vieles mit dem Grafen zu sprechen) zu ihm nach Hause kam, kam mir schon Mad. Cannabich entgegen und umarmte mich voll Vergnügen, daß die Probe so gut ausgefallen; denn

Ramm und Lang kamen wie närrisch nach Hause. Die gute Frau, die wahre Freundin von mir, hatte unterdessen, da sie mit ihrer kranken Rose allein zu Hause war, tausend Sorgen wegen meiner. Ramm sagte mir (denn wenn Sie diesen kennen, werden Sie sagen, das ist ein wahrer Teutscher, der sagt Ihnen so Alles ins Gesicht, wie er sich es denkt): Das kann ich Ihnen wohl gestehen, sagte er, daß mir noch keine Musique solche Impression gemacht hat, und ich versichere Sie, daß ich wohl fünfzig Mal auf Ihren Hrn. Vater gedacht habe, was dieser Mann für Freude haben muß, wenn er diese Opera hört. Nun genug davon! — Mein Catarrh ist bey dieser Probe etwas ärger geworden. Man erhitzt sich halt doch, wenn Ehre und Ruhm im Spiele sind, man mag Anfangs noch so kaltblütig seyn."

Der Vater mahnte ihn, sich zu schonen, um so mehr da auch Nannerl gerade in dieser Zeit an einem Brustübel litt, bei dem man die Auszehrung befürchtete. Allein Wolfgang war im Strome der Arbeit nicht zu hemmen, und bald schreibt er: „Daß ich froh und gesund bin, werden Sie aus meinen Briefen gemerkt haben. Man ist doch froh, wenn man von einer so großen, mühsamen Arbeit endlich befreyet, und mit Ehre und Ruhm befreyet ist: denn fast bin ich es, — denn es fehlen nur noch drey Arien und der letzte Chor vom dritten Acte, die Ouvertüre und das Ballet — et adieu partie!" Welch frische Heiterkeit und Schaffenslust! Im Drang der Arbeit vergißt er Katarrh und alle Erinnerung an frühere Tage in München, die schmerzlich genug gewesen waren. Aloysia war jetzt in Wien, sie war dort als erste Sängerin engagirt worden und ihre Familie war mit ihr gezogen. Er erwähnt ihrer in diesen Tagen nur einmal und auch nur

so zufällig und nur als einer trefflichen Sängerin, daß man glauben möchte, die Lust am Schaffen zehrte alles Andere auf. Er hörte die berühmte Mara in München und schreibt von ihr: „Sie hat gar nicht das Glück mir zu gefallen, sie macht zu wenig, um einer Bastardina gleich zu kommen (denn dies ist ihr Fach), und macht zu viel, um das Herz zu rühren wie eine Weber, oder eine vernünftige Sängerin.“

Dagegen steigerte sich im Gelingen dieser Arbeiten, deren eine nach der andern stets mit lautestem Lob begrüßt wurde, auch das Gefühl seiner künstlerischen Bedeutung. Als der Vater ermahnt: „Ich empfehle Dir bey Deiner Arbeit nicht einzig und allein für das musikalische, sondern auch für das ohnmusikalische Publikum zu denken: — du weißt, es sind hundert ohnwissende gegen zehn wahre Kenner; vergiß also das sogenannte Populare nicht, das auch die langen Ohren kitzelt,“ — antwortet Wolfgang: „Wegen dem sogenannten Popolare sorgen Sie nichts, denn in meiner Opera ist Musik für alle Gattung von Leuten — ausgenommen für lange Ohren nicht.“ Und so sicher fühlte er sich in seiner Arbeit, daß er, der so außerordentlich gefällig war, sich den Eigenthümlichkeiten ja den Schwächen der Sänger vollständig anzubequemen, bei solchen Dingen, die er für richtig hielt, nicht um einen Zoll breit vom Platze wich. So schreibt er von dem herrlichen Quartett, in dem allein mehr und tieferes dramatisches Leben ist, als in mancher ganzen Oper und das zuerst den größten Genius der dramatischen Musik in seiner ganzen Größe zeigt: „Mit dem Quartett habe ich itzt meine liebe Noth gehabt. Das Quartett, je öfter ich mir es auf dem Theater fürstelle, wie mehr Effect macht es mir, und hat auch allen, die es noch so am Clavier gehört haben, ge-

fallen. Der einzige Raaff meint, es wird nicht Effect machen; er sagte es mir ganz allein — non c'è da spianar la voce — es ist zu lang. Als wenn man in einem Quartett nicht viel mehr reden als singen sollte! Dergleichen Sachen versteht er gar nicht. Ich sagte nur: Liebster Freund! Wenn ich nur eine Note wüßte, die in diesem Quartett zu ändern wäre, so würde ich es sogleich thun; allein — ich bin noch mit keiner Sache in dieser Oper so zufrieden gewesen wie mit diesem Quartett, und hören Sie es nur einmal zusammen, dann werden Sie gewiß anders reden. Ich habe mir bey Ihren zwey Arien alle Mühe gegeben, Sie recht zu bedienen, werde es auch bey der dritten thun und hoffe es zu Stande zu bringen; — aber was Terzetten und Quartetts anbelangt, muß man dem Compositeur seinen freyen Willen lassen. Darauf gab er sich zufrieden." Ja nach der Probe fand er sich sogar „mit Vergnügen betrogen und zweifelte nun auch nicht an dem guten Effect."

Sechstes Kapitel.

Dieses Quartett ist das Stück der Oper, in dem Mozart die Forderungen Gluck's, daß in der Oper jede Empfindung und jede Situation ihrer Wahrheit gemäß natürlich und einfach und schlagend ausgedrückt werden müsse, in einer Weise erfüllt, die selbst einen Gluck erstaunen mußte, weil sie das, was dieser Meister in der Zeichnung der einzelnen Personen, der einzelnen Empfindung so herrlich geleistet hatte, nun auf das Ensemble mehrerer Personen, die von einer ähnlichen Stimmung beherrscht werden, in einem Umfange anwendet, den Gluck nicht so vermocht hätte. Denn dieses setzt außer

der Sicherheit, mit der Gluck's großer Sinn die wahre Empfindung erkannte und den einfachen und rechten Ton dafür fand, noch jene totale Beherrschung der contrapunktischen Mittel jener Kunst voraus, die allein im Stande ist, mehrere Personen nach ihrer Individualität und verschiedenen Empfindung sich klar und bestimmt äußern zu lassen und sie doch zugleich in denselben Rahmen zusammenzufassen. Daß nun aber Mozart neben der Weise, wie er diese von Gluck gestellte Aufgabe weit über Gluck hinaus löste, seinen Tongängen stets noch die Vollendung der Melodie gab und dem Ganzen jenen unbeschreiblichen Reiz des schönsten Klanges und der harmonischen Abrundung, das war eben Folge theils seiner angebornen Art, alles mit Adel, Anmuth und Wohlklang vorzutragen, theils seiner Bildung in der italienischen Schule, von der wir oben ein Langes und Breites berichtet haben. So ist es kein Wunder, wenn diese Musik damals einen ungemeinen Eindruck machte.

„Die letzte Probe ist herrlich gewesen," schreibt Wolfgang, „sie war in einem großen Zimmer bey Hof. Der Churfürst war auch da. Dieses Mal ist mit dem ganzen Orchestre (versteht sich das im Opernhause Platz hat) probirt worden. — Nach dem ersten Acte sagte mir der Churfürst überlaut Bravo, und als ich hinging, ihm die Hand zu küssen, sagte er: Diese Oper wird charmant werden, Er wird gewiß Ehre davon haben. — Weil er nicht wußte, ob er so lange da bleiben kann, so mußte man ihm die concertirende Aria und das Donnerwetter zu Anfang des zweyten Act machen. Nach diesem gab er mir wieder auf das Freundlichste seinen Beyfall, und sagte lachend: Man sollte nicht meynen, daß in einem so kleinen Kopfe so was Großes stecke. Er hat auch

den andern Tag früh beym Cercle meine Opera sehr belobt." — „Ich war ganz surprenirt," hatte er, wie Mozart später erfuhr, den Abend nach der Probe gesagt: „noch hat mir keine Musik den Effect gemacht — das ist eine magnifique Musik."

Nun erinnere man sich aber auch an die Macht der Doppel-Chöre, wie beim Sturme das Volk zusammenläuft. Becke schrieb an den Vater, daß „dieser Chor so stark wäre, daß er Jedem, auch in der größten Sonnenhitze, eiskalt machen müßte." Das war damals ganz neu. Aber ist nicht noch heute die Wirkung dieselbe? — Von größerer dramatischer Lebendigkeit und niederschmetternder Wucht besitzen wir selbst noch heute nichts. Da merkt man Glucks machtvolle Persönlichkeit, von der hier freilich das Rauhe, das der Sohn des Waldes mit in seine Kunst brachte, völlig getilgt ist. Und Ende December schreibt Wolfgang: „Der dritte Act wird wenigstens so gut ausfallen, als die beyden ersten; ich glaube aber unendliche male besser, und daß man mit Recht sagen könne: finis coronat opus." Er spannte sich aufs Höchste an. „Kopf und Hände sind mir vom dritten Act voll, daß es kein Wunder wäre, wenn ich selbst zu einem dritten Act würde. Der allein kostet mehr Mühe als eine ganze Opera, denn es ist fast keine Scene darin, die nicht äußerst interessant wäre." Es war dabei auch die unterirdische Stimme, welche das Orakel ertheilt, und die Wirkung war die gehoffte. Dann hatte er noch obendrein die „verwünschten Tänze" zu schreiben, die ihm so viel zu schaffen machten, daß er nichts anderes, nicht einmal an sein Befinden denken konnte, und am 18. Januar endlich heißt es: „laus Deo, nun hab ich's überstanden!"

Derweilen rückte der Tag der Aufführung heran, der nach mancherlei Hinaussetzungen endlich auf den 29. Januar fest bestimmt ward. Der Ruhm der Musik war schon längst nach Salzburg gedrungen, Becke hatte davon geschrieben, Andere davon erzählt, und der Herr Dr. Prexl ließ Wolfgang das „ohnaussprechliche Vergnügen ausdrücken, mit welchem er vernommen, daß er den Salzburgern so große Ehre mache." Mehrere von ihnen reisten nach München, um bei der Aufführung zugegen sein. Auch der Vater, der „sich auf das vortreffliche Orchester wie ein Kind freute," wollte mit der Schwester kommen. Nur wartete er, bis der Erzbischof, der nach Wien reisen sollte, abgegangen war; er mochte sich keiner abschlägigen Antwort aussetzen. Dem Nannerl wäre beinahe ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, weil sie wegen des Todes der Kaiserin Maria Theresia im Trauer-Kostüm erscheinen mußte. „Wegen dem schwarzen Kleid," schreibt der Vater, „war Deine Schwester sehr verlegen. Das alte ist so abgetragen, daß es nicht mehr zu gebrauchen; sie hat also heut sich entschlossen, ein ganz neues ihr machen zu lassen, und es ist der Grosdetour schon beym Schneider; es wird ihr auf etliche und 70 fl. zu stehen kommen. Sie hofft der Churfürst wird es bezahlen müssen." Das letzte ist in Chiffern geschrieben.

Am 25. Januar reisten sie ab und trafen also zur rechten Zeit ein. Sie wohnten bei Wolfgang. So war nichts über die Aufführung zu schreiben, und deßhalb wissen wir nicht, wie sie ausgefallen. Allein nach dem Erfolg der Proben und der Spannung, mit der die Oper erwartet wurde, zu urtheilen, muß die Aufnahme auch von Seiten des Publikums eine glänzende gewesen sein. Und in der That, es ist zu

gestehen, daß die italienische Weise der dramatischen Musik, die ja damals die ganze Welt beherrschte, durch Mozart in ihrem Kerne erfaßt war und bereits in diesem Werke einen Abschluß erhielt, der ihrer Universalität die Gränze setzte: kein Italiener später hat wieder die Höhe erreicht, in der Mozart, der von Jugend auf in der welschen Musik zu Hause war und dessen Natur sie nichts Fremdes sondern das Gewohnte war, im Idomeneo schwebt. Zauber des Klanges, Weichheit und Anmuth der Melodie, feinste Rhythmik und vollendete Form, — alles ist einzig in dieser Oper, und hat überdies noch einen viel reicheren, tieferen, ernsteren Gehalt, besonders durch die vollere Instrumentation, als bei irgend einem Italiener. Allein nicht ebenso ist in dieser Oper schon durchweg das dramatische Element durchgedrungen, das Gluck's Reformen bezweckten. An dieser Seite hinkt der Idomeneo und ist von der Bühne verschwunden, ob er gleich mehr Musik enthält, als alle Gluck'schen Opern zusammengenommen. Das einzige Quartett vermag ihn nicht zu halten. Diese Aufgabe sollte Mozart erst lösen, nachdem er durch des Schicksals Fügung noch tiefer in das Leben hineingetaucht worden war. Aber wenn es auch noch eine mehr einseitige Richtung der dramatischen Musik war, die im Idomeneo mit Vorliebe verfolgt ward, in dieser wenigstens hatte Mozart gezeigt, daß er ein Meister sei, der alle Vorgänger überflügelte. Das wußte er selbst und es machte ihm den Busen höher schwellen. Die eigene Schöpfung begeisterte ihn, er fühlte die Macht seines Genius.

Siebentes Kapitel.

In einer solchen Stimmung, die ihm von Neuem die Glorien der Zukunft zeigte, war es, daß er im Dezember an seinen Vater geschrieben hatte: „Apropos! Wie ist es denn mit dem Erzbischof? Künftigen Montag wird es sechs Wochen, daß ich von Salzburg weg bin. Sie wissen, mein liebster Vater, daß ich nur Ihnen zu Liebe in Salzburg bin; denn, bey Gott, wenn es auf mich ankäme, so würde ich, bevor ich diesmal abgereiset bin, an dem letzten Decret den — geputzt und meine Entlassung begehrt haben; denn mir wird, bey meiner Ehre, nicht Salzburg, sondern der Fürst und die stolze Noblesse alle Tage unerträglicher. Ich würde also mit Vergnügen erwarten, daß er mir schreiben ließe, er brauche mich nicht mehr. Ich würde auch bey der großen Protection, die ich dermalen hier habe, für gegenwärtige und zukünftige Umstände gesichert seyn, Todesfälle ausgenommen, für welche Niemand stehen kann, und welche aber einem Menschen, der ledig ist, keinen Schaden bringen. Doch — Ihnen zu Liebe Alles in der Welt, — und leichter würde es mir noch ankommen, wenn man doch nur bisweilen auf eine kurze Zeit weg könnte, um Odem zu holen. Sie wissen, wie schwer daß es gehalten hat, dieses mal wegzukommen, ohne große Ursache ist gar kein Gedanke nicht — es ist zum Weinen, wenn man daran gedenkt. Kommen Sie bald zu mir nach München und hören Sie meine Opera, — und sagen Sie mir dann, ob ich Unrecht habe, traurig zu seyn, wenn ich nach Salzburg denke."

Er sollte freilich nicht dahin zurückkehren. Allein es mußten doch noch ganz andere Beweggründe dazu kommen,

als das Bewußtsein seines Könnens, ehe er sich entschloß, die Schranken zu durchbrechen, die ihn von einem freien Streben nach seinen Zielen trennten. Einstweilen trachtete er nur so insgeheim, in München eine Stellung zu gewinnen. Der Vater hatte geschrieben: „Was anbelangt wegen der sechs Wochen, so bin ich entschlossen, mich gar nicht zu rühren, noch Etwas zu melden; sollte aber eine Rede an mich kommen, so bin ich entschlossen zu antworten, daß wir es verstanden hätten, daß Du sechs Wochen nach componirter Opera wegen Probe und Production in München Dich aufhalten könntest, indem ich nicht vermuthen konnte, als glaubten Seine Hochf. Gnaden, daß eine solche Opera in sechs Wochen componirt, abgeschrieben und aufgeführt werden könnte u. s. w." Nun ließ sich Wolfgang auch von seinen Messen etwas schicken, und schrieb sogar trotz des Drängens der Opernarbeit noch ein großes Kyrie in D moll, das seine wehmüthig-ernste Stimmung mit außerordentlichem Wohllaut ausspricht und eine besonders selbständige und reich ausgeführte Orchesterbegleitung hat. Zudem ließ er, um die Vortrefflichkeit der dortigen Kapelle in ein recht glänzendes Licht zu setzen, eine Serenade für Blasinstrumente aufführen, die er wohl schon zu diesem Zwecke in Salzburg geschrieben hatte. Sie hat unter den sieben Stücken, aus denen sie besteht, ein Adagio, in welchem, wie Jahn urtheilt, ein ernstes und tiefes Gefühl den höchsten Ausdruck der Schönheit gewonnen hat, den Mozart jemals erreichte.

Doch gelang es ihm damals nicht, eine Anstellung zu finden. Auch nach der Aufführung der Oper durfte er freilich noch dort bleiben und sich mit seinen Freunden vergnügen; der Erzbischof war noch in Wien. So genoß er den Verkehr

mit befreundeten Menschen, die für sein Herz wie für sein Bestreben Verständniß hatten, nach Kräften. So lange ihn die Oper beschäftigte, war er nirgend hingekommen als zu den Cannabichschen, und mochte sich wohl dort manche Stunde des Abends durch Spässe und Lachen mit der schönen Rose, die derweilen sechszehn Jahre alt geworden war, den ermüdeten Geist ausspannen. Dann, als Vater und Schwester in München waren, erholte er sich mit ihnen bei den Vergnügungen des Carnevals, die freilich derzeit in München noch nicht viel bedeuteten. Vielleicht hie und da ein maskirter Ball, auf dem Wolfgangs Hanswurstlaune sich wieder im Springen, Necken und Tanzen Genüge thun konnte. Unschuldige Freuden! — Und doch meinte er sich noch gegen den Vater darüber entschuldigen zu müssen, er der sich so unerhört viel zugemuthet und es mit Glanz durchgeführt hatte. „In München, das ist wahr," schreibt er nach sechs Wochen von Wien aus, — „da hab ich mich zu viel unterhalten — doch das kann ich bey meiner Ehre schwören, daß ich, bevor die Opera in Scena war, in kein Theater und nirgends als zum Cannabichschen gekommen bin. — Daß ich hernach zu lustig war, geschah aus jugendlicher Dummheit; ich dachte mir: wo kömmst Du hin nach Salzburg! mithin mußt Du Dich letzen!"

Da, mitten in diesen Thorheiten und Possen jugendlicher Ausgelassenheit — denn weiter war es nichts — traf ihn um Mitte März der Befehl des Erzbischofs sogleich nach Wien zu kommen. Hieronymus wollte dort in dem vollen Glanze eines geistlichen Fürsten auftreten. „Heute um 9 Uhr," hatte der Vater bereits im Jannar geschrieben, „sind die acht schönen schwarzen Schecken nach Wien abgegangen. Sechs waren in eine Chaise mit dem Controleur und einem Koch eingespannt,

versteht sich die Schecken, nicht die Menschen auch; der Cassel geht, wie höre, als Cammerportier mit, und vielleicht läßt er den Cecarelli und Brunetti nachkommen." Das waren ein Castrat und einer von der Kapelle, und wenn der Erzbischof mit seinen musikalischen Bedienten glänzen wollte, so durfte freilich Mozart nicht fehlen. So kam dieser nach Wien, in die Bahn, wo er die Ziele seines Lebens erjagen und erreichen sollte, und kaum hatte er diese Bahn erkannt, da war sein künftiges Geschick entschieden. Er kam nicht nach Salzburg zurück. Die Wanderzeit war beendet.



Zweiter Theil.

Die Meisterjahre.

1781—1791.



Elfter Abschnitt.

Der Austritt aus erzbischöflichen Diensten.
1781.

„Das Herz adelt den Menschen!"

Erstes Kapitel.

Der erste Brief, den Mozart von Wien aus seinem Vater schreibt, lautet so: „Gestern als den 16ten bin ich, Gott Lob und Dank, ganz mutterseliger allein in einer Postchaise hier angekommen, Morgens 9 Uhr. — Ich kam Donnerstag den 15ten müde wie ein Hund Abends um 7 Uhr in St. Pölten an, legte mich bis 2 Uhr schlafen und fuhr dann gerade bis nach Wien. Dieses schreib ich — wo? — im Mesmer'schen Garten auf der Landstraße. — — Nun sogleich zum Erzbischof. Ich habe ein charmantes Zimmer im nämlichen Hause, wo der Erzbischof wohnt. Brunetti und Cecarelli logiren in einem andern Hause. Che distinzione! — Mein Nachbar ist Herr v. Kleinmayrn, welcher bei meiner Ankunft mich mit allen Höflichkeiten überhäufte; er ist auch in der That ein charmanter Mann. Um zwölf

Uhr, leider für mich ein bischen zu früh, gehen wir schon zu Tische. Da speisen die zwey Leib- und Seel-Kammerdiener, Herr Controlleur, Herr Zezi, der Zuckerbäcker, zwey Herrn Köche, Cecarelli, Brunetti und meine Wenigkeit. NB. Die zwey Leib-Kammerdiener sitzen oben an, ich habe doch wenigstens die Ehre, vor den Köchen zu sitzen. Nun, ich denke halt, ich bin in Salzburg. — Bey Tische werden einfältige grobe Späße gemacht; mit mir macht Keiner Spaß, weil ich kein Wort rede, und wenn ich was reden muß, so ist es allezeit mit der größten Seriosität, und so wie ich abgespeist habe, so gehe ich meines Weges. Abends haben wir keine Tafel, sondern Jeder bekommt drey Ducaten — da kann Einer weit springen. Der Herr Erzbischof hat die Güte und glorirt sich mit seinen Leuten, raubt ihnen ihre Verdienste und zahlt sie nicht davor."

Dieser Brief läßt uns erkennen, was Mozart sogleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts in einer Stadt empfand, in der zu leben er sich schon lange gewünscht hatte. In Wien war zu jener Zeit die Musik unter allen Künsten diejenige, der am meisten gehuldigt wurde. Der Hof selbst war ja in hohem Grade musikalisch und die Noblesse hatte kaum eine gesellige Zusammenkunft, in der nicht die Musik den Mittelpunkt der Vergnügung bildete. Und wie es nun Sitte war, daß der reiche Adel seine eigenen Leute auch für die Musik hielt und dieselben sogar zu den Gesellschaften in fremde Häuser mitbrachte, so hatte auch Hieronymus seine Leute kommen lassen, um sich damit zu „gloriren". Auch Mozart mußte sogleich in verschiedenen Häusern mit seiner Kunst sich produciren. Wenn sich aber für ihn eine Gelegenheit bot, in vortheilhafter oder ruhmbringender Weise

anderswo seine Leistungen zu zeigen, so versagte der Erzbischof die Erlaubniß. Ueberhaupt hatte er, wie es seinem Charakter geziemte, hier in Wien, wo sich Mozart erst recht fühlen mußte und wo er überall die bereiteste Anerkennung fand, seine besondere Freude daran, ihn fühlen zu lassen, daß er nur erzbischöflicher Bedienter sei. Mozart aber, der gerade jetzt den Genuß der vollen Freiheit monatelang gekostet hatte und noch in der Nachempfindung der großen Erfolge und der auszeichnenden Behandlung lebte, die ihm sein Idomeneo in München bereitet hatte, empfand solch eine Art jetzt doppelt widrig.

Zwar suchte ihn der Vater zunächst zu beruhigen. Der Erzbischof werde schon Sorge tragen, daß seine Leistungen zur Geltung kämen. Allein Wolfgang antwortet: „Was Sie mir vom Erzbischof schreiben, hat, was seinen Ehrgeiz in Betreff meiner Person kitzelt, in so weit seine Richtigkeit; — allein, was nützt mich Alles dieß? Von diesem lebt man nicht. Glauben Sie nur sicher, daß er mir hier gleich einem Lichtschirm ist. — Und was gibt er mir denn für Distinction? — Herr von Kleinmayern, Boeneke haben mit dem erlauchten Grafen Arco eine Extra-Tafel; — das wäre Distinction, wenn ich bey dieser Tafel wäre, aber nicht bey den Kammerdienern, die außer dem ersten Platze am Tische die Lichter anzünden, die Thüren aufmachen und im Vorzimmer bleiben müssen, wenn ich darin bin — und bei den Köchen! Und dann, wenn wir wo hingerufen werden, wo ein Concert ist, so muß der Herr Angerbauer herauspassen, bis die Herren Salzburger kommen, und sie dann durch einen Lakay weisen lassen, damit sie hinein dürfen. Wie das Brunetti

so im Discours erzählte, so dachte ich mir: wartet nur, bis ich einmal komme."

„Als wir letzthin also zum Fürsten Gallizin mußten, sagte mir Brunetti in seiner höflichen Art: tu, bisogna che sei quì sta sera alla sette, per andare insieme al principe Gallizin, l'Angerbauer ci condurrà. — Hò riposto: và bene — mà se in caso mai non fossi qui alle sette in punto, ci andate pure, non serve aspettarmi, sò ben dove stà e ci verrò sicuro. Ich ging also mit Fleiß, weil ich mich schäme mit ihnen wohin zu gehen, allein hin; — als ich hinauf ging, stund schon der Herr Angerbauer da, dem Herrn Bedienten zu sagen, daß er mich hineinführen sollte. Ich gab aber weder auf den Herrn Leib-Kammerdiener, noch den Bedienten Acht, sondern ging gerade die Zimmer durch in das Musikzimmer, denn die Thüren waren alle offen, — und schnurgerade zum Prinzen hin, und machte ihm ein Compliment, wo ich dann stehen blieb und immer mit ihm sprach. Ich hatte ganz auf Brunetti und Cecarelli vergessen, denn man sah sie nicht, die steckten ganz hinterm Orchester an die Mauer gelehnt, und trauten sich keinen Schritt hervor."

Wie wohlthuend ist dieses Selbstgefühl des Menschen, der als Künstler sich so hoch erhaben über dem Gewöhnlichen wußte. Er freilich war den Hofboden von Jugend auf gewohnt, und gerades Wesen war bei aller Bescheidenheit zeitlebens eine seiner schönsten Eigenschaften. Aber es sollten noch solche Dinge geschehen, daß auch der Mensch in ihm zum vollen Bewußtsein seiner Würde gelangte.

Zweites Kapitel.

Mozart hatte Manches für die Abendmusiken des Erzbischofs componirt, ohne dafür auch nur das Geringste an Bezahlung zu bekommen; vielmehr war ihm obendrein noch manche Gelegenheit abgeschnitten, wo er Geld hätte verdienen, ja wo er vor dem Kaiser hätte spielen können, und dies letztere war sein größter Wunsch. Nun hatte ihm Hieronymus zwar in einem Concerte „für die Wittwen von den Musicis" die Erlaubniß zu spielen nicht versagen können, weil ihn die ganze Noblesse Wiens darum gequält hatte, und Mozart hatte dort solch außerordentlichen Beifall erlangt, daß er mit dem Plane umging, selbst ein Concert zu geben: trugen sich ihm doch die Damen an selbst Billets auszutheilen. „Allein unser Erzbischof erlaubt es nicht." Ja dieser beabsichtigte seine Leute in nächster Zeit nach Salzburg zurückzuschicken. Das war für Mozart der allerhärteste Schlag. Es kam ihm alles darauf an, Wien nicht zu verlassen, bevor er sich nicht in der Gunst des Publikums festgesetzt hatte. Er wußte ja, wie schwer es halten werde, von Salzburg wieder fortzukommen. So ignorirte er zunächst die Andeutungen, die ihm von Brunetti über die Abreise gemacht waren, und gedachte nur Scolaren zu gewinnen und ein Concert zu geben, um zunächst unabhängig zu werden. „O ich will dem Erzbischof gewiß eine Nase drehen, daß es eine Freude sein soll, und mit der größten Politesse, denn er kann mir nicht aus."

Der Vater freilich versucht wieder, ihn von diesen Planen, die ihn erschreckten, abzubringen, und Wolfgang verspricht auch ihm zu Liebe „allem Wunsch und Begierde zu

entsagen.“ Nun zeigte sich aber auch Aussicht für eine feste Anstellung, eine Kapellmeisterstelle wurde frei. Doch der Vater will von so ungewissen Plänen nichts wissen, und Wolfgang, wie immer bescheiden und kindlichen Sinnes, antwortet, daß der Vater Recht und nicht Recht habe; „aber dasjenige, in was Sie Recht haben, überwiegt sehr dasjenige, in was Sie nicht Recht haben, mithin, ich komme ganz gewiß und mit größten Freuden, da ich vollkommen überzeugt bin, daß Sie mich niemalen hindern werden, mein Glück zu machen.“ Allein kurz darauf äußert sich doch das schwere Herz: „Sie erwarten mich mit Freude, mein liebster Vater! — Das ist auch das Einzige, was mich zum Entschluß bringen kann, Wien zu verlassen — ich schreibe das Alles nun in der natürlichen teutschen Sprache, weil es die ganze Welt wissen darf und soll, daß es der Erzbischof von Salzburg nur Ihnen, mein bester Vater, zu danken hat, daß er mich nicht gestern auf immer (versteht sich, für seine Person) verloren hat. Gestern war große Academie bey uns — vermuthlich die letzte. Die Academie ist recht gut ausgefallen und trotz all der Hindernissen Seiner Erzbischöflichen Gnaden habe ich doch ein besseres Orchester gehabt, als Brunetti, — denn wegen diesem Arrangement habe ich so viel Verdruß gehabt — oh das läßt sich besser reden als schreiben. Doch wenn, wie ich nicht hoffen will, wieder so etwas vorgehen sollte, so kann ich Sie versichern, daß ich die Geduld nicht mehr haben werde, und Sie werden es mir gewiß verzeihen. Und das bitte ich Sie, mein liebster Vater, daß Sie mir erlauben, künftige Fasten zu Ende Carneval nach Wien zu reisen — nur auf Sie kommt es an, nicht auf den Erzbischof; denn

will er es nicht erlauben, so gehe ich doch — es ist mein Unglück nicht, gewiß nicht! — O könnte er dies lesen, mir wäre es ganz recht."

Er hatte in dem Concerte wieder eine ungemeine Anerkennung wegen seines Spieles gefunden. „Gestern haben mich die Damen nach der Academie eine ganze Stunde beym Clavier gehabt, ich glaube, ich säße noch dort, wenn ich mich nicht davon gestohlen hätte." Er bittet also den Vater, ihm jene Fastenreise ganz bestimmt zu versprechen, „damit ich den Damen hier mein Wort geben kann." Nur mit dieser Bedingniß gehe er nach Salzburg zurück.

Allein schon nach kurzer Zeit stellen sich die Sachen anders. „Ich bin noch ganz voll der Galle!" schreibt Wolfgang, „und Sie, als mein bester, liebster Vater, sind es gewiß mit mir. Man hat so lange meine Geduld geprüft, endlich hat sie aber doch gescheitert. — Ich bin nicht mehr so unglücklich in Salzburgischen Diensten zu seyn — heute war der glückliche Tag für mich; hören Sie. Schon zweymal hat mir der — ich weiß nicht wie ich ihn nennen soll — die größten Sottisen und Impertinenzen ins Gesicht gesagt, die ich Ihnen, um Sie zu schonen, nicht habe schreiben wollen, und nur weil ich Sie immer, mein bester Vater, vor Augen hatte, nicht auf der Stelle gerächt habe. Er nannte mich einen Buben, einen liederlichen Kerl, sagte mir ich sollte weiter gehen — und ich litte Alles, empfand, daß nicht allein meine Ehre, sondern auch die Ihrige dadurch angegriffen wurde, allein, Sie wollten es so haben — ich schwieg. Nun hören Sie. Vor acht Tägen kommt unverhofft der Laufer herauf und sagt, ich müßte den Augenblick ausziehen — den andern allen bestimmte man den Tag, nur mir nicht; ich

machte also alles geschwind in den Koffer zusammen, und die alte Madame Weber war so gütig mir ihr Haus zu offeriren. Da habe ich mein hübsches Zimmer, bin bey dienstfertigen Leuten, die mir in Allem, was man oft geschwind braucht und (wenn man allein ist) nicht haben kann, an die Hand gehen. — Auf Mitwoch setzte ich meine Reise (als heute den 9ten) mit der Ordinaire fest, ich konnte aber meine Gelder, die ich noch zu bekommen habe, in der Zeit nicht zusammenbringen, mithin schob ich meine Reise bis Samstag auf. Als ich mich heute dort sehen ließ, sagten mir die Kammerdiener, daß der Erzbischof mir ein Paquet mitgeben will; ich fragte, ob es pressirt, so sagten sie, ja, es sei von großer Wichtigkeit. So ist es mir leid, daß ich nicht die Gnade haben kann S. H. Gnaden zu bedienen, denn ich kann vor Samstag nicht abreisen, ich bin aus dem Hause, muß auf meine eigenen Köften leben, da ist es nur ganz natürlich, daß ich nicht eher abreisen kann, bis ich nicht im Stande dazu bin, denn kein Mensch wird meinen Schaden verlangen. Kleinmayern, Moll, Boeneke und die zwey Leibkammerdiener gaben mir Recht. — Als ich zu ihm hineinkam — NB! muß ich Ihnen vorher sagen, daß mir der Schlaucka gerathen, ich sollte die Excuse nehmen, daß die Ordinari schon besetzt seye, das seye bey ihm ein stärkerer Grund —, als ich also zu ihm hineinkam, war das erste: Erzb. Nun, wann geht er dann, Bursch? — Ich: Ich habe wollen heute Nacht gehen, allein der Platz war schon verstellt. — Dann gings in einem Odem fort, ich seye der liederlichste Bursch, den er kenne; kein Mensch bediene ihn so schlecht wie ich; er rathe mir heute noch wegzugehen, sonst schreibt er nach Haus, daß die Besoldung eingezogen wird,

— man konnte nicht zu reden kommen, das ging fort wie ein Feuer. Ich hörte alles gelassen an, er lügte mir ins Gesicht, ich hätte 500 fl. Besoldung, hieß mich einen Lump, Lausbub, einen Fex — o ich möchte Ihnen nicht alles schreiben. Endlich da mein Blut zu stark in Wallung gebracht wurde, so sagte ich: Sind also Ew. H. F. Gnaden nicht zufrieden mit mir? — Was? er will mir drohen? er Fex! o er Fex! Dort ist die Thür! ich will mit einem solchen elenden Buben nichts mehr zu thun haben! — Endlich sagte ich: Und ich mit Ihnen auch nichts mehr. — Also geh er! — Und ich im Weggehen: Es soll auch dabei bleiben, morgen werden Sie es schriftlich bekommen."

So war der Zwist in der rohesten Weise zum Ausbruch gekommen. Wolfgang, wie immer mit zartem Sinne besorgt um seinen geliebten Vater, sucht diesen sogleich zu beruhigen und verspricht ihm sogar einiges von Gelde zu überschicken, um ihn zu überzeugen, daß er nicht darbe. Dann schließt er mit den Worten: „Ich will nichts mehr von Salzburg wissen, ich hasse den Erzbischof bis zur Raserei. Schreiben Sie nur: abzugeben auf dem Peter im Auge Gottes im zweyten Stock. Geben Sie mir Ihr Vergnügen bald zu erkennen, denn nur dieses fehlt mir noch zu meinem Glück."

Drittes Kapitel.

Nach wenigen Tagen berichtet Wolfgang weiter über diese widrigen Begebenheiten: „Ich gab den folgenden Tag dem Grafen Arco eine Bittschrift, um sie Sr. Hochfürstl. Gnaden zu überreichen, und auch wieder das Reisegeld. — Er nahm mir Beydes nicht an, sondern versicherte mich, daß ich gar

nicht quittiren könnte, ohne Ihre Einwilligung zu haben, mein Vater. Das ist Ihre Schuldigkeit, sagte er mir. — Ich versicherte ihn gleichfalls, daß ich so gut als er, und vielleicht besser meine Schuldigkeit gegen meinen Vater kenne, und es wäre mir sehr leid, wenn ich sie erst von ihm lernen müßte. — Gut also, sagte er, ist er damit zufrieden, so können Sie Ihre Entlassung begehren, wo nicht, — so können Sie sie — auch begehren. Eine schöne Distinction! — Alles, was mir der Erzbischof in den drey Audienzen Erbauliches sagte, besonders in der letzten, — und was mir jetzt wieder dieser herrliche Mann Gottes Neues erzählte, machte eine so treffliche Wirkung auf meinen Körper, daß ich Abends in der Opera mitten im ersten Acte nach Hause gehen mußte, um mich zu legen; denn ich war ganz erhitzt, zitterte am ganzen Leibe und taumelte wie ein Besoffener auf der Gasse, blieb auch den folgenden Tag als gestern zu Hause, den ganzen Vormittag aber im Bette, weil ich das Tamarindenwasser genommen."

Die Feder sträubt sich fast, so leidige Sachen in ihrem ganzen Verlaufe vorzuführen. Allein es sollte noch besser kommen, die Rohheit dieser Herren sollte sich noch bis zur thätlichen Mißhandlung eines Menschen steigern, dessen feiner adliger Sinn wehrlos war gegen solches Gebahren. Graf Arco schrieb zunächst „sehr viel Schönes an seinen Herrn Vater in Salzburg, welches der alte Mozart vermuthlich schon habe einschlucken müssen." Wolfgang warnt seinen Vater vor den Uebertreibungen und Verläumdungen, die man der Dienstfertigkeit dieser Herren zu Gute halten müsse. Den Hauptvorwurf, den man ihm mache, wolle er hersetzen. „Ich wußte nicht, daß ich Kammerdiener wäre, und das brach mir

den Hals. Ich hätte sollen alle Morgen so ein paar Stunden in der Antecamera verschlendern; man hat mir freilich öfters gesagt, ich solle mich sehen lassen, — ich konnte mich aber niemalen erinnern, daß dieß mein Dienst sey, und kam nur allezeit richtig, wenn mich der Erzbischof rufen ließ." Er vertraut seinem Vater den unbeweglichen Entschluß, die Dienste des Erzbischofs zu verlassen, dies sei er seiner Ehre, seiner Gesundheit und der Zufriedenheit seines Gemüthes schuldig, und man solle nicht versuchen, ihn von diesem Entschluß abzubringen. „Nun leben Sie wohl und freuen Sie sich, daß sie keinen Hundsfut zum Sohne haben."

An demselben Tage schreibt er dem Vater mit sicherer Gelegenheit alle diese Begebenheiten noch ausführlicher und unterrichtet ihn von seinen „schönsten und nützlichsten Connoissances." „Die ganze Stadt Wien weiß schon meine Geschichte. Die ganze Noblesse redet mir zu, ich soll mich ja nicht mehr anführen lassen." — „Liebster Vater, man wird Ihnen bald mit guten Worten kommen, — es sind Schlangen, Vipern! Alle niederträchtigen Seelen sind so: sie sind bis zum Ekel hoch und stolz und dann kriechen sie wieder — abscheulich. Die zwei Leibkammerdiener sehen die ganze Sauerei ein. Besonders sagte Schlaucka zu Jemand: ich — kann dem ganzen Mozart nicht Unrecht geben, — er hat ganz recht; mir hätte er es so thun sollen! er machte ihn ja aus wie einen Bettelbuben, ich habs gehört — infam! Der Erzbischof erkennt sein ganzes Unrecht — hat er nicht schon öfter Gelegenheit gehabt es zu erkennen? hat er sich gebessert? Nein! also weg damit! — Wenn ich nicht gesorgt hätte, daß es Ihnen dadurch vielleicht nicht zum Besten gehen könnte,

so wäre es schon längst anders. — Lassen Sie sich nicht durch Schmeicheleyen verführen, seyen Sie auf Ihrer Hut!"

So mit Eifer und muthiger Bestimmtheit vertritt er sein gutes Recht. Allein der Vater, der ohnehin etwas mißtrauisch war gegen des Sohnes Verfahren in den Dingen des Lebens, sah die Sache anders an. Er hatte die Schwäche, den Einflüsterungen und Verläumdungen Anderer über den Lebenswandel des Jünglings ein nur zu geneigtes Ohr zu schenken, und quält nun diesen, der doch nach einer solchen Beleidigung — „und hätte ich betteln gehen müssen" — nicht länger bei dem Erzbischof bleiben konnte, mit allerhand Vorhaltungen, um ihn „auf den Weg der Vernunft" zurückzubringen. Er habe stets auf unsichere Aussichten hin seine Rechnung gemacht und nie verstanden haushälterisch mit dem Gelde umzugehen. „Glauben Sie sicherlich, daß ich mich ganz geändert habe," antwortet Wolfgang. „Ich kenne außer meiner Gesundheit nichts Nothwendigeres als das Geld. Ich bin gewiß kein Geizhals — denn das wäre für mich sehr schwer ein Geizhals zu werden — und doch halten mich die Leute hier mehr zum Kalmäusern geneigt als zum Verschwenden, und das ist zum Anfang genug." Sodann erinnert ihn der Vater an die Schulden, die er seinetwegen gemacht habe: deren werde er in Wien wohl vergessen, wie es seine Aloysia gemacht habe. „Daß Sie mich mit Mad. Lange in Comparaison setzen," lautet die Antwort, „macht mich ganz erstaunen und den ganzen Tag war ich darüber betrübt. Dieses Mädchen saß ihren Eltern auf dem Hals, als sie noch nichts verdienen konnte; — kaum kam die Zeit, wo sie sich gegen ihre Eltern dankbar bezeigen konnte (NB der Vater starb, noch ehe sie einen Kreuzer hier eingenommen), so verließ sie

ihre arme Mutter, henkte sich an einen Comedianten, heurather ihn und ihre Mutter hat — nicht so viel von ihr. Gott! meine einzigste Absicht ist, weiß Gott, Ihnen und uns allen zu helfen; muß ich Ihnen denn tausendmal schreiben, daß ich Ihnen hier mehr nütze bin als in Salzburg? Ich bitte Sie, mein liebster, bester Vater, schreiben Sie mir keine solchen Briefe mehr, ich beschwöre Sie; denn sie nützen nichts als mir den Kopf warm und das Herz und Gemüth unruhig zu machen, und ich, der nun immer zum componiren habe, brauche einen heitern Kopf und ruhiges Gemüth!

Wie schön sind diese Worte! — So sicher und fest in der Ueberzeugung, das Rechte zu thun, und doch so voll von Pietät gegen einen Vater, der ihm die ungerechtesten Vorwürfe macht! Als dieser nun sogar behauptet, Wolfgang müsse seiner eigenen Ehre wegen sein Entlassungsgesuch zurücknehmen, empört sich des Sohnes Gemüth ganz und gar: „Ich weiß nicht, was ich zuerst schreiben soll, mein liebster Vater, denn ich kann mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen und werde es nie können, wenn Sie so zu schreiben und zu denken fortfahren. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich aus keinem einzigen Zuge Ihres Briefes meinen Vater erkenne! — wohl einen Vater, aber nicht den besten, liebevollsten, den für seine eigene und die Ehre seiner Kinder besorgten Vater, — mit einem Wort — nicht meinen Vater. Doch das Alles war nur ein Traum. Sie sind nun erwacht und haben gar keine Antwort von mir auf Ihre Punkte nöthig, um mehr als überzeugt zu seyn, daß ich — nun mehr als jemals — von meinem Entschluß gar nicht abstehen kann. — Ich kann meine Ehre durch nichts anderes

retten, als daß ich von meinem Entschluß abstehe? Wie können Sie doch so einen Widerspruch fassen? Sie dachten nicht, als Sie dieses schrieben, daß ich durch einen solchen Zurücktritt der niederträchtigste Kerl von der Welt würde. Ganz Wien weiß, daß ich vom Erzbischof weg bin, weiß warum, weiß, daß es wegen gekränkter Ehre, wegen zum drittenmal gekränkter Ehre geschah, und ich sollte wieder öffentlich das Gegentheil beweisen? soll mich zum Hundsfut und den Erzbischof zu einem braven Fürsten machen? Das erste kann kein Mensch und ich zum allerwenigsten, und das andere kann nur Gott, wenn er ihn erleuchten will. — — Ihnen zu Gefallen, mein bester Vater, wollte ich mein Glück, meine Gesundheit und mein Leben aufopfern, aber meine Ehre, die ist mir und die muß Ihnen über Alles seyn. — Liebster, bester Vater, begehren Sie von mir was Sie wollen, nur das nicht, sonst Alles — nur der Gedanke schon macht mich vor Wuth zittern."

Viertes Kapitel.

Aber es sollte noch weiter gehen, der edle Sinn, das schöne Herz dieses seltnen Menschen sollte sich noch mehr enthüllen. Dem Vater war seine Zumuthung kein Traum, sie war ihm bitterer Ernst, denn er sah nach seiner Art, die wir schon kennen, in diesem Aufgeben einer festen Stellung den ersten Schritt zu des Sohnes Verkommen. Er glaubte nicht, daß dieser mit dem Leben fertig zu werden vermöge. Er hatte übersehen, daß erst das Leid um Aloysia, dann die schwere Zeit in Salzburg den Jüngling zum Manne gereift

hatte, und daß dieses Bewußtsein des moralischen Selbst durch die jüngsten Erfolge des Künstlers in München und Wien durchaus befestigt worden war. Sahen wir in früheren Briefen Mozarts ein gewisses Zagen und Schwanken, ein Behaupten und Zurücknehmen oder Beschränken, wenn er dem Vater gegenüber eine Meinung oder einen Plan aussprach, so ist dieses Nachgeben, das natürliche Folge einer Erziehung war, die ihn zwar in künstlerischen Dingen fest, aber in den Dingen des Lebens unsicher gemacht hatte, weil eben der Vater da alles und jedes über sich nahm, jetzt gänzlich verschwunden, und sogar dem Vater gegenüber tritt Mozart mit seinen Forderungen bestimmt und fest auf. Ebenso weist er die Vorwürfe, die der Vater auch jetzt wieder in bitterer, ja ironischer und sarkastischer Weise macht, zwar entrüstet und gekränkt zurück, allein das klare Bewußtsein seines Rechts gibt ihm dabei eine Milde, die seine Entgegnungen doppelt schön macht.

Der Vater warf ihm vor, die Vergnügungen und Zerstreuungen Wiens seien wohl die Hauptursache ihn dort zu fesseln. „Ich habe Ihnen also noch keine Liebe gezeigt?“ antwortet Wolfgang, „muß sie also erst itzt zeigen? können Sie das wohl sagen? Ich wollte Ihnen von meinem Vergnügen nichts aufopfern? — Was habe ich denn für ein Vergnügen hier? Daß ich mit Mühe und Sorge auf meinen Geldbeutel denke! — Mir scheint, Sie glauben, ich schwimme hier in Vergnügen und Unterhaltungen. O wie betrügen Sie sich! — Wenn das Vergnügen heißt, wenn man von einem Fürsten los ist, der einen nicht bezahlt und zu Tode cujonirt, so ist es wahr, ich bin vergnügt.“ — Sodann war es dem Vater eine schlimme Vorbedeutung, daß er mit der

Familie Weber wieder in eine so nahe Verbindung getreten sei. „Was Sie wegen den Weberischen schreiben," lautet die Antwort, „kann ich Sie versichern, daß es nicht so ist, Bei der Langin war ich ein Narr, das ist wahr. — Glauben Sie mir sicher, daß die alte Madame Weber eine sehr dienstfertige Person ist und daß ich ihr à proportion ihrer Gefälligkeiten nicht genug entgegen erweisen kann, denn ich habe nicht die Zeit dazu." In diesem Hause fand er ja allein in jenen harten Tagen, wo er so ganz zwischen zwei Feuern war, Erholung und Ausspannung, und wäre es auch nur in der Theilnahme gewesen, die man hier seinem augenblicklichen Leide schenkte, wenn er Abends nach neuen bittern Erfahrungen seine Wohnung aufsuchte. Denn „der Erzbischof schmält hier über mich bey der ganzen Welt."

Der Vater hatte sich aber obendrein überreden lassen, in Wien sei Wolfgang „nur wegen dem Frauenzimmer." Er hielt ihm vor, daß er, wie nach Salzburg berichtet war, mit einer Person von schlechtem Rufe Umgang gehabt habe. In der Rechtfertigung, die Wolfgang gibt, offenbart sich seine natürliche Güte wie seine ganze Unschuld. Er habe sie auf einem Balle getroffen, ohne von ihrem schlechten Rufe etwas zu wissen, sie engagirt, um eine sichere Contredanse-Tänzerin zu haben, dann aber, da er doch nicht ohne einen Grund anzugeben — „und wer wird Jemand so was ins Gesicht sagen?" — habe abbrechen können, öfters angesetzt, um mit andern zu tanzen und sei froh gewesen beym Ende des Faschings: sonstwo habe er sie nie gesehen, sie nicht besucht. — Ja auch wegen der kirchlichen Dinge hatte der Vater sich manches einflüstern lassen. Wolfgang bittet ihn, sich seiner

Seele wegen keine Sorge zu machen, er sei zwar ein fälliger junger Mensch, allein er dürfe zu seinem Trost wohl wünschen, daß es alle so wenig seien. An Fasttagen Fleisch zu essen, halte er allerdings für keine Sünde, — „denn Fasten heißt bey mir sich abbrechen, weniger essen als sonst“ — aber geprahlt habe er nie damit; alle Sonntag und Feiertags höre er die Messe und wo möglich auch an Werkeltagen. „Uebrigens sein Sie versichert, daß ich gewiß Religion habe. — Sie glauben vielleicht Sachen von mir, die nicht also sind; der Hauptfehler bey mir ist, daß ich nach dem Scheine nicht allzeit so handle wie ich handeln sollte.“

Immer wieder diese zarte Bescheidenheit und immer dieses Bewußtsein des reinen Gemüthes! — Freilich, hätte er stets nach dem guten Scheine getrachtet, sein Name wäre nicht zeitlebens so verunglimpft, daß die nachfolgende Generation Mühe hat, dieses schöne Bild eines wahren Menschen aus dem Schutt von tausend und tausend Verläumdungen und Befleckungen herauszuschälen. Aber nun naht sich diese widrige Lebenserfahrung ihrem Ende, und wohl uns, daß unser Meister nur reiner und höher daraus hervorgeht.

Fünftes Kapitel.

Der Erzbischof war sehr ungehalten über Mozarts Festigkeit, und hoffte immer noch auf des Vaters Einfluß. Dieser hatte denn auch an den Grafen Arco geschrieben, welcher Wolfgang zu einer Unterredung laden ließ, um ihn durch freundschaftliche Vorstellungen fest zu halten. Mozart beharrte auf seinem Entschlusse, um so mehr als er merkte, daß des Vaters Stellung nicht gefährdet sei, und reichte nun noch ein

Abschiedsgesuch ein, das ihm aber, wie drei spätere zurückgegeben wurde, weil man sich „aus Mangelung des Muthes und aus Liebe zur Fuchsschwänzerei" scheute, den Erzbischof durch diese Sache noch verdrießlicher zu machen, als er schon ohnehin war. Denn die Angelegenheit, um derentwillen er sich in Wien aufhielt, ging schlecht. „Der Erzbischof ist hier gehaßt und vom Kaiser am meisten; das ist eben sein Zorn, daß ihn der Kaiser nicht nach Laxenburg geladen hat. — Man kennt ihn als einen hochmüthigen eingebildeten Pfaffen, der alles was hier ist, verachtet." Dagegen mußte er seinen Diener überall gefeiert sehen und sicherlich neben manchem absichtlich übertriebenen Lobe manche ironische Aeußerung über sich selbst und sein Benehmen hören. Das ist doch ein Umstand, der die schmähliche Behandlungsweise einigermaßen erklärlich macht. Und wie es nun so ist, daß die Diener die Eigenschaften ihrer Herren zu überbieten pflegen, setzte auch Graf Arco den Brutalitäten seines würdigen Fürsten die Krone auf.

Mozart hatte nämlich erfahren, daß der Erzbischof abreisen werde und daß er noch von gar nichts wisse. Er war außer sich, und entwarf ein neues Memoriale, in dem er auseinandersetzte, wie er schon seit vier Wochen ein Abschiedsgesuch in Bereitschaft gehalten, wie er sich aus ihm unerklärlichen Gründen so lange damit herumgezogen sehe und jetzt nicht anders könne, als dasselbe selbst und zwar auf den letzten Augenblick zu überreichen. Er ging damit in das Vorzimmer des Erzbischofs, um eine Audienz zu erbitten. Er traf den Grafen Arco, und dieser im Zorn und Uebermuthe, daß der kleine, unscheinbare Musikant nicht nach-

gebe, der Diener sich nicht füge in die Launen des gestrengen Herrn, hielt ihm wieder eine Anrede, in der er ihn mit Flegel, Bursch und ähnlichen Ausdrücken tractirte, und — warf ihn mit einem Fußtritt zur Thür hinaus! —

„Das geschahe in der Antichambre", fährt Wolfgang in seinem Berichte fort, — „mithin war kein ander Mittel als sich losreißen und laufen, denn ich wollte für die fürstlichen Zimmer den Respect nicht verlieren, wie ihn schon der Arco verloren hatte." Sein ganzes Innere war in Aufruhr. Aus der leidenschaftlichen Aufregung ward eine tiefe Verachtung und eine Empörung, wie wir sie sonst nicht an Mozart gewohnt sind. Er versichert dem Vater, wo er den Grafen treffe und sollte es auf öffentlicher Gasse sein, werde er ihm wieder einen Tritt geben. „Ich begehre gar keine Satisfaction deßwegen beim Erzbischof, denn er wäre nicht im Stande, sie mir auf solche Art zu verschaffen, wie ich sie mir selbst nehmen muß; sondern ich werde nächster Tage dem Herrn Grafen schreiben, was er sich von mir zuverlässig zu gewarten hat, sobald das Glück will, daß ich ihn treffe, es mag seyn wo es will, nur an keinem Ort, wo ich Respect haben muß." — „Mein handgreiflicher Discours," wiederholt er im nächsten Briefe, „bleibt dem hungerigen Esel nicht aus und sollte es in zwanzig Jahren seyn — denn, ihn sehen und mein Fuß in seinem — ist gewiß eins, ich müßte nur das Unglück haben, ihn zuerst an einem heiligen Ort zu sehen." Der Vater erschrack vor einem solchen Attentat auf einen adligen Herrn und Grafen. Allein Mozart erwiedert ihm die bestimmten und treffenden Worte: „Das Herz adelt den Menschen, und wenn ich schon kein Graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im Leibe als mancher Graf;

und Hausknecht oder Graf, sobald er mich beschimpft, ist er ein Hundsfut. Ich werde ihm den Anfang ganz vernünftig vorstellen, wie schlecht und übel er seine Sache gemacht habe; zum Schlusse aber muß ich ihm doch schriftlich versichern, daß er gewiß von mir einen Fuß im — und noch ein Paar Ohrfeigen zu erwarten hat." Zwar ließ er sich nach seiner großen Herzensgüte schließlich von dem Vater, der es durchaus und zu seiner Beruhigung verlangte, überreden jenen Drohbrief nicht zu schreiben. Allein da der Vater auch nur andeutete, durch Vermittlung einer Dame oder andern Standesperson ließe sich die Sache vielleicht noch ins Gleiche bringen, erklärte Wolfgang, dessen bedürfe es nicht: „ich darf nur meine Vernunft und mein Herz zu Rathe ziehen, um zu thun was recht und billig ist."

Von einem Wiedereintritt in den erzbischöflichen Dienst nun war selbstverständlich gar nicht mehr die Rede, auch der Vater mußte sich fügen. Und wir, wir wollen uns freuen, den Blick von diesem Bilde der Schmach, der Entwürdigung des Edelsten, was der Mensch hat, abwenden zu können, und uns der Gewißheit getrösten, daß was auch immer dem Menschen in seinem Leben widerfahre, Alles, auch das Schlimmste und Widrigste, wenn er edel ist, ihm zum Heile dient. So werden wir auch von jetzt an erkennen, wie durch solche Erfahrungen unser Meister zu sich selbst, zu seinem innersten Wesen geführt wurde, und wie jetzt nur noch ein Schritt nöthig war, um ihn von Allem, was außer ihm war, sogar von seinem geliebten Vater ganz unabhängig zu machen. Denn dieser, sorgenvoll wie er von Natur war und durch mancherlei trübe Erfahrungen und durch Krankheit allmälig

hypochondrisch geworden, beginnt jetzt, wo die schwierige Lebenslage des Sohnes erst recht eine freundliche Theilnahme und liebenden Rath erfordert hätte, ihn mit allerhand Bedenken und Vorwürfen zu bestürmen. War er schon ohnehin überzeugt, daß der Sohn nicht der Mann sei, allein für sein Fortkommen zu sorgen und daß er gar leicht den Verführungen der großen Stadt anheimfallen ja unterliegen werde, so kamen jetzt auch fernerhin Ohrenbläsereien aller Art und ein vielleicht unbewußtes Gefühl von Kränkung über die selbstständige Handlungsweise seines Sohnes dazu und machten seine sonst so gerechte und liebevolle Sorge zur peinlichsten Bevormundschaft. Wir, die wir Mozarts Leben überblicken, wissen nun zwar, daß er niemals zu einer vollkommen sorgenlosen Existenz gelangt ist, und daß er auch dem üppigen Leben der Hauptstadt seinen reichen Tribut gezahlt hat. Allein behält der Vater darum Recht? — Wir werden sehen, daß das eine wie das andere die großen Leistungen des Künstlers nicht gehemmt, vielleicht daß es sie geradezu gefördert hat, jedenfalls, daß es in die Gesammtentwicklung seines Lebens gehört. So viel ist gewiß, daß Mozart gerade jetzt die Tüchtigkeit seines Wesens dadurch beweist, daß er den Zureden des Vaters, soweit sie ihn in den Plänen seines Lebens beirren möchten, kein weiteres Gehör gibt, daß er fortan mit Sicherheit die Bahn des Lebens dahin wandelt, daß er aber auch den Launen des Vaters, weil er ihm so gar viel Dankbarkeit schuldig ist, die gebührende Nachsicht gewährt, und daß er auch fortan niemals die Achtung und die Liebe für seinen besten Vater verliert. So wollen auch wir das Andenken dieses Mannes, der die hohe Aufgabe löste, einen Genius für das Leben zu erziehen, durchaus ehren und über

seine Schwächen gern hinwegsehen, denn sie waren die Schwächen der Liebe. Aber Verachtung, volle Verachtung ruht auf jenen Unwürdigen, die unsern Meister mißhandelten. Was sie dadurch Gutes bewirkt, fällt nicht, wie bei dem Vater sühnend in ihre Wagschale. Ihr Verfahren bleibt für immer schmachvoll.

Zwölfter Abschnitt.

Die Entführung aus dem Serail.

1782.

So im Wechsel von Regen und Sonnenschein reift die Frucht.

Erstes Kapitel.

Jetzt beginnen die Jahre, in denen Mozarts Wesen rasch zu seiner vollen Schönheit aufblühte. Das damalige Wien war ein Ort der heitern Sinnenfreude, wie es die Welt wohl selten gesehen hat. Das war nun dem Kunstbetriebe, besonders der Bühne, durchaus nicht nachtheilig, und als es den Bestrebungen ernsterer Männer, die an der geistigen Bewegung des gesammten Vaterlandes Theil nahmen, gelungen war, die Hanswurstiaden von der Bühne zurückzudrängen, und der Kaiser gar das Theater zu dem seinigen machte und die ersten mimischen Kräfte Deutschlands nach Wien berief, blühte die dramatische Kunst dort rasch auf. Auch Mozart gewann an diesen Dingen, die so nahe mit seinem eigenen Thun zusammenhingen, bald ein gar lebhaftes Interesse. „Meine einzige Unterhaltung," schreibt er der Schwester, „besteht im Theater; ich wollte Dir wünschen hier ein Trauerspiel zu sehen! Ueber-

haupt kenne ich kein Theater, wo man alle Arten Schauspiele vortrefflich aufführt, aber hier ist es. Jede Rolle — die mindeste, schlechteste Rolle ist gut und doppelt besetzt." Freilich wo ein Schröder spielte, mag wohl eine Emilia Galotti oder Nathan der Weise oder gar ein Shakespeare in seinen unsterblichen Werken Eindruck auf einen Genius gemacht haben, der wie Wenige von Natur für die dramatische Kunst begabt war. Wir werden die Spuren davon im Don Juan entdecken.

Aber auch für die Oper sollte in Wien etwas geschehen. Der Kaiser wollte ein „National-Singspiel" haben. Freilich er selbst war nach seiner ganzen Erziehung der italienischen Weise zugethan. Aber er, der mit Friedrich dem Großen an der Spitze der nationalen Bewegung stand, durfte auch diese Regungen des deutschen Geistes, denen wir schon in Mannheim und München begegnet sind, nicht ohne Unterstützung lassen. Man berief ausgezeichnete Gesangeskräfte: Adamberger, Fischer, und die Damen Bernasconi und Aloysia Weber, die bald darauf den ausgezeichneten Schauspieler Lange heirathete. Allein die Hauptsache fehlte, ein Componist deutscher Opern. Gluck war alt, er componirte nicht mehr. Salieri, der Hofcapellmeister, der „Abgott des Kaisers", war zu sehr Italiener, um mit seinem Rauchfangkehrer durchzudringen, und sonst war Niemand in Wien, der etwas Ordentliches verstand. Die norddeutschen Componisten Schweitzer, Benda, Hiller, die Schöpfer des Singspiels, waren zu lutherisch, um nach dem Geschmack der Wiener zu sein. So schien für Mozart die Stelle wie bereitet, und wirklich sprach der Kaiser bald den Wunsch aus, daß er eine deutsche Oper schreiben möchte. Wolfgang konnte

bereits am 1. August berichten: „Nun hat mir vorgestern der junge Stephanie ein Buch zu schreiben gegeben. — Das Buch ist ganz gut; das Sujet ist türkisch, und heißt Belmont und Constanze oder die Verführung aus dem Serail. — Die Zeit ist kurz, das ist wahr, denn im halben September soll es schon aufgeführt werden, allein die Umstände, die zu der Zeit, da es aufgeführt wird, dabei verknüpft sind, und überhaupt alle andern Absichten erheitern meinen Geist dergestalten, daß ich mit der größten Begierde zu meinem Schreibtisch eile und mit der größten Freude dabei sitzen bleibe."

Allein es kam zunächst nicht zur Vollendung dieser Oper, theils weil Mozart bedeutende Aenderungen des Textbuches begehrte, theils weil beschlossen worden war zur Ankunft des „Großthiers des Großfürsten" Paul, um dessentwillen Mozart die Oper schreiben sollte, zwei Opern von Gluck, Iphigenie in Tauris und Alceste, zu geben. Mozart hatte gehofft, seinen Idomeneo, den er schon im Sommer zum Ergötzen aller Kenner in einem Privathause hatte aufführen lassen, bei dieser Gelegenheit zur Vorstellung zu bringen. Allein er mußte dem Altmeister zurückstehen. Trotzdem war er jetzt voller Hoffnungen für seine Zukunft. Er schwamm in dem vollen Strome eines reichen Kunstlebens. Zwar war es im Sommer weder mit Scolaren noch Academien noch Subscriptionen auf Compositionen viel gewesen, doch hatte er noch manchmal Geld nach Hause gesandt. Aber er haite doch bereits in manchem hohen Hause festen Fuß gefaßt und war also für die Folge dieses Vortheils versichert. Am Hofe war sein bester Freund der Erzherzog Maximilian, für den er schon in Salzburg seiner Zeit den Rè pastore componirt hatte. Dieser

strich ihn überall nach Kräften heraus und bemühte sich auch, daß er bei der Prinzessin von Württemberg, die den Erzherzog Franz heirathen sollte, Klavierlehrer werde. Allein der Kaiser hatte ihr zu ihrem eigenen Leidwesen schon den Salieri zum Lehrer des Gesanges gegeben, und dieser sorgte dann, daß irgend ein unbedeutender Musiker den Klavierunterricht bei ihr bekam.

Salieri nämlich war es, der jetzt begann, unserem Meister überall da im Wege zu sein, wo es galt, bedeutende Erfolge zu erringen. Nicht als wenn dieser Mann von Natur hämisch und mißwollend gewesen wäre, vielmehr war er im Ganzen gutmüthig und wohlwollend. Allein er erkannte in Mozart das überlegene Genie und mit dem Instincte der Selbsterhaltung schnitt er ihm fortan nach Kräften alle die Zugänge ab, die zu dem Kaiser und zu großen Erfolgen führten. Er selbst stand fest in der Gunst des Kaisers. Joseph war in der italienischen Musik aufgewachsen, und es war ihm, einem Manne, dem die Ideen welche die damalige Zeit bewegten in mancherlei schwierigen Staatsprojecten durch den Kopf gingen, natürlich der Betrieb der Musik nichts als eine Erholung von den anstrengenden Geschäften. Mozarts Musik war zu diesem Zwecke zu ernst, zu gehaltvoll. Ja selbst der kindlich frohe Haydn ward im Cabinette nicht besonders geschätzt. Ebensowenig liebte der Kaiser Glucks Opern, und es war Thatsache, daß bei Hofe meistens recht schlechte oder doch leichte Musik aufgeführt wurde. Und doch war dieser Mann wieder viel zu bedeutenden Geistes, um einen Genius wie Mozart ganz zu verkennen. Vielmehr schätzte er ihn und bewunderte ihn als „un talent decidé", von dem er oft die größten éloges machte. Er kannte ihn aber zunächst nur

als Klavierspieler, und es versteht sich, daß Salieri vorerst alle Gelegenheit abschnitt, wo Mozart sich als das produciren konnte, was er in so eminenter Weise war. Bald freilich sollte die Entführung den großen dramatischen Componisten enthüllen. Vorerst aber gingen wieder allerhand innere Verhältnisse mit unserem Meister vor, in denen sich Leid und Freud wiederum in einer Weise durcheinander mischen, daß seine Seele in steter Spannung gehalten, ja schließlich in die höchste Schwingung versetzt wird, so daß es ihm wohl doppelt schwer gewesen sein mag, mit seinem Geiste stets bei der Arbeit zu verharren.

Zweites Kapitel.

Er war, wie wir sahen, als ihm der Erzbischof so plötzlich die Wohnung entzogen hatte, einstweilen zu seiner alten Freundin, der Madame Weber gezogen. Diese lebte, nachdem Aloysia verheirathet und der Vater gestorben war, mit ihren drei übrigen Töchtern in recht beschränkten Verhältnissen. Zwar erzählt der Hofschauspieler Lange in seiner Selbstbiographie, daß er ihr, weil seine Frau früherhin zum Lebensunterhalte der Ihrigen beigetragen habe, einen Jahresgehalt von 700 Gulden festgesetzt habe, und es mögen also Mozarts obige Aeußerungen über Aloysias Handlungsweise wohl durch die Erzählungen der Mutter, deren Charakter er allerdings erst später kennen lernte, etwas grell gefärbt worden sein. Aber sicherlich war es ihr lieb, wenn sie ein paar Zimmer vermiethen und auch sonst nebenher etwas verdienen konnte. Nun war dieses Verhältniß zwar dem Vater Mozarts gar nicht recht. Er war überzeugt, daß in Mannheim Webers

seinen Sohn ins Garn gelockt hatten, und fürchtete jetzt eine ähnliche Geschichte. Er kannte Wolfgangs argloses und zutrauliches Herz und drang also in ihn, möglichst bald eine andere Wohnung zu nehmen. Dieser erklärte sich auch bereit dazu, wenn er ein ordentliches Logis finde. Da aber kamen gar Gerüchte nach Salzburg, Wolfgang werde eine Weberische heirathen, und nun verlangte der Vater sofortigen Wechsel des Quartiers. Darauf antwortet nun Mozart im Juli in folgender Weise:

„Ich sage noch einmal, daß ich schon längst im Sinne gehabt, ein anderes Logis zu nehmen, und das nur wegen dem Geschwätz der Leute; und mir ist leyd, daß ich es wegen einer albernen Plauderey, woran kein wahres Wort ist, zu thun gezwungen bin. Ich möchte doch nur wissen, was gewisse Leute für Freude haben können, ohne allen Grund so in den Tag hinein zu reden. Weil ich bey ihnen wohne, so heirathe ich die Tochter! Von Verliebtsein war gar die Rede nicht; über das sind sie hinausgesprungen, sondern ich logire mich ins Haus und heirathe. Wenn ich mein Lebtage nicht ans Heyrathen gedacht habe, so ist es gewiß jetzt! Denn (ich wünsche mir zwar nichts weniger als eine reiche Frau) wenn ich jetzt wirklich durch meine Heyrath mein Glück machen könnte, so könnte ich unmöglich aufwarten: weil ich ganz andere Dinge im Kopf habe. Gott hat mir mein Talent nicht gegeben, damit ich es an eine Frau henke und damit mein junges Leben in Unthätigkeit dahin lebe. Ich fange erst an zu leben und soll es mir selbst verbittern? Ich habe gewiß nichts wider den Ehestand, aber für mich wäre er dermal ein Uebel. — Nun, da ist kein anderes Mittel, ich muß, wenn es schon nicht wahr ist, wenigstens den Schein ver-

meiden, obwohl der Schein auf nichts Anderem beruht, als — daß ich da wohne. Denn wer nicht ins Haus kommt, der kann nicht einmal sagen, daß ich mit ihr so viel Umgang habe, wie mit allen anderen Geschöpfen Gottes; denn die Kinder gehen selten aus, nirgends als in die Komödie, und da gehe ich niemals mit, weil ich meistens nicht zu Hause bin zur Comödienstunde. Ein paarmal waren wir im Prater, da war die Mutter auch mit; und ich, da ich zu Hause bin, konnte es nicht abschlagen mitzugehen, und damals hörte ich noch keine solche Narrensreden. Darum muß ich aber auch sagen, daß ich nichts als meinen Theil zahlen durfte; und da die Mutter solche Reden selbst gehört und auch von mir aus weiß, so muß ich sagen, daß sie selbst nicht mehr will, daß wir zusammen wo hingehen, und mir selbst gerathen hat wo anderst hinzuziehen, um fernere Verdrießlichkeiten zu vermeiden; denn sie sagt, sie möchte nicht gern unschuldigerweise an meinem Unglück Schuld sein. — Das ist also die einzige Ursache, warum ich schon längst (seitdem man so schwätzt) im Sinne gehabt habe wegzuziehen, und insoweit Wahrheit gilt, habe ich sonst keine; was aber die Mäuler anbelangt, habe ich Ursache. Wenn diese Reden nicht gingen, würde ich schwerlich wegziehen, denn ich werde freilich leicht ein schöneres Zimmer bekommen, aber die commodité und so freundschaftliche und gefällige Leute schwerlich. Ich will auch nicht sagen, daß ich im Hause mit der mir schon verheyratheten Demoiselle trotzig seye und nichts rede, aber, verliebt auch nicht; ich narrire und mache Spaß mit ihr, wenn es mir die Zeit zuläßt — und das ist nur Abends, wenn ich zu Hause soupire; denn Morgens schreibe ich in meinem Zimmer und Nachmittags bin ich selten zu Hause, und also — sonst weiter

nichts. Wenn ich die alle heyrathen müßte, mit denen ich gespaßt habe, so müßte ich leicht hundert Frauen haben."

Ja gewiß, das Letzte ist wahr, wir kennen seine Art. Allein die Ausführlichkeit des Briefes und die Lebhaftigkeit der Vertheidigung ist wiederum etwas verdächtig, und trotz des Schlusses: „Nun leben Sie wohl, liebster Vater, glauben Sie Ihrem Sohne, der gewiß gegen alle rechtschaffenen Leute die besten Gesinnungen hat!" — und trotz der späteren Versicherungen, daß damals „als ich quittirte, die Liebe noch nicht war," blickt gerade diese doch schon mit hellen Augen aus jenem Briefe hervor, und es war wiederum nur er selbst, der sich zunächst über sein Empfinden täuschte und so in aller Unschuld sein Herz verrieth.

Zunächst hatte ihm die Familie Mesmer, die er schon von Kindheit an kannte, bei sich ein Zimmer angeboten. Allein dort wohnte Rhigini und so mochte Mozart nicht hin ziehen. Dann war eine andere musikalische Familie darauf aus, den jungen Künstler in ihr Haus zu ziehen, und dies mochte dem Vater wohl gefallen, aber dem Sohne nicht. Zwar hatte er schon im Juni gemeldet: „Ich bin fast täglich nach Tische bey Hrn. v. Aurnhammer; die Freulein ist ein Scheusal, spielt aber zum Entzücken, nur geht ihr der wahre feine singende Geschmack im Cantabile ab, sie verzupft alles." Aber die Wohnung, die man ihm dort anbot, war „für Ratzen und Mäuse, aber nicht für Menschen; die Stiege mußte man Mittags um 12 Uhr mit einer Laterne suchen; das Zimmer konnte man eine kleine Kammer nennen. Durch die Küche kam man in mein Zimmer und da war an meiner Kammerthür ein Fensterchen; man versicherte mich zwar, man würde ein Fürhängerlein vormachen, doch bat man mich so-

gleich daß, sobald ich angezogen wäre, ich es wieder aufmachen sollte, denn sonst sehen sie nichts. — Das wäre mir eine üble Wohnung gewesen, wo doch unterschiedliche Leute von Ansehen zu mir kommen! Der gute Mann hat halt auf nichts als auf sich selbst und seine Tochter gedacht, welche die größte seccatrice ist, die ich kenne."

Diese Absichten auf ihn wegen der „dicken Fräulein Tochter" degoutirten ihn aber noch mehr als das Zimmer, und weil man nun dem Vater alles Lob über diese Familie geschrieben hatte, so rückte der Sohn mit einer Beschreibung heraus, die ihn außerordentlich nach seiner „schlimmen" Seite hin charakterisirt.

„Er ist der beste Mann von der Welt, nur gar zu gut, denn seine Frau, die dümmste und närrischste Schwätzerin von der Welt, hat die Hosen, so daß, wenn sie spricht, er sich kein Wort zu sagen traut; er hat mich, da wir öfters zusammen spatzieren gegangen, gebeten, ich möchte in seiner Frauen Gegenwart nichts sagen, daß wir einen Fiacre genommen oder Bier getrunken haben. — Nun zu so einem Manne kann ich ohnmöglich Vertrauen haben; er ist ganz brav und ein guter Freund von mir, ich könnte öfters bei ihm zu Mittag speisen, ich pflege mir aber *meine* Gefälligkeiten niemalen bezahlen zu lassen, — sie wären freilich auch mit einer Mittagsuppe nicht bezahlt. Doch glauben solche Leute Wunder was sie damit thun. Ich bin nicht wegen meinem Nutzen in dem Haus, sondern wegen dem *ihrigen*. Ich sehe dabei gar keinen Nutzen für mich und habe noch keine einzige Person dort angetroffen, die so viel werth wäre, daß ich sie auf dieses Papier hersetzte. Uebrigens sind es gute Leute und sonst weiter nichts; Leute, die Vernunft genug

haben einzusehen, wie nützlich meine Bekanntschaft für die Tochter ist, welche, wie alle Leute, die sie bisher gehört haben, sagen, seit der Zeit da ich zu ihr gehe, sich ganz verändert hat. — Von der Mutter will ich gar keine Beschreibung machen. Genug, daß man über Tisch genug zu thun hat, um das Lachen zu halten — basta! Sie kennen die Frau Adlgasserin, und dieses Meuble ist noch ärger, denn sie ist dabey medisante, also dumm und boshaft. Von der Tochter also. Wenn ein Maler den Teufel recht natürlich malen wollte, so muß er zu ihrem Gesicht Zuflucht nehmen. Sie ist dick wie eine Bauerndirn, und geht so bloß — daß man ordentlich lesen kann: ich bitte euch, schauet hierher! Das ist wahr, zu sehen ist genug, daß man blind werden möchte, aber man ist auf den ganzen Tag gestraft genug, wenn sich unglücklicherweise die Augen darauf wenden — pfui Teufel! — Nun, ich habe Ihnen geschrieben, wie sie Clavier spielt; ich habe Ihnen geschrieben, warum sie mich gebeten ihr beyzustehen. Mit vielem Vergnügen thue ich Leuten Gefälligkeiten, aber nur nicht sekkiren! Sie ist nicht zufrieden, wenn ich zwey Stunden alle Tage mit ihr zubringe, ich soll den ganzen Tag da zubringen und da will sie die artige machen! oder wohl noch mehr: sie ist serieusement in mich verliebt. Ich hielt es für Spaß, aber nun weiß ich es gewiß; als ich es merkte — denn sie nahm sich Freyheiten heraus, z. B. mir zärtliche Vorwürfe zu machen, wenn ich etwas später kam als gewöhnlich oder mich nicht lange aufhalten konnte, und dergleichen Sachen mehr, — ich sahe mich also gezwungen, um sie nicht zum Narren zu haben, ihr mit Höflichkeit die Wahrheit zu sagen. Das half aber nichts; sie wurde noch immer verliebter; endlich be=

gegnete ich ihr allzeit sehr höflich, ausgenommen sie kam mit ihren Possen, dann wurde ich grob — da nahm sie mich aber bey der Hand und sagte: Lieber Mozart, seyen Sie doch nicht so böse und Sie mögen sagen was Sie wollen, ich habe Sie halt doch gern. — In der ganzen Stadt sagt man, daß wir uns heyrathen, und man wundert sich über mich, daß ich so ein Gesicht nehmen mag. Sie sagte zu mir, daß wenn so was zu ihr gesagt wurde, sie allzeit dazu gelacht habe; ich weiß aber von einer gewissen Person, daß sie es bejahet habe, mit dem Zusatz, daß wir alsdann zusammen reisen werden. Das hat mich aufgebracht. Ich sagte ihr also die Meynung wacker, und sie möchte meine Güte nicht mißbrauchen. — Sie ist nichts als eine verliebte Närrin."

Drittes Kapitel.

Dieses dicke Fräulein gefiel ihm also nicht. Gleichwohl vermochte seine Gutmüthigkeit ihn dazu, sowohl für sie etwas zu schreiben als mit ihr oder auch allein in einem ihrer Concerte zu spielen. Sie aber war sicherlich nicht die einzige, die ihr Auge auf die anziehende Erscheinung des kleinen Musikers warf. Wie er auf sein Aeußeres ja stets etwas zu halten pflegte, so ging er jetzt gekleidet, daß mancher ihn für einen Kammerherrn hielt, und sein reines offenes Gemüth, die feurige Empfindung mochte manches Damenherz erweichen, zumal wenn die Musik dem jungen Meister Anlaß gab, die Tiefen dieses Gefühles und den Reichthum seines Geistes zu enthüllen. Dann gewann selbst die unscheinbare Gestalt ein Leben, das zündend auf empfängliche Gemüther wirkte. Aus

seinem sonst in sich gekehrten Auge strahlte dann jenes Licht des Ewigen, das jeden Menschen, der in seinem Scheine steht, innerlichst gefangen nimmt. So ist es kein Wunder, wenn dieser Mann bald der Liebling der Damen in der Hauptstadt war. Brachte ihn doch mit mancher der Clavierunterricht auf das Nächste zusammen. Und er, wie wir wissen, leicht entzündlich für den Reiz der Frauen, und nicht abweisend gegen ihre holden Gaben, mußte in dieser Hauptstadt, wo das Leben mit dem andern Geschlechte einen so ganz eigenartigen Anstrich, eine so seltene Lebendigkeit hat, mehr als je daran erinnert werden was ihm fehlte. In Wien fließt das sinnlich erregbare Slaventhum und die tiefe feurige Leidenschaft des südlichen Ungarn mit dem sinnigen Wesen des Deutschen zu einer Mischung zusammen, die von ganz besonders anziehender Art ist. Diese heitere Sinnlichkeit, die in jenen Tagen noch sehr naiv war und sich bereits mit dem innigeren Empfindungsleben unserer Zeit zu schmücken begann, mußte einen Mann wie Mozart über alle Maßen anziehen. Denn arglos und unschuldig wie er war, nahm er diese Heiterkeit frisch in sich auf, wie sie ihm vorkam, und reflectirte nicht über den Werth oder Unwerth der Freude. Vielmehr erregte der frohe Genuß jedweder sinnlichen Gaben, wie er ihn in Wien allerorten sah, auch in ihm das natürliche Verlangen, und es ist der schönste Beweis für die Unschuld seiner Natur, wenn er sich dem Vater gegenüber offen über diese Dinge ausspricht. Von allen Stellen seiner Briefe darf diese am wenigsten fehlen, weil gerade sie am meisten all den Verläumdungen ins Gesicht schlägt, die Mißwollen und Unverstand über unsern geliebten Meister thurmhoch gehäuft haben.

„Die Natur spricht in mir so laut wie in jedem An=

deren und vielleicht lauter als in manchem großen starken Lümmel," schreibt er vertraulich dem Vater. „Ich kann ohnmöglich so leben wie die meisten dermaligen jungen Leute. Erstens habe ich zu viel Religion, zweitens zu viel Liebe des Nächsten und zu ehrliche Gesinnungen, als daß ich ein unschuldiges Mädchen anführen könnte, und drittens zu viel Grauen und Eckel und Scheu und Forcht vor die Krankheiten, und zuviel Liebe zu meiner Gesundheit, als daß ich mich mit — herumbalgen könnte; daher kann ich auch schwören, daß ich noch mit keiner Frauensperson auf diese Art etwas zu thun gehabt habe. Denn wenn es geschehen wäre, so würde ich es Ihnen auch nicht verhehlen; denn fehlen ist doch immer dem Menschen natürlich genug; und einmal zu fehlen wäre auch eine bloße Schwachheit, — obwohl ich mir nicht zu versprechen getraute, daß ich es bey einmal fehlen hätte bewenden lassen mögen, wenn ich in diesem Punkte ein einzigesmal fehlte. Darauf aber kann ich leben und sterben."

Welch liebenswürdige Unschuld! — Doch, — wie kommt er zu diesem offenen Geständniß, das in so großer Unbefangenheit Dinge bespricht, die, so natürlich sie sind, sonst hinter den Coulissen gehalten zu werden pflegen? — Er wollte heirathen. Und wen? — Constanze Weber.

Constanze war seine Schülerin; schon in München hatte er sie im Clavierspiel unterrichtet und jetzt kam der Gesang dazu. So hatte er also nach wie vor Veranlassung, in das Webersche Haus zu kommen. Denn er war bereits im September ausgezogen, und wenn es ihm auch vorkam, als wenn einer von seinem eigenen bequemen Wagen sich in einen Postwagen setzt, so hatte er doch damit einen Wunsch des

Vaters erfüllt und konnte ihn nun auch bitten, Vertrauen zu haben und nicht auf das Geschwätz der Andern zu hören. Allein gerade diese Trennung von dem Mädchen, auf das ihn das Gerede der Leute stets aufmerksam erhielt, bewirkte ein Wachsen des Interesses, aus dem bald eine reine Neigung hell aufloderte. Dazu kam das Gefühl der Unbehaglichkeit, daß er allein wohnen und für so manche Dinge sorgen mußte, die sonst andere abgemacht hatten. Den ganzen Tag über hatte er zu arbeiten oder umherzulaufen, und fand dabei in jenem Herbste zunächst nur wenig Erfolg. Ermüdet und abgespannt kam er Abends nach Hause und sah sich allein. Das Wirthshausleben war ihm durchaus fremd und daher zuwider, — was ist erklärlicher, als daß er sich nach einer eigenen Häuslichkeit sehnte! Im Weberschen Hause dagegen waren sie Abends stets mit einander lustig und froh gewesen, hatten Versteckens gespielt und das ganze heitere Getändel der Jugend getrieben. Da er nun obendrein durch den längeren Aufenthalt dort bereits erfahren hatte, wie wohlthuend die Art der Tochter für ihn war, ihm alle seine kleinen Lebensbedürfnisse zu besorgen so gewann er die Ueberzeugung, daß sie die rechte Lebensgefährtin für ihn sei, und der Drang des Herzens führte ihn bereits in diesem Herbste dahin, sich mit ihr zu verloben.

Den Vater hatte er nicht gefragt, sein Herz und seine Vernunft waren es, die durch mancherlei Prüfungen gereinigt, ihm den Maßstab für sein Handeln gaben. Allein er wünschte freilich auf das Innigste des Vaters Einwilligung und schrieb deßhalb am 15. December den Brief, aus dem wir die obige Stelle entlehnten. „Ich weiß wohl," heißt es dann weiter, „daß diese Ursache (so stark sie immer ist) doch nicht erheblich genug ist. Mein Temperament aber, welches mehr zum ruhi-

gen und häuslichen Leben als zum Lärmen geneigt ist; — ich, der von Jugend auf niemalen gewohnt war, auf meine Sachen, was Wäsche, Kleidung und dergleichen anbelangt, Acht zu haben, kann mir nichts nöthiger denken als eine Frau. Ich versichere Sie, was ich nicht Unnützes oft ausgebe, weil ich auf nichts Acht habe. Ich bin ganz überzeugt, daß ich mit einer Frau (mit dem nämlichen Einkommen, das ich allein habe) besser auskommen werde als so. Und wie viele unnütze Ausgaben fallen nicht weg? Man bekommt dafür wieder andere, das ist wahr; allein man weiß sie, kann sich darauf richten, und mit einem Wort, man führt ein ordentliches Leben. — Ein lediger Mensch lebt in meinen Augen nur halb — ich hab halt solche Augen, ich kann nicht dafür; ich hab es genug überlegt und bedacht, ich muß doch immer so denken."

„Nun aber, wer ist der Gegenstand meiner Liebe? — Erschröcken Sie auch da nicht, ich bitte Sie. — Doch nicht eine Weberische? — Ja eine Weberische; aber nicht Josepha, nicht Sophie, sondern Constanze, die mittelste. Ich habe in keiner Familie eine solche Ungleichheit der Gemüther angetroffen wie in dieser. Die älteste ist eine faule, grobe Person, die es dick hinter den Ohren hat; die Lange ist eine falsche, schlecht denkende Person, eine Coquette; die jüngste ist noch zu jung um etwas seyn zu können, ist nichts als ein gutes, aber leichtsinniges Geschöpf — Gott möge sie vor Verführung bewahren! Die mittelste aber, nemlich meine gute, liebe Constanze ist — die Marterin darunter, und eben deswegen vielleicht die gutherzigste, geschickteste und mit einem Worte die beste darunter. Die nimmt sich um Alles im Hause an — und kann doch nichts recht thun. O mein

bester Vater, ich könnte ganze Bögen voll schreiben, wenn ich Ihnen alle die Auftritte beschreiben sollte, die mit uns beyden in diesem Hause vorgegangen sind; wenn Sie es aber verlangen, werde ich es im nächsten Briefe thun. — Bevor ich Ihnen von meinem Gewäsche frey mache, muß ich Sie doch noch näher mit dem Charakter meiner liebsten Constanze bekannt machen. Sie ist nicht häßlich, aber auch nichts weniger als schön. Ihre ganze Schönheit besteht in zwey kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachsthum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können. Sie ist nicht zum Aufwand geneigt, das ist grundfalsch; im Gegentheil ist sie gewohnt, schlecht gekleidet zu seyn, denn das Wenige, was die Mutter ihren Kindern hat thun können, hat sie den zwey anderen gethan, ihr aber niemalen. Das ist wahr, daß sie gerne nett und reinlich, aber nicht proper gekleidet wäre; und das Meiste, was ein Frauenzimmer braucht, kann sie sich selbst machen, und sie frisirt sich auch alle Tage selbst; versteht die Hauswirthschaft, hat das beste Herz von der Welt — ich liebe sie und sie liebt mich von Herzen — sagen Sie mir, ob ich mir eine bessere Frau wünschen könnte?"

„Das muß ich Ihnen noch sagen, daß damals, als ich quittirte, die Liebe noch nicht war, sondern erst durch ihre zärtliche Sorge und Bedienung (als ich im Hause wohnte) gebohren wurde. Ich wünsche also nichts mehr, als daß ich nur etwas Weniges Sicheres bekomme (wozu ich auch Gottlob wirklich Hoffnung habe), so werde ich nicht nachlassen, Sie zu bitten, daß ich diese Arme erretten und mich zugleich mit ihr, und ich darf sagen, uns Alle glücklich machen darf — Sie sind es ja doch auch, wenn ich es bin? — und die

Hälfte von dem Sichern, was ich bekommen werde, sollen Sie genießen, mein liebster Vater? — Nun habe ich Ihnen mein Herz eröffnet und mein Wort erklärt. — Ich küsse Ihnen tausendmal die Hände und bin Ihr gehorsamer Sohn.

Viertes Kapitel.

So war von Neuem Freude und Glückseligkeit in sein Herz eingezogen, und wieder hing ihm der Himmel voller Geigen. Er hatte gesucht, sich den Kammerdiener Strack, der beim Kaiser alles vermochte, durch Artigkeiten zu verbinden, und es schien wohl, als wenn dieser seinen Einfluß bei Hofe für ihn geltend machen werde. Auch war Hoffnung vorhanden, daß Mozart bei der Hauscapelle des Fürsten Liechtenstein Dirigent und Compositeur werde, und so stand allerdings „etwas Weniges Sicheres“ in Aussicht. Allein Strack war eine gemeine Bedientenseele, der, selbst für die „kleinen“ Musiker eingenommen, die Werke eines Haydn und Mozart nicht liebte und sich auch wohl hütete, dem Geschmacke des Kaisers irgendwie entgegenzutreten. Mit der Stellung beim Fürsten Liechtenstein ward es auch nichts. So blieb Mozart auf den unsichern Ertrag von Concerten und Lectionen beschränkt. Er hatte damals wirklich drei einträgliche Scolarinnen, die Gräfinnen Rumbeck und Zichi und die Frau von Trattner. Vor Allem aber stand die Hoffnung vor ihm, durch seine Oper mit einem Male einen großen Sieg zu erfechten, und sie machte seine Seele, die ohnehin damals schon in hohen Wogen ging, noch höher schwellen. Er fühlte seine Kraft, er hatte nichts als sein Ziel im Auge, durch große Leistungen seinen Beruf zu erfüllen. Auch die Ver-

lobung, die Ehe war ihm dazu nur ein Mittel, ein Weg, aber ein bedeutsamer. Denn sie allein konnte dem Gemüthe, dem ganzen Dasein die Ruhe, den Frieden geben, dessen er bedurfte, um seine Thaten zu thun. Das fühlte er, und der Erfolg beweist, daß er Recht gehabt. Sein Geist wurde frei und heiter, und in vollen Strömen ergoß sich fortan, trotz mancher äußeren Noth und starkem Gedränge, die Fülle seines Innern.

Der Vater freilich schaute die Sache wiederum anders an. Er sah wiederum nur die Stube voll nothleidender Kinder, die er dem Sohne schon einmal in so scharfer Beleuchtung gezeigt hatte. Nach seiner Ansicht machte Wolfgang einen dummen Streich nach dem andern, setzte rücksichtslos und leichtsinnig sein eigenes Glück wie das der Andern aufs Spiel und rannte blindlings in sein Verderben. Die Schilderung der Weberschen Familie war aber nicht geeignet, sein Vertrauen zu erwecken. Hatte Wolfgang sich in Aloysia geirrt, wo war die Garantie, daß er Constanze besser kannte? Da nun obendrein bereits die Nachricht nach Salzburg gekommen war, Mozart habe ein schriftliches Eheversprechen abgegeben, so blieb dem Vater nach seiner Art die Menschen zu betrachten, kein Zweifel, daß sowohl die Madame Weber als ihre werthe Tochter mit bewußter Schlauheit verfahren seien, den unerfahrenen, arglosen und treuherzigen Jüngling in ihr Netz gelockt und ihm dann das Versprechen gewissermaßen abgenöthigt hätten. Er macht ihn daher darauf aufmerksam, daß er an dergleichen gar nicht gebunden sei. Allein wie hatte er sich verrechnet! Wolfgang gibt sogleich eine genügende Erklärung über diese Dinge.

Der Vormund der Weberschen Kinder, der Hofdirections-

Revisor und Theatergarderobe-Inspector Johann Thorwarth, ein Mann, der beim Theater von Einfluß war und besonders beim Grafen Rosenberg, dem Intendanten, viel galt, war durch Zuträger gegen Mozart eingenommen worden. „Diesem (der mich gar nicht kennt) müssen so dienstfertige und naseweise Herren wie Hr. Winter und ihrer mehrere allerhand Dinge von mir in die Ohren geschrieen haben — daß man sich mit mir in Acht nehmen müsse — daß ich nichts Gewisses hätte — daß ich starken Umgang mit ihr hätte — daß ich sie vielleicht sitzen lassen würde — und das Mädchen hernach unglücklich wäre ꝛc. Dies kroch dem Herrn Vormund in die Nase — denn die Mutter, die mich und meine Ehrlichkeit kennt, ließ es dabey bewenden und sagte ihm nichts davon — denn mein ganzer Umgang bestand darin, daß ich — dort wohnte — und nachher alle Tage ins Haus kam. — Außer dem Hause sah mich kein Mensch mit ihr. — Dieser lag der Mutter mit seinen Vorstellungen so lange in den Ohren, bis sie mir es sagte, und bat mich mit ihm selbst davon zu sprechen, er wolle die Tage herkommen. — Er kam — ich redete mit ihm — das Resultat (weil ich mich nicht so deutlich explicirte als er es gewollt) war — daß er der Mutter sagte, mir allen Umgang mit ihrer Tochter zu verwehren, bis ich es schriftlich mit ihm ausgemacht habe. — Die Mutter sagte: Sein ganzer Umgang besteht darin, daß er in mein Haus kömmt, und — mein Haus kann ich ihm nicht verbieten — er ist ein zu guter Freund, und ein Freund, dem ich viele Obligation habe — ich bin zufrieden gestellt, ich traue ihm — machen Sie es mit ihm aus. — Er verbot mir also allen Umgang mit ihr, wenn ich es nicht schriftlich mit ihm machte. Was blieb mir also für ein Mittel übrig? — eine

schriftliche Legitimation zu haben oder — das Mädchen zu verlassen. — Wer aufrichtig und solid liebt, kann der seine Geliebte verlassen? — kann die Mutter, kann die Geliebte selbst nicht die abscheulichste Auslegung darüber machen? — Das war mein Fall. Ich verfaßte die Schrift also, daß ich mich verpflichte, in Zeit von drei Jahren die Mademoiselle Constanze Weber zu ehelichen, oder wofern sich die Ohnmöglichkeit bey mir ereignen würde, daß ich meine Gedanken ändern sollte, so solle sie jährlich 300 fl. von mir zu ziehen haben."

Das waren schöne Geschichten, bei denen Wolfgang gar übel zu Muthe geworden sein mag. Allein das Versprechen schien ihm, wie er dem Vater versichert, ganz ohne Gefahr zu sein, da er gewiß gewußt habe, daß er sie nie verlassen werde; wenn dieser unglückliche Fall aber denkbar sei, daß er froh sein würde, sich mit 300 fl. frei kaufen zu können. Auch sei seine Constanze, wie er sie kenne, viel zu stolz, um sich verkaufen zu lassen. „Was that aber das himmlische Mädchen, als der Vormund fort war?" ruft er mit Entzücken aus. „Sie begehrte von der Mutter die Schrift — sagte zu mir: Lieber Mozart! ich brauche keine schriftliche Versicherung von Ihnen, ich glaube Ihren Worten so — und zerriß die Schrift. — Dieser Zug machte mir meine liebe Constanze noch werther."

Das Alles war nun in Wien bekannt geworden. Man hatte zwar auf Parole d'honneur Stillschweigen gelobt, aber nicht gehalten. Dies sei allerdings Unrecht, gesteht Wolfgang, und das ganze Benehmen sei tadelnswerth. „Hr. v. Thorwarth hat gefehlt, doch nicht so sehr, daß er und Mad. Weber in

Eysen geschlagen, Gassen kehren und am Halse eine Tafel tragen sollten, mit den Worten: Verführer der Jugend. Das ist auch übertrieben." Es sei ein falsches Vorgeben, daß man ihm zu Liebe Thür und Thor öffnet, ihm alle Freiheiten im Hause gelassen, ihm alle Gelegenheit dazu gegeben ꝛc., — vielmehr sei das Gegentheil wahr, und ein solches Haus würde er auch nicht frequentirt haben.

So setzte Mozart seinem Vater das Recht einer aufrichtigen Herzensneigung entgegen. Ueberhaupt werden wir jetzt erkennen, wie er mit der Macht einer edlen Natur sich durch widrige, ja gemeine Verhältnisse hindurchzukämpfen weiß, ohne daß auch nur ein Fleckchen des Schmutzes an ihm selbst hängen bliebe. Freilich hatte er keine andere Waffe gegen solche Dinge, als eben dieses reine Herz, — aber dieses ist es auch, was ihm trotz aller Bedrängniß Ruhe und Sicherheit, ja Heiterkeit des Geistes gewährt. Doch war es ohne einige starke Aufregungen, ja Empörungen seines Innern nicht abgegangen. Der „Spitzbube" Winter, der als Schüler Voglers schon von Mannheim her sein Feind war, hatte in München über Mozarts Verhältniß zu Constanze die schändlichsten Verläumdungen erzählt, und diese waren bis nach Salzburg gedrungen. Diese Handlungsweise empörte nun Mozart um so mehr, als gerade Winter, „wenn er den Namen eines Mannes (denn er ist verheyrathet) oder doch wenigstens eines Menschen verdient", und von dem er nicht anstatt „infame Lügen" „infame Wahrheiten" sagen wollte, unter anderm einmal zu ihm gesagt hatte: „Sie sind nicht gescheid, wenn Sie heyrathen; Sie verdienen Geld genug, Sie können es schon — halten Sie sich eine Maitresse. Was hält Ihnen denn ab? Das bissel d.... Religion?" Ja der gehässige

Mensch hatte sich nicht entblödet, Constanze ein Luder zu heißen. — „Gott! — in diesem Augenblicke erhalte ich ein Schreiben von meinem lieben, besten Vater! —", schließt Mozart einen Brief an die Schwester, in dem er so eben noch in der heitersten Weise über allerhand Salzburger Dinge geschrieben hatte, — „wie kann es doch so Ungeheuer von Menschen geben? — Geduld! — Vor Zorn und Wuth kann ich nicht mehres schreiben, nur das — daß ich ihm nächsten Posttag darauf antworten werde — und ihm zeigen werde, daß es Menschen giebt, die mehr — als Teufeln sind." — Und doch konnte Mozart bereits in einem der nächsten Briefe mit der Ruhe des guten Gewissens sagen: „Meine Maxime ist, was mich nicht trifft, das achte ich auch nicht der Mühe werth, daß ich davon rede; — ich kann mir nicht helfen, ich bin einmal so. — Ich schäme mich ordentlich mich zu vertheidigen, wenn ich mich falsch angeklagt sehe, ich denke mir immer die Wahrheit kommt doch an den Tag."

Fünftes Kapitel.

Alle diese Dinge beirren ihn nicht. Er beharrt auf dem Worte: „Ohne meine Constanze kann ich nicht glücklich sein, und ohne Ihre Zufriedenheit darüber würde ich es nur halb sein; machen Sie mich also ganz glücklich, mein liebster, bester Vater, ich bitte Sie." — Allein der Vater war mit solchen Erklärungen nicht zufrieden und machte Einwendungen über Einwendungen, so daß der Kampf zwischen beiden immer härter wurde, und Wolken des schmutzigen Staubes die klare Einsicht in die Sache immer mehr erschwerten. Zunächst hieß es, die Mutter wolle doch nur für sich Vortheil ziehen aus

dieser Heirath. „Wir beyde haben die Absichten der Mutter längst gemerkt," entgegnet Wolfgang, „sie wird sich aber gewiß sehr betrügen. Denn sie wünschte uns (wenn wir verheyrathet seyn würden) bey sich auf dem Zimmer zu haben (denn sie hat Quartier zu vergeben) — daraus wird aber nichts, denn ich würde es niemalen thun und meine Constanze noch weniger. Au contraire, sie hat im Sinne, sich bey ihrer Mutter sehr wenig sehen zu lassen, und ich werde mein möglichstes thun, daß es gar nicht geschieht — wir kennen sie." Dann aber wird die Tochter selbst angegriffen, worauf Wolfgang schmerzlich erregt schreibt: „Nur noch dieses — denn ohne dieses könnte ich nicht ruhig schlafen — muthen Sie meiner lieben Constanze keine so schlechte Denkungsart zu, glauben Sie gewiß, daß ich sie mit solchen Gesinnungen ohnmöglich lieben könnte. — Liebster, bester Vater, ich wünschte nichts, als daß wir bald zusammenkommen, damit Sie sie sehen und lieben — denn Sie lieben die guten Herzen — das weiß ich!"

Schon vorher hatte er dem Vater geschrieben: „Wenn ich von unserem lieben Gott schriftlich haben könnte, daß ich gesund bleiben und nicht krank sein werde — o so wollt ich mein liebes treues Mädchen noch heute heyrathen." Durch drei Scolarinnen kam er monatlich auf 18 Ducaten; wenn nur noch eine dazu käme, mache es 102 fl. 24 kr., damit könne man mit einer Frau still und ruhig, wie sie zu leben wünschten, wohl auskommen. Freilich, wenn er krank werde, sei es mit der Einnahme aus; sonst könnte er jährlich eine Oper schreiben, ein Concert geben, Sachen stechen lassen und auf Subscription herausgeben, aber das müßten nur Accidentien sein. „Doch — wenn es nicht geht, so muß es brechen —" heißt es zum Schluß, „und ich wage es eher auf diese Art, als

daß ich lange warten sollte. Mit mir kann es nicht schlechter, sondern es muß immer besser gehen. Warum ich aber nicht mehr lange warten kann, ist nicht allein meinetwegen, sondern hauptsächlich ihretwegen — ich muß sie sobald möglich erretten." Bald darauf vertraut er der Schwester, wie es eigentlich in dem Hause aussah: „Bis neun Uhr arbeite ich; dann gehe ich zu meiner lieben Constanze, allwo uns aber das Vergnügen uns zu sehen durch die bittern Reden ihrer Mutter mehrentheils verbittert wird, welches ich meinem Vater im nächsten Brief erklären werde, und daher gehört der Wunsch, daß ich sie sobald möglich befreyen und erretten möchte. Um halb elf oder elf Uhr komme ich nach Haus, das besteht von dem Schuß ihrer Mutter oder meinen Kräften ihn auszuhalten."

Nun versuchte er auch zwischen den beiden Mädchen eine Annäherung herbeizuführen: „Meiner lieben Schwester schicke ich zwey Hauben nach der neuesten Wiener Mode; beyde sind eine Arbeit von den Händen meiner lieben Constanze, sie empfiehlt sich Ihnen gehorsamst und küßt Ihnen die Hände, und meine Schwester umarmt sie auf das freundschaftlichste und bittet um Vergebung, wenn die Hauben nicht zum allerbesten ausgefallen sind, die Zeit war zu kurz." Zum Schluß heißt es in der kindlich bescheidenen Weise, die ihm eigen: „Eben ist meine Constanze über mich gekommen, ob sie sich nicht unterstehen dürfte, meiner Schwester ein kleines Angedenken zu überschicken. Ich soll sie aber gleichwohl entschuldigen, sie seye ein armes Mädchen, habe nichts zum Besten und meine Schwester soll den guten Willen für das Werk ansehen. Das Kreuzel ist von keinem großen Werth, aber die Hauptmode in Wien. Das Herzl

mit dem Pfeil ist aber dem Herzl mit dem Pfeil meiner Schwester mehr anpassend, und wird ihr also besser gefallen."

Dieses Entgegenkommen wurde dann von Vater und Schwester zwar freundlich aufgenommen, aber der Vater ließ nicht nach mit Einwendungen und machte seinen Sohn besonders auf Fehler der Mutter aufmerksam, bei denen eine gute Erziehung nicht möglich sei. Darauf erfahren wir denn wieder schöne Dinge: „Der Appendix ihre Mutter betreffend ist nur soweit gegründet, daß sie gern trinkt und zwar mehr als eine Frau trinken sollte. Doch — besoffen habe ich sie noch nicht gesehen, das müßte ich lügen. Die Kinder trinken nichts als Wasser, und obschon die Mutter sie fast zum Wein zwingen will, kann sie es doch nicht dazu bringen; da giebt es denn öfters den größten Streit deswegen. — Könnte man sich wohl so einen Streit von so einer Mutter vorstellen?"

Aber um das Maß des Kummers und der Noth erst recht voll zu machen, kam noch eine leidenschaftliche Heftigkeit Constanzens dazu, die ihm manche schwere Stunde bereitete. Von diesem Leidwesen gibt uns folgender Brief Zeugniß, den Mozart am 29. April 1782, also fast ein halbes Jahr nach ihrer Verlobung, zu schreiben gezwungen war und der seine Art zu denken und zu empfinden in schöner Weise darlegt.

„Liebste, beste Freundin! Diesen Namen werden Sie mir ja doch erlauben, daß ich Ihnen geben darf? So sehr werden Sie mich ja doch nicht hassen, daß ich nicht mehr Ihr Freund seyn darf und Sie nicht — mehr meine Freundin seyn werden? Und — wenn Sie es auch nicht mehr

seyn wollen, so können Sie es mir doch nicht verbieten, gut für Sie, meine Freundin, zu denken, wie ich es nun schon gewohnt bin. Ueberlegen Sie wohl, was Sie heut zu mir gesagt haben. Sie haben mir (ohngeachtet allen meinen Bitten) dreimal den Korb gegeben und mir gerade ins Gesicht gesagt, daß Sie mit mir nichts mehr zu thun haben wollten. Ich, dem es nicht so gleichgültig ist wie Ihnen, den geliebten Gegenstand zu verlieren, bin nicht so hitzig, unüberlegt und unvernünftig den Korb anzunehmen. Zu diesem Schritte liebe ich Sie zu sehr. Ich bitte Sie also, noch einmal die Ursache dieses ganzen Verdrusses wohl zu überlegen und zu überdenken, welche war, daß ich mich darüber aufgehalten, daß Sie so unüberlegt waren, Ihrer Schwester, NB in meiner Gegenwart zu sagen, daß Sie sich von einem Chapeau haben die Waden messen lassen. Das thut kein Frauenzimmer, welches auf Ehre hält. Die Maxime, in der Compagnie mitzumachen, ist sehr gut. Dabey muß man aber viele Nebensachen beachten; ob es lauter gute Freunde und Bekannte sind; ob ich ein Kind oder schon ein Mädchen zum Heyrathen bin? besonders ob ich eine versprochene Braut bin? hauptsächlich aber, ob lauter Leute meines Gleichen oder Niedrigere als ich, besonders aber Vornehmere als ich dabey sind? — Wenn es sich wirklich die Baronin selbst hat thun lassen, so ist es ganz was anders, weil sie schon eine übertragene Frau (die ohnmöglich mehr weiter kann) ist — und überhaupt eine Liebhaberin von etcaetera ist. Ich hoffe nicht, liebste Freundin, daß Sie jemals so ein Leben führen wollten, wie sie, wenn Sie auch nicht meine Frau seyn wollen. Wenn Sie schon dem Triebe mitzumachen — obwohl das Mitmachen einer Mannsperson nicht allezeit ansteht, desto

weniger aber einem Frauenzimmer —, konnten Sie aber ohnmöglich widerstehen, so hätten Sie in Gottes Namen das Band genommen und sich selbst die Waden gemessen (sowie es noch alle Frauenzimmer von Ehre in meiner Gegenwart in dergleichen Fällen gethan haben), und nicht von einem Chapeau (ich —, ich — würde es niemalen im Beyseyn Anderer gethan haben), desto weniger also von einem Fremden, der mich gar nichts angeht. — Doch das ist vorbey, und ein kleines Geständniß Ihrer dortmaligen, etwas unüberlegten Aufführung würde alles wieder gut gemacht haben und — wenn Sie es nicht übel nehmen, liebste Freundin — noch gut machen. Daraus sehen Sie, wie sehr ich Sie liebe. Ich brause nicht auf wie Sie — ich denke — ich überlege und ich fühle. Fühlen Sie, haben Sie gefühlt, so weiß ich gewiß, daß ich heute noch ruhig werde sagen können: die Constanze ist die tugendhafte, ehrliebende, vernünftige und getreue Geliebte des rechtschaffenen und für Sie wohldenkenden Mozart."

Sechstes Kapitel.

So machten die beiden Liebenden, wie es zu sein pflegt, das Leben einander sauer, denn dies war gewiß nur ein besonderer Fall unter anderen, in denen der jugendliche Brausekopf Constanzens im Gefühl der Gesundheit und Kraft den zarten und bescheidenen Sinn des jungen Meisters verletzte. Bedenkt man nun, welche Störungen das rohe Benehmen der Mutter und das fortdauernde Widerstreben des Vaters mit seinen Launen in Mozarts Innerm erregen mußten, so begreift man kaum, wie es möglich ist, daß er gerade in dieser

Zeit wieder an seiner Oper componirte. Denn auf die Anfrage des Vaters schreibt er acht Tage nach dem oben angeführten Briefe: „Gestern war ich bei der Gräfin Thun und habe ich ihr meinen zweiten Act vorgeritten.“ Er hatte also doch ein Asyl, wohin er sich vor den Plackereien des Lebens zurückziehen konnte, und da verschrieb er sich denn öfters bis 1 Uhr Nachts, „und dann wieder um 6 Uhr auf.“ Das war aber auch in dieser schweren Zeit sein einziger Trost, und er durfte wohl schreiben: „Ich freue mich recht sehr auf diese Oper, das muß ich Ihnen gestehen.“

Ja diese Hoffnung erheitert ihn so, daß seine Briefe wieder mit einigen schlechten Witzen und Kindereien versehen werden. Dem Hunde „Pimperl“ wird eine Prise spanischer Toback geschickt, der Mlle. Marchand, einer Schülerin des Vaters ein paar Busserln — „meine liebe Constanze hat es mir schon erlaubt“ —, und von einem Herrn v. Feigerle wird berichtet, daß er geschrieben habe, er sey verliebt — „und in wen? — in meine Schwester — Nein — in — meine Baase!“ — — Das war durchaus das Einzige, was der Vater, dem sonst so ausführlicher Bericht über den Fortgang der Compositionen gegeben wurde, diesmal über das Werk, das Mozarts Seele so sehr beschäftigte, zu hören bekam. Er selbst war sich bewußt, daß seine Musik gut sei, und durfte des Erfolges sicher sein, da er, der sonst wie er schreibt „schlechterdings seinen eigenen Empfindungen folgte“, diesmal möglichst auf den Geschmack der Wiener Rücksicht genommen hatte. Doch hatte er wiederum mit starken Kabalen zu kämpfen, und es bedurfte eines ausdrücklichen Befehls von Seiten des Kaisers, damit die Oper am 12. Juli wirklich gegeben wurde. Das Publikum, wie hoch gespannt auch

seine Erwartungen gewesen waren, es wurde durch diese Musik überrascht, entzückt, hingerissen. Das Haus war gedrängt voll. Beifall und Dacaporufen wollte kein Ende nehmen, und die Aufführungen folgten rasch nach einander. Mozart berichtet dies dem Vater folgendermaßen:

„Gestern ist meine Opera zum zweyten Male gegeben worden. Könnten Sie wohl vermuthen, daß gestern noch eine stärkere Kabale war, als am ersten Abend? Der ganze erste Act ist verwischt worden, aber das laute Bravo-Rufen unter den Arien konnten Sie doch nicht verhindern. Meine Hoffnung war also das Schluß-Terzett, da machte aber das Unglück den Fischer fehlen, dadurch fehlte auch der Danner (Pedrillo) —, und Adamberger allein konnte auch nicht Alles ersetzen; mithin ging der ganze Effect davon verloren, und wurde für dieß Mal — nicht repetirt. Ich war so in Wuth, daß ich mich nicht kannte, sowie auch Adamberger. — Das Theater war noch fast voller, als das erste Mal; den Tag vorher konnte man schon keine gesperrten Sitze mehr haben." Bei jeder folgenden Aufführung „ohngeachtet der erschröcklichen Hitze, wimmelte das Theater allezeit von Menschen. — Es thut Einem doch wohl, wenn man solchen Beyfall erhält." Seine Seele hob sich unter dieser allgemeinen Anerkennung hoch empor, und dem Geiste wuchsen neue Schwingen. Kaiser Joseph, der nicht ahnte, was er diesmal hervorgerufen, äußerte: „Zu schön für unsere Ohren, und gewaltig viel Noten, lieber Mozart!" — worauf dieser freimüthig entgegnete: „Gerade so viel Noten, Ew. Majestät, als nöthig ist." Er war sich seiner Kunst und seiner Kraft vollkommen bewußt geworden. Gluck, der Altmeister unter den berühmten Componisten und derzeit der Vornehmste in der

musikalischen Welt Wiens, ließ sich die Oper aufführen, obwohl sie erst wenige Tage vorher gegeben war, und lud dann den Componisten, dem er viele Complimente machte, zu sich zum Speisen ein.

Nun war Mozarts Glück gemacht, er galt als einer der ersten Componisten Wiens, und bald war die Oper in ganz Deutschland verbreitet. Ausgezeichnete Besprechungen erfolgten in den öffentlichen Blättern. Man begann zu ahnen, daß hier die erste wahrhaft deutsche Oper vorliege. Goethe, der sich viel für das Singspiel interessirte und selbst manches Gedicht geschrieben hatte, um es von seinem Kayser componiren zu lassen, schrieb von der italienischen Reise aus: „Alles unser Bemühen, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen."

Mozart hatte aber auch wieder sein Bestes daran gesetzt, um das Beste zu gewinnen. Galt es doch jetzt außer dem Ruhme und der Ehre noch die Erringung einer Lebensstellung, an die sich der Besitz des geliebtesten Mädchens knüpfte. All die Noth, die er um sie hatte, verdichtete sich zu den wundervollen Tönen der Klage, die aus Constanzens Arie: „Traurigkeit ward mir zum Loose" hervorklingt. All seine Seligkeit im Genuß der schönsten Herzensneigung und in der bangen Sehnsucht nach dem dauernden Besitze seines Mädchens drängte sich in Belmonte's Arie zusammen. Und wo anders ist der Zauber zu finden, der in den Melodien des „O wie ängstlich" so sehnsuchtsvoll ertönt? Wo jene innerste Befriedigung des Herzens, die in dem Rondo „Wenn der Freude

Thränen fließen" so innerlich warm, so glückselig sich ausspricht: „O Constanze, Dich zu sehen, Dich voll Wonne und Entzücken an dies treue Herz zu drücken." Man sieht, es war alles in ihm wahr geworden, was er einst nur in seligem Traum gehofft hatte. Und jetzt wo er diese Wonne in vollen Zügen einsog, wie viel herrlicher war sie als aller Traum, und wie so glühend strömt sie aus dem überwallenden Herzen hervor. Diese Töne, sie waren nie vorher gehört worden. Nach ihnen stimmte sich fortan jede Leyer, die von Liebes Leid und Glück in deutscher Weise singen wollte, und noch heute sind sie nicht wieder erreicht, wie viel weniger übertroffen.

Aber es war doch noch etwas in dieser Oper, das über dies Alles hinausgeht, das war die Komik, der echte Humor, der in ihr floß, und der war noch viel mehr neu, als jene innige Gefühlsweise, die doch vom Volksliede her ihre Sprache entlehnen konnte. Eine Figur wie Osmin hatte die deutsche Oper nicht besessen, sie ist überhaupt die erste eigentliche komische Person in der dramatischen Musik, gegen welche die Figuren der Opera buffa Carricaturen und die der französischen Operette nur leichte Ansätze des Humores sind. Hier offenbart sich zum ersten Male die ganze Tiefe des Mozartschen Geistes, und es ist nicht sowohl zu verwundern, daß die Noth der letzten Zeit ihm die Freiheit des Geistes ließ, die solche Figuren erzeugt und aus dem Leben herausserschaut. Sondern gerade durch die Noth, die ihm die Brutalität wie die Schlechtigkeit und Gemeinheit der Menschen bereitet, gewann er erst einen Blick in das große Wirrsal des Lebens. Und wie er denn als der Genien einer, die mit ihrem Herzen am Pulsschlage der Ewigkeit liegen, eine Ahnung

bekam von dem Gesetze, das in allem Dasein liegt, und von der steten Ausgleichung aller Unvollkommenheiten im menschlichen Leben, so erfaßte er den tieferen Sinn all dieser Dinge, die im gewöhnlichen Gebrauche als schlecht, gemein oder gar frivol gelten, und erkannte in ihnen jene allumfassende Thorheit, die er mit einem göttergleichen Gleichmuth sein ließ, wie sie war, und in seinen Bildern einfach hinstellte. Hieraus erwuchs eine Figur wie der Osmin, der mit seiner plump-sinnlichen Art, seiner brutalen Dummheit und Verliebtheit so recht mitten aus dem Leben gegriffen ist, wie ein Niederländer seine Bauern und ein Shakespeare seinen Falstaff der Wirklichkeit entlehnte. Und wie er nun den Osmin sich mit aller Behaglichkeit breit machen und in seinem wüsten Diensteifer sich fort und fort überstürzen und so stets die kleinen Strafen für seine Rohheit und seinen Uebermuth finden läßt, darin beweist sich eine Reife des Geistes für den kaum sechsundzwanzigjährigen Jüngling, die es uns begreiflich macht, warum Mozart trotz allem Widerwillen und Zorn über die Brutalität des Erzbischofs und seines würdigen Dieners und trotz aller Empörung und Wuth über eines Winters infame Verläumdungen in tiefster Seele doch jenen Gleichmuth trägt, dem solche Dinge nur ein vorübergehend Spiel sind.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Entführung aus dem Auge Gottes.

1782.

> Als Jüngling zeigt er den Verstand des Mannes,
> Und als Mann die Weisheit der Alten.

Erstes Kapitel.

Es ist bei der Betrachtung aller dieser Verhältnisse nicht zu vergessen, daß wir das Jahr 1782 schreiben. Noch hatte nicht die französische Revolution mit ihren kriegerischen Folgen auch in Deutschland jene Freiheit der Bewegung herbeigeführt, die heutzutage jedem Bürger, weß Standes er sei, gestattet ja zur Gewohnheit geworden ist. Noch bestanden die Standesvorrechte gewisser Classen, besonders die Privilegien des Adels in voller Macht, und selbst des großen Friedrichs Anerkennung der staatsbürgerlichen Rechte jedes Unterthanen und der nachahmende Respect Josephs II. vor dem Bürgerstande vermochten nicht das thatsächliche Verhältniß aufzuheben und dem Bürger einfach seine Rechte als Menschen zu Bewußtsein zu bringen. Gehörte nun gar einer noch einem Stande an, der wie Musikanten und Schauspieler in den

Augen des Publikums wenn auch nicht mehr für ehrlos, doch durchaus nicht für ebenbürtig galt, so ist es wohl zu erklären, wenn der alte Mozart, der ganz in den alten Anschauungen aufgewachsen war, seinem Sohne nicht unbedingt das Recht zuerkannte, sich gegen den Adel, ja gegen den Erzbischof in seiner Menschenwürde zu fühlen. Auch ohne die materiellen Interessen, die hier mit unterliefen, würde er Wolfgangs Schritte nicht durchaus gebilligt haben. Das Gefühl, jedem Menschen, selbst dem Adel von Natur ebenbürtig zu sein, rief in den bürgerlichen Kreisen Deutschlands erst die mächtige Stimme Schillers wach, und obgleich damals gerade die Räuber erschienen waren, so ist doch sehr zweifelhaft, ob die Familie Mozart dieses Werk der Empörung des sittlichen Gefühls gegen verworfene Zustände der Gesellschaft bereits kannte.

Aehnlich verhielt es sich mit dem Familienleben. Zwar Gellert und Klopstock waren wohl auch bis in den katholischen Süden gedrungen, und die ersten Dämmer eines erwachenden Innenlebens gingen auch hier auf, das Herz begann leise seine Rechte zu fühlen. Allein selbst in Norddeutschland war trotz aller Empfindsamkeit noch nicht durchweg in den Familien das Bewußtsein durchgedrungen, daß der Mensch mit seiner eigensten innersten Empfindung, zumal bei der Wahl der Lebensgefährtin durchaus im Rechte sei. Dieses Bewußtsein, so wie es heutzutage wohl allgemein ist, dieses Axiom: „Keine Ehe ohne Liebe," das sich unter der heutigen Jugend so ganz von selbst versteht, war zur Zeit Mozarts noch nicht entfernt als ein Gesetz anerkannt. Vielmehr galten noch die äußeren Rücksichten auf die Verwandtschaft, kurzum der Gesammtvortheil der Familie als das bestimmende Gesetz

in diesen Dingen. Um so mehr ist es anzuerkennen und ein Beweis, daß wir in Mozart eine echte und wahre Natur, einen großen Menschen vor uns haben, daß er gegen die Gewohnheit der Zeit sowohl in Mannheim wie jetzt in Wien durchaus das Recht seines Herzens geltend macht.

Schon damals, als er Aloysia liebte, hatte er bei der Nachricht, daß ein Freund eine reiche Heirath gethan, folgende Betrachtung gemacht: „So möchte ich nicht heyrathen, ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch sie machen. Drum will ich es auch bleiben lassen, und meine goldne Freiheit genießen, bis ich so gut stehe, daß ich Weib und Kinder ernähren kann. Dem Hr. v. Schiedenhofen war es nothwendig eine reiche Frau zu wählen, das macht sein Adl. Noble Leute müssen nie nach gusto und Liebe heyrathen, sondern nur aus Interesse und allerhand Nebenabsichten; es stünde auch solchen hohen Personen gar nicht gut, wenn sie ihre Frau etwa noch liebten, nachdem sie schon ihre Schuldigkeit gethan und ihnen einen plumpen Majoratsherrn zur Welt gebracht hat. Aber wir arme gemeine Leute, wir müssen nicht allein eine Frau nehmen, die wir und die uns liebt, sondern wir dürfen, können und wollen so eine nehmen, weil wir nicht noble, nicht hochgeboren und adelig und nicht reich sind, wohl aber niedrig, schlecht und arm, folglich keine reiche Frau brauchen, weil unser Reichthum nur mit uns ausstürbe, denn wir haben ihn im Kopf — und diesen kann uns kein Mensch nehmen, ausgenommen, man hauete uns den Kopf ab, und dann — brauchen wir nichts mehr.“

Doch ihm war nicht wie uns von Jugend auf dieses Recht des Herzens durch die Werke der großen Dichter mit glühenden

Zügen in das empfängliche Gemüth eingeschrieben worden. In die Kreise, aus denen Mozart hervorging, waren Schiller und Göthe noch nicht gedrungen, ja kaum Lessing war dort bekannt. Wenn wir nun den jungen Liebhaber, um die Zustimmung des Vaters zu erlangen, vorzugsweise praktische, äußere Gründe geltend machen sehen, so tönt doch lebhaft hindurch das Wort: „ich liebe sie und sie liebt mich, und so werden wir glücklich sein.“ Und wenn selbst, worin man vor Allem die Einwirkung der Zeit erkennt, der Brief an die erklärte Braut fast mehr Ehrerbietung als Zärtlichkeit zeigt, so vergesse man nicht, daß das Wort und die Schrift nicht das Mittel war, wodurch Mozart seine Empfindungen naturgemäß und unbefangen ausdrückte. Vielmehr gibt über dieses nur seine Musik Aufschluß, und diese ist in dem natürlichen Ausdruck einer zärtlichen, herzinnigen Liebe so einzig in ihrer Art, daß man wohl erkennt, Mozart empfand diese schönste und natürlichste Leidenschaft des Menschen nicht minder einfach, tief und wahr als ein Göthe, und ragte damit wie dieser um mehr denn Hauptеslänge über seine Zeitgenossen hinaus. Ja er war es, der mit Göthe zusammen durch seine Weisen in der ganzen Nation das Bewußtsein wachrief, welch herrliches Ding es ist um ein eigenes Herz, und was wir heutzutage davon besitzen, verdanken wir der tiefen Erregung dieser Männer. Andere dann führten uns über dieses bloße innere Leben hinaus. Schiller und Beethoven predigten, daß der Mensch, der sich innen etwas fühlt, auch nach außen hin seine Rechte, seine Würde geltend zu machen habe. Aber wäre der gute Deutsche nicht erst innen etwas Ordentliches gewesen, die mächtige Stimme dieser Fortschrittsmänner hätte gewiß vergeblich getönt.

Das Alles ist nun über uns hergegangen. Wir Heutigen können uns kaum vorstellen, daß das auch einmal anders war, und Mozarts bescheidene Art will uns etwas gar zu kindlich dünken. Aber es sind nur die Formen, die er mit seiner Zeit theilt. Innen lebt ein lebhaft empfindendes Herz, ein menschliches Fühlen, so rein, so tief, so klar, wie es nur sein kann, und es hat sich in einer Weise ausgesprochen, die ewig gültig ist und so lange unser Geschlecht besteht, die Menschen lehren wird, wie sie zu empfinden, oder vielmehr wie sie in ihrem Empfinden Recht und wie sie es geltend zu machen haben. Das Alles vergesse man nicht, wenn in der folgenden Darstellung unserer heutigen Anschauungsweise manches nicht frei, nicht groß genug scheinen möchte. So zu handeln, wie Mozart handelte, so durchaus der Stimme seines Herzens zu folgen, war der Zeit und den Kreisen, in denen unser Meister lebte, unerhört genug, war Unrecht oder mindestens excentrisch.

Zweites Kapitel.

Wir verließen den jungen Genius in der Klemme des praktischen Lebens: der Vater war erzürnt, die Schwiegermutter gemein. Aus beiden Drängnissen mußte er sich retten. Er wußte kaum wie. Er wollte sofort heirathen. Der Vater gab es nicht zu. Eine Stellung hatte er nicht, an Geld fehlte es auch. Was waren die hundert Ducaten, die er für die Entführung erhielt! Was die wenigen Gulden, die ihm der preußische Gesandte Baron Riedesel für eine Copie der Partitur gezahlt haben mag! Was die Vergütung für ein

Arrangement der Oper zur Harmoniemusik! Und der Lectionen gab es im Sommer wenige.

Zunächst nun versuchte er wiederum die Nannerl für sich zu gewinnen, und die ehrerbietige Art, womit Constanze an sie schreibt und sogar er selbst es sich zur Ehre anrechnet, von seiner Schwester einen Brief zu erhalten, kann uns so recht in jene Zeit versetzen, wo man mit seinem schönsten Empfinden noch kaum die Augen aufzuschlagen wagte. „Meine liebe Constanze hat sich endlich die Courage genommen, dem Triebe ihres guten Herzens zu folgen, nämlich Dir, meine liebe Schwester, zu schreiben. Willst Du sie (und in der That, ich wünsche es, um das Vergnügen darüber auf der Stirn dieses guten Geschöpfs zu lesen), willst Du sie also mit einer Antwort beehren, so bitte ich Dich, Deinen Brief mir einzuschließen, ich schreibe es nur zur Fürsorge, damit Du weißt, daß ihre Mutter und ihre Schwestern nichts wissen, daß sie Dir geschrieben hat." Und Constanzens Brief spricht unter vielen Verbeugungen so: „Wertheste und schätzbarste Freundin! Niemals würde ich so kühn gewesen seyn, mich so ganz grade meinem Triebe und Verlangen, an Sie, wertheste Freundin, zu schreiben, zu überlassen, wenn nicht dero Herr Bruder mich versichert hätte, daß sie mir diesen Schritt, welcher aus zu großer Begierde mich mit einer obschon unbekannten, doch durch den Namen Mozart mir so schätzbaren Person wenigstens schriftlich zu besprechen geschieht, nicht übel nehmen werden. Sollten Sie böse werden, wenn ich mich Ihrer zu sagen unterstehe, daß ich Sie, ohne die Ehre zu haben Sie von Person zu kennen, nur ganz allein als Schwester eines Ihnen so würdigen Bruders, überaus hochschätze und liebe, und es wage, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten? Ohne stolz zu seyn,

darf ich sagen, daß ich sie halb verdiene, ganz werde ich mich sie zu verdienen streben, — darf ich Ihnen die meinige (welche ich Ihnen schon längst heimlich in meinem Herzen geschenkt habe) entgegen anbieten? o ja, ich hoffe es, und in dieser Hoffnung verharre ich, wertheste und schätzbarste Freundin, dero gehorsamste Dienerin und Freundin Constanze Weber. Bitte meinen Handkuß an dero Herrn Papa!"

Hier rührt die Unsicherheit, die sich auch in der Handschrift zeigt, von der Ungewohnheit des Briefschreibens her. Mehr war Constanze in mädchenhaften Nöthen, als sie an den Vater selbst zu schreiben gezwungen war. „So eben ist Ihr lieber Sohn zur Gräfin Thun gerufen worden und hat also die Zeit nicht, seinem lieben Vater den Brief zu endigen, was ihm sehr leid ist. Er hat mir die Commission gegeben, Ihnen es zu wissen zu machen, weil heut der Posttag ist, damit Sie nicht ohne Brief von ihm seyen. Das nächstemal wird er seinem lieben Vater schon das Mehrere schreiben, bitte also um Verzeyung, daß ich schreibe, das was Ihnen nicht so angenehm ist als das, was Ihr Herr Sohn geschrieben hätte. Ich bin Ihre wahre Dienerin und Freundin C. W." Und Wolfgang muß im nächsten Briefe ausdrücklich bemerken: „Sie hat lange nicht daran gewollt aus Forcht Sie möchten sie über ihre Orthographie und Concept auslachen, — und sie läßt mir keinen Fried, ich muß sie bey Ihnen deßwegen entschuldigen."

Bald darauf hatte der Vater ihn um eine Symphonie angegangen. Was er diesem antwortet, zeigt sowohl, wie sehr es ihm jetzt darauf ankam, die gute Laune des Vaters zu erhalten, als es auch die außerordentliche Elasticität und Kraft seiner Phantasie beweist. „Nun habe ich keine geringe

Arbeit. — Bis Sonntag acht Tag muß meine Opera auf die Harmonie gesetzt seyn — sonst kommt mir einer bevor — und hat anstatt meiner den Profit davon, und soll nun eine neue Symphonie auch machen! — wie wird das möglich seyn! — Sie glauben nicht, wie schwer es ist, so was auf die Harmonie zu setzen — daß es den Blasinstrumenten eigen ist, und doch dabei nichts von der Wirkung verloren geht. — Je nun ich muß die Nacht dazu nehmen, anderst kann es nicht gehen — und Ihnen, mein liebster Vatter, sey es aufgeopfert. — Sie sollen alle Posttage sicher etwas bekommen — und ich werde so viel möglich geschwind arbeiten — und so viel es die Eile zuläßt — gut schreiben." Und er hielt Wort. In vierzehn Tagen bekam der Vater was er gewünscht, und dazu hatte Mozart in derselben Zeit noch eine Nachtmusique zu machen gehabt. Nach einem halben Jahre muß ihm der Vater die Arbeit zurückschicken, damit sie in einem Concert aufgeführt werde, und da heißt es: „Die neue Hafner-Sinfonie hat mich ganz surprenirt, denn ich wußte kein Wort mehr davon, die muß gewiß guten Effect machen." Das ist der ganze echte Mozart! ruft Jahn aus; er entschuldigt sich, daß die Symphonie nicht neben anderen Arbeiten in vierzehn Tagen vollendet ist, und wundert sich nachher, daß sie so gut geworden!

Wie mußte damals ihm Kopf und Herz von den Heirathsplänen erfüllt sein! — Der außerordentliche Erfolg der Entführung hatte seinen Namen auf aller Lippen gebracht, und bis zum Hofe hinauf sprach zugleich fast Jedermann von seinem Verlöbniß. Sogar der Kaiser hatte sich bereits im Winter äußerst gnädig darüber geäußert. Zwar waren die Hoffnungen, die Mozart darauf gegründet hatte, nicht in Erfüllung gegangen. Allein jetzt, nachdem die Oper ihm eine

glänzende Zukunft in Wien verhieß, konnte und wollte er nicht länger mit der Heirath warten. „Liebster, bester Vater," schreibt er, „ich muß Sie bitten, um Alles in der Welt bitten, geben Sie mir Ihre Einwilligung, daß ich meine liebe Constanze heyrathen kann. — Glauben Sie nicht, daß es um das Heyrathen wegen allein ist — wegen diesem wollte ich noch gern warten. — Allein ich sehe, daß es meiner Ehre, der Ehre meines Mädchens, und meiner Gesundheit und Gemüthszustand wegen unumgänglich nothwendig ist. — Mein Herz ist unruhig, mein Kopf verwirrt — wie kann man da was Gescheidtes denken und arbeiten? — wo kommt das her? — die meisten Leute glauben, wir sind schon verheyrathet — die Mutter wird darüber aufgebracht — und das arme Mädchen wird sammt meiner zu Tode gequält. — Diesem kann so leicht abgeholfen werden, — glauben Sie mir, daß man in dem theuern Wien so leicht leben kann als irgendwo, es kömmt nur auf Wirthschaft und Ordnung an. — Die ist bei einem jungen, besonders verliebten Menschen nie. — Wer eine Frau bekommt, wie ich eine bekomme, der kann gewiß glücklich seyn — und sorgen Sie sich nicht — denn, sollte ich, Gott bewahre, heut krank seyn (besonders verheyrathet) so wollte ich wetten daß mir die Ersten der Noblesse einen großen Schutz geben würden. Das kann ich mit Zuversicht sagen. — Ich weiß was der Fürst Kaunitz zum Kayser und Erzh. Maximilian von mir gesprochen hat. — — Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Einwilligung mein bester Vater — ich erwarte sie gewiß — meine Ehre und mein Ruhm liegt daran."

Allein der Vater hielt nach wie vor mit der Einwilligung zurück. Nach seiner Ansicht ruinirte diese Heirath seinen

Sohn gänzlich. Ja er war so verstimmt, daß er selbst auf die guten Nachrichten von dem neuen Werke, „welches in Wien (nicht platterdings gefallen) sondern so Lärm macht, daß man gar nichts anderes hören will," nur ein „gleichgültiges, kaltes Schreiben" abläßt und obendrein den Sohn wieder durch allerhand Vorwürfe quält. „Die ganze Welt behauptet," ist dessen Erwiederung, „daß ich durch mein Großsperchen, Kritisiren die Professori von der Musik und auch andere Leute zu Feinden habe? — Was für eine Welt? — Vermuthlich die Salzburger Welt; denn wer hier ist — der wird genug das Gegentheil davon sehen und hören; — und das soll meine Antwort darauf seyn. — — Sie werden unterdessen meinen letzten Brief erhalten haben — und ich zweifle auch gar nicht, daß ich mit künftigem Briefe Ihre Einwilligung zu meiner Heyrath erhalten werde, — Sie können gar nichts dawider einzuwenden haben — und haben es auch wirklich nicht! — das zeigen mir Ihre Briefe — denn sie ist ein ehrliches, braves Mädchen von guten Eltern, — ich bin im Stande ihr Brod zu verschaffen — wir lieben uns — und wollen uns; — alles was Sie mir noch geschrieben haben und allenfalls noch schreiben könnten — wäre nichts — als l a u t e r g u t m e i n e n d e r Rath! — welcher so schön und gut als er seyn mag, doch für einen Menschen, der schon so weit mit einem Mädchen ist, nicht mehr paßt; — da ist also nichts aufzuschieben — lieber sich seine Sachen recht in Ordnung gebracht — und einen ehrlichen Kerl gemacht! — das wird Gott dann allzeit belohnen; — ich will mir nichts vorzuwerfen haben!"

Drittes Kapitel.

Mit solchem Ernste faßte er, der heitere, kindlich frohe Mensch diese Sache auf, daß er auch häufig mit seiner Constanze zur Messe und zur Beichte ging, und damals war es, wo es ihm schien, daß er niemalen so gekräftig gebetet, so andächtig gebeichtet und communiciret habe, als an ihrer Seite. Und jetzt zeigte sich auch wirklich Hülfe. Die Baronin Waldstädten, dieselbe, die sich nach der freien Sitte der Zeit, in jenem Spiele so gut wie Constanze von einem Chapeau hatte die Waden messen lassen, war bereits seit langer Zeit eine besondere Gönnerin Mozarts. Schon im Winter hatte sie, die sich nach Frauenart nicht für den Musiker allein interessirte, seine Braut auf mehrere Wochen zu sich ins Haus genommen und so den Verkehr der beiden Liebenden erleichtert. Allein die Mutter bemerkte, daß ihr auf diese Weise die Gewalt über die Tochter allmälig ganz entzogen ward, und wollte auch diesen Aufenthalt nicht ferner gestatten. Sie hatte dazu scheinbar ein gegründetes Recht. Denn die Baronin, die, wie sie selbst später einmal an Mozarts Vater schreibt, seither viel Leid, vielen Gram und Schmerz erfahren hatte, suchte sich nun, wie es damals unter dem Adel nicht ungewöhnlich war, durch ein genußvolles etwas freies Leben zu entschädigen. War doch das Wiener Treiben ohnehin sehr ungezwungen jeder Freude ergeben! — Und die Baronin zumal stand nicht eben in dem besten Rufe. Das wußte Mozart so gut wie alle Welt: „man spreche zweideutig von ihr, auch sei sie schwach — mehr wolle er nicht sagen." Allein er hatte ja sonst Niemanden, der ihm helfen konnte, und er war sicher, daß es die Baronin mit ihm und seiner Constanze gut meinte.

Nun lese man den folgenden Zettel, um die ganze Noth, die trüben Verhältnisse jener Wochen kennen zu lernen, und man wird begreifen, daß Mozart der einzigen Frau, die ihm damals zu helfen vermochte und wirklich half, von Herzen dankbar war. Er habe zu viel Gnade von ihr genossen, sagt er noch später, und müsse sie daher vertheidigen oder wo er dies nicht könne, wenigstens schweigen.

„Hochgeschätzbarste Frau Baronin!" lautet jenes angstvolle Billet, „meine Musikalien habe ich durch die Magd der Madame Weber erhalten und habe müssen eine schriftliche Bescheinigung darüber geben. — Die Magd hat mir etwas anvertraut, welches, wenn ich schon nicht glaube, daß es geschehen könnte, weil es eine Prostitution für die ganze Familie wäre, doch möglich wäre, wenn man die dumme Madame Weber kennt, und mich folglich doch in Sorge setzt. Die Sophie ist weinend hinausgekommen, — und da sie die Magd um die Ursach fragte, so sagt sie: Sage sie doch heimlich dem Mozart, daß er machen soll, daß die Constanz nach Hause geht, denn — meine Mutter will sie absolument mit der Polizei abholen lassen. — Darf denn hier die Polizeiwache gleich in ein jedes Haus? — Vielleicht ist es auch nur ein Locknetz um sie nach Hause zu kriegen. — Wenn das aber geschehen könnte, so wüßte ich kein besser Mittel als die Constance morgen frühe — wenn seyn kann heute noch zu heyrathen. Denn dieser Schande möchte ich meine Geliebte nicht aussetzen — und meiner Frau kann das nicht geschehen. — Noch was; — der Thorwarth ist heute hinbestellt. — Ich bitte Ew. Gnaden um dero wohlmeinenden Rath — und uns armen Geschöpfen an die Hand zu gehen. — Ich bin immer zu Hause. — In größter Eile. Die

Constance weiß noch von nichts. War Hr. v. Thorwarth bey Ew. Gnaden? ist es nöthig daß wir beyde heute nach Tisch zu ihm gehen?"

Da war freilich kein Zögern mehr möglich. Die Frau Baronin schrieb an den Vater um die Einwilligung und lud ihn sogar zu sich ein, welche Gnade dieser mit den hochachtungsvollsten Empfindungen kaum anzunehmen wagt. Sodann räumte sie die verschiedenen Hindernisse, die der Copulation im Wege standen, Gott weiß auf welche Art fort, verschaffte ihrem Schützling sogar die tausend Gulden, die er als Widerlage gegen die fünfhundert Gulden Heirathsgut der Constanze zu erlegen hatte, sowie den Dispens von den Kirchenaufgeboten, und so ward die Hochzeit der beiden, die sich so innig liebten, am 4. August 1782 wirklich gefeiert. Der Heirathscontract war tagsvorher im Beisein des „Windmachers" Franz Gilowsky, des Bruders von jener Gilowsky-Catherl, die einmal auf der Scheibe paradirt hatte, und des Landraths Cetto abgeschlossen worden. Der Consens des Vaters, auf den Mozart zwei Posttage gewartet hatte, kam sogleich nach der Hochzeit, und so durfte er allerdings freudigen Herzens sein. Er schreibt am nächsten Tage folgenden einzig schönen Brief:

„Mon très cher Père! Sie haben sich sehr an Ihrem Sohne betrogen, wenn Sie glauben konnten, daß er im Stande sei, eine schlechte Handlung zu begehen. — Meine liebe Constanze, nunmehr (Gott sei Dank) meine wirkliche Frau, wußte meine Umstände und Alles, was ich von Ihnen zu erwarten habe, schon lange vor mir. Ihre Freundschaft aber und Liebe zu mir war so groß, daß sie gerne mit größten Freuden ihr ganzes künftiges Leben meinem Schicksale

aufopferte. — Ich küsse Ihnen die Hände und danke Ihnen mit aller Zärtlichkeit, die immer ein Sohn für seinen Vater fühlte, für die mir gütigst zugetheilte Einwilligung und väterlichen Seegen. — Ich konnte mich aber auch gänzlich darauf verlassen! — denn Sie wissen, daß ich selbst alles — alles was nur immer gegen solch einen Schritt einzuwenden ist, nur zu gut einsehen mußte — und aber auch, daß ich ohne mein Gewissen und meine Ehre zu verletzen, nicht anders handeln konnte. Dahero geschah es auch, daß ich Ihrer Einwilligung schon ganz versichert und getröstet, mich in Gottes Namen mit meiner Geliebten trauen ließ. — Nun ist es vorbey! ich bitte Sie nun nur um mein zu voreiliges Vertrauen auf Ihre väterliche Liebe um Verzeihung, — durch dieses mein aufrichtiges Geständniß haben Sie einen neuen Beweis meiner Liebe zur Wahrheit und Abscheu zur Lüge. — Mein liebes Weib wird nächsten Posttag ihren liebsten Schwiegerpapa um seinen väterlichen Segen und ihre geliebte Schwägerin um die fernere Fortdauer ihrer werthesten Freundschaft bitten. — Bey der Copulation war kein Mensch als die Mutter und die jüngste Schwester, Hr. von Thorwart als Vormund und Beystand von beiden; Hr. v. Cetto und der Gilowsky. — Als wir zusammen verbunden wurden, fing sowohl meine Frau als ich an zu weinen. — Davon wurden alle, sogar der Priester gerührt — und alle weinten, da sie Zeuge unserer gerührten Herzen waren. — Unser ganzes Hochzeitsfest bestund aus einem Souper, welches uns die Frau Baronin von Waldstätten gab, welches in der That mehr fürstlich als baronisch war. — Nun freuet sich meine liebe Constanze noch hundertmal mehr nach Salzburg zu reisen! — und ich wette — ich wette — Sie werden sich meines Glückes erfreuen, wenn Sie

sie werden kennen gelernt haben — wenn anders in Ihren Augen so wie in den meinigen ein gutdenkendes, rechtschaffenes, tugendhaftes Weib ein Glück für ihren Mann ist."

Viertes Kapitel.

Das also war die Entführung aus dem Auge Gottes wie Mozart selbst seine Verheirathung scherzhaft zu nennen pflegte. Im „Auge Gottes" am Petersplatze wohnte ja die Mutter, und wahrlich, ihr mußte die Tochter entführt werden. Denn selbst in der nächsten Zeit ließ sie nicht nach, mit Zank und Streit der jungen Frau wie ihrem Schwiegersohne das Leben schwer zu machen, so daß dieser so selten wie möglich in ihr Haus ging. Wahrlich, er hatte wohl Grund bei der Trauung gerührt zu sein. Denn welch drückenden Verhältnissen machte sie mit einem Schlage ein Ende! Und jetzt empfand er in der That das reinste Glück, das dem Menschen zu Theil werden kann. Seinem Herzen floß Ruhe und Zufriedenheit aus diesem innigen Miteinandersein. „Mit einem Worte," schreibt er wenige Tage später, „wir sind für einander geschaffen — und Gott, der alles anordnet und folglich dieses auch also gefüget hat, wird uns nicht verlassen."

Er wollte jetzt Alles daran setzen, eine sichere Stellung zu gewinnen. Die Oper brachte ihm mit jeder neuen Aufführung höheres Selbstgefühl. In diesen Tagen war es, wo ihn Gluck so sehr gelobt und ihn zum Speisen geladen hatte. Aber er richtete seinen Blick jetzt weiter. „Die Hrn. Wiener (worunter aber hauptsächlich der Kayser verstanden ist) sollen nur nicht glauben, daß ich wegen Wien allein auf der Welt sey. Keinem Monarchen in der Welt diene ich lieber als

dem Kayser — aber erbetteln will ich keinen Dienst. Ich glaube so viel im Stande zu seyn, daß ich jedem Hofe Ehre machen werde. Will mich Teutschland, mein geliebtes Vaterland, worauf ich (wie Sie wissen) stolz bin, nicht aufnehmen, so muß in Gottes Namen Frankreich oder England wieder um einen geschickten Teutschen mehr reich werden — und das zur Schande der teutschen Nation. — Sie wissen wohl, daß fast in allen Künsten immer die Teutschen diejenigen waren, welche excellirten — wo fanden sie aber ihr Glück, wo ihren Ruhm? — in Teutschland wohl gewiß nicht! — Selbst Gluck — hat ihn Teutschland zu diesem großen Mann gemacht? — leider nicht! — Gräfin Thun — Graf Zichy, Baron van Swieten — selbst der Fürst Kaunitz ist deßwegen mit dem Kayser sehr unzufrieden, daß er nicht mehr die Leute von Talent schätzt und sie aus seinem Gebiet läßt. — Letzterer sagte jüngsthin zum Erzherzog Maximilian, als die Rede von mir war, daß solche Leute nur alle 100 Jahre auf die Welt kämen, und solche Leute müsse man nicht aus Teutschland treiben — besonders wenn man so glücklich ist, sie wirklich in der Residenzstadt zu besitzen."

Man gab sich auch alle Mühe, den Kaiser zu bewegen, daß er für Mozart etwas thue. Allein Mozart mochte nicht so auf die bloße Barmherzigkeit warten und gedachte nach Paris zu gehen. Er hatte deßhalb bereits an den Director Le Gros geschrieben. Der Vater redet ihm zwar diese Pläne zunächst wieder aus, allein sie bleiben von jetzt an stets vor seinen Augen. Denn er fand sich in Wien nicht genug beschäftigt. Stunden und Concerte zu geben war nicht so sehr sein Behagen und brachte auch nicht so viel ein als Opern zu schreiben, und auf eine Gelegenheit dazu sollte er aller-

dings zunächst wieder mehrere Jahre warten. Er arbeitete derweilen fleißig und mühte sich überhaupt um seine Existenz nach Kräften ab. Aber wenn er dann Mittags oder Abends ermüdet nach Hause kam, war seine liebe Constanze mit freundlichem Sinne bemüht, es ihm bequem und erquicklich zu machen. Sie entfernte von ihm, so viel sie es vermochte, die kleinen Sorgen und Geschäfte, mit denen er sich von je so ungern geplagt hatte, sie hatte Nachsicht mit seinen Eigenheiten. Zumal da er gar oft so tief in seinen Arbeiten versunken war, daß er rings um sich nichts sah und hörte, ging ihre Aufmerksamkeit so weit, daß sie ihm bei Tische das Fleisch zerschnitt, denn er fürchtete sich in der Zerstreutheit zu verletzen. Ja selbst bei der Arbeit half sie ihm, indem sie ihm — erzählte oder vorlas. Auch veranlaßte sie ihn zu mancherlei Compositionen, wie zu jener Fuge, die er seiner Schwester mit der Bemerkung sandte, sie möge sich nicht wundern, daß das Präludium hinter der Fuge stehe; denn er habe, während er die eine aufgeschrieben, das andere im Kopfe ausgedacht! Der Baron van Swieten, den wir noch näher kennen lernen werden, hatte ihm nämlich die Fugen von Händel und Bach geliehen. Diese gefielen nun der Frau gar zu gut, und da sie ihren Mann oft hatte Fugen aus dem Kopfe spielen hören, so bat sie ihn, doch einmal eine aufzuschreiben. Sie hatte also auch Sinn für ernstere Musik. Die Begabung für diese Kunst theilte sie mit ihren Schwestern, und wenn sie auch weder der ältesten, der späteren Madame Hofer, für welche die Königin der Nacht geschrieben wurde, noch der Aloysia Lange gleichkam, so war doch ihre Stimme und ihre Geschicklichkeit genügend, daß sie mit ihrem Manne manche seiner Compositionen zu pro=

biren vermochte. Ja in Salzburg sang sie sogar in einer seiner Messen die Solopartie. Sie hatte also Verständniß genug für die Musik, um ihres Mannes Schaffen zu würdigen und ihm soviel als möglich Ruhe zur Arbeit zu gewähren. Von seinem Genius freilich ahnte sie, so lange er lebte, nichts Rechtes, er schwebte wohl zeitlebens unerreichbar wie die Sonne über ihrem Verstehen. Allein da Mozart seiner ganzen Anlage nach keiner Anregung, sondern eher des Zurückhaltens bedurfte, so war diese Frau auch nach dieser Seite hin wohl die rechte für ihn.

Er freilich blieb davon nach jeder Seite hin sein Lebtage überzeugt, und für diese Liebe hatte auch sie Sinn und Verständniß. Nach seinem Tode verlangte sie von den Briefen, die er von den Reisen der letzten Jahre aus an sie geschrieben hatte, ausdrücklich „die umständliche Erwähnung zu seiner Ehre," und ließ durch ihren spätern Mann an Härtel schreiben: „Diese seine nachlässig d. h. unstudirt aber gut geschriebene Briefe sind ohne Zweifel der beste Maßstab seiner Denkungsart, seiner Eigenthümlichkeit und seiner Bildung. Ganz vorzüglich charakteristisch ist seine seltene Liebe zu mir, die alle seine Briefe athmen — nicht wahr, die in seinem letzten Lebensjahre sind ebenso zärtlich, als die er im ersten Jahre unserer Verheirathung geschrieben haben muß?"

In ganz Wien war es bekannt und besprochen, wie sehr Mozart seine Frau liebte. Sein ganzes Benehmen während des unglückseligen Brautstandes hatte ja schon die Aufrichtigkeit seiner Neigung gezeigt. Als sie nun kurze Zeit nach der Verheirathung einmal im Augarten mit einander spazieren gingen und mit dem Lieblingshunde der Frau Scherz trieben, forderte Constanze ihren Mann auf, sie zum Spaß zu schlagen, weil dann der Hund garstig auf ihn los fahren werde. In

diesem Augenblicke trat der Kaiser aus seinem Sommerhause und sagte mit neckischem Erstaunen: „Ei, ei, erst drei Wochen verheirathet und schon Schläge!“ — worauf ihm Mozart lachend den Zusammenhang erklärte. Ebenso später, als von dem unglücklichen Verhältniß des Langeschen Ehepaares sogar in den öffentlichen Blättern die Rede war, begegnete der Kaiser einmal der Constanze und redete mit ihr über die traurige Lage ihrer Schwester, indem er mit den Worten schloß: „Was für ein Unterschied ist es, einen braven Mann zu haben.“

Allein so ganz brav war er denn doch nicht. Und wenn auch von all den Verläumdungen, die der Neid der Kunstgenossen oder die Unvorsichtigkeit gemeiner Menschen über den Lebenswandel unseres Meisters ausgebreitet hat, nicht der hundertste Theil oder im Grunde gar nichts, wenigstens nicht in der niedrigen Art wie Manches erzählt wird, zu glauben ist, so soll doch die Frau selbst später berichtet haben, daß ihr Mann nicht ganz treu gewesen, daß es ihr aber seine „Stubenmädeleien,“ wie sie es nannte, selbst bekannt und daß sie ihm dieselben verziehen habe: „er war so lieb, daß es nicht möglich war, ihm böse zu sein, man mußte ihm wieder gut werden.“ „Ihre Schwester berichtigte dann wohl, erzählt Jahn, daß Constanze nicht immer so geduldig gewesen, sondern daß es dabei auch zu heftigen Auftritten gekommen sei, was sehr begreiflich ist; indessen geht daraus hervor — und Mozarts Briefe an seine Frau bestätigen es vollkommen —, daß das innige und zärtliche Verhältniß beider zu einander auch durch diese Fehltritte nicht innerlich gestört worden ist.“ Und dies bestätigt der Bericht eines Zeitgenossen, der beide recht gut gekannt hat, der Professor Niemtschek von Prag. Er sagt: „In seiner Ehe mit Constanze Weber lebte Mozart ver=

gnügt. Er fand an ihr ein gutes liebevolles Weib, die sich an seine Gemüthsart vortrefflich anzuschmiegen wußte und dadurch sein ganzes Zutrauen und eine Gewalt über ihn gewann, welche sie nur dazu anwendete, ihn oft von Uebereilungen abzuhalten. Er liebte sie wahrhaft, vertraute ihr Alles, selbst seine kleinen Sünden — und sie vergalt es ihm mit Zärtlichkeit und treuer Sorgfalt. Wien war Zeuge dieser Behandlung, und die Wittwe denkt nie ohne Rührung an die Tage ihrer Ehe."

Fünftes Kapitel.

So hatte Mozart doch Recht gehabt, selbst gegen den Willen des Vaters dem Zuge seines Herzens zu folgen, und der schöne Ernst, mit dem er die Schwierigkeit seiner Lage erfaßte und all die schmerzlichen Störungen seines edelsten Empfindens überwand, ließ ihn nun auch die innere Befriedigung finden, die des Mannes Gemüth in der Verbindung mit einem lieben Weibe sucht. Welche Heiterkeit sich jetzt über sein Leben ausbreitete, davon gibt das treffendste Zeugniß ein Brief, den er kaum zwei Monate nach jener stillen Copulation an die Dame schrieb, die ihm so liebenswürdig dazu verholfen hatte. Wir theilen ihn ganz mit und überlassen es Jedem selbst, aus seinem Inhalte sich die Frage zu beantworten, ob es denn für die höchsten Zwecke des Lebens wichtiger ist, die materiellen Dinge zu bedenken, wenn man die Ehe mit einem geliebten Weibe eingeht, oder ob die Befriedigung des Herzens und die Freiheit des Geistes, die aus ihr hervorgeht, nicht Güter sind, welche der Mensch über Alles zu schätzen hat und welche ihm den wahren Gewinn des Lebens mehr sichern, als

aller Erwerb und Reichthum. Das Resultat von Mozarts Leben beweist, wie über alle Noth hinaus, die diese Ehe in der That mit sich brachte, gerade durch sie ihm ein innerer Gehalt erwuchs und eine Heiterkeit der Seele, daß wir wohl Ursache haben, das Geschick zu preisen, welches diese Ehe herbeiführte. Oder vielmehr wiederum erkennen wir den tiefen Blick, den dieser Genius nicht blos für die Gesetze seiner Kunst, sondern ebenso für die Grundbedingungen alles Lebens hatte, und es bestätigt sich die Wahrheit des Satzes, den wir diesem Abschnitte voranstellten: „Als Jüngling zeigte er die Einsicht des Mannes, und als Mann die Weisheit der Alten." Er hatte eben wiederum tiefer erkannt, was ihm frommte, als der so viel mehr lebenskluge und erfahrene Vater, und schien auch dieser die nächsten Jahre, ja das ganze Leben hindurch mit seinen Befürchtungen Recht zu behalten, Mozart behielt doch mehr Recht und bestätigte von Jahr zu Jahr mehr durch die Herrlichkeit seiner Werke, wie so über alle Erdennoth und Erdenglück hinaus die Dinge gehen, die wir mit unserem Geiste, mit unserm Herzen erfassen.

Jener lustige Brief aber, mit dem wir diesen bedeutenden Abschnitt unserer Lebensbeschreibung schließen wollen, lautet so:

„Allerliebste, Allerbeste, Allerschönste,
vergoldete, versilberte und verzuckerte
wertheste und schätzbarste
Gnädige Frau
Baronin!

Hier habe ich die Ehre Euer Gnaden das bewußte Rondeau, sammt den zwei Theilen von den Comedien, und den

Bändchen Erzählungen zu schicken. — Ich habe gestern einen großen Bock geschossen! — es war mir immer als hätte ich noch etwas zu sagen — allein meinem dummen Schädel wollte es nicht einfallen! und das war, mich zu bedanken, daß sich Euer Gnaden gleich so viel Mühe wegen dem schönen Frack gegeben — und für die Gnade mir solch einen zu versprechen! — allein mir fiel es nicht ein; wie dies denn mein gewöhnlicher Fall — mich reuet es auch oft, daß ich nicht anstatt der Musik die Baukunst erlernt habe, denn ich habe öfters gehört, daß derjenige der beste Baumeister sey, dem nichts einfällt. — Ich kann wohl sagen, daß ich ein recht glücklicher und unglücklicher Mensch bin! — unglücklich seit der Zeit da ich Euer Gnaden so schön frisirt auf dem Ball sah! denn — — meine ganze Ruhe ist nun verloren! — nichts als seufzen und ächzen! — die übrige Zeit die ich noch auf dem Ball zubrachte konnte ich nichts mehr tanzen — sondern sprang — das Souper war schon bestellt — ich aß nicht — — sondern ich fraß. — Die Nacht durch anstatt ruhig und sanft zu schlummern — schlief ich wie ein Ratz, und schnarchte wie ein Bär! — und (ohne mir zuviel darauf einzubilden) wollte ich fast wetten, daß es Euer Gnaden à proportion eben auch so ging! — Sie lächeln? — werden roth? — o Ja — ich bin glücklich! — mein Glück ist gemacht! — doch ach! wer schlägt mich auf die Achseln? — wer guckt mir in mein Schreiben? — au weh, au weh, au weh! — mein Weib! — Nun in Gotts Namen, ich hab sie einmal, und muß sie behalten! was ist zu thun? — ich muß sie loben — und mir einbilden, es sei wahr! —

Glücklich bin ich, weil ich keine Auerhamer brauche um Euer Gnaden zu schreiben wie Herr v. Taisen, oder wie er

heißt! (ich wollte er hätte gar keinen Namen! —) denn ich hatte an Euer Gnaden selbst etwas zu schicken — und auch außer diesem hätte ich Ursache gehabt Euer Gnaden zu schreiben; doch das traue ich mir in der That nicht zu sagen; — doch warum nicht? — also Courage; — ich möchte Euer Gnaden bitten, daß — Pfui Teufel, das wäre grob! — à propos, können Euer Gnaden das Liedchen nicht? —

Ein Frauenzimmer und ein Bier
wie reimt sich das zusamm? —
Das Frauenzimmer besitzt ein Bier,
davon schickt sie ein Blutzer mir,
so reimt es sich zusamm.

nicht wahr, das ist recht fein angebracht? — Nun aber .... wenn mir Euer Gnaden auf heute Abends einen Blutzer zukommen lassen könnten, so würden Sie mir eine große Gnade erweisen — denn meine Frau ist — ist — ist — und hat Gelüste — — und aber nur zu einem Bier, welches auf englische Art zugerichtet ist! — nun brav, Weiberl! — ich sehe endlich, daß Du doch zu etwas Nutze bist! — Meine Frau die ein Engel von einem Weibe ist, und ich der ein Muster von einem Ehemann bin, küssen beide Euer Gnaden 1000mal die Hände und sind Ewig Dero getreue Vasallen

Mozart Magnus corpore parvus et
Constantia omnium uxorum pulcherrima et prutentissima.«

Solch heitere Laune hat nur der Glückliche!

Vierzehnter Abschnitt.

Künstlerwirthschaft.

1783—84.

Noth erziehet ihn und hilft ihm schaffen,
Noth begleitet ihn durchs Leben und legt
ihn endlich auf die Bahre.

Erstes Kapitel.

Das nächste Ereigniß, worauf das glückselige junge Ehepaar sich freute, war eine Reise nach Salzburg. Schon im October denken sie darauf, und im November wollen sie sicher abreisen. Constanze ist begierig ihrem liebsten Vattern 1000-mal die Hände zu küssen und trägt sein Portrait fortwährend bei sich im Sack. Sie ist außer sich vor Freude, wenn sie nur von Salzburg und der Reise hört. Das erste Mal aber, als sie abzureisen gedenken, bekommt Constanze arges Kopfweh, das zweite Mal fällt so schlechtes Wetter ein, daß die Wege unfahrbar werden. Darauf kehren die vornehmen Scolaren vom Lande zurück und schicken sogleich nach ihrem Lehrer. Dieser aber will trotzdem abreisen, die Koffer bleiben gepackt, bis der Vater geantwortet hat, ob er seine gehorsamen Kinder

jetzt auf wenige Wochen oder im Frühjahre auf längere Zeit bei sich sehen wolle. Erst als dieser geschrieben, werden die Koffer wieder ausgepackt und man bleibt vorerst in Wien.

Hier hat denn auch Mozart die Hände voll zu thun, und der Kopf steckt ihm so voll von allerlei Dingen, daß er immer in der größten Eile und nur wenig an den Vater schreibt. Aber getreulich wandert jeden Posttag ein Brief nach Salzburg, die Verbindung mit dem elterlichen Hause bleibt immer noch die genaueste. Die Geschäfte freilich, die Mozart am Briefschreiben hindern, sind nur die gewöhnlichen: Stundengeben und Academien, nicht etwa eine Oper oder dergleichen größerer Auftrag. Allein da er stets bereit ist mit seinem Können jedem Bekannten zu helfen, so ist er allerdings vielfach in Anspruch genommen. Heute hat er der Auerhamer, die er doch nicht leiden konnte, versprochen in ihrer Academie zu spielen und schreibt dafür ein Concert oder eine Sonate, morgen gibt seine Schwägerin Aloysia eine Academie und Mozart componirt ihr dazu ein neues Rondo. Unterdessen hofft er aber immer wieder auf eine Oper, weil die Entführung nach wie vor mit dem ungemessensten Beifall gegeben wird, und da der alte Umlauf wieder ein „elendes Stück“ geschrieben hatte und Mozart überhaupt findet, daß man das Wahre in allen Sachen itzt nimmer schätzt und kennt, und daß man, um Beyfall zu erhalten, Sachen schreiben muß, die so verständlich sind, daß es ein fiacre nachsingen könnte, oder so unverständlich, daß es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, gerade eben deßwegen gefällt, — so vertraut er seinem Vater, daß er nicht übel Lust hätte ein Buch — eine musikalische Kritik mit Exempeln zu schreiben, — „aber NB nicht unter meinem

Namen.“ Er begreift nicht, wie die Componisten zu so allerhand schlechten Büchelн greifen können. Er läßt sich von Italien her die neuesten libretti der Opere buffe kommen, hat dann wohl hundert durchgelesen, ohne auch nur eines zu finden, das seinem Geschmack zusagte, das seinen Genius zu entflammen vermöchte.

Sein Weiberl derweilen ist in ihrem Kreise ebenso thätig („sie ist ganz dick, aber nur — —“), und beide sind mit einander äußerst lustig und unbesorgten Gemüthes, wie man aus folgendem Briefe ersieht. „Und nun noch eine Bitte, denn meine Frau läßt mir keinen Fried. Sie wissen ohne Zweifel, daß itzt Fasching ist; und daß hier so gut wie in Salzburg und München getanzt wird; — und da möchte ich gerne (aber daß es kein Mensch weiß) als Harlequin gehen — weil hier so viele, aber lauter Eseln auf der Redoute sind; folglich möchte ich Sie bitten, mir Ihr Harlequinkleid zukommen zu lassen — aber es müßte halt recht gar bald seyn — wir gehen eher nicht auf die Redoute, obwohl sie schon im größten Schwunge ist — uns sind die Hausbälle lieber.“ Also der Hanswurst lebt wieder auf, oder vielmehr er war nicht gestorben, nur anhaltende Arbeiten hatten ihn für einige Zeit zurückgedrängt. Aber jetzt springt die Freude hell lachend hervor. „Vergangene Woche habe ich in meiner Wohnung einen Ball gegeben,“ fährt er fort, „versteht sich aber die Chapeaux haben Jeder zwey Gulden bezahlt. Wir haben Abends um 6 Uhr angefangen und um 7 Uhr aufgehört; — was nur eine Stunde? — Nein nein! — Morgens um 7 Uhr. — Sie werden aber nicht begreifen wie ich den Platz dazu gehabt habe? — Ja — da fällt mir eben ein, daß ich Ihnen immer zu schreiben vergessen habe, daß

ich seit anderthalb Monathen ein anders Logis habe — aber auch auf der hohen Brücke — bey Herrn v. Wetzlar — einem reichen Juden. — Nun da habe ich ein Zimmer — 1000 Schritt lang und einen breit — und ein Schlafzimmer — dann ein Vorzimmer — und eine große schöne Küche; — dann sind noch 2 schöne große Zimmer neben unser, welche noch leer stehen — diese benutzte ich also zu diesem Hausball — Baron Wetzlar und sie waren auch dabey — wie auch die Baron Waldstätten — Herr v. Edelbach — Gilowsky der Windmacher — der junge Stephanie et uxor — Adamberger und sie — Lange und Langin ꝛc. Ich kann Ihnen ohnmöglich alle hersagen."

So erfahren wir denn auch, wie Mozart lebte und wie er wohnte. Diese Wohnung war gewiß bescheiden, aber — es war seit einem halben Jahre schon die zweite, und bald mußte er, freilich ohne eigene Schuld, die dritte nehmen. Ueberhaupt finden wir ihn oftmals wechseln mit dem Logis, man ersieht nicht immer aus welchen Anlässen. Aber sicherlich lag dabei etwas Unaufmerksamkeit mit zu Grunde, wie denn überhaupt eine sichere Hausordnung nicht die Sache der beiden Eheleute war. Er hatte andere Dinge zu denken, und was von Ordnungssinn in ihm lebte, ging alles in seine künstlerische Thätigkeit über, wo sich denn auch, abgesehen von der wunderbaren Gesetzmäßigkeit seiner Production eine ungewöhnliche Ordnung bis auf das Einzelnste des Mechanischen hin erstreckte. Seine Partituren sehen durchweg aus wie Reinschriften, selten ist nur etwas ausgestrichen, fast nie eine Note verwischt. Auch beginnt er bald über seine sämmtlichen Werke einen Katalog zu führen, in dem auf das Genaueste alles eingetragen wird mit dem Datum, wann es

vollendet ward. Ja später hält er auch das genaueste Rechnungsführen für nothwendig, er schreibt die Einnahmen auf einem länglichen Stück Papier auf und die Ausgaben in einem Quartbüchlein, welches früher zu englischen Exercitien bestimmt war und noch mehrere übersetzte Briefe enthielt. Da steht denn:

„1. Mai 1784 — zwei Mayblumel 1 Kr.
27. Mai 1784 — Vogel Stahrl 34 Kr."

und daneben eine Melodie mit der Bemerkung: „Das war schön." Der Vogel sang nämlich den Anfang des Rondo's aus einem Concerte, das Mozart kurz vorher componirt und öffentlich gespielt hatte, mit der komischen Veränderung des Tones g in gis. Das hatte Mozart überrascht und vergnügt, und er hatte ihn gekauft. Er liebte ja überhaupt die Thiere sehr, den Hund Pimperl haben wir schon mehrmals vernommen, und den Stahrl hielt er so sehr in Ehren, daß er ihm nach seinem Tode in seinem Garten ein Grabmal setzte und darauf eine Inschrift setzte, die er selbst gedichtet hatte.

Trotz dieser Genauigkeit des Rechnungsbuches, in dem eben die kleinen Aeußerungen eines allzeit fertigen Humores nicht störten, ist dasselbe fast ein Jahr lang fortgeführt worden. Dann übernahm es Constanze und mag es wohl mehr summarisch geführt haben. Wir wissen nichts Genaues von ihrer Haushaltung. Allein man kann sagen, wäre sie in der Wirthschaft von der gleichen Ordnungsliebe und Meisterschaft gewesen, wie ihr Mann in seiner Kunst, es möchte wohl um die Haushaltung trotz der Unregelmäßigkeit der Einnahmen etwas besser gestanden haben, als es stand. Sogleich am ersten Tage passirte jene reizende Begebenheit, die als Vor-

bedeutung gelten kann, wie sorglos das ganze Leben dieser Beiden geführt werden sollte. Am Morgen nach der Hochzeit kam der Abbé Stadler, ein Freund Mozarts, in die Wohnung der jungen Eheleute, um der Sitte gemäß seinen Glückwunsch abzustatten. Er fand die Eingangsthüre offen, ging in die Küche, in die Zimmer, und sah Niemanden. Am Ende kommt er unvermuthet in das Schlafzimmer. Da liegt denn das junge Paar im süßesten Schlummer. Stadler weckt sie, und Mozart ladet lachend und sogleich bei der Hand den Freund zum Frühstück ein. Da war aber keine Magd noch sonst ein dienendes Wesen. Es blieb also nichts übrig, als daß Constanze, die nur ihr seidenes Hochzeitskleid zur Hand hatte, am Herde selbst den Kaffee kochte, den sie dann in heiterster Laune mit einander verzehrten. Und ein Anderer war einmal zu Mozart gekommen und hatte ihn mit seiner Frau durch die Zimmer tanzend gefunden. Auf seine verwunderte Frage, ob Constanze Tanz-Unterricht erhalte, erfuhr er, daß kein Holz da sei, daß ihnen kalt sei und sie sich so erwärmen wollten. Es war Joseph Deiner, der Hausmeister aus einem Gasthause, wo Mozart häufig verkehrte und sich mit dem Hausmeister gern ins Gespräch einließ. Er erbot sich sogleich Holz zu holen, und Mozart versprach es ihm, sobald er wieder Geld habe, gut zu bezahlen.

Diese heitern Begebenheiten, deren letztere freilich viele Jahre später stattfand, charakterisiren den jungen Haushalt in seinem Beginne wie in seinem Fortgange. Sorglosigkeit, Mangel an einer festen Ordnung, oftmals Noth und doch eine gewisse Heiterkeit! Zwar Mozart selbst hatte wohl Sinn für die Regelung auch des praktischen Lebens, ja der öconomischen Verhältnisse; war er doch aus einem Hause, wo stets eine

musterhafte Ordnung geherrscht hatte. Allein seine Arbeiten, sowie überhaupt die ganze Richtung seines Geistes ließen ihn nicht zu einer steten Anwendung dieser Eigenschaften gelangen, die dann freilich in einer Wirthschaft, welche mit Schulden begann und zeitlebens auf unsichere Einnahmen angewiesen blieb, doppelt und dreifach hätten angewendet werden müssen. Nun kam aber noch dazu, daß seine Frau durch langwierige Wochenbetten und schwere Krankheiten der Haushaltung oftmals Monate lang entzogen wurde und obendrein noch durch Badereisen und Medizin sogar den größten Theil der Einnahme vorweg nahm. Denn nur selten waren so großmüthige Züge, wie uns einer berichtet wird, daß ein Flecksieder Rindum, der Mozart nicht kannte, aber von seiner Musik entzückt war, der Frau Constanze, die wegen einer Lähmung am Fuße Bäder von gekochtem Magengekröse nehmen sollte, von freien Stücken anbot, ihr dieselben in seinem Hause so lange es nöthig sei zu verschaffen, und nach Beendigung der Cur nicht zu bewegen war, weder für diese noch für Logis und Kost während einer langen Zeit eine Entschädigung anzunehmen. In der Regel hatte Mozart die ganze Last der Ausgabe selbst zu tragen, und bot mit der größten Sorgfalt alles auf, was der Frau, wenn sie krank war, Erleichterung schaffen konnte, selbst wenn ihn die Kosten schwer drückten. Aber was halfen in solchen Fällen seine oftmals bedeutenden Einnahmen? — Im Ganzen war Mozart pecuniär so gut, ja besser gestellt als die übrigen Componisten seiner Zeit, und wenn auch die Verleger und Theaterunternehmer leicht das Tausendfache gewonnen haben mögen von dem, was Mozart für seine Opern erhielt, so traf diese Ungerechtigkeit, die erst die neueste Zeit aufheben sollte, doch nicht ihn allein, und es ist gewiß, daß

ein Joseph Haydn, sowie auch Mozarts Vater mit Mozarts Einnahmen wohl ausgekommen wären.

Zweites Kapitel.

Aber wie stand es bereits jetzt, ein halbes Jahr nach der Verheirathung! „Hochschätzbarste Frau Baronin!“ muß er kurz nach jenem lustigen Ball an die Waldstätten schreiben. „Nun befinde ich mich in einer schönen Lage! — Mit Hr. v. Tranner besprachen wir uns letzthin, daß wir eine Prolongation auf 14 Tage begehren wollten; da dieses doch jeder Kaufmann thut, ausgenommen es müßte der indiskreteste Mann von der Welt sein, so war ich ganz ruhig und hoffte bis dahin; wenn ich es auch nicht zu zahlen im Stande wäre, die Summe geborgt zu bekommen! Nun läßt mir Hr. v. Tranner sagen, daß derjenige absolument nicht warten will, und wenn ich zwischen heut und morgen nicht zahle, so wird er klagen. — Nun denken Ew. Gnaden, was das für ein unangenehmer Streich für mich wäre! Ich kann jetzt nicht zahlen, nicht einmal die Hälfte! — Hätte ich mir vorstellen können, daß es mit der Souscription meiner Concerten so langsam hergehen würde, so hätte ich das Geld auf längere Zeit genommen! — Ich bitte Ew. Gnaden ums Himmelswillen helfen Sie mir meine Ehre und guten Namen nicht zu verlieren! — Mein armes Weiberl befindet sich ein wenig unpaß und folglich kann ich sie nicht verlassen, sonst würde ich selbst gekommen sein, um Ew. Gnaden mündlich darum zu bitten.“

An demselben Tag ersucht er den Vater, ihm dem Ramm sein Oboenconcert zu schicken, der Oboist des Fürsten Ester-

hazy wolle ihm 3 Ducaten dafür geben, und 6, wenn er ihm ein neues mache. Zugleich zeigt er aber an, daß sie die letzten Faschingstage eine Compagnie-Masque machen und eine kleine Pantomime aufführen werden, worüber dann nachher berichtet wird: „Meine Schwägerin war die Colombine, ich der Harlequin, mein Schwager der Pierrot, ein alter Tanzmeister der Pantalon, ein Maler der Dottore. — Die Erfindung der Pantomime und die Musik dazu war beydes von mir. Der Tanzmeister hatte die Güte uns abzurichten, und ich sag es Ihnen, wir spielten recht artig. Hier lege ich Ihnen die Ankündigung davon bey, welche eine Masque als Klapperpost gekleidet den Masquen austheilte. Die Verse, wenn sie schon Knittelverse sind, könnten besser seyn; das ist kein Product von mir, der Schauspieler Müller hat sie geschmiert."

So wenig wurde seine Laune durch die kleinen Nöthe des Lebens gestört. Mozart liebte ja das Tanzen sehr. Er tanzte aber auch sehr schön, besonders Menuett; Vestris war sein Lehrer gewesen, berichtet der Sänger Kelly, den wir noch näher kennen lernen werden. Er hatte übrigens jetzt wohl Ursache heiter zu sein, denn so eben waren ihm wieder Anerkennungen geworden, die ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. „Gestern hat meine Schwägerin Lange ihre Academie im Theater gehalten, worin ich auch ein Concert gespielt habe. Das Theater war sehr voll und ich wurde auf eine schöne Art von dem hiesigen Publikum wieder empfangen, daß ich ein wahres Vergnügen darüber haben muß. Ich war schon weg. Man hörte aber nicht auf zu klatschen — und ich mußte das Rondeau repetiren — es war ein ordentlicher Platzregen. — Das ist eine gute Ankündigung für meine

Academie, welche ich Sonntags den 23. März geben werde. — Ich gab auch meine Sinfonie vom Concert spirituel dazu. Meine Schwägerin sang die Aria Non sò d'onde viene. — Gluck hatte die Loge neben der Langischen, worin auch meine Frau war — er konnte die Sinfonie und die Aria nicht genug loben und lud uns auf künftigen Sonntag alle Vier zum Speisen ein." Ueber das eigene Concert berichtet er dann: „Ich glaube es wird nicht nöthig seyn Ihnen viel von dem Erfolg meiner Academie zu schreiben, Sie werden es vielleicht schon gehört haben. Genug, das Theater hätte ohnmöglich völler seyn können, und alle Logen waren besetzt. — Das liebste aber war mir, daß Seine Majestät der Kaysser auch zugegen war, und wie vergnügt er war, und was für lauten Beifall er mir gegeben; — es ist schon bey ihm gewöhnlich, daß er das Geld, bevor er ins Theater kommt, zur Casse schickt, sonst hätte ich mir mit allem Recht mehr versprechen dürfen, denn seine Zufriedenheit war ohne Grenzen; — er hat 25 Ducaten geschickt."

Das war freilich nicht gerade wenig. Dazu kam die Einnahme, die ein gleichzeitiger Bericht auf 1600 Gulden schätzt. Und doch mußte Mozart, als er mit dem nächsten Briefe dem Vater seine Schuldigkeit für die Opera-Copiatur entrichtet, sich entschuldigen: „Mehr kann ich dermalen nicht entbehren, dieweil ich wegen der Niederkunft meiner Frau viele Unköſten voraus sehe." Immer noch hoffte er, daß der Kaiser, der in einem Concerte nach wenigen Tagen, wo Mozart auch gespielt hatte, wieder seinen großen Beifall zu erkennen gab, auch etwas für ihn thun werde. Allein das sollte noch mehrere Jahre dauern. So dachte Mozart zunächst wieder an eine Oper. Er hatte Lorenzo da Ponte kennen gelernt. Diese

Bekanntschaft wurde ihm später noch von großer Bedeutung. Da Ponte war damals Theaterdichter. Er mußte für Salieri ein neues Opernbüchel schreiben und hatte dann dem Mozart auch eins versprochen. „Wer weiß nun, ob er dann auch sein Wort halten kann — oder will! — Sie wissen wohl die Herren Italiener sind ins Gesicht sehr artig! — Genug, wir kennen sie! — ist er mit Salieri verstanden, so bekomme ich meiner Lebtage keines." Er bekam auch in der That zunächst keines. Er hatte aber den Vater ersucht, den Abbate Varesco, wenn er wegen der Münchener Opera nicht noch böse sei, zu bitten, ein neues Buch auf sieben Personen zu schreiben, und wir werden ihn nun bald in Salzburg, wohin er im Juli reiste, mit der Composition einer komischen Oper beschäftigt finden.

Die Reise nach Salzburg erfüllt nämlich noch immer die Gedanken des jungen Ehepaares. Zwar fürchtet Mozart, daß der Erzbischof ihn etwan arretiren lassen möge, denn ein Pfaff sei zu allem fähig. Allein der Vater beruhigt ihn darüber, und so wird also die Reise festgesetzt. Der Vater freilich, der seine Zustimmung zur Heirath „willig, obgleich unwilligen Herzens" gegeben hatte, war tief verstimmt, und im Ganzen war ein untilgbarer Riß in das schöne Verhältniß der Beiden gekommen. Er schreibt an die Baronin Waldstädten, als diese ihn kurz nach der Trauung noch zu begütigen suchte: „Als ich ein junger Pursche war, glaubte ich immer, daß diejenigen Philosophen wären, die wenig sprechen, selten lachen und gegen alle Welt eine mürrische Miene machten. Meine eigenen Begebenheiten aber haben mich nun vollkommen überzeugt, daß ich einer bin, ohne es selbst zu wissen: denn da ich als ein wahrer Vater meine Schuldigkeit gethan, ihm in

so vielen Briefen über alles die klarsten und begreiflichsten Vorstellungen gemacht, — ich auch überzeugt bin, daß er meine mühsamen Umstände, meine bei einem solchen Alter höchst beschwerlichen Umstände kennt, und meine Herabsetzungen in Salzburg einsieht, — da er weiß, daß ich sowohl im moralischen als physikalischen Verstande durch sein Betragen aufgeopfert bin, — so bleibt mir nichts übrig, als ihn (da er es so wollte) sich selbst zu überlassen und Gott zu bitten, daß er ihm meinen väterlichen Seegen angedeihen lasse und ihm seine göttliche Gnade nicht entziehe. Ich aber werde mir meine angeborene noch bey diesen Jahren übrige Munterkeit nicht verlieren, sondern immerhin das Beste hoffen."

Allein er verlor die Munterkeit doch und gab der Verbitterung gegen den Sohn in seinem Herzen immer mehr Raum. Doch ließ der Sohn sich nicht irre machen. Jeder Brief spricht die Liebe und Verehrung aus, die er in seinem Herzen gegen den Mann hegte, der ihn bisher durch das Leben geführt, und er wünscht nichts sehnlicher, als durch seine Constanze die volle Versöhnung herbeizuführen. Denn er meint, so liebenswürdig wie er sein liebes Weiberl fand, müsse sie auch der Vater finden. Zunächst aber mußte das Weiberl ihre besondern Dinge abmachen. „Sie wollte meiner Schwester gern selbst schreiben," heißt es Anfangs Juni, „allein in ihren dermaligen Umständen muß man es ihr schon zu gut halten, wenn sie ein wenig commod, — zu teutsch: gelegen ist. Vermög der Untersuchung der Hebamme hätte sie schon am 4. d. M. niederkommen sollen, — allein ich glaube nicht, daß vor dem 15. oder 16. etwas daraus wird. Sie wünscht es sich je eher je lieber; besonders um desto bälder so glücklich zu seyn, Sie und unsere liebe Schwester

mit mir in Salzburg zu umarmen. Da ich nicht glaubte, daß aus dem Spaß so geschwind Ernst werden könnte, so verschob ich immer mich auf die Knie niederzulassen, die Hände zusammenzufalten und Sie, mein liebster Vater, recht unterthänig zu Gevatter zu bitten. Da es nun aber vielleicht noch Zeit ist, so thue ich es halt jetzt. Unterdessen (in getroster Hoffnung, daß Sie mir es nicht abschlagen werden) habe ich, seit die Hebamme den visum repertum eingenommen, schon dafür gesorgt, daß Jemand das Kind in Ihrem Namen hebt, es mag generis masculini oder feminini seyn! es heißt halt Leopold oder Leopoldine!"

In solchen Tagen war es, wo Mozart, der zu Zeiten Morgens um fünf Uhr spazieren ritt, stets vorher ein Papier in Form eines Receptes vor das Bett seiner Frau zu legen pflegte mit Ermahnungen dieser Art: „Guten Morgen, liebes Weibchen, ich wünsche, daß Du gut geschlafen habest, daß Dich nichts gestört habe, daß Du nicht zu jäh aufstehest, daß Du Dich nicht erkältest, nicht bückst, nicht streckst, Dich mit Deinen Dienstboten nicht zürnst, im nächsten Zimmer nicht über die Schwelle fällst. Spar häuslichen Verdruß bis ich zurückkomme. Daß nur Dir nichts geschieht! Ich komme um 7 Uhr." Als nun die Entbindung herannahte, blieb Mozart möglichst viel daheim, und als sie sich vorbereitete, saß er in ihrem Zimmer und arbeitete. Wenn sie nun vor Schmerzen klagte oder irgend etwas bedurfte, so lief er hin, tröstete sie und reichte ihr Hülfe. Dann arbeitete er wieder fort und zwar an dem berühmten Streichquartett in D moll, dem auch wohl Keiner ansehen mag, in welcher Lage, in welcher Gemüthsstimmung es zur Welt kam. Die Niederkunft aber ging gut von Statten und Mozarts Freude über seinen

ersten Sohn war groß. Leider starb „der arme dicke fette und liebe Buberl" schon nach einem halben Jahre.

Drittes Kapitel.

Vorerst aber ging das Buberl mit nach Salzburg. Die Reise, auf die sich die jungen Eltern so sehr gefreut hatten, schlug freilich nicht zu ihrer Zufriedenheit aus. Schon sogleich beim Abfahren geschah etwas Unangenehmes. Als sie im Begriff waren in den Wagen zu steigen, kam erst noch ein dringender Gläubiger, — er wollte zwar nur 30 Gulden haben, aber auch so viel zu entbehren fiel Mozart damals schwer. Und kurz nach der Rückkehr überraschte ihn ebenso unangenehm eine Forderung von 12 Louisdor, welche er vor 5 Jahren in Straßburg entliehen hatte und längst bezahlt glaubte: er vermochte sie im Augenblicke nicht zu zahlen. In Salzburg selbst aber, wo sie fast drei Monate blieben, fanden sie nicht den Grad von herzlicher Zuneigung, den sie gehofft hatten. Eine äußerliche Annäherung der jungen Frau an Vater und Schwester scheint wohl Statt gefunden zu haben. Allein beide fühlten sich zu diesem Wesen nicht besonders hingezogen. Der Vater war seit der Verheirathung seines Sohnes in pecuniärer Hinsicht sehr zurückhaltend, und so hatte er, was Mozart hoffte, die Schwiegertochter nicht einmal mit einigen der Jugendgeschenke des Sohnes erfreut. Ja er war nicht abgeneigt die junge Frau für eigennützig zu halten, und noch mehr mochte Marianne, die schon als junges Mädchen in der Familie für interessirt galt, sie in öconomischer Hinsicht mit etwas mißtrauischen Augen ansehen. Von Wolfgang aber war man es ja nicht anders gewohnt, als daß er

nicht mit dem Gelde umzugehen wisse. So scheint eben nicht viel Erfreuliches in diesem Besuche gelegen zu haben.

Mozart aber verbrachte seine Zeit auch hier gut. Er hatte, ehe er verheirathet war, in seinem Herzen das Versprechen gethan, wenn er Constanze als seine Frau nach Salzburg bringen werde, dort eine neue Messe aufzuführen. Das geschah auch und zwar am 25. August in der Peterskirche. Im Jahr 1785 hat er die Stücke dieser Messe zu dem Oratorium Davidde penitente verwendet. Sodann schrieb er mit solchem Eifer an der komischen Oper, die ihm Varesco in der That gemacht hatte, L'oca del Cairo, daß er bereits einen Theil des ersten Actes skizzirt mit nach Wien zurückbrachte. Auch erwies er seinem alten Freunde Michael Haydn, den eine heftige Krankheit seit längerer Zeit arbeitsunfähig machte, nach seiner liebenswürdigen Art einen großen Dienst. Haydn hatte vermöge seines Amtes alljährlich einige Duetten für Violine und Bratsche zu schreiben, und da er sie nun zum bestimmten Termin nicht fertig liefern konnte, ward ihm mit Einziehung des Gehaltes gedroht. Sogleich übernahm Mozart diese Arbeit und schrieb, da er Haydn täglich zu besuchen pflegte, bei ihm mit solchem Eifer, daß die Duetten in kurzer Zeit vollendet waren. Sie wurden dem Erzbischof unter Haydns Namen übergeben, und Mozart hatte sie so gemacht, daß sie seiner wie seines geschätzten Freundes durchaus würdig sind.

Auf der Rückreise hielt er sich in Linz auf, und schrieb dort, weil er im Theater eine Academie geben wollte und keine einzige Sinfonie bei sich hatte, „über Hals und Kopf an einer neuen, welche bis dahin fertig sein muß." Merkwürdiger aber ist, daß er dort ein Ecce homo, welches großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, für seine Frau ab-

zeichnete. Diese bewahrte das Blatt mit seiner Unterschrift: „dessiné par W. A. Mozart, Linz le 13. Nov. 1783, dedié à Mme. Mozart son épouse" auf als einen Beweis, „daß er auch dazu Talent hatte."

Nach Wien zurückgekehrt wirft sich Mozart nun mit erneuertem Bestreben auf jede Art von Composition, die seinen Namen bekannt machen und ihm selbst ein sicheres Brod verschaffen möchte. An der italienischen Oper freilich hatte er, wie immer, auch jetzt mit starken Cabalen zu kämpfen. Wir erfahren das aus einer Begebenheit, die er selbst dem Vater berichtet, und sie mag als ein Beispiel für viele dienen.

Es sollte Anfossi's Oper Il curioso indiscreto gegeben werden, und Mad. Lange sowie Adamberger, die als deutsche Sänger an der welschen Oper ebenfalls mancherlei Widerstand erfuhren und wußten, daß sie mit Mozarts Arien Glück machten, hatten diesen gebeten, zu ihrem ersten Debüt für sie ein paar Arien zu schreiben. Das that er und berichtet nun: „Die Oper ist gestern zum erstenmal gegeben worden; es gefiel gar Nichts, als die zwei Arien von mir, und die zweite, welche eine Bravour-Arie ist, mußte wiederholt werden. — Nun müssen Sie wissen, daß meine Feinde so boshaft waren, schon vorahinein auszusprengen: Mozart will die Opera des Anfossi corrigiren. Ich hörte es. Ich ließ also dem Grafen Rosenberg sagen, daß ich die Arien nicht hergäbe, ausgenommen, es würde Folgendes sowohl deutsch als welsch dem Opernbüchl beigedruckt:

Verwarnung.

Die beiden Arien, Seite 36 und 102, sind von Herrn Maestro Mozart aus Gefälligkeit für Madame

Lange, und nicht vom Herrn Meister Anfossi in Musik gesetzt worden. Dieses wird zur Ehre desselben hiermit bekannt gemacht, ohne nur im Mindesten dem Ansehen und dem Rufe des vielberühmten Neapolitaners zu nahe zu treten.

Es wurde beigedruckt, und ich gab die Arien her, welche sowohl mir als meiner Schwägerin ohnaussprechliche Ehre machten. — Und die Herren Feinde sind ganz betroffen! — Nun kömmt eine Tour des Hrn. Salieri, welche nicht so viel mir als dem armen Adamberger Schaden thut. Ich glaube, daß ich Ihnen geschrieben, daß ich auch für den Adamberger ein Rondo gemacht habe. Bey einer kleinen Probe, wo das Rondo noch gar nicht abgeschrieben war, ruft Salieri den Adamberger auf die Seite und sagt ihm, daß der Graf Rosenberg nicht gern sähe, daß er eine Aria einlegte, und er ihm folglich als ein guter Freund rathe, es nicht zu thun. Adamberger, aufgebracht über den Rosenberg und dermalen zur Unzeit stolz, wußte sich nicht anders zu rächen, begieng die Dummheit und sagte: Nun ja, um zu zeigen, daß Adamberger schon seinen Ruhm in Wien hat und nicht nöthig hat, sich erst durch für ihn geschriebene Musik Ehre zu machen, so wird er singen, was darin steht, und sein Leben lang keine Aria einlegen. Was war der Erfolg davon? — Das, daß er gar nicht gefiel, wie es auch nicht anders möglich war! Nun reuet es ihn, aber zu spät, denn wenn er mich heute ersuchte, ihm das Rondo zu geben, so würde ich es nicht mehr hergeben. Ich kann es sehr gut in eine der meinigen Opern brauchen. Das Aergste aber dabey ist, daß die Prophezeihung seiner Frau und von mir wahr geworden ist, nämlich, daß der Graf Rosenberg sammt der Direction kein

Wort davon weiß, und daß es nur so ein Pfiff des Salieri war."

Solche Pfiffe sollte dieser Kapellmeister noch mehr und besonders gegen Mozart gebrauchen. Gleichwohl blieb — „denn so viel Politik besaß Salieri" — das äußere Vernehmen zwischen beiden gut, und Mozart soll oftmals zu ihm gekommen sein mit den Worten: „Lieber Papa, geben Sie mir einige Partituren aus der Hofbibliothek, ich will sie bei Ihnen durchblättern;" und er versäumte dann über deren Studium wohl manchmal das Mittagbrod. So erzählt ein Schüler Salieris nach dessen eigenen Mittheilungen.

Bei diesen Verhältnissen ist es begreiflich, daß Mozart die Oper, die er in Salzburg angefangen, liegen ließ, um so mehr als im Texte, wenn das Ganze brauchbar sein sollte, bedeutende Aenderungen nöthig waren. Er konnte nur hoffen, mit etwas in jeder Hinsicht Ausgezeichnetem an der italienischen Bühne durchzudringen. Die deutsche Oper war in Folge von vielen Intriguen der Sänger und Schauspieler, bei denen auch wohl Salieri nicht ganz ohne Antheil blieb, leider aufgelöst worden und so Mozart jede Gelegenheit abgeschnitten, der Entführung, die in Wien noch immer mit großem Applause gegeben wurde, ein zweites Werk an die Seite zu setzen. Ebenso verhielt es sich mit der Kirchenmusik. Kaiser Joseph, der überall nach den Grundsätzen der „Aufklärung" reformiren wollte, hatte die Anwendung der Musik beim Gottesdienst auf den Gemeindegesang beschränkt. Nicht mehr Messen, nicht Instrumentalmusik sollte gemacht werden, die Gemeinde mochte deutsche Choräle singen, und von diesen war Niemand recht erbaut. Freilich war, wie wir schon sahen, allmälig ein gar üppiger weltlich sinnlicher Geschmack, ja die

ganze welsche Opernmusik in die Kirche eingedrungen, und diese Musik war allerdings mehr dazu geeignet, von der wahren Andacht zu entfernen, als sie zu erzeugen. So konnte Mozart mit Recht behaupten, daß sich dermalen die gute Kirchenmusik unter dem Dache und fast von Würmern zerfressen befinde. Allein er selbst, gerade er wäre durch seine Kunst, wie durch sein wahrhaft frommes Gemüth der Mann gewesen, wie ein zweiter Palestrina der welschen Fluth einen starken Damm entgegen zu setzen und dem Cultus seiner Kirche durch seine Messen die wahre Feierlichkeit wiederzugeben.

Fünftes Kapitel.

Es ist erklärlich, daß wo so die Hauptgelegenheit, sich die Mittel zum Leben zu erwerben, abgeschnitten war, die Familie oftmals Druck empfand. Zwar gab sich Mozart wie immer alle Mühe, durch Stunden, Academien und Subscriptionen auf Werke das Nöthigste herbeizuschaffen, und es floß auch manch schöne Summe in die häusliche Kasse. Denn es war ja damals unter dem hohen Adel allgemeine Sitte, die Abendgesellschaften durch Musik zu schmücken und dazu vor Allem die berühmten Künstler zu laden. So schreibt Mozart dem Vater, daß er vom Fürsten Gallizin für alle Academien des Winters engagirt sei, und sicherlich zahlten diese Herren dem Künstler, dessen Leistung sie schätzten, nach Gebühr. Freilich passirten bei solcher Begeisterung für den Künstler auch Geschichten, wie die folgende. Ein polnischer Graf hatte bei einer der Sontagsmusiken, die Mozart in seiner Wohnung zu geben pflegte und die auch Fremden gegen Eintrittsgeld

zugänglich waren, außerordentliche Freude an dem Klavierquintett mit Blasinstrumenten, das am 24. März 1784 entstanden war, gefunden und Mozart ersucht, ihm gelegentlich ein Trio mit obligater Flöte zu schreiben. Mozart sagte ihm das „gelegentlich" zu, und der Graf, kaum nach Hause gekommen, schickte ihm hundert halbe Souveränsdor mit einem sehr verbindlichen Billet, in welchem er seine lebhaften Danksagungen für das bei ihm genossene Vergnügen wiederholte. Mozart, der dieses Geld natürlich als ein großmüthiges Geschenk ansah, dankte verbindlichst und sendet, noch großmüthiger, dem Grafen die Originalpartitur jenes Quintetts — was er sonst nie zu thun pflegte —, rühmte auch mit großer Freude allenthalben den Edelmuth des Grafen. Nach einem Jahre kam dieser wieder und erkundigte sich nach dem Trio. Mozart entschuldigte sich, daß er sich noch nicht aufgelegt gefühlt habe, etwas des Grafen Würdiges zu componiren. „So werden Sie sich wohl auch nicht aufgelegt fühlen, mir die hundert halben Souveränsdor wiederzugeben, die ich Ihnen dafür vorausbezahlte," erwiderte dieser. Mozart „unwillig aber edel" zahlte ihm die Summe zurück, der Graf aber behielt die Partitur des Quintetts, das bald darauf ohne Mozarts Wissen als Quartett für Clavier und Saiteninstrumente in Wien herauskam.

Solche Großmuth vermochte leicht Ebbe in die Hauskasse zu bringen, selbst wenn sie reichlich gefüllt war. Ein anderes Mal hatte Mozart gerade 50 Ducaten vom Kaiser erhalten. Das erfuhr ein Bekannter, der leichtfertige Clarinettist Anton Stadler, und stellte ihm aufs Bewegteste seine Noth vor: er sei verloren, wenn er nicht diese Summe erhalte. Mozart, der das Geld selbst nothwendig gebrauchte,

gab ihm zwei schwere goldene Repetiruhren zum Versetzen, unter der Bedingung, daß er ihm den Zettel bringen und sie zur rechten Zeit einlösen werde. Da dies jedoch nicht geschah, gab ihm Mozart, um die Uhren nicht zu verlieren, 50 Ducaten nebst Zinsen, — Stadler behielt das Geld und ließ die Uhren auf dem Leihhaus. Stadler war ein ausgezeichneter Clarinettist und ein Mensch, der Possen und Spaß zu treiben und sich einzuschmeicheln wußte. So kam es, daß Mozart ihn häufig mit sich zu Tische nahm. Dieses Vergnügen machte er sich überhaupt gern. Wer sich bei ihm zur Mittagszeit einstellte, war sein Gast und um so willkommener, je mehr er aufgeräumt und lustig war. Mozart war froh, wenn seine Gäste es sich bei ihm schmecken ließen. Doch war die Kost des Hauses einfach. Selbst der Vater schreibt, als er in Wien den Sohn besuchte, die Hauswirthschaft sei, was Essen und Trinken betreffe, im höchsten Grade öconomisch, und Mozarts jüngste Schwägerin Sophie Haibl bestätigt, er sei nicht entfernt ein Feinschmecker gewesen und habe auf seinem Tische nie etwas anderes als einfache Hausmannskost gefunden. Trotzdem kam so mancher Gast zu ihm, und es waren darunter, wie dieselbe Schwägerin erzählt, „manche falsche Freunde, Blutsauger ohne sein Wissen, werthlose Menschen, die ihm zu Tischnarren dienten, und deren Umgang seinem Rufe schadete."

Aber Mozart war gern heiter. Wir wissen, wie er die Geselligkeit liebte. Eigentliche Gesellschaften zu geben erlaubten freilich die gesammten häuslichen Verhältnisse nicht; höchstens wurden vor einigen Freunden kleine Musikaufführungen gemacht. Mehr wohl suchte er heitere Erholung, wenn er deren bedurfte, an Belustigungsörtern im Freien. „Gemma

in Proda, gemma in d'Hötz", heißt es in einem der lustigen Canons, deren übrigens viele in ihrem Texte sich auf dergleichen Belustigungen beziehen. Auch ist es erklärlich, daß Mozart einen lebhaften Sinn für die freie Natur hatte. War er doch in dem herrlichen Salzburg geboren, und wie schön, wie weit, wie frei ist auch die Umgebung der heitern Kaiserstadt! — Die einzige Passion, die er hatte, war das Billardspiel. Er besaß, was damals nichts Seltenes war, selbst ein Billard und spielte oft mit seiner Frau, oft allein, manchmal auch mit einem seiner Schüler. Wer eine Vorstellung hat von der ungemein intensiven Art, mit der Mozarts Phantasie fortwährend arbeitete, der wird leicht den Grund finden, warum er dieses Spiel so sehr liebte. Es beschäftigte die niederen Functionen seines Geistes, ohne ihn in dem eigentlichen Schaffen zu hindern, vielmehr förderte es das innere Wirken, weil es den Geist frei machte, — in Prag entstand so während des Billardspiels jenes unvergleichliche Quintett der Zauberflöte; Mozart spielte, brummte vor sich hin, zog ein Notizbuch aus der Tasche, sah hinein, schrieb etwas, spielte wieder, brummte wieder und arbeitete so im Kopfe das fertig, was bald nachher aufs Papier geworfen seine erstaunten Freunde und die ganze Nachwelt so überaus entzückte. Dabei war aber noch der Vortheil, daß dieses Spiel auch dem Körper Bewegung gibt, und deßhalb begünstigten die Aerzte diese Neigung des rastlos arbeitenden Künstlers, der ja ohnehin so viel Zeit am Schreibpult zu verbringen hatte. Auch veranlaßte ihn sein Hausarzt, das Schreiben fortan wenigstens stehend abzumachen.

Die Neigung zum Billardspiel mochte ihn freilich dann und wann auch ins Wirthshaus führen. War es doch auch dort, wo er

aufgefunden wurde, als man in einer Gesellschaft, wo er der Dame des Hauses ein neues Lied versprochen hatte, vergebens auf ihn wartete. Er hatte in dem Drang seiner Geschäfte oder auch des innern Schaffens Gesellschaft und Lied durchaus vergessen. Jetzt mußte ihm der Bediente eilends Notenpapier holen; er setzte sich hin und schrieb, aber nur die Singstimme, zum Aufschreiben der Begleitung fehlte die Zeit. Dann eilte er in die Gesellschaft, und nach einigen zärtlichen Vorwürfen, gegen die er sich mit seiner gewohnten liebenswürdigen Offenheit vertheidigte, sang die Dame das Lied, das denn auch allgemeines Entzücken hervorrief. — Es ist gewiß, daß er in der einsamen Ecke einer Wirthsstube oftmals einzig für eine Stunde die Ruhe fand, die ihm so großes Bedürfniß war. Hier suchte ihn nicht leicht einer, und hier konnte er in Muße arbeiten. Denn seine Arbeit war ja nicht das Schreiben, das kam erst, wenn die eigentliche Arbeit bereits abgethan war, und wurde möglichst lange, oftmals bis zum äußersten Momente hinausgeschoben. Ja manchmal war es kaum noch Zeit, was doch bereits ganz fertig war, nun auch für andere sichtbar zu machen. Dann schrieb er, wie diesmal, nur das was der Sänger oder das Orchester brauchte, und oftmals nicht in Partitur, sondern sogleich in die einzelnen Stimmen. So geschah es einmal mit einer Sonate, die er für sich und die hübsche und muntere Violinspielerin Strinasacchi componirt hatte. Mit der Violinstimme war er noch eben fertig geworden, mit der Clavierpartie nicht. So legte er denn, als das Concert begann, ein Notenblatt vor sich aufs Pult. Allein der Kaiser, der nahebei in der Loge saß, glaubte mit seiner Lorgnette zu erkennen, daß nichts auf dem Papier stand. Er ließ es sich

bringen, und es war so, er hatte richtig gesehen. Mozart freilich durfte sich auf sein Gedächtniß verlassen.

Wie manches der Art mag in dem Summen der lautesten Gesellschaft, im Wirthshause fertig geworden sein! Mozart mußte das Wirthshaus lieben. Man bedenke nur einen Mann, der mit der wunderbarsten Fähigkeit begabt ist, die Eigenthümlichkeiten der Menschen zu beobachten, der wegen seiner feinen Erfassung alles Komischen, zumal der heiteren Schwächen der Menschen unter Freunden wie Feinden wohlbekannt, ja als besonders „schlimm" bezeichnet war, und dem es also ein innerstes Bedürfniß sein mußte, häufig in der Gelegenheit zu leben, wo sich der Mensch unbefangen nach seiner Art und Weise gibt, — dem das Leben im häuslichen Kreise tausend Züge des innern Bewegens der Seele aufdeckte, das Leben in dem freien Treiben der Menschen aber noch tausendfach mehr Anlaß bot, besonders die komischen Seiten der Menschennatur in ihrer ganzen sinnlichen Beschränkung zu erfassen, — wie sollte einem solchen nicht der Verkehr an den Orten, wo der Mensch nach des Tages Arbeit sich vergnügt und, indem er „spielt", erst seine wahre Natur enthüllt, nicht ein ganz besonderes Behagen, ja die reichste Nahrung für Phantasie und Geist gewähren! Wie manche Aeußerung der allerderbsten Sinnlichkeit und auch wohl komischer Bestialität mußte Mozart gesehen haben, ehe er sich das Bild eines Osmin aus all dem Schmutze des Erdenlebens zur erheiternden Befreiung des Geistes hervorarbeiten konnte. Wie mancher ehrliche dumme deutsche Hausknecht mußte in seiner ganzen Natürlichkeit, sowie er sich Abends beim Biere in kurzer Muße behaglich gehen läßt, sich vor des Componisten Augen gähnend gereckt, dann mit

seinen Siegen über die Stubenmädel renommirt haben und dergleichen, ehe Mozart einen Leporello zusammenbrachte!

Aber auch abgesehen davon, war nicht auch das bloße sinnliche Vergnügtsein einem Manne wie Mozart nothwendig! Er mußte an Orten sein, wo man sich freut, wo man mit Lust das kurze Erdendasein genießt, und zwar oft und immer. Er mußte ein heiteres Leben um sich sehen, und da fragte er nicht immer erst, weß Standes, welchen Charakters die Menschen waren, mit denen er sich freute. Ihm waren sie Menschen, und mit Menschen kann man sich freuen. Bei einem solchen Geiste, wie Mozart war, lag die Gefahr nicht nahe, in einer sinnlich klebenden Behaglichkeit, die den gewöhnlichen Menschen leicht überfällt, befangen zu werden, noch weniger die Gefahr im Taumel der Sinne unterzugehen. Vielmehr ward ihm jede, selbst die sinnlichste Regung des Lebens Anlaß zur Anwendung der geistigen Kraft, die ihm eigenthümlich war, der künstlerischen Phantasie. Einem solchen Geiste blühen selbst aus dem Schmutze reinste Blumen. Entweder man wolle keine wahrhaft großen Künstler, die das Leben in seiner Fülle und Tiefe ergreifen und dem menschlichen Geschlecht erst zeigen, was für einen unendlichen Gehalt es hat, oder man lasse ihnen die Luft, zu athmen, zu leben, zur Entfaltung ihrer eigentlichen Geisteskräfte. Den Künstler nach dem Maßstabe der gewöhnlichen moralischen Lebensregel zu messen, heißt ihm die Lebensluft abschneiden, und nichts ist thörichter, als den Weg zu entschuldigen, auf dem ein Genius seine Stoffe, seine Gestalten findet. Wer kritisirt den Wandel der Sterne? — Er geht nach ewigen Gesetzen. Und ist der Wandel des Genius ein anderer? — Er geht auf, er geht unter, so wie die Sterne, — der Mensch möge seine

Seele stärken an seinem besonderen Laufe, — aber seinen Lauf möge er ihm belassen! —

Sechstes Kapitel.

Doch wozu dieser Eifer! — Der Leser möge entschuldigen, daß diesmal die Bahn der ruhigen Erzählung, die Pflicht des Biographen verlassen wurde. Aber ist es nicht auch Pflicht des Biographen, alles abzuweisen, was das schöne Bild eines großen Mannes, eines edlen Menschen zu verdunkeln im Stande ist? Und haben nicht manche es sich zur Aufgabe gemacht, dergleichen kleine Eigenheiten, mit dem auch ein Mozart dem Menschlichen seinen Tribut zahlte, gerade zur Hauptsache, zum eigentlichen Charakter dieses Mannes zu machen? Nicht blos die Neider und Feinde, deren Mozart selbst so oft zu erwähnen hat, suchten sogleich nach seinem Tode die übelsten Verläumdungen über ihn zu verbreiten, als wenn die häufige häusliche Noth, ja sein frühzeitiger Tod nur Folge eines unordentlichen Lebenswandels gewesen wäre. Die Wittwe kaufte zwar jenen infamen Aufsatz in Schlichtegrolls Nekrolog auf. Allein die Gerüchte über diese Dinge liefen doch, wie es so zu gehen pflegt, fort in die weiten Lande: die Meisten lieben es ja, den Geist, den sie bewundern, zugleich zu sich herabzuziehen. Und wir, die wir Mozart aus so manchen eigenen Aeußerungen nun allgemach persönlich genug kennen, wissen wir nicht, wie arbeitsam, wie pflichtgetreu er sein Leben führte? Wenige in ihrem Leben mögen so wie er gearbeitet haben. Und wenn er dann ermüdet von der Arbeit sich eine Ausspannung gönnte oder auch wohl während des Schaffens, um sich zu erfrischen, an die Wand

klopfte, damit sein Freund Loibl, der neben ihm wohnte und einen guten Weinkeller besaß, ihm eine Flasche herübersende, und dieser dann sofort in den Keller schickte — „denn Mozart componirt schon wieder, da muß ich ihm einen Wein schicken" — wer wird das tadeln, wer thäte es nicht? Oder wenn er mit Freunden einmal heiter war, — wer wäre es nicht? Bei ihm waren solche Dinge ebensowenig die Hauptsache, als sie es bei jedem andern sind. Vielmehr waren alle seine Geister bei seiner Kunst, und nur daß er darin kein Maß zu halten verstand, könnte man tadeln, wenn man nicht gerade diesem unüberwindlichen inneren Schaffensdrange die Fülle und die Vollendung seiner Werke verdankte. Er mußte eben arbeiten. Hätte ihm das Leben auch Ruhe gelassen, ihm selbst ließ es innen keine Ruhe. Läßt sich wohl mit einem solchen unbezwingbaren Hange zu geistigen Dingen eine Sinnlichkeit vereinen, die den Menschen beherrscht? Ein „Punscherl" liebte der heitere Maestro, selbst bei der Arbeit. Aber seine Schwägerin, die dies erzählt, bemerkt zugleich, berauscht habe sie ihn nie gesehen. Ja mag er selbst hin und wieder einmal des Guten zuviel gethan haben, wo ist der Thor, der es ihm anrechnete? „Nüchtern ist der Mensch ein Tropf." — „Nur wenn man getrunken hat, weiß man das Rechte," heißt es bei dem Dichter. Tadelnswerther könnte jene Schwäche sein, daß er zu leicht den Bitten der Nothleidenden Gehör gab und oftmals mehr, als die Pflicht gegen Frau und Kinder es gestattete. Aber floß sie nicht aus der schönsten Tugend seines Herzens, aus der unendlichen Güte, aus der Barmherzigkeit, die er mit jedem menschlichen Wesen empfand! Mag er selbst, mögen Frau und Kinder zeitweilig gelitten haben unter dieser allzu großen Gutherzigkeit, wo sind die Menschen, die sich

ihrer rühmen könnten, so wie er sie besessen hat? Sein Herz war weit, sein Sinn groß, und all sein Denken und Empfinden hing stets an dem Höchsten. Was Wunder, wenn er manchmal auf Augenblicke des Lebens vergaß und nach der unwillkürlichen Regung des Herzens handelte!

Und nun zum Schluß stehe noch eine Anecdote, die unsern verehrten Meister besser charakterisirt, als all unsere Worte über ihn, und aus der so recht jene tiefe Güte des Herzens hervorleuchtet, die uns an einem großen Manne vor Allem erfreut und oftmals mehr Segen von sich ausströmt als all sein Schaffen. Als Mozart in Leipzig war, gestattete er nicht allein den Chorsängern, ohne daß sie darauf einen Anspruch hatten, freien Eintritt in sein Concert, sondern er drückte einem Bassisten unter den Thomanern, der ihm besonders gefallen hatte, ohne daß es einer merkte, ein ansehnliches Geschenk in die Hand. Ein alter Clavierstimmer aber, den er um seine Schuldigkeit fragte, stotterte vor Verlegenheit die Worte heraus: „Ihre kaiserliche Majestät — wollt ich sagen, Ihrer Kaiserlichen Majestät Herr Kappellmeister — ich bin freilich zu verschiedenen Malen hier gewesen — ich bitte deßwegen mir aus — einen Thaler.“ — „Einen Thaler? Dafür soll ein so guter Mann nicht einmal zu mir kommen!“ sagte Mozart und drückte ihm einige Ducaten in die Hand. „Ihre kaiserliche Majestät,“ fing der Mann erschrocken an. „Adieu, lieber Alter! Adieu!“ rief Mozart und eilte ins andere Zimmer.

Fünfzehnter Abschnitt.

Wiener Kunsttreiben.

1785.

Der Schwimmer will volles Wasser.

Erstes Kapitel.

Im Anfange des Jahres 1785 ward Mozart die große Freude, daß sein Vater auf einige Monate nach Wien kam. Er hatte den dringenden Einladungen seiner Kinder endlich nicht mehr widerstehen können, und wohl ebensowenig seinem eigenen Wunsche, das Treiben des Sohnes einmal wieder mit eigenen Augen anzuschauen. Es war dies die letzte Freude, die der würdige Mann, der nun alt geworden war, erlebte, allein es war auch wohl die höchste, denn er sah das Ziel seines Lebens erreicht. Er fand in seinem Sohne den größten Künstler seiner Zeit, er konnte sich davon mit eigenen Sinnen überzeugen und erfuhr auch, daß die Mitwelt es anerkannte. Dies mußte seinem Herzen Trost sein: es ward ihm der volle Gewinn seines Bemühens zu Theil.

Freilich waren es nur die künstlerischen Dinge, die ihm diese Freude verschafften. Die häuslichen Verhältnisse seines

Sohnes sagten ihm nicht besonders zu. Denn ob er gleich das Einkommen mehr als ausreichend — „ich glaube, daß mein Sohn, wenn er keine Schulden zu bezahlen hat, jetzt 2000 fl. in die Bank legen kann," — und das Hauswesen geordnet, auch den kleinen halbjährigen Carl gesund, freundlich und wohlauf fand, es scheint ihm die junge Frau nicht sonderlich behagt zu haben, wenigstens empfand er keine Neigung auf die herzliche Bitte des Sohnes einzugehen und ganz zu ihm nach Wien zu übersiedeln. Es sollte das letzte Mal sein, daß die Beiden einander sahen, und in der Vorahnung, daß ihr Beieinandersein nicht mehr von langer Dauer sein möge, sprachen sie sich recht von Herzen über die Dinge des Lebens aus. Der Sohn war derweilen durch mancherlei Erfahrungen zu einem ernsten Manne gereift, und wir sehen ihn mehr als je damit beschäftigt über die höchsten Fragen des Lebens nachzusinnen, ja er beginnt die letzten Dinge häufig zu bedenken.

Damals nun war das Interesse aller Männer, die mit ernstem Sinne und aus innerem Bedürfnisse der Erkenntniß einer höheren Wahrheit zustrebten, dem Freimaurerorden zugewendet. Es genügte dem erwachten Geistesleben der Nationen nicht mehr, was die Schulen und Confessionen an Wahrheit boten, man sehnte sich nach Aufklärung über die höchsten Dinge. Die Gespräche von Gott und Unsterblichkeit waren unter den tiefer Denkenden das Gewöhnliche, und das Gemüth dieser erweckteren Menschen suchte seine Erhebung und Läuterung in dem feierlichen Austausch der Herzen innerhalb der Ordensgemeinschaft. Kaum einer der ausgezeichneten Männer jener Zeit fehlte diesem Bunde, dessen Geheimniß im Grunde wohl nichts Anderes war, als jenes aufrichtige Forschen

nach der Wahrheit und das Bestreben, edlere Bildung und hülfreiche Liebe unter den Menschen zu verbreiten. Lessing gehörte dazu, Goethe, Herder, Wieland, und wie hätte ein Mozart, dessen Herz für das Göttliche so lauter schlug, dessen Bedürfniß zu helfen, Freundschaft und Liebe zu nehmen wie zu geben so groß war, diesem Bunde fremd bleiben können! Und da derselbe obendrein die nationalen Ideen vertrat und die geistreichste bildendste Unterhaltung gewährte, so war Mozart schon bald nach seiner Ankunft in Wien in den Orden eingetreten. Mit welchem Ernste er demselben zugethan war und wie gerade er es sein sollte, der die Bestrebungen des Ordens am schönsten verherrlichte, werden wir noch sehen. Jetzt war es ihm darum zu thun, auch seinen Vater, den er so sehr liebte, an diesem Schlüssel zur wahren Glückseligkeit, wie er es später einmal nennt, Antheil zu verschaffen. Und dieser, der bei aller strengen Kirchlichkeit durchaus den schärfsten Rationalismus und die strengste Kritik gegen Vorurtheile aller Art liebte, war natürlich einem Kreise nicht abgeneigt, in dem er sich Aufklärung über so manche Dinge des praktischen und sittlichen Lebens erwartete. Denn die Mißstände seiner Kirche, besonders des Klosterwesens, gegen das ja der Orden hauptsächlich zu Felde zog, sah er mit üblen Augen an. Er trat also ein, und es blieb fortan zwischen ihm und dem Sohne ein besonderer Gegenstand der Correspondenz, was sie über die Dinge des Ordens dachten. Diese Briefe müßten von außerordentlichem Interesse für uns sein. Leider hat sie der vorsichtige Vater vernichtet, und so wissen wir auch nicht, wie weit er selbst seine Erwartungen erfüllt gefunden hat.

Es war gerade die Concertzeit, in der Leopold Mozart nach Wien gekommen war. Eine Academie drängte die andere,

und fast in allen hatte der Sohn zu thun; sein Flügel ward nahezu alle Tage in ein anderes Haus getragen. Sein Spiel wie seine Compositionen entzückten den alten Mann in gleicher Weise, und es ist schön zu lesen, wie er an die Tochter schreibt, als er das für die Paradies componirte Concert gehört hatte: „Ich war in einer so guten Loge, daß ich das Vergnügen hatte, alle Abwechslung der Instrumente so vortrefflich zu hören, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Als Dein Bruder wegging, machte ihm der Kaiser mit dem Hute in der Hand ein Compliment und rief: Bravo Mozart! Beim Herauskommen zum Spiel war ihm ohnehin zugeklatscht worden.“ Den tiefsten Eindruck auf ihn machte aber das herrliche Wort J. Haydns, den Mozart sogleich am zweiten Tage nach des Vaters Ankunft zu sich geladen hatte. „Es wurden drey der neuen Quartetten gemacht, nämlich ex B-, A- und C-Dur. Sie sind zwar ein bischen leichter als die andern, aber immer vortrefflich componirt. Hr. Haydn sagte mir: Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört, er hat Geschmack und besitzt die gründlichsten Kenntnisse in der Composition.“ Ein solches Urtheil wußte dieser Mann zu würdigen: er hatte nicht vergebens gelebt, nicht vergebens sich abgemüht. Und doch ist zu sagen, daß er auch jetzt noch das volle Wesen seines Sohnes nicht verstand. Die Interessen Beider war in ihrem tiefsten Grunde verschieden: der Vater mit allen Sinnen auf das praktische Leben und seinen Bestand gerichtet, kannte nichts Höheres oder doch nichts Näheres, als dies, und der Sohn? — Nun, so sehr er sich um das Leben abmühte — und oft

ist es ja rührend, wie er es thut, — er kannte höheres Interesse und man muß nicht meinen, daß er sich nicht dieser höchsten Dinge klar bewußt gewesen sei. Zwar redete er die Sprache von Jedermann, und soweit verstand ihn auch der Vater; allein er redete auch oft eine andere, höhere Sprache, sie war ihm geläufig, ja die gewöhnliche und sie verstand der Vater nicht. Auch ihn trennte die Sonnenhöhe der Genialität so gut von dem eigentlichen Wesen seines Sohnes, wie sie Constanze davon trennte. Gleichwohl fand er wie sie in der zärtlichen Liebe zu dem wunderbaren Menschen eine schöne Befriedigung des Herzens und nahm mit Freuden die kindlich demuthvolle Verehrung hin, die der Genius, der so viele Tausende in Begeisterung hinriß, ihm, dem einfachen Manne aus wahrer Dankbarkeit zollte, so daß auch hier sich wieder ein schönes Bild echt menschlichen Gebahrens vor unsern Augen entrollt.

Auch in die übrigen Verhältnisse Mozarts that der Vater einen Blick. Er hörte Aloysia Lange in zwei Opern, „sie spielte beydesmal und sang vortrefflich", und besuchte die Baronin Waldstätten, die damals in Klosterneuburg wohnte. Dann reiste er befriedigt wieder ab. Die persönlichen Verhältnisse seines Sohnes, namentlich dessen Freundeskreis, hatten ihm nicht übel gefallen.

Zweites Kapitel.

Das Verhältniß zur Schwiegermutter, das dem Vater so viel Sorge gemacht hatte, war allgemach und gewiß nur durch Mozarts Gutmüthigkeit ein besseres geworden. „Mozart bekam unsere selige Mutter immer lieber und selbe ihn auch,"

berichtet Sophie Haibl, „dahero Mozart öfters zu uns auf die Wieden in einer Eille gelaufen kam, ein Päckgen unter dem Arme trug, werinn Kaffee und Zucker war, überreichte es unserer guten Mutter und sagte: Hier, liebe Mama, haben Sie eine kleine Jause. Dies freute sie denn wie ein Kind; dies geschah sehr oft. Kurz Mozart kam nie mehr leer zu uns." Mit den „Langeschen" ist er ebenso in ungezwungenem Verkehre, und es scheint der Mann keine Eifersucht gegen Mozart mehr gefühlt zu haben. Wie diesem zu Muthe war, erfahren wir nicht. Es mochte wohl zuweilen noch eine Erinnerung alten Leidens durch die weiche Seele ziehen, allein er wußte von Schmerzseligkeit und weichlicher Sentimentalität zu wenig, um alten Dingen nachzuhangen. Vielmehr tanzte er, wie wir sahen, lustig den „Harlequin" mit der „Colombine" Lange. Er war ja jetzt von Herzen glücklich und hatte Kopf und Herz von andern Dingen voll. Auch half er der Langin, die mit ihrem Manne in recht unglücklichen Verhältnissen lebte, jederzeit mit seiner Kunst aus und sie sang dafür in seinen Concerten. Zum Umgange Mozarts gehörte ferner jener leichtfertige Anton Stadler, und es läßt sich nur aus dem Umstande, daß auch dieser Freimaurer war, begreifen, warum Mozart so ungemein nachsichtig mit seinem schlechten Handeln und so hülfreich gegen ihn war.

Ueberhaupt stand Mozart mit den Künstlern nicht schlecht. Zwar reizte er ihrer manchen, wie ein Zeitgenosse sagt, „durch sein Wesen sans souci", und das Aergerlichste war, daß sein Urtheil stets den Nagel auf den Kopf traf; denn er hatte eben immer die Sache im Auge und sprach sich unbefangen darüber aus. „Verstellung und Schmeichelei war seinem arglosen Herzen gleich fremd, jeder Zwang, den er seinem Geiste

anthun mußte, unausstehlich. Freimüthig und offen in seinen Aeußerungen und Antworten, beleidigte er nicht selten die Empfindlichkeit der Eigenliebe und zog sich damit manchen Feind zu." Der Kaiser freilich lachte über die Offenherzigkeit, mit der Mozart auf die Frage, wie ihm die Arie — die der Kaiser selbst componirt hatte, jedoch ohne daß es einer wissen durfte — gefallen habe, geschwind sagte: „die Arie ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist noch viel besser." Allein nicht ebenso faßten seine Kunstgenossen und Nebenbuhler seine Urtheile auf. Denn so neidlos diese Urtheile sein mochten, sie schmerzten doch. Von dem Spanier Martin, der damals aller Welt Liebling war, sagte er: „Vieles in seinen Sachen ist wirklich sehr hübsch, aber in zehn Jahren wird kein Mensch mehr Notiz davon nehmen." Wie bereitwillig er dagegen war, jede Leistung anzuerkennen, „wenn nur etwas drin war", zeigt der Brief an den Vater, den er kurz nach dessen Abreise schreibt: „Dann sind dermalen Quartetten heraus von einem gewissen Pleyel; dieser ist ein Scolar von Jos. Haydn. Wenn Sie selbige noch nicht kennen, so suchen Sie sie zu bekommen; es ist der Mühe werth. Sie sind sehr gut geschrieben und sehr angenehm; Sie werden auch gleich seinen Meister herauskennen. Gut — und glücklich für die Musik, wenn Pleyel seiner Zeit im Stande ist, uns Haydn zu remplaciren." Und welch unbedeutende Componisten waren diese Pleyel und Martin! Wer kennt heute ihre Namen!

Andererseits gab es auch wohl Gelegenheiten, wo Mozart seine Laune so recht ausließ. Wie unwillkürlich ihm die komische Darstellung in der Kritik war, verräth folgende vertraute Aeußerung an den Vater: „Wenn der Oboist Fischer zu der Zeit, als wir ihn in Holland hörten, nicht besser

geblasen hat, als er itzt bläst, so verdient er gewiß das Renommee nicht, welches er hat. — Er spielt mit einem Wort wie ein elender Scolar. — Und dann seine Concerte! — von seiner eigenen Composition! Jedes Ritornell dauert eine Viertelstunde — dann erscheint der Held — hebt einen bleyernen Fuß nach dem andern auf und plumpt dann wechselsweise damit zur Erde. Sein Ton ist ganz aus der Nase und seine Tenuta ein Tremulant auf der Orgel." — Auch hatte er einmal in Leipzig unter eine Messe, die ihm der alte Doles trotz aller Proteste „Ist ja all nichts" zur nähern Durchsicht mit nach Hause gegeben hatte, einen andern Text gelegt. „Eine possierlichere Aufführung der Messe hat es wohl nie gegeben," erzählt Rochlitz. „Die Hauptpersonen — Vater Doles mit der Altstimme, die er unter stetem ernsthaftem Kopfschütteln doch so ernsthaft absang; Mozart, immer die zehn Finger voll in den trompeten- und paukenreichen Sätzen, unter ausgelassener Freude ewig wiederholend: Na, gehts nicht so besser zsam? Und nun der arge und doch herrlich passende Text, z. B. das brillante Allegro zum Kyrie Eleison: Hols der Geier, das geht flink! Und zum Schluß die Fuge cum sancto spiritu in gloria Dei patris. Das ist gestohlen Gut, ihr Herren nehmts nicht übel!" — Solche Dinge verschafften dem Meister freilich keine Freunde.

Im persönlichen Verkehr mit seinen Fachgenossen war er dagegen stets wohlwollend und liebenswürdig, selbst da wo er hätte empfindlich sein können. Sein Herz war über jede kleinliche Empfindung erhaben. Als Paisiello nach Wien kam, wurde er mit Ehren überhäuft, ja er bekam leicht, was Mozart so sehnlichst wünschte: den Auftrag, eine Oper zu schreiben, und ward selbst vom Kaiser mit Ehren wie mit

Schätzen reichlich bedacht. Auch Mozart kam ihm freundlich entgegen, sie verkehrten in gegenseitiger Achtung mit einander, und Mozart freute sich, dem gefeierten Maestro von einer talentvollen Schülerin seine Compositionen vortragen zu lassen. Paisiello übrigens war ein perfider Intriguant. Ob Mozart das wußte? — Jedenfalls achtete er dessen nicht. Sein Urtheil über Paisiello war: „Man kann dem, der in der Musik nur leichtes Vergnügen sucht, nichts Besseres empfehlen als die Compositionen dieses Meisters." — Ebenso zuvorkommend und befriedigt war er von Sarti, der ebenfalls in Wien auf den Händen getragen wurde. „Wenn Maestro Sarti nicht heute nach Rußland hätte wegreisen müssen", schreibt er dem Vater, „so wäre er auch mit mir hinaus. Sarti ist ein rechtschaffener braver Mann. Ich habe ihm sehr viel gespielt" endlich auch Variationen auf eine Arie von ihm gemacht, woran er sehr viele Freude gehabt hat." Und wie vergalt ihm dieser? — Er schrieb eine Kritik über Mozarts Quartetten, in der er empört, daß „Barbaren ohne alles Gehör sich einfallen lassen Musik zu componiren", ausruft: Si può far di più per far stonar i professori? und Fehler über Fehler nachweist, „wie sie nur ein Klavierspieler machen könne, der dis und es nicht zu unterscheiden wisse". Und zum Schluß ruft er mit Emphase: «Dirò anch'io come l'immortale Rousseau: De la musique pour faire boucher ses oreilles!« — Wer kennt heute Sarti? Aber wir werden sehen, wie witzig Mozart sich rächte.

Solche Erfahrungen hielten unsern Meister nicht ab wohlwollend gegen jeden Künstler, besonders wenn er jung war, zu bleiben. „Wie oft theilte er mit ihnen, wenn sie ohne Geld und Bekanntschaft nach Wien kamen, Wohnung, Tisch u. s. w.,"

sagt ein älterer Biograph, und der junge Componist Gyrowetz erzählt, wie er sogleich bei seinem Eintritt in Wien in einer großen Gesellschaft die ausgezeichnetsten Künstler kennen lernte. „Der gutmüthigste unter ihnen schien Mozart zu sein; er betrachtete den noch sehr jungen Gyrowetz mit einer so theilnehmenden Miene, als wollte er sagen: Armer junger Mensch, Du betrittst zum erstenmal den Pfad der großen Welt und erwartest mit Bangigkeit von deinem Schicksale die Ergebnisse der künftigen Zeit. — Aufgemuntert durch dessen Leutseligkeit und Gutmüthigkeit bat er ihn, einen Blick auf seine jugendlichen Arbeiten, welche in sechs Symphonien bestanden, zu werfen und ihm darüber sein Urtheil zu sagen. Mozart als wahrer Menschenfreund willfahrte seiner Bitte, durchsah die Arbeiten, belobte sie und versprach dem jungen Künstler eine dieser Symphonien in seinem Concerte aufführen zu lassen; die Symphonie wurde im Concertsaale auf der Mehlgrube durch das vollständige Theaterorchester aufgeführt und erhielt allgemeinen Beifall. Mozart nahm mit seiner angebornen Herzensgüte den jungen Künstler bei der Hand und stellte ihn als den Autor der Symphonie dem Publikum vor."

Drittes Kapitel.

Allein trotzdem fand Mozart in Wien auch unter den deutschen Künstlern Feinde und tadelnde Kritiker genug. „Einwendungen, auch Tadel ließ er sich freilich gern gefallen," berichtet Rochlitz, „nur gegen eine einzige Art desselben war er sehr empfindlich, und zwar gegen die, welche ihm gerade am öftersten gemacht wurde — Tadel wegen allzu feurigen Geistes, wegen allzufeuriger Phantasie. Diese Empfindlichkeit war auch

sehr natürlich, denn war dieser Tadel gegründet, so taugte grade das Eigenthümlichste und Ausgezeichnetste seiner Werke nichts und diese verloren in seinen Augen allen Werth."

Ein unermüdlicher Opponent und Verkleinerer Mozarts war Kozeluch, damals einer der ersten Clavierlehrer Wiens, ausgezeichnet durch lächerliche Eitelkeit und bornirten Dünkel. Er liebte es, durch kleinliche Mäkelei besonders über Haydn sich selbst groß erscheinen zu machen. Als ein neues Quartett dieses Meisters in einer Gesellschaft aufgeführt wurde, stellte er sich zu Mozart und fand bald dies, bald jenes zu tadeln; endlich rief er bei einem kühnen Uebergange aus: Das hätte ich nicht so gemacht! „Ich auch nicht;" erwiederte Mozart, „aber wissen Sie warum? — weil weder Sie noch ich auf diesen Einfall gekommen wären." Ein anderes Mal, als dieser „geniearme" Componist ebenfalls gar nicht mit seinem Tadel zur Ruhe zu bringen war, rief Mozart äußerst heftig: „Herr, und wenn man uns beide zusammenschmelzt, wird doch noch lange kein Haydn daraus." Deßhalb verfolgte er Mozart mit seiner Kritik auf Schritt und Tritt: ja er fand die Ouverture zum Don Juan zwar schön aber voller Fehler und rief bei der zur Zauberflöte mitleidig aus: Ach, da hat der gute Mozart auch einmal gelehrt thun wollen!

Solche Erlebnisse, die wir zum Troste so manches redlich strebenden jungen Künstlers mittheilten, mochten Mozart wohl zuweilen anwidern. Aber was war das alles gegen die Anerkennung, die er von Männern wie Gluck, Dittersdorf und vor allem Haydn fand! Das Verhältniß zu diesem letzteren gehört zu den schönsten, die je unter Künstlern bestanden haben. Mozart hatte gerade jetzt die sechs Quartette beendigt, die er im Herbste 1782 begonnen hatte. Er

widmete sie Haydn, und die Worte, mit denen er dies thut, zeugen von einer solchen Hochachtung und herzlichen Zuneigung gegen den lieben „Papa", daß sie hier nicht fehlen dürfen.

„Meinem theuren Freunde Haydn.

Wenn ein Vater beschlossen hat, seine Söhne in die weite Welt zu schicken, so sollte er sie, meine ich, dem Schutze und der Führung eines hochberühmten Mannes anvertrauen, der durch ein gütiges Geschick unter seinen Freunden der beste ist. So, Mann des Ruhmes und theuerster Freund, bringe ich hier meine sechs Söhne. Sie sind, das ist wahr, die Frucht einer langen und mühevollen Arbeit; allein die Hoffnung, welche mir mehrere Freunde machten, dieselbe wenigstens zum Theil belohnt zu sehen, gibt mir Muth und überredete mich, daß diese Werke mir eines Tages zum Troste gereichen werden. Du selbst, theuerster Freund, bewiesest mir bei Deinem letzten Aufenthalte in dieser unserer Hauptstadt Deine Zufriedenheit. Dieses Urtheil beseelt mich über Alles, und deßhalb empfehle ich sie Dir und gebe mich der Hoffnung hin, daß sie Dir Deiner Gunst nicht ganz unwürdig erscheinen. Nimm sie also gütig auf und sei ihnen Vater, Leiter und Freund. Von diesem Augenblicke an übertrage ich Dir meine Rechte über sie und bitte Dich nur, die Fehler, die mir das schonende Auge des Vaters verborgen haben mag, mit Nachsicht zu betrachten und auch trotz ihrer Deine großmüthige Freundschaft mir zu bewahren, die ich so sehr hochschätze. Derweilen ich von ganzem Herzen bleibe Dein aufrichtigster Freund W. A. Mozart."

Diese Worte, deren feinere Wendungen sich kaum in

der Uebersetzung wiedergeben lassen, kamen so recht aus dem Herzen des liebenswürdigen Mannes, ja er meinte, wenn davon die Rede war, es sei nur seine Schuldigkeit gewesen, denn von Haydn habe er gelernt, wie man Quartetts schreiben müsse. „Es war gewiß rührend," erzählt ein früherer Biograph, „wenn er von den beiden Haydn und andern großen Meistern sprach: man glaubte nicht den allgewaltigen Mozart, sondern einen ihrer begeisterten Schüler zu hören. Keiner pflegte er zu sagen, kann Alles, schäckern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und alles gleich gut als — Joseph Haydn." Dabei ist nicht zu vergessen, daß Haydns Ruf damals keineswegs schon die Welt erfüllte. Dies geschah erst nach Mozarts Tode, und die Werke, die heute Jeder kennt und die Jeden entzücken, sind ebenfalls erst nachher geschrieben, zum Theil mit Verwendung der unendlichen Fortschritte, welche die Musik gerade durch Mozart gemacht hatte. Damals war Haydn noch nichts als der tüchtige Capellmeister des Fürsten Esterhazy, mit dem er jeden Winter nach Wien kam und sich umschaute, was Neues in der musikalischen Welt vorgegangen war. Seine eigenen Sachen waren in Wien noch wenig bekannt und noch weniger beliebt, da selbst der Kaiser mit seiner ganzen Umgebung keinen Geschmack an dieser echten Laune zu gewinnen vermochte. Der Humor sollte sich in der Musik erst später Bahn brechen. Aber Mozart erkannte von Jugend auf mit dem Blicke des Genies in Haydn den ebenbürtigen Geist, und wir sahen oben, wie dieser den jungen Genius ehrte. Von den Quartetts aber meinte Haydn, wenn Mozart nur diese und das Requiem geschrieben habe, so würde er unsterblich sein, und von seinem Clavierspiel versicherte er mit Thränen in den Augen, das könne er in seinem

Leben nicht vergessen: „das ging ans Herz." So war auch auch ihr Verkehr mit einander einfach und herzlich, Mozart nannte ihn Papa, und sie duzten einander, was bei der großen Verschiedenheit des Alters in damaliger Zeit von doppelter Bedeutung ist.

Das waren die herrlichen Silberblicke in dem Leben des großen Künstlers, denn hier fand Alles in ihm seine Befriedigung, Herz wie Geist, Gemüth wie Phantasie. Aber auch sonst hatte Mozart manch innige und gemüthvolle Beziehungen zu den Menschen, und darunter waren die meisten bei dem Adel, der damals in Wien, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, von einer ungewöhnlichen Bildung des Herzens wie des Geistes war. Was Weimar an Begeisterung und Verständniß für seine Dichter that, das thaten die Wiener in demselben Grade für ihre Musiker, und zwar stand an der Spitze dieser edlen Kreise der Zirkel, der sich um die edle Gräfin Thun, Mozarts Schülerin, versammelt hatte. Mancher berühmte Reisende jener Zeit hat sich über diese Frau ausgesprochen: sie muß ein herrliches Weib gewesen sein, mit allen Gaben des Herzens wie des Geistes und von einer seltenen Bildung. Aus dem tiefen Ernste ihres Gemüthes floß jene schöne Heiterkeit, die im Verkehre mit Frauen so einzig erfreut. Sie ergötzte den ganzen Kreis der bedeutenden Männer, der sich allabendlich zur Musik und jeder Unterhaltung in ihrem Hause versammelte, vor Allem durch ihren Humor. Unter diesen Männern waren manche Freunde und Gönner Mozarts, der Hofrath von Born, Gemmingen, der deutsche Hausvater, den wir von Mannheim her kennen, und Fürst Kaunitz. Der Fürst Karl Lichnowsky, Mozarts Freund und Schüler, war Schwiegersohn dieser edlen Frau.

„Und obendrein hat sie drei Grazien von Töchtern, wo jede ein Engel von eigener Gattung ist, lauter unbefangene Unschuld, heiter wie die Morgensonne und voll natürlichen Verstandes und Witzes, den ich so mit Stillschweigen bewundere, wie der Verstand und Witz eines gewissen Mädchens an der Leine," schreibt Georg Forster, der berühmte Reisende, an Therese Heyne in Göttingen.

Hier, wo die Bildung den schönen Kreislauf vollendet und zur Natur zurückgekehrt war, mochte ein Mozart, das Kind der Grazien und der Liebling von Jedermann, — denn so bezaubernd wirkte die Liebenswürdigkeit seines Wesens, daß sich Jeder wie von dem Schein der lieben Sonne getroffen und erwärmt fühlte, — hier mochte er sich wohl fühlen und auf Stunden den steten Drang und die häßliche Noth seines Daseins vergessen. Auch verstand er es, mit dem ihm wie jeder bedeutenden Natur eigenen Unabhängigkeitssinn, sich durchaus frei zu erhalten von einer Unterordnung unter der bloßen Standeshoheit. Er war bescheiden und zuthunlich, ohne seiner persönlichen Würde im Verkehre mit den hohen Herrn etwas zu vergeben, vielmehr war er liebenswürdig und bequem mit ihnen und ihrer mancher war sein persönlicher Freund. Niemals aber fiel es ihm ein, das hohe unantastbare Vorrecht seines Geistes in trotzig stolzer oder gar übermüthiger Weise geltend zu machen. Er war sich seines überlegenen Genies vollkommen bewußt und ließ es wirken wie eine stille Macht, der sich der Verstehende freiwillig beugt.

Die reichste Mittheilung geistiger Dinge freilich fand er in dem Greinerschen Hause, wo Dichter, Schauspieler, Künstler und Gelehrte zusammenkamen: Denis, Blumauer,

Alxinger, Georg Forster, der große Schröder, Cimarosa und viele Andere. Die Musiker versammelten sich am meisten in dem Hause der Geschwister Martinez, wo Metastasio der Tochter Marianne zu einer seltenen Geistesbildung und durch Haydn, der als junger Mensch in einem Dachstübchen des Hauses wohnte, und Porpora zu einer ungewöhnlichen musikalischen Tüchtigkeit verholfen und ihr und dem Bruder auch sein großes Vermögen hinterlassen hatte. Mozart, der schon als Knabe in diesem Hause gewesen war, nahm regelmäßigen Antheil an ihren musikalischen Gesellschaften. Ebenso verhielt es sich mit dem Hause des Herrn von Keeß, dessen Frau er eines Abends so lange hatte auf das versprochene Lied warten lassen.

Viertes Kapitel.

In all diesen Gesellschaften war Mozart gern gesehen, denn stets aufgeräumt und voll guter Einfälle, wie er war, hätte er kaum seiner wunderbaren Gaben gebraucht, um sich die Herzen Aller zu gewinnen. Aber auch mit diesen war er ja nicht sparsam. Er ließ sich niemals bitten und spielte Jedem vor, der Vergnügen daran fand, ihn zu hören. Und wer hätte das nicht gefunden! — Doch gab es auch wohl Leute, die während seines Spieles andere Dinge trieben. „Nichts aber brachte ihn so sehr auf,“ wird berichtet, „als Unruhe, Getöse oder Geschwätz bei der Musik. Da gerieth der sonst so sanfte, muntere Mann in den größten Unwillen und äußerte ihn sehr lebhaft. Es ist bekannt, daß er einst mitten im Spiel vom Clavier aufstand und die unaufmerksamen Zuhörer verließ! – Zuweilen half er sich aber auch durch

satyrische Laune. Ein Kunstliebhaber (nicht in Wien) hatte eine Gesellschaft von Honoratioren zu sich geladen. Mozart, der unter Kennern und Liebhabern zu sein glaubte, überließ sich ganz dem Fluge seiner Phantasie. Doch die Zuhörer, die das nicht verstanden, begannen eine lebhafte Conversation. Mozart bearbeitete nun sein Thema mit steigender Heftigkeit und fing dabei an, über sein Publikum unbarmherzig zu schimpfen. Glücklicherweise war ihm dabei die italienische Sprache in den Mund gekommen. Gleichwohl merkten seine Zuhörer, warum es sich handle und verstummten beschämt. Mozart mußte nun über sein Herauspoltern selbst lachen, er nahm sogleich eine beliebte Melodie auf, variirte sie und entzückte nun seine Zuhörer. Und als er fortging, nahm er den Herrn vom Hause, der in der peinlichsten Verlegenheit gewesen war, mit zu sich, lud noch einige alte Musiker ein, bewirthete sie und spielte ihnen bis tief in die Nacht. Denn vor Kennern war er unermüdlich im Spielen."

Die schönste Befriedigung des Herzens scheint er aber in der Familie des berühmten Botanikers von Jacquin gefunden zu haben. Dieser hatte drei Kinder. Um den ältern Sohn Joseph sammelte sich die gelehrte Welt, um den lebhaften Gottfried und die liebenswürdige Franziska die heitere junge Gesellschaft. Mozart wohnte längere Zeit in ihrer Nähe auf der Landstraße. Franziska war seine beste Schülerin und auch Gottfried sang. Für beide componirte Mozart mancherlei, wir werden ihnen noch öfter begegnen. Gottfried von Jacquin war es auch, dem das bekannte Bandl-Terzett seinen Ursprung verdankt. Mozart hatte nämlich seiner Frau ein neues Band geschenkt, das diese, als sie mit Jacquin spazieren fahren sollten, anlegen wollte und

nicht finden konnte. Sie rief: Liebes Mandl, wo ists Bandl? Der half dann suchen, Jacquin suchte mit und fand es, wollte es aber nicht sogleich hergeben, hielt es hoch in die Höhe und da er ein großer Mann war, konnte das kleine Ehepaar es nicht erhaschen, Bitten, Schelten und Lachen wurden immer lebhafter, bis auch der Hund dem Räuber zwischen die Beine fuhr. Dann lieferte er das Band aus und meinte, die Scene gebe wohl ein komisches Terzett. Mozart erfand sich einen Text im Wiener Dialect dazu und schenkte es seinem Freunde. Ein Pendant dazu ist der Canon Caro mio Schluck und Druck. Und aus derselben Zeit stammt das herzigste aller Lieder, in dem Dichter und Musiker zum schönsten Bunde sich geeinigt haben, das Veilchen. Für welch reizendes Veilchen mag wohl dieses Lied geschrieben sein? —

So wußte Mozart sich und seiner Umgebung mit seiner Kunst das Leben zu verschönen. Jede gesellige Gelegenheit fand ihn bereit, die Freude durch irgend einen Gesang zu erhöben. Auf diese Art entstand dann mancher Canon, da Mozart diese Form besonders liebte, um seiner komischen Laune Luft zu machen. Es sind ihrer viele weit und breit bekannt, doch nur wenige unter Mozarts Namen. Denn er selbst legte keinen Werth auf die Bewahrung solcher Gelegenheitscompositionen. Die Texte pflegte er sich selbst zu machen, und so derb und auch oft albern sie sind, die Musik erhebt das Ganze in die Region des echten Humors. In dem Jahre, wo wir jetzt in unserer Lebensbeschreibung stehen, kam der Tenorist Peierl, der in Salzburg mehrere Jahre beim Theater gewesen war, nach Wien. Er hatte eine eigenthümliche Aussprache, mit der man ihn gern hänselte und Mozart schrieb

deßhalb einen dreistimmigen Canon auf einen Text, der durch diese Sprache eine besonders komische Wirkung machte: Difficile lectu mihi Mars et jonicu, wobei das letzte Wort so gebraucht ist, daß beim Singen cujoni herauskommt. Kaum war derselbe gesungen, als die Sänger das Blatt umwendeten und einen vierstimmigen Canon sangen auf den Text: „O Du eselhafter Peierl! o Du peierlischer Esel! Du bist so faul als wie ein Gaul, der weder Kopf noch Haxen hat, mit dir ist gar nichts anzufangen, ich seh dich noch am Galgen hangen; Du dummer Gaul! Du bist so faul! Du dummer Peierl bist so faul als wie ein Gaul; o lieber Freund —— verzeihe mir! Nepomuk! Peierl! verzeihe mir!" Genießbar wird das freilich erst durch die Musik. Und dergleichen Canons, die eine unendliche Meisterschaft verrathen, schrieb er oftmals aus dem Stegreif nieder!

Von all diesen Kreisen aber, die Mozart mit seiner Kunst erfreute, war auf ihn selbst keiner von größerem Einflusse, als der des Baron van Swieten, oder vielmehr dieser Mann wirkte durch seine individuelle Neigung anregend und bildend auf Mozarts Schaffen. Er war lange Zeit als Gesandter in Berlin gewesen und hatte dort, verstandesmäßig wie er von Natur war, eine besondere Vorliebe für die Musik gefaßt, die sich aus der sächsischen Schule, besonders von Sebastian Bach her nach Berlin herübergepflanzt hatte. Bach's Söhne Friedemann und Philipp Emanuel waren dort persönlich thätig gewesen und eine Reihe anderer Componisten und Theoretiker wie Kirnberger, Quanz, Fasch hatten die Uebung der ernsten und mehr contrapunctitischen Tonkunst geschaffen und erhalten. Dort war van Swieten mit Händel wie mit Bach bekannt geworden, und brachte deren

Werke, die damals nur zum allergeringsten Theile im südlichen Deutschland gekannt waren, mit nach Wien. Er selbst gründete dann eine Art von Verein zur steten Ausübung dieser Musik und zog vor Allem auch Mozart hin. Dieser verkehrte in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes außerordentlich viel in diesem Hause, spielte Fugen und schrieb, angeregt durch dieselben, selbst eine Menge contrapunctistischer Arbeiten, wozu namentlich die schöne große Fuge des Streichquartetts in G gehört, das im December 1782 fertig wurde. Ja er arrangirte sogar einige Fugen aus Bach's wohltemporirtem Clavier für Streichinstrumente und begann auch eine Klaviersuite. Und es war nicht etwa bloß die Lust, seine Kraft an diesen schwierigen und verwickelten musikalischen Formen zu üben, — daß er in diesem Style und zwar großartig zu schreiben verstand, beweisen ja schon die Salzburger Messen —, sondern es begann sich ihm bereits damals mit dem größeren Ernste, der durch mancherlei herben Kampf mit dem Leben überhaupt in sein Empfinden eindrang, auch etwas von dem besonderen Wesen zu erschließen, das diese Heroen der norddeutschen Tonkunst haben und das sie zu der strengen und herben Redeweise führt, die mit der contrapunctistischen Form verbunden ist. Der Eintritt in den Freimaurerorden bezeichnet das erste bedeutsame Erwachen dieses Ernstes, und so finden wir auch, daß die maurerische Trauermusik für Orchester, die er im Juli 1785 bei dem Todesfall der Brüder Mecklenburg und Esterhazy componirte und zu der ihm ein Cantus firmus gegeben war, in ihrer gesammten Anlage contrapunctisch und von einer großartigen polyphonen Ausführung ist. „Mozart hat nichts geschrieben," sagt Jahn, „das durch technische Behandlung und vollkommene

Klangwirkung schöner, durch ernstes Gefühl und psychologische Wahrheit tiefer wirkte, als dieses kurze Adagio. Es ist der Ausdruck einer männlich gefaßten Gesinnung, die dem Tod gegenüber dem Schmerz sein Recht läßt, ohne sich durch ihn beugen oder blenden zu lassen.“ Und wir bestätigen dies schöne Urtheil mit Freude.

Nicht lange vorher, am 20. Mai, war auch die allbekannte Phantasie in C moll geschrieben, die so manches Spielers Herz mit der allertiefsten Rührung ergreift, weil sie einen trüben, fast schmerzvollen Ernst, der trotz allem Ringen mit dem Leben nicht fertig zu werden vermag, in der schönsten Weise ausspricht. Was mag damals schon von Erkenntniß des tiefen Zwiespaltes, der das Leben durchzieht, n die Seele des heiteren Mannes eingezogen sein! Fürwahr es stehen die Klänge von Don Juans Gerichte vor der Thüre. Denn dieser Schmerz vermag sich nicht mehr zur friedlichen Versöhnung zu lösen, sondern er kehrt ungestillt in sich selbst zurück. Es ist diese Phantasie das Fundament, auf das ein Beethoven den großartigen Bau seiner Klaviersonaten gründete, in denen sich in Leid und Lust sein Allerinnerstes tausendfach offenbaren sollte. Nichts unter Mozarts Klaviersachen geht so unmittelbar jener Bahn voraus, auf der sein großer Nachfolger das Tiefste seines eigenen Empfindens aussprach. Mozart selbst muß gerade diese Phantasie in einer wunderbaren Weise auf seinem Pedalflügel gespielt haben; denn sein Schüler der berühmte Arzt Joseph Frank berichtet von seinem großen Erstaunen darüber.

Fünftes Kapitel.

Bei einem so reichen und vielseitigen Betriebe der Musik kann man sich die unerhörte Leichtigkeit und Sicherheit erklären, mit der Mozart produzirte. War ihm schon das seltene Glück zu Theil geworden, sogleich von Jugend an und stets das Richtige thun, das heißt die bestimmten Gaben üben zu können, die ihm Natur gegeben, ohne daß er erst hin und her mit Versuchen gestört worden wäre, was für ihn passe, so hatte eine lebenslängliche unausgesetzte Anwendung seiner Kräfte ihm eine Herrschaft darüber gegeben, wie sie in der Geschichte der Kunst nicht minder einzig dasteht, als seine Begabung. Und dies war Sache seines Fleißes. Mozart war ebenso fleißig wie begabt, — wenn anders das Fleiß zu heißen verdient, daß einer in jedem Augenblicke mit all seinen Sinnen und Gedanken bei seinen Dingen ist. Mozart componirte unausgesetzt, am liebsten aber wenn er in der freien Natur war. Don Juan und Zauberflöte sind fast ganz in einem Garten geschrieben worden. „Und wenn er mit seiner Frau durch schöne Gegenden reiste, erzählt Rochlitz, sah er aufmerksam und stumm in die ihn umgebende Welt hinaus; sein gewöhnlich mehr in sich gezogenes und düsteres als munteres und freies Gesicht heiterte sich nach und nach auf, und dann fing er an zu singen oder vielmehr zu brummen, bis er endlich ausbrach: Wenn ich das Thema auf dem Papiere hätte! Und wenn sie ihm etwa sagte, daß das ja wohl zu machen sei, so fuhr er fort: Ja mit der Ausführung — versteht sich! Es ist ein albern Ding, daß wir unsere Arbeiten auf der Stube aushecken müssen!“ — In der Sei=

tentasche des Wagens befand sich übrigens immer Notenpapier. Auch besaß er zu diesem Zwecke eine alte lederne Tasche, die er sein Portefeuille nannte, worin er seine Werthpapiere aufbewahre. Denn hin und wieder schrieb er einen Gedanken oder irgend ein Stück der Ausführung, das ihm besonders wichtig war, auf. Durchweg freilich durfte er sich auf sein Gedächtniß verlassen.

Auch andere interessante Notizen erfahren wir über dieses seltenen Mannes Art. „Er war immer guter Laune," erzählt Sophie Haibl, „aber selbst in der besten sehr nachdenkend, einem dabei scharf ins Auge blickend, auf alles, es mochte heiter oder traurig sein, überlegt antwortend, und doch schien er dabei an ganz etwas anderem tief nachdenkend zu arbeiten. Selbst wenn er sich in der Frühe die Hände wusch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig stehen, schlug dabei eine Ferse an die andere und war immer nachdenkend. Bei Tisch nahm er oft eine Ecke der Serviette, drehte sie fest zusammen, fuhr sich damit unter der Nase herum und schien in seinem Nachdenken nichts davon zu wissen und öfters machte er dabei noch eine Grimasse mit dem Munde. Auch sonst war er immer in Bewegung mit Händen und Füßen, spielte immer mit etwas, z. B. mit seinem Chapeau, Taschen, Uhrband, Tischen, Stühlen gleichsam Klavier." Der Friseur hatte seine liebe Noth, ihn zu frisiren, Mozart saß nie still. Alle Augenblicke fiel ihm etwas ein, dann sprang er wohl ans Klavier und der Friseur mußte ihm mit dem Zopfband in der Hand nachlaufen. Sogar in der Oper hörte die Thätigkeit seines Geistes nicht auf. Dies nahm, wer seine Art genauer kannte, an der unruhigen Bewegung der Hände, am Blick, an der Art, mit der er die Lippen wie zum

Singen oder Pfeifen rührte, gar leicht wahr. So mußte seine Frau, so sehr sie von seinen Verehrern immer angegangen wurde, ihn zur Arbeit anzuhalten, es vielmehr für ihre Pflicht ansehen, ihn öfters davon abzuhalten oder doch ihn zu mäßigen. Und doch bestand die große Arbeitsamkeit, die er in den letzten Jahren seines Lebens zeigte, in nichts anderem, als daß er mehr niederschrieb. Er hatte eben mehr Veranlassung, die Dinge, die sein Geist fortwährend erzeugte, auch zum Licht des Tages hervorzugebären.

Morgens um sechs oder sieben Uhr war er schon auf und schrieb. Und doch war er oftmals erst spät in der Nacht von musikalischen Gesellschaften heimgekommen. Allein er hielt es immer so, den frühen Morgen zum Componiren zu verwenden, und machte darin in späteren Jahren nur die Aenderung, daß er der Bequemlichkeit wegen im Bette schrieb. Eines Klavieres bedurfte er nicht dazu: „Er schrieb Noten wie Briefe," erzählt seine Frau ebenso naiv wie treffend, „und probirte seinen Satz erst wenn er fertig war." „Dagegen brachte er auch in seinen Mannesjahren halbe Nächte am Klaviere zu; dies waren eigentlich die Schöpferstunden seiner himmlischen Gesänge. Bei der schweigenden Ruhe der Nacht, wo kein Gegenstand die Sinne fesselt, erglühte seine Einbildungskraft in der regsten Thätigkeit und entfaltete den ganzen Reichthum der Töne, welche die Natur in seinen Geist gelegt hatte. Hier war Mozart ganz Empfindung und Wohllaut, hier flossen von seinen Fingern die wunderbarsten Harmonien! Wer Mozart in solchen Stunden hörte, der nur kannte die Tiefe, den ganzen Umfang seines musikalischen Genies; frei und unabhängig von jeder Rücksicht durfte da sein Geist

mit kühnem Fluge sich in die höchsten Regionen der Kunst schwingen."

So sagt Niemtschek, der uns so manchen schönen Zug von seinem unsterblichen Freunde hinterlassen hat. Und Rochlitz spricht ein Wort, in dem man den großen Dichter komischer Opern wiederfindet: „Wenn er auf dem Fortepiano phantasirte, wie leicht war es ihm da, ein Thema so zu bearbeiten, es hier so possierlich, dort so gravitätisch, nun so halsbrechend und spitz, oder so flehentlich und miserabel u. s. w. auftreten oder hervorlauschen oder sich hindurcharbeiten zu lassen, daß er mit seinen Zuhörern — und hatte ein ungünstiges Schicksal ihm die offenbarsten Murrköpfe (nur nicht ganz ohne musikalische Cultur) hingesetzt — machen konnte, was er wollte. Das — gerade das, hat vielleicht vor und nach ihm nie ein Klavierspieler in diesem Maße gehabt. Ich kenne das Spiel der meisten ausgezeichneten Virtuosen auf diesem Instrument seit Mozart (Beethoven nicht); ich habe so vieles Vortreffliche — aber von jenem unerschöpflichen Witz auch nicht das Aehnliche gehört." „Und dann schien dieser zerstreute Mensch, heißt es bei Schlichtegroll, ein ganz anderes, schien ein höheres Wesen zu werden. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für den er geboren war, auf die Harmonie der Töne." — „Da änderte sich sein ganzes Antlitz," sagt Niemtschek, „ernst und gesammelt ruhte dann sein Auge; in jeder Muskelbewegung drückte sich die Empfindung aus, welche er durch sein Spiel vortrug und in dem Zuhörer so mächtig wieder zu erwecken wußte."

Sonst war er ja, wie wir wissen, von Erscheinung unbedeutend. „Er war klein, aber von proportionirtem Körper-

bau mit kleinen Händen und Füßen, früher mager und erst in den letzten Lebensjahren mehr corpulent. Der Kopf war im Verhältniß zum übrigen Körper etwas zu groß. Das stets blasse Gesicht war nicht unangenehm, aber verrieth nichts Außergewöhnliches, auch die Mozart'sche Nase fiel nur in den Jahren, da er mager war, durch ihre Größe auf. Das ziemlich große und gut geschnittene Auge mit schönen Brauen und Wimpern war gewöhnlich etwas matt, der Blick unstät und zerstreuet." So zeichnet Jahn die Erscheinung des Mannes, die nun der Erschaffung jener drei Werke entgegenging, die in der dramatischen Musik durchaus einzig dastehen und in denen sich nach den verschiedensten Richtungen hin das ansammelte, was Mozart als das Resultat seines Lebens, ja als das Resultat seiner ganzen Zeit in sich trug. Der Meister, von dessen Eigenthümlichkeit wir jetzt so manchen interessanten Zug berichtet haben, war längst fertig. Jetzt sollte er das erste Werk liefern, das für die ganze Menschheit, für die Ewigkeit geschrieben ist, und mit ihm müssen wir uns wieder mehr den inneren Dingen zuwenden, als es in diesem Kapitel geschehen konnte. Denn es beginnt jetzt die Zeit, in der das Wesen unseres Meisters sich allgemach zu vergeistigen beginnt und so lange mit unglaublicher Energie dem höheren Leben zustrebt, bis sich selbst die frische Kraft seines jugendlichen Körpers verflüchtigt und vor der Zeit auflöst.

Sechszehnter Abschnitt.

Figaro's Hochzeit.

1786.

Unendliche Heiterkeit strahlt aus seinen Augen.

Erstes Kapitel.

Wir sahen bereits, wie Mozart die Bekanntschaft machte mit dem Kaiserlichen Theaterdichter Lorenzo da Ponte und dieser ihm ein neues Büchel zu einer Opera buffa versprach. Da Ponte stand mit Salieri in der allernächsten Verbindung, ja Salieri war der Gründer seiner Stellung in Wien und hatte so den nächsten Anspruch auf seine Dankbarkeit. Dieser Mann nun konnte nicht wünschen, daß Mozart den ungemeinen Erfolg seiner Entführung jetzt, nachdem das National-Singspiel aufgehoben worden war, auf die italienische Bühne übertrage, und so zögerte da Ponte mit dem versprochenen Libretto. Bald aber traten Ereignisse ein, welche die beiden Italiener vollständig von einander trennten. Paisiello war, wie wir schon sahen, nach Wien gekommen, vom Kaiser sehr begünstigt und mit der Composition einer

neuen Oper beauftragt worden, zu welcher der Dichter C a s t i, ein Rivale da Ponte's und ebenfalls um die durch den Tod Metastasios erledigte Stelle eines poeta cesareo bemüht, den Text geliefert hatte. Es war il Rè Teodoro. Die Oper erlangte einen ungeheuern Erfolg, und Paisiello's wie Casti's Namen lebte auf Aller Lippen. Das war für Salieri sehr unbequem. Zwar hatte auch er einen Text da Ponte's, den dieser selbst allerdings für sehr unbedeutend hielt, bereits unter Händen, il ricco d'un giorno. Allein er zog es vor, zunächst nach Paris zu gehen, und erndtete dort in der That mit einer neuen Oper Les Danaïdes großen Ruhm.

Derweilen war der Lärm des Rè Teodoro etwas verklungen, und nun konnte der Ricco d'un giorno vollendet werden. Allein diese Oper gefiel durchaus nicht. Da Ponte sagt, weil Salieri, ganz auf die Gluck'schen Neuerungen bedacht, seine bisherige melodienreiche Weise vergessen habe, Salieri aber meinte wegen des schlechten Textes und schwur, sich eher die Hand abhacken zu lassen, als wieder einen Vers von da Ponte zu componiren. Genug die beiden entzweiten sich. Salieri wendete sich nun zu Casti, erhielt auch einen Text, La Grotta di Trofonio und gewann mit dessen Composition einen gewaltigen Erfolg. Da Ponte seinerseits wandte sich an den Spanier M a r t i n und schrieb für ihn den Burbero di buon cuore, der ebenfalls vielen Beifall fand. Zugleich aber wendete er sich an Mozart, dessen Genie er schon damals erkannt zu haben behauptete. Er hatte unsern Maestro in dem Hause des Baron W e t z l a r, bei dem Mozart einige Zeit wohnte, kennen gelernt. Wetzlar war ein großer Liebhaber der Musik und einer der eifrigsten Gönner Mozarts. Auch diesmal erbot er sich, als dieser,

zwar bereit eine Oper zu schreiben, den Zweifel aussprach, ob man sie auch zulassen werde, in großmüthiger Weise dem Dichter ein anständiges Honorar zu zahlen und äußersten Falles die Aufführung der Oper in London oder Frankreich zu vermitteln. Dies lehnte nun zwar da Ponte ab, allein es sollte doch große Mühe kosten, mit dem Text, den sie gewählt hatten, durchzudringen.

Es war damals fast über sämmtliche Bühnen Europa's ein Lustspiel gegangen, das durch seine soziale Tendenz alle Gemüther in Bewegung setzte: Le mariage de Figaro ou la folle journée. Dieses Stück, das die rücksichtslose Willkür des höheren Adels in der piquantesten Weise geißelte, deßhalb in Paris verboten und nach mancherlei Drängen des Publicums endlich doch zur Aufführung gelangt war, hatte auf diese Weise eine gewisse politische Bedeutung gewonnen und war auch in Wien, wie freilich da Ponte sagt, wegen seines „unmoralischen Styles" vom Kaiser bald verboten worden. Gleichwohl hatten die wenigen Aufführungen auch dort alles in Aufregung versetzt, und zumal Mozart war, wohl nicht durch das politische Element, aber desto mehr durch die dramatische Lebendigkeit, die dieses Lustspiel auszeichnet, ungemein angezogen worden. Da Ponte erzählt, daß Mozart selbst ihm diesen Stoff als Text zu einer Oper vorgeschlagen habe. Denn er suchte ja schon längst nach einem passenden Büchel, und hatte die bereits angefangene Opera buffa: L'oca di Cairo bloß wegen der „dummen Ganshistorie" liegen lassen und den Sposo deluso, von dem ebenfalls noch Entwürfe vorhanden sind, wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen. In Figaro's Hochzeit aber schien ihm Leben und dramatische Verwicklung genug vorhanden zu sein,

und als da Ponte, der sicherlich ebenso bereits auf dieses Stück aufmerksam geworden war, sich zu einer Bearbeitung desselben bereit erklärte, ward die Sache sogleich ins Werk gesetzt, und bereits im Herbste 1785 finden wir Mozart mit der Composition des Figaro beschäftigt.

Nun berichtet aber der Sänger Kelly, Mozarts Freund, der den Basilio und später den Don Curzio sang, ausdrücklich, der Kaiser selbst habe Mozart den Auftrag gegeben, diese Oper zu schreiben. Wahrscheinlich ist dies dann auch geschehen, als da Ponte die Erlaubniß nachsuchte, den Text bearbeiten zu dürfen. Er hatte dabei wieder mit mancherlei Cabalen zu kämpfen. Der Kaiser selbst trug Bedenken: Mozarts wegen, der zwar ein vortrefflicher Instrumentalcomponist sei, aber erst eine Oper geschrieben habe, an der nicht allzuviel sei (non era gran cosa), und des Stückes wegen, das er ja verboten habe. Aber endlich erlangte da Ponte doch die Erlaubniß, und da mag denn der Kaiser, zumal als er einen Theil der Oper gehört hatte, zugleich ausdrücklich den Auftrag gegeben haben, daß Mozart dieselbe vollende. Damit kann immerhin in Einklang gebracht werden, wenn da Ponte berichtet, die Oper sei ganz im Stillen geschrieben worden. Denn als da Ponte um die Erlaubniß einkam, war allerdings bereits ein großer Theil der Musik fertig. Nachher aber schrieb Mozart im kaiserlichen Auftrag und wir finden ihn offen mit dem Intendanten Grafen Rosenberg verhandeln.

Zweites Kapitel.

Wie sehr mußte unser Meister wünschen, jetzt einmal wieder einen bedeutenden Erfolg zu erringen, der sowohl

seinem Ruhm als seinen häuslichen Verhältnissen in entscheidender Weise aufhalf. Denn die hundert Ducaten, die ihm Artaria für die sechs Haydn-Quartetts gezahlt hatte, bedeuteten nicht viel in einer Wirthschaft, die wegen ihrer Unregelmäßigkeit reichliche Mittel erforderte. Der Sommer hatte keine Academien gebracht und ebensowenig viele Lectionen. Auch mußte jetzt alle mögliche Zeit auf die neue Composition verwendet werden, die Scolaren, die sonst bereits um zehn Uhr ihre Plage beginnen durften, wurden sämmtlich auf den Nachmittag verlegt, den Morgen mußte der Maestro zur Arbeit frei haben. Daher begreift es sich, wenn im November wieder ein Zettelchen erfolgte, wie dieses: „Lieber Hoffmeister, Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen und bitte Sie mir unterdessen mit etwas Geld beyzustehen, da ich es in diesem Augenblick sehr nothwendig brauche. — Dann bitte ich Sie sich Mühe zu geben, mir sobald als möglich das Bewußte zu verschaffen. — Verzeihen Sie, daß ich Sie immer überlästige; allein da Sie mich kennen und wissen, wie sehr es mir daran liegt, daß Ihre Sachen gut gehen möchten, so bin ich auch überzeugt, daß Sie mir meine Zudringlichkeit nicht übel nehmen werden, sondern mir ebenso behülflich seyn werden als ich Ihnen." — Hoffmeister sandte darauf ganze — zwei Ducaten.

Hoffmeister war Verleger, und Mozart hatte ihm versprochen eine Reihe von Kammercompositionen für ihn zu schreiben, von denen das herrliche Clavierquartett in G-moll — „das Beste was ich in meinem Leben geschrieben" — im Juli dieses Jahres den Anfang gemacht hatte. Als aber Hoffmeister klagte, das Publicum finde Mozarts Compositionen zu schwer und wolle sie nicht kaufen, entband dieser ihn

freiwillig seines Contractes und die Fortsetzung ward aufgegeben.

Es ist überhaupt schmählich, wie manche Musikalienhändler die Gutmüthigkeit und die Sorglosigkeit Mozarts in jener Zeit mißbrauchten. Sie wußten sich von den meisten seiner Claviersachen, die er ja aus Gefälligkeit für Bekannte zu schreiben pflegte, Abschriften zu verschaffen und druckten lustig darauf los. „Besonders hatte, erzählt Rochlitz, ein gewisser ziemlich berühmter Kunsthändler eine Menge solcher Geschäfte gemacht, und eine Menge Mozartscher Compositionen gedruckt, verlegt, verkauft, ohne den Meister nur darum zu fragen. Einst kam ein Freund zu diesem — „da hat der A(rtaria) wieder einmal eine Partie Variationen fürs Clavier von Ihnen gedruckt; wissen Sie davon?" — Nein! — „Warum legen Sie ihm aber nicht das Handwerk einmal?" — Ei, was soll man viel Redens machen: es ist ein Lump! — „Es ist aber hier nicht bloß des Geldes, sondern auch Ihrer Ehre wegen." — Nun, wer mich nach solchen Bagatellen beurtheilt, ist auch ein Lump. Nichts mehr davon! —" Ebenso war ihm mit dem Clavierauszuge der Entführung, den er selbst bei Torricella in Wien herausgeben wollte und schon begonnen hatte, bereits in Augsburg einer zuvorgekommen. Allein es ist dabei wiederum zu bemerken, daß Mozarts Namen damals keineswegs schon allgemein verbreitet war und daß die Verleger deßhalb nicht viel zu zahlen vermochten. Auch waren die damaligen Ohren noch nicht an so ernste gehaltvolle Musik gewöhnt. Ja die Haydn-Quartetts wurden dem Verleger von Italien zurückgeschickt, weil der Stich so fehlerhaft sei. Man hatte die vielen fremden Harmonien, namentlich die scharf dissonirenden

Accorde für Stichfehler gehalten. Ebenso rief ein Graf, als seine Leute diese Sachen aufführten, einmal über das andere: „Sie spielen ja falsch!" Und als man ihn vom Gegentheil überzeugte, zerriß er die Noten auf der Stelle. Darum ist es wohl glaublich, daß Hoffmeister zu Mozart sagte: „Schreib leichter, sonst kann ich nichts mehr von Dir drucken und bezahlen!" — worauf Mozart antwortete: „Nun, so verdiene ich nichts mehr und hungere, und scheer mich doch den Teufel darum." — Allein er hatte Weib und Kind zu Hause und für diese galt es zu sorgen.

Das eigenhändige Verzeichniß Mozarts weist in diesem Winter nicht viele Compositionen nach. Im November schrieb er zwei Stücke in die Oper eines Andern, dann die Sonate für Clavier und Violine in Es mit dem wundervollen Adagio und gleich darauf ein Clavierconcert, das er in einem Zwischenacte spielte. Den größten Theil der Zeit aber nahm wohl die Composition des Figaro ein, der freilich erst unter dem 29. April 1786 als fertig eingetragen steht. Inzwischen fanden nämlich die zeitraubenden Proben statt, die wiederum manche Widerwärtigkeiten mit sich brachten. „Es waren drei Opern auf dem Tapet," erzählt Kelly, „eine von Rhigini, eine von Salieri und eine von Mozart. Sie waren so ziemlich gleichzeitig zur Aufführung fertig, und jeder Componist nahm das Recht für sich in Anspruch, seine Oper zuerst aufzuführen, dadurch entstand große Uneinigkeit und es bildeten sich Parteien. Der Charakter der Männer war sehr verschieden. Mozart war auffahrend wie Schießpulver und schwur die Partitur seiner Oper ins Feuer zu werfen, wenn sie nicht zuerst auf die Bühne käme; seine Ansprüche wurden von einer eifrigen Partei unterstützt. Im Gegentheil arbeitete

Rhigini wie ein Maulwurf im Dunkeln, um den Vorsprung zu gewinnen. Der dritte Candidat war Hofcapellmeister, ein schlauer gewandter Mann, der besaß was Bakon crocked wisdom (die Weisheit der krummen Wege) nennt, und seine Ansprüche wurden von drei der Hauptsänger unterstützt, welche eine nicht leicht zu besiegende Cabale anzettelten. Jeder von den Operisten nahm an diesen Zwistigkeiten Theil. Ich allein stand auf Mozarts Seite, natürlich genug, denn er hatte ein Recht auf meine wärmste Theilnahme durch meine Bewunderung seines mächtigen Talentes und meine Dankbarkeit für manche persönliche Gefälligkeit. Endlich wurde der Streit geschlichtet durch den Befehl des Kaisers, Mozarts Oper sogleich zu probiren."

Salieri's Oper, La Grotta di Trofonio von Casti, war freilich bereits im October gegeben worden, und es ist nicht denkbar, daß die Composition des Figaro schon damals bis zur Probe gediehen war; obwohl da Ponte berichtet, die ganze Oper sei in sechs Wochen geschrieben worden. Manches mag allerdings fertig gewesen sein. Es bestätigt sich aber auch aus einer Anecdote, welche da Ponte mittheilt, mit welchen Cabalen Mozart zu kämpfen hatte und wie schließlich immer der Kaiser durchgreifen mußte. Denn auch Graf Rosenberg der Intendant war „ein abgesagter Feind des Deutschen, der durchaus nichts hören kann, was nicht italiänisch ist." Jahn erzählt nach da Ponte: „Der Regisseur Bussani (der Sänger, für welchen die Partie des Bartolo bestimmt war) meldete dem Grafen Rosenberg, daß im Figaro — im dritten Act bei der Hochzeitsfeierlichkeit, während Susanne dem Grafen das Billet zusteckt — ein Ballet angebracht sei. Dieser ließ den Dichter kommen, erinnerte ihn,

daß der Kaiser kein Ballet wolle und riß, ohne auf die Einwendungen zu hören, die Scene aus dem Textbuch heraus. Mozart war außer sich, als er diese Neuigkeit erfuhr, wollte den Grafen zur Rede stellen, Bussani prügeln, sich an den Kaiser wenden, die Partitur zurücknehmen — es kostete Mühe ihn zu beruhigen. In der Generalprobe war der Kaiser zugegen, dem Befehl Rosenbergs gemäß blieb das Ballet fort, Susanna und der Graf machten, während alles still war, ihre nun unbegreiflichen Gesten; erstaunt fragte der Kaiser, was denn das zu bedeuten habe, und befahl, als ihm da Ponte die nöthigen Aufklärungen gegeben hatte, sogleich für ein anständiges Ballet zu sorgen."

Indessen gab der Kaiser, der durch diese Proben wieder an Mozarts Kunst erinnert worden war, ihm gerade in dieser Zeit seine Gunst auch noch auf andere Art zu erkennen. Zur Verherrlichung eines großen Gartenfestes zu Schönbrunn im Februar des neuen Jahres hatte er eine dramatische Aufführung befohlen, bei der die ausgezeichnetsten Mitglieder des Schauspiels wie der deutschen und der italiänischen Oper thätig sein sollten. Stephanie, der jüngere, derselbe, der den Text zur Entführung bearbeitet hatte, hatte das Stück geschrieben. Es war der Schauspieldirector. Frank hat die Concession zu einem Theater in Salzburg erhalten und befindet sich in großer Verlegenheit, ohne Geld die nöthigen Mitglieder sogleich zu engagiren. Es singen ihm nun verschiedene Primadonnen und Sänger Probe, und ebenso spielen verschiedene Schauspieler und Schauspielerinnen ihre Musterstücke. Das ist der einfache Inhalt eines Stückes, aus dem in neuerer Zeit eine unwürdige Darstellung der Person und Verhältnisse Mozarts gemacht worden ist. Mozart

hatte für dieses kleine Singspiel die Musik zu schreiben, und componirte zu diesem Zweck eine Ouverture, zwei Arien, das berühmte Terzett: „Ich bin die erste Sängerin", und das Finale. Alles andere, was heute in dieses Stück eingelegt wird, ist allerdings auch von Mozart, aber für ganz andere Zwecke geschrieben worden.

Drittes Kapitel.

Derweilen nahte die Zeit der Aufführung von Figaro's Hochzeit. Den 18. April schreibt der Vater an Marianne: „Am 28. geht le nozze di Figaro zum erstenmal in die scena. Es wird viel seyn, wenn er reüssirt, denn ich weiß, daß er erstaunlich starke Cabalen wider sich hat. Salieri mit seinem ganzen Anhange wird wieder suchen Himmel und Erde in Bewegung zu setzen. Duschek sagte mir neulich, daß Dein Bruder so viele Kabalen wider sich habe, weil er wegen seines besonderen Talents und Geschicklichkeit in so großem Ansehen stehe." Und Niemtschek berichtet, man erzähle allgemein, daß welsche Sänger aus Haß, Neid und niedriger Kabale bei der ersten Vorstellung sich alle Mühe gegeben haben, die Oper zu stürzen, so daß die Sänger durch eine ernste Warnung des Kaisers zu ihrer Pflicht gewiesen werden mußten. Aber ganz im Gegensatz dazu berichtet Kelly, die Oper sei damals so vorzüglich gegeben worden, daß, wie oft und gut er sie auch später habe darstellen sehen, doch jene ersten Wiener Aufführungen davon so unterschieden gewesen seien, wie das Licht von der Finsterniß. „Alle ersten Darsteller hatten den Vortheil durch den Componisten selbst unterwiesen zu werden, der seine Ansichten und seine Begeisterung auf sie übertrug. Nie

werde ich sein kleines belebtes Antlitz vergessen, wie es leuchtete, erglühend vom Feuer des Genius — es ist nicht möglich das zu beschreiben, so wenig als Sonnenstrahlen zu mahlen.“

„Ich erinnere mich,“ fährt er fort, „wie Mozart im rothen Pelz und Tressenhut bei der ersten Generalprobe auf der Bühne stand und das Tempo angab. Benucci sang Figaro’s Arie Non più andrai mit der größten Lebendigkeit und aller Kraft seiner Stimme. Ich stand dicht neben Mozart, der sotto voce wiederholt rief: bravo, bravo Benucci; und als die schöne Stelle kam: Cherubino, alla vittoria, alla gloria militar! welche Benucci mit Stentorstimme sang, war die Wirkung auf alle, die Sänger auf der Bühne wie die Musiker im Orchester, eine wahrhaft elektrische. Ganz außer sich vor Entzücken rief alles bravo! bravo maestro! viva! viva! viva grande Mozart! Im Orchester konnten sie kein Ende finden mit Klatschen und die Geiger klopften mit den Bogen auf die Notenpulte. Der kleine Mann sprach in wiederholten Verbeugungen seinen Dank für den enthusiastischen Beifall aus, der ihm auf so außerordentliche Weise ausgedrückt wurde.“

Am 1. Mai wurde die Oper zum ersten Male aufgeführt und „nie hat man einen glänzenderen Triumph gefeiert, als Mozart mit seinen Nozze di Figaro,“ sagt Kelly. Das Haus war gedrängt voll und fast jedes Stück mußte wiederholt werden, so daß die Oper beinahe die doppelte Zeit währte. Und doch wurde am Schluß das Publikum nicht müde zu klatschen und Mozart herauszurufen. Wie mag ihm da das Herz höher geschlagen haben! — Endlich, endlich war ein Sieg errungen, und ein Sieg wider die Welschen.

„Bey der zweiten Aufführung von der Opera Deines Bruders," schreibt der Vater, „sind fünf Stück und bey der dritten Aufführung sieben Stück repetirt worden, worunter ein kleines Duetto dreimal hat müssen gesungen werden." Wie schade, daß der Vater die eigenhändigen Briefe Mozarts über diese Dinge vernichtet hat.

Allein die Freude sollte wiederum von keiner langen Dauer sein. Schon nach den ersten Aufführungen hatte man mit feiner Berechnung dem Kaiser den Rath gegeben, das Dacapo-Rufen zu verbieten, und Kelly erzählt, wie Joseph nach diesem Verbote in einer Probe zu einigen Sängern trat und sagte, er glaube ihnen dadurch eine Wohlthat erwiesen zu haben, denn das beständige Wiederholen müsse ja für sie ermüdend und höchst lästig sein. Ja, habe Nancy Storace, die Sängerin der Susanna, erwidert, es ist uns allerdings sehr lästig, und Benucci und Mandini (Graf Almaviva) haben durch eine Verbeugung ihre Zustimmung ausgedrückt; er aber habe dreist zum Kaiser gesagt: „Glauben Ew. Majestät ihnen das ja nicht, sie alle wünschen, daß man ihnen Dacapo rufe, ich wenigstens kann es von mir bestimmt versichern", worauf der Kaiser lachte.

So war die italienische Partei thätig, den Figaro von der Bühne zu verdrängen. Eine solche Concurrenz hatte selbst ein Salieri zu fürchten, ob er gleich fest in der Gunst des Kaisers wie des Publikums stand. Allgemach würde sich, das wußte er, der Geschmack beider an den tiefern Gehalt dieser Musik gewöhnen und die beliebte welsche Weise matt finden, „so daß ihnen bald für ihre Musik Niemand mehr ein Stück Brod geben werde". Man sorgte also von Directions wegen dafür, daß die Oper, die bei solch enormem Beifall doch nicht ohne Weiteres

entfernt werden konnte, wenigstens nicht gar zu oft und namentlich nicht zu rasch hinter einander gegeben werde. Sie erschien denn auch in diesem Jahre nur neunmai auf dem Repertoir. Das war freilich viel gegen gewöhnliche Opern und nur noch eine Oper, der genannte Burbero di buon cuore, von Martin, hatte eben so viel Aufführungen in diesem Jahre. Allein man legte die Aufführungen des Figaro möglichst weit auseinander, und als nun im November wiederum eine Oper von Martin, die Cosa rara, einen unglaublichen Erfolg errang und sowohl beim Publikum wie beim Kaiser den Figaro in Schatten stellte, konnte man ihn in der That zunächst ganz beseitigen. Er kam auch die nächsten Jahre nicht wieder zur Aufführung.

Wie mußte dies unsern Meister, der sich bewußt war, ein Meisterwerk geschrieben zu haben, das alle jene Opern hundertfach überragte und das auch bereits die lauteste Anerkennung gefunden, in tiefster Seele kränken! — Er hatte sich dauernden Ruhm und auch einen bedeutenden Erfolg für seine materielle Stellung davon versprochen, und mit vollem Recht, und jetzt sah er sich gegen die seichte Spielerei der Welschen zurückgesetzt, der verhaßten Welschen, die obendrein im Ueberflusse schwelgten, derweilen er mit Bedrückungen, ja mit Noth zu kämpfen hatte. Wiederum war das leidige Stundengeben sein Loos, und sehr wehe thut das Wort, das er in diesen Tagen zu Gyrowetz sprach, der so eben nach Italien zu gehen dachte. „Sie glücklicher Mann!“ sagte Mozart, „ach könnte ich mit Ihnen reisen, wie froh wäre ich! Sehen Sie, da muß ich itzt noch eine Stunde geben, damit ich nur etwas verdiene.“ Auch die meisten Compositionen dieser Zeit weisen auf das bloße Bedürfniß des Unterrichts hin, bis im

Winter wieder etwas für die Academieen, deren Mozart im November vier gab, geschrieben ward. Wie begreiflich ist es, daß er jetzt lebhafter als je daran dachte, Wien ganz zu verlassen und nach London zu gehen, zumal gerade damals sein Schüler Thomas Atwood, der Freund Kelly und die Geschwister Storace ihm die schönsten Aussichten machten. Und als nun seine Frau im October von dem dritten Kinde entbunden war, einem Knaben, der wieder den Namen Leopold erhielt, aber schon im nächsten Frühjahre starb, schrieb Mozart seinem Vater, daß er in der zweiten Hälfte des Faschings eine Reise durch Deutschland nach England zu unternehmen beabsichtige, wenn dieser sich entschließen könne für die Zeit der Abwesenheit, da Constanze ihn begleiten werde, die beiden Kinder mit den „Menschern", wie in Wien die Mägde heißen, natürlich gegen volle Entschädigung, zu sich ins Haus und unter seine Aufsicht zu nehmen. Allein davon wollte der Vater durchaus nichts wissen. „Ich habe ihm tüchtig geschrieben und versprochen die Continuation meines Briefes mit nächster Post ihm zu schicken," heißt es in einem Briefe an die Tochter; „der gute ehrliche Silhouettenmacher Hr. Müller hatte Deinem Bruder den Leopoldl gelobt, folglich hat er erfahren, daß das Kind bey mir ist, welches ich ihm niemals geschrieben hatte; also kam ihm oder vielleicht seiner Frau der gute Einfall. Das wäre freilich nicht übel — sie könnten ruhig reisen — könnten sterben — könnten in England bleiben — da könnte ich ihnen mit den Kindern nachlaufen — oder der Bezahlung, die er mir für Menscher und Kinder anträgt u. s. w. Basta! meine Entschuldigung ist kräftig und lehrreich, wenn er es benutzen will."

Das mochte nun gerade auch nicht erbaulich sein für

den schwer geplagten Mozart, und der Vater meint, er werde so bald keinen Brief von ihm erhalten, ob er ihm gleich ganz liebreich alles vorgestellt habe. Allein schon nach wenigen Tagen lief ein Schreiben Wolfgangs ein, „woraus Du abnehmen wirst, daß ihn meine Antwort ganz beruhigt hat.“ Und doch mochte es den Sohn empfindlich berühren, daß er den Vater so gegen sich und seine Frau eingenommen sah, zumal dieser für die Tochter, die seit zwei Jahren verheirathet war, und für ihren Buben die liebevollste, ja eine fast rührende Theilnahme beweist. So kam denn mancherlei zusammen, Mozart recht in der Seele betrübt zu machen. Nach England ging er freilich auch diesmal nicht. Er wollte erst feste Zusicherungen haben. Allein sein Auge blieb fortan nach außen gerichtet. Wie froh mußte er also sein, als ihm auch wirklich von außen her eine Erleichterung kam — von Prag.

Viertes Kapitel.

Man hatte in Prag, wo die Entführung bereits allgemein beliebt war, auch sogleich den Figaro auf die Bühne gebracht und das Entzücken dieses kunstsinnigen Volkes über solch ein Werk war gränzenlos. Zudem hatte Mozart dort nahe Freunde an dem Künstlerpaare Duschek. Schon im Jahre 1777 waren diese musikalischen Eheleute, die damals großen Rufs genoßen, nach Salzburg gekommen und mit Mozarts bekannt geworden. Die junge lebhafte Frau, die mit Wolfgang von gleichem Alter war und wie er die Neigung besaß, sich über die Leute aufzuhalten, hatte einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte ihr damals eine herrliche Arie geschrieben. Seitdem waren die Familien stets mit

einander im Verkehr geblieben. Im Frühjahr 1786 kamen Duschets nach Wien und waren Zeugen der Kabalen, mit denen Mozart vor der Aufführung seiner Oper zu kämpfen hatte. Sie hatten dann hernach in Prag das Beste davon erzählt und so die Aufführung veranlaßt. „Figaro wurde im Jahre 1786 von der Bondinischen Gesellschaft auf die Bühne gebracht," berichtet Niemtschek, „und gleich bei der ersten Vorstellung mit einem Beifall aufgenommen, der nur mit demjenigen, welchen die Zauberflöte nachher erhielt, verglichen werden kann. Es ist die strengste Wahrheit, wenn ich sage, daß diese Oper fast ohne Unterbrechen diesen ganzen Winter gespielt ward und daß sie den traurigen Umständen des Unternehmers vollkommen aufgeholfen hatte. Der Enthusiasmus, den sie beim Publikum erregte, war bisher ohne Beispiel, man konnte sich nicht genug daran satt hören. Sie wurde bald von einem unserer besten Meister, Kucharz, in einen guten Klavierauszug gebracht, in blasende Partien, ins Quintett für Kammermusik, in teutsche Tänze verwandelt, kurz Figaros Gesänge wiederhallten auf den Gassen, in den Gärten, ja selbst der Harfenist bei der Bierbank mußte sein Non più andrai tönen lassen, wenn er gehört sein wollte."

So war es nicht zu verwundern, wenn das Orchester und eine Gesellschaft großer Kenner und Liebhaber, wie der Vater an Nannerl berichtet, dem Componisten der Oper einen Einladungsbrief zuschrieben und eine Poesie sandten, die über ihn gemacht worden war. Diese Aufforderung ließ sich Mozart nicht zweimal machen. Er dürstete nach Anerkennung, um den Wienern zu zeigen, daß er ihrer nicht bedürfe. Jetzt hatte er einen Enthusiasmus für seine Musik und eine herzliche Theilnahme für seine Person zugleich gefunden. Er eilte

nach Prag. Seine Frau begleitete ihn. Im Januar 1787 langten sie an. Der Vater meinte, daß sie bei Duschek, dessen Frau damals auf einer Kunstreise nach Berlin abwesend war, wohnen würden. Allein es war ihnen eine größere Ehre zugedacht. Graf Thun, „einer der edelsten Cavaliere und Kenner der Musik“, hatte Mozart eingeladen sein Gast zu sein, er hatte ihm, wie berichtet wird, Wohnung, Kost und alle Bequemlichkeit in seinem Hause angeboten. Wie wirkte dies Alles auf Mozarts Gemüth, das noch so eben tief niedergedrückt worden war. Seine Seele kam wieder in die schönen Schwingungen, die wir mit dem Worte Freude bezeichnen. Damals war es, wo er an seinen Freund Gottfried von Jacquin folgenden langen Brief schrieb, der uns über den Aufenthalt in Prag am besten unterrichtet:

„Liebster Freund! Endlich finde ich einen Augenblick an Sie schreiben zu können; — ich nahm mir vor gleich bey meiner Ankunft vier Briefe nach Wien zu schreiben, aber umsonst! nur einen einzigen (an meine Schwiegermutter) konnte ich zusammenbringen, und diesen nur zur Hälfte — meine Frau und Hofer mußten ihn vollenden. Gleich bei unserer Ankunft (Donnerstag den 11. um 12 Uhr zu Mittag) hatten wir über Hals und Kopf zu thun, um bis 1 Uhr zur Tafel fertig zu werden. Nach Tisch regalirte uns der alte Graf Thun mit einer Musik, welche von seinen eigenen Leuten aufgeführt wurde und gegen anderthalb Stunden dauerte. Diese wahre Unterhaltung kann ich täglich genießen. Um 6 Uhr fuhr ich mit dem Grafen Canal auf den sogenannten Breitfeldischen Ball, wo sich der Kern der Prager Schönheiten zu versammeln pflegt. Das wäre so etwas für Sie gewesen, mein Freund! ich meyne, ich sehe Sie all den schönen Mäd-

chen und Weibern nach — — laufen glauben Sie? — nein nachhinken. Ich tanzte nicht und löffelte nicht. Das erstere, weil ich zu müde war, und das letzte aus meiner angebornen Blöde; ich sah aber mit ganzem Vergnügen zu, wie alle diese Leute auf die Musik meines Figaro, in lauter Contretänze und Teutsche verwandelt, so innig vergnügt herumsprangen; denn hier wird von nichts gesprochen als — Figaro, keine Oper besucht als Figaro, und ewig Figaro; gewiß große Ehre für mich. Nun wieder auf meine Tagordnung zu kommen. Da ich spät vom Ball nach Hause gekommen und ohnehin von der Reise müde und schläfrig war, so ist nichts natürlicher auf der Welt, als daß ich sehr lange werde geschlafen haben; und gerade so war es. Folglich war der ganze Morgen wieder sine linea; nach Tisch darf die hochgräfliche Musik nie vergessen werden, und da ich eben an diesem Tage ein ganz gutes Pianoforte in mein Zimmer bekommen habe, so können Sie sich leicht vorstellen, daß ich es den Abend nicht so unbenutzt und ungespielt werde gelassen haben; es giebt sich ja von selbst, daß wir ein kleines Quatuor in caritatis camera (und das schöne B a n d l h a m m e r a) unter uns werden gemacht haben, und auf diese Art der ganze Abend abermal sine linea wird vergangen seyn; und gerade so war es. Nun zanken Sie sich meinetwegen mit Morpheus; dieser ist uns beiden in Prag recht günstig; was die Ursache davon seyn mag, das weiß ich nicht; genug, wir verschliefen uns beide sehr artig. Doch waren wir im Stande schon um 11 Uhr uns beym Pater Unger einzufinden und die k. k. Bibliothek und das allgemeine geistliche Seminarium in hohen niedern Augenschein zu nehmen. — Nachdem wir uns die Augen fast aus dem Kopf geschauet hatten, glaubten wir in

unserm Innersten eine kleine Magenarie zu hören; wir fanden also für gut zum Grafen Canal zur Tafel zu fahren. Der Abend überraschte uns geschwinder, als Sie vielleicht glauben, genug, es war Zeit zur Opera. Wir hörten also Le gare generose. Was die Aufführung dieser Oper anbelangt, so kann ich nichts Entscheidendes sagen, weil ich geschwätzt habe; warum ich aber wider meine Gewohnheit geschwätzt habe, darin möchte es wohl liegen — basta, dieser Abend war wieder al solito verschleudert. Heute war ich so glücklich einen Augenblick zu finden, um mich um das Wohlsein Ihrer lieben Eltern und des ganzen Jacquinschen Hauses erkundigen zu können. Ich hoffe und wünsche von Herzen, daß Sie sich alle so wohl befinden mögen, wie wir beiden uns befinden. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß (obwohl ich hier alle möglichen Höflichkeiten und Ehren genieße und Prag in der That ein sehr schöner und angenehmer Ort ist) ich mich doch recht sehr wieder nach Wien sehne, und glauben Sie mir, der Hauptgegenstand davon ist gewiß I h r Haus. Wenn ich bedenke, daß ich nach meiner Zurückkunft nur eine kurze Zeit noch das Vergnügen genießen kann in Ihrer werthen Gesellschaft zu seyn und dann auf so lange — und vielleicht auf immer dieses Vergnügen werde entbehren müssen, dann fühle ich erst ganz die Freundschaft und Achtung, welche ich gegen Ihr ganzes Haus hege. — Nun adieu! Ich bitte Ihren würdigen Eltern meinen Respect zu melden und Ihren Herrn Bruder für mich tausendmal zu embrassiren. Ihrer Fräulein Schwester küsse ich tausendmal die Hände, mit der Bitte auf Ihrem neuen Pianoforte recht fleißig zu seyn — doch diese Ermahnung ist unnütz, denn ich muß bekennen, daß ich noch nie eine solche Schülerin gehabt, welche so fleißig und so

viel Eifer gezeigt hätte wie eben sie — und in der That, ich freue mich recht sehr wieder darauf ihr nach meinen geringen Fähigkeiten weiter Unterricht zu geben. — Nun aber wäre es doch Zeit zu schließen? Nicht wahr? schon längst werden Sie sich das denken. — Schreiben Sie mir bald — aber bald, und sollten Sie vielleicht zu träge dazu seyn, so lassen Sie den Salmann kommen und dictiren Sie ihm den Brief; doch es geht nie so vom Herzen, wenn man nicht selbst schreibt. Nun — ich will sehen, ob Sie so mein Freund sind wie ich ganz der Ihrige bin und ewig seyn werde. P.S. Mittwoch werde ich hier den Figaro sehen und hören, wenn ich nicht bis dahin taub und blind werde. — Vielleicht werde ich es erst nach der Opera."

Fünftes Kapitel.

Dieser Brief gibt eine Vorstellung von dem heitern Treiben, das Mozart in Prag umwogte. Von einer fröhlichen Gesellschaft ging es in die andere, und immer war Musiciren der Mittelpunkt des Vergnügens. Bei der Aufführung seiner Oper, die ihm zu Ehren Statt fand, wurde er von dem gefüllten Hause mit unendlichem Jubel empfangen. Er selbst war von dieser Vorstellung, besonders von den Leistungen der ausgezeichneten Capelle so entzückt, daß er dem Capellmeister Strobach in einem „sehr gut geschriebenen Brief" seinen Dank aussprach, daß seinem Werke durch die geschickte Ausführung ein solcher Beifall bereitet worden sei. Dieser versicherte dann auch, daß er sammt seinem Personale bei der jedesmaligen Vorstellung so sehr ins Feuer gerathe, daß er trotz der mühsamen Arbeit mit Vergnügen von vorne wieder anfangen würde.

Auch zwei Concerte gab Mozart bald darauf. „Nie sah man das Theater so voll Menschen," berichtet Niemtschek, „nie ein stärkeres einstimmiges Entzücken als sein göttliches Spiel erweckte. Wir wußten in der That nicht, was wir mehr bewundern sollten, ob die außerordentliche Composition oder das außerordentliche Spiel; beydes zusammen bewirkte einen Totaleindruck auf unsere Seelen, welcher einer süßen Bezauberung glich! Aber dieser Zustand lösete sich dann, als Mozart zu Ende der Academie allein auf dem Pianoforte mehr als eine halbe Stunde phantasirte und unser Entzücken auf den höchsten Grad gespannt hatte, in laute überströmende Beyfallsäußerung auf." — Und ein anderer Zuhörer, Stiepanek, berichtet: „Zum Schluß der Academie phantasirte Mozart auf dem Pianoforte eine gute halbe Stunde und steigerte dadurch den Enthusiasmus der entzückten Böhmen aufs Höchste, so daß er durch den stürmischen Beifall, welchen man ihm zollte, sich gezwungen sah, nochmals an das Clavier sich zu setzen. Der Strom dieser neuen Phantasie wirkte noch gewaltiger und hatte zur Folge, daß er von den entbrannten Zuhörern zum dritten Male bestürmt wurde. Mozart erschien, und innige Zufriedenheit über die allgemeine enthusiastische Anerkennung seiner Kunstleistungen strahlte aus seinem Antlitz. Er begann zum dritten Mal mit steigender Begeisterung, leistete was noch nie gehört worden war, als auf einmal aus der herrschenden Todesstille eine laute Stimme im Parterre rief: Aus Figaro! worauf Mozart in das Motiv der Lieblingsarie Non più andrai einleitete, ein Dutzend der interessantesten und künstlichsten Variationen aus dem Stegreif hören ließ und unter dem rauschendsten Jubel diese merkwürdige Production endigte."

Was wohl damals tief in seinem Innersten vorgegangen sein mag? — Als Knabe hatte er geweint, wenn er recht sehr gelobt wurde. Jetzt fühlte er seine Bedeutung und die bewundernde Anerkennung war ihm Gewohnheit, fast schuldiger Tribut geworden. Und doch zog gerade in dieser Stunde, wo ihn die Begeisterung der Menschen in den höchsten Wellen umwogte, durch seine Seele jenes leise Gefühl der Wehmuth, das allen tiefen Naturen eigen ist. Denn so groß er die Macht seines Könnens fühlte, ja sie aus ihrer Wirkung auf die Menschen deutlich erkannte, desto mehr wurde er, der mit seiner Seele am Höchsten hing und das, was noch unendlich über all diese Dinge hinausgeht, tiefer fühlte als all seine Umgebung, von der Hinfälligkeit alles Irdischen, von den unübersteiglichen Schranken der menschlichen Natur ergriffen: wo früher die Bescheidenheit des Herzens ihm Thränen entlockt, erzeugte jetzt die stille Ergebung in das Walten des Ewigen eine tiefe Wehmuth. Niemand um ihn her mochte das wohl ahnen. Aber ihm war gerade in dieser höchsten Steigerung seiner Kraft auf diesem Gipfelpunkte seines Lebens zum ersten Male der Gedanke gekommen, daß das auch einmal aufhören könne, und wir werden ihn nun bald auf den Staffeln dieser erschütternden Erfahrung in die Tiefen der Menschheit hinabsteigen und aus der Quelle, wo Freud und Leid zusammenfließen, das Werk schöpfen sehen, in dem das tiefste Leid, das dem Menschenherzen widerfahren kann, sich mit dem sprudelnden Leben der Freude zu einem Bilde vereinigt, in dem jene lächelnde Wehmuth, die wir mit dem Worte Humor bezeichnen, den Grundton bildet. Doch bevor wir diese Spuren weiter verfolgen, die zu Mozarts tiefstem Innern führen, ist es noth, daß wir noch einen Rückblick

werfen auf das Werk, in dem die ganze Heiterkeit des bisherigen Lebens sich wie in einem Spiegelbilde zusammenfaßt. Der Beifall des Figaro veranlaßte die Bestellung des Don Juan. Denn als Mozart in der Freude seines Herzens äußerte, für ein Publikum, das ihn so verstehe und ehre wie die Prager, würde er gern eine Oper schreiben, nahm der Theaterdirektor Bondini ihn beim Wort und schloß mit ihm einen Contract, daß er für den Anfang der nächsten Saison gegen das auch sonst übliche Honorar von 100 Ducaten eine Oper componiren solle. Das war denn der Don Juan und nur zu einem solchen Werke konnte der Figaro führen.

Sechstes Kapitel.

Figaro's Hochzeit ist die erste komische Oper der Welt. Sie ist es durch die Tiefe, mit der die Charaktereigenthümlichkeiten der Menschen erfaßt, und durch die Feinheit und Sicherheit, mit der sie gezeichnet sind. Dies ist Mozart's Werk, denn Beaumarchais' Gestalten sind durchweg andere und entbehren durchaus des reichen innerlichen Lebens, das jede Figur in Mozarts Oper zu einem wahren Menschenbilde macht.

Der Text der Oper ist allgemein bekannt. Man hat ihn oft frivol genannt, und er ist es. Beaumarchais schilderte die Rücksichtslosigkeit des sinnlichen Genießens, das sich der Adel seiner Zeit erlaubte, mit der ganzen Schärfe und Offenheit, die ihm seine Tendenz auferlegte. Daß er selbst von der Lüsternheit, von der hier das ganze Liebesleben durchdrungen ist, nicht ganz frei erscheint, daß er mehr politische Absicht als sittliche Entrüstung zeigt, entzieht eben seinem

Stücke den klassischen Werth. Doch ist zu bewundern, mit welch sicherer Hand dieser Mann hier ein Sittengemälde seiner Zeit und in welch reichem und echt dramatischem Leben er es entworfen hat. Dieses war es, was Mozart anzog. Die politische Tendenz lag ihm ferne, selbst wenn dergleichen überhaupt musikalisch wäre. Und daß nun dieses Leben, wie es sich in dem Lustspiele darstellte, von einer Anschauungsweise durchdrungen war, welche uns, die wir durch die schweren Kämpfe eines Jahrhunderts ernster und strenger geworden sind, etwas frivol erscheint, war für Mozart kein Grund es abzuweisen. Er wählte dieses Stück nicht eben wegen dieser Eigenschaft, sondern eher trotz derselben. Uebrigens erschien ihm das ganze Treiben auf dem gräflichen Schlosse durchaus nicht so schlimm und sträflich, wie uns heute, wenn wir die Sache bei Lichte besehen. Denn war schon an und für sich das Land, dem Mozart angehörte, durch seine gesammte Auffassung einem unbefangenen sinnlichen Leben mehr ergeben, als dem nüchternen Norddeutschen erlaubt scheinen will, bringt überhaupt der südliche Cultus eine größere Hingebung an die sinnlichen Mächte, die das Leben bilden und erhalten, in der liebenswürdigsten und heitersten Weise mit sich, so daß seine Anhänger den natürlichen Dingen, zumal dem ewig Weiblichen, durchaus näher bleiben, so war ja obendrein in jener Zeit, aus der Mozart hervorging, der Zug zum frohen Genießen der materiellen Dinge ein allgemeiner, und es herrschte besonders in der Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse ein ungleich freier, leichterer Sinn als heutzutage. Nur in den höheren Regionen der Gesellschaft war dieser zur Frivolität, zur offenbaren Unsittlichkeit emporgewuchert. In den bürgerlichen Kreisen war die ganze Sache durchaus naiv und darum

von einer eigentlichen Verdorbenheit so wenig die Rede, wie heute. Karoline Flachsland, die Braut des ernsten Herder, las den neuen Amadis und fand ihn sehr ergötzlich. Ebenso fiel es keiner Mutter ein, ihrer Tochter die Bücher zu entziehen, in denen damals der Tagesordnung gemäß die sinnlichen Dinge entweder wie bei Göthe durchaus mit reinem Sinn oder auch wie bei Schlegel und andern mit Lüsternheit oder gar mit Frivolität abgehandelt wurden. Ist es heute viel anders? Und sind unsere Mädchen darum verdorben?

So war nun auch Mozart durchaus ein Kind seiner Zeit. Er sah in dem fröhlichen Wien hundert Verhältnisse um sich her, die wir heute unsittlich nennen würden. Dergleichen war in jener Zeit, wo das Bewußtsein von der Würde des Menschen, das eine lange schlechte Zeit im Volke erstickt hatte, kaum wieder aufzugehen begann, noch etwas Gewöhnliches, und Mozart war kein Sittenrichter. Sein Sinn war auf die Erzeugung des Schönen gerichtet, und sein Großes liegt darin, daß er das menschliche Leben in seiner Naivetät erfaßte.

Im Jahre 1784, als seine Schwester den Herren von Berchtold zu Sonnenburg heirathete, schrieb er an sie folgenden Brief, der uns über seine Art, die sinnlichen Dinge zu betrachten, bessere Auskunft gibt, als alle bisherigen Andeutungen.

»Ma très chère soeur!

„Potz Sapperment! — Jetzt ist es Zeit, daß ich schreibe, wenn ich will, daß dich mein Brief noch als eine Vestalin antreffen soll! — Ein paar Tage später, und — weg ists! — Meine Frau und ich wünschen dir alles Glück und Vergnügen und bedauern nur von Herzen, daß wir nicht so glücklich seyn können, bey deiner Vermählung gegenwärtig zu

seyn, u. s. w." — „Und nun lebet beyde so gut zusammen, als wie — wir zwey. — Drum nimm von meinem poetischen Hirnkasten einen kleinen Rath an; denn höre nur:

Du wirst im Ehstand viel erfahren,
was dir ein halbes Räthsel war;
bald wirst du aus Erfahrung wissen,
wie Eva einst hat handeln müssen,
daß sie hernach den Kain gebar.
Doch, Schwester, diese Ehstandspflichten
wirst du von Herzen gern verrichten,
denn glaube mir, sie sind nicht schwer.
Doch jede Sache hat zwo Seiten:
Der Ehstand bringt zwar viele Freuden,
allein auch Kummer bringet er.
Drum wenn dein Mann dir finstre Mienen,
die du nicht glaubest zu verdienen,
in seiner üblen Laune macht;
so denke, das ist Männergrille,
und sag: Herr, es gescheh dein Wille
bei Tag, und meiner in der —."

Bei einer so heitern Auffassung der natürlichen Dinge konnte es Mozart nicht schwer werden, das sinnliche Leben der ganzen Oper in einer Naivetät darzustellen, die uns nichts Arges denken läßt, und selbst wo diese Leidenschaft mit einer Ausschweifung auftritt, wie bei dem Grafen, wird alles Störende, das die Frivolität des französischen Lustspieles hat, bei Mozart völlig getilgt durch die außerordentliche Wahrheit, mit der alles dies auf die kräftigen Regungen der Natur gegründet wird, die in diesem Falle nur als irregeleitet erscheint. Die schelmische Anmuth in dem Begehren des losen Pagen aber ist ebenso natürlich und anziehend, wie die bräutliche Gluth der übermüthigen Susanna, die in der Gartenarie ihr sehnsüchtiges Herz ausschüttet. Beide erwärmen

uns im Innersten und erfreuen uns als das Bild des wirklichen, ewig sprudelnden Lebens. Weiter aber ist, wo die Begehrungen so weit gehen, daß wir sie als Unart, ja als Gesetzlosigkeit erkennen, Mozarts natürliche Liebenswürdigkeit durchaus geneigt, dergleichen als Schwäche zu betrachten und nicht gar so streng zu nehmen. Wie er im wirklichen Leben leicht hinweg glitt über die Fehler und Unebenheiten derer, die ihn umgaben, und mit der unerschöpflichen Güte seines Herzens stets den Frieden und die Freude in seiner Umgebung zu erhalten wußte, so haucht uns auch all die Musik des Figaro, die den Unarten, Intriguen und der Frivolität der handelnden Personen zur Seite geht, eine Liebenswürdigkeit und innere Harmonie entgegen, die mit alle dem Ungehörigen, was da etwa geschehen mag, leicht versöhnt. Ja wir sehen im Grunde gar nicht, was da vorgeht, oder beachten es nicht, weil wir uns durch den Zauber der Töne wie in eine höhere Welt entrückt fühlen. Diese höhere Welt aber ist in Mozarts Innerm wirklich da.

Es ist nicht Leichtsinn, nicht eigene Lust an diesen Dingen, was unsern Meister so frei, so heiter damit spielen läßt. Es ist ganz etwas Anderes. Schon in der Entführung sahen wir, wie er sich für die plumpe Rohheit, die in die zarten Fäden seiner eigenen Herzensregungen störend hineingetappt war, nicht anders rächt als daß er einen Osmin schafft. Jetzt war seine Erfahrung um vieles reicher. Er hatte über die Brutalität seines Erzbischofs und den Mangel an Zartgefühl, der ihm in seiner eigenen Liebessache widerfahren war, hinaus in dem überreichen Treiben der Hauptstadt jede Art der menschlichen Leidenschaft zur Genüge kennen gelernt und auch selbst durch Neid, Bosheit und Kabale viel

gelitten. Alle das spiegelt sich nun in dem Leben seiner Oper in mannichfachster Weise wieder. Des Grafen adlige Rücksichtslosigkeit, der Gräfin schwärmerische Trauer, Figaro's Allerwelts-Spitzbüberei, Susanne's Schlauheit — was davon hatte Mozart in den vielen hohen Häusern, in denen er ein und aus ging und so gar oft der Vertraute des einen oder des andern wurde, wohl nicht gesehen? — Denn er besaß ein scharfes Auge für das menschliche Treiben und „hatte oftmals auch einen versteckten Charakter bereits mit dem ersten Blicke ausgeholt." Basilios Perfidie und Neigung zur Intrigue, Marcellinens altjüngferliches Heirathsgelüste, des Pagen Näschereien, — was wohl wäre ihm in dem Treiben der fröhlichen Hauptstadt entgangen!

Aber nicht das war die Hauptsache. Das sahen auch Andere und stellten es auch wohl dar. Zudem war die Reihe der ausgezeichneten Dramen, die damals über Wiens Schaubühne gingen, hierfür eine Schule: dies konnte Mozart bei einem Lessing, einem Shakespeare lernen. Aber was er nicht von ihnen lernen konnte, was er mit ihnen von Natur aus theilte, war jener Blick, der auf den Grund des Lebens schaut, und nun im Stande ist, all das Treiben der Menschen, das Anderen als Schlechtigkeit, ja als Verbrechen erscheint, als eitel Thorheit zu erfassen und es mit Heiterkeit zu belächeln. Ja diese wunderbare Heiterkeit, die den ganzen Figaro durchweht, ist wohl das, wodurch Mozart selbst diese Heroen des Dramas zu überragen scheint. Die ganze Stimmung der Oper ist von einer solch wahrhaft göttlichen Heiterkeit, daß wir uns im Allerinnersten mit dem Leben versöhnt fühlen, — denn das Treiben der Menschen, das uns im gewöhnlichen Leben so oft anstößt oder gar unrecht erscheint, wird hier mit

einer solchen Laune verspottet, daß man in der That davon frei wird. Und doch fühlt der Hörer wiederum die innerste Theilnahme hindurch, die der Erschaffer dieser Musik für alles Menschliche hat: der Meister, der die menschlichen Thorheiten so recht bloßstellt, schließt sich selbst nicht von dem Spott und Gelächter aus, das hier über alles menschliche Begehren losbricht. Er ist kein Tadler, er überhebt sich nicht und stellt sich nicht über die Fehler der Menschen. Er steht selbst so recht mitten darin, zeigt die eigenen Schwächen, schämt sich seiner Menschlichkeit nicht, und eben diese Liebenswürdigkeit ist es, die den Figaro so über Alles anziehend macht und uns in Wahrheit über uns selbst erhebt.

Von da aus aber führte der unverrückbare Gang der Dinge unsern Meister in die tieferen Tiefen des Lebens, in das Grauen der Schuld, und wir wollen sehen, wie er von dort den Weg zur Versöhnung fand.

Siebenzehnter Abschnitt.

Don Juan.

1787.

Todesahnung wirft einen schwarzen Schatten in sein Leben.

Erstes Kapitel.

Wir haben von dem unendlichen Jubel berichtet, mit dem Mozart in Prag empfangen und bei jeder Aeußerung seines Könnens von Neuem überschüttet wurde. In der That, damals fühlte er sich auf der vollen Höhe seines Lebens. Alle bisherigen Erfolge glichen nicht diesem einen, in dem die bewundernde Erregung eines echt musikalischen Volkes sich zu einem mächtigen Strome sammelte, der brausend alles in sich verschlang. Eine nicht enden wollende Begeisterung des Publikums, das sich in seinen besten Theilen ergriffen und über sich selbst hinaus, ja wahrhaft zum Höchsten erhoben fühlte, hatte den noch immer jugendlichen Meister, nachdem er bereits den ganzen Abend gespielt, dreimal hinter einander an das Instrument gerufen, aus dem die erregenden Töne sich ergossen, und jedesmal spielte er mit steigernder Begeisterung,

sein Geist schwang sich auf, seine Seele entzündete sich zum Höchsten, helles, göttliches Licht strahlte von seinem Haupte, und immer mehr spannte sich seine Phantasie zur Erzeugung der herrlichsten Ideen an. Da mit einem Male, als er in diesem Gefühle höchsten Könnens sich dem Ewigen leibhaftig nahe fühlte, erbleichte er in seiner Seele, das Bild des Todes trat vor ihn hin, und schaudernd kehrte er in sein Inneres zurück: er hatte den Anfang und das Ende der Dinge geschaut.

Von dieser Zeit an sehen wir ihn mehr, als sich mit seinem Wesen zu vertragen scheint, nachdenklich und mit den Vorstellungen von der Endlichkeit der Dinge beschäftigt. Zwar hört er nicht auf, sich nach wie vor frisch zum Leben zu bekennen. Hatte er doch auch jetzt weniger als je mit materieller Noth zu kämpfen; der Prager Aufenthalt hatte ihm neben der Ehre auch reichlichen Gewinn und die belebende Aussicht auf neuen Ruhm und neuen Gewinn gebracht. Und dennoch bleibt seine Seele, nachdem er im Februar nach Wien zurückgekehrt und sofort mit seinem Freunde Da Ponte an das neue Werk gegangen war, von dem Schleier eines tiefen Ernstes umhüllt, der aus den äußeren Umständen seines damaligen Lebens nicht zu erklären ist. Denn auch die Mißgunst seiner Feinde und der Mangel an Anerkennung war ja durch die Prager Erfahrungen zehnfach aufgewogen. Zwar aus den Versen, die ihm der berühmte Bassist Fischer damals in das Stammbuch schrieb: „Dort singen Lippen Honig, wo doch des Neides Feuer glimmt," und aus denen seines Arztes Dr. Barisani: „Deine Kunst, um welche dich der welsche Componist beneidet und wie er kann und mag verfolgt," — erfahren wir, wie sehr er selbst und seine Freunde

ihn von den Italienern zurückgedrängt glaubten. In der That war damals in Wien alles voll von Martins Cosa rara, und sogar auf dem Gebiete der deutschen Oper stellte Dittersdorf's Doctor und Apotheker bald selbst die Entführung für einige Zeit in Schatten. Allein sicherlich war es etwas ganz Anderes, tiefer Gehendes, was Mozarts Seele damals so umfing, daß er am 4. April 1787 einen Brief schreiben konnte wie den folgenden an den Vater. Er wußte ja jetzt, was der Tod bedeute, und suchte in seinem Innersten nach einem Verständniß dieser neuen Erfahrung. Ob er sie gefunden? — Vernehmen wir ihn selbst.

„Diesen Augenblick höre ich eine Nachricht, die mich sehr niederschlägt — um so mehr als ich aus Ihrem letzten vermuthen konnte, daß Sie sich Gott lob recht wohl befänden. — Nun höre ich aber, daß Sie wirklich krank seyen! Wie sehnlich ich einer tröstenden Nachricht von Ihnen selbst entgegen sehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewiß, — obwohlen ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer von allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unsers Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit (Sie verstehen mich) zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr seyn werde; und es wird doch kein

Mensch von Allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre; und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer, und wünsche sie von Herzen Jedem meiner Mitmenschen. Ich habe Ihnen in dem Briefe, so die Storace eingepackt, schon über diesen Punkt bey Gelegenheit des traurigen Todfalles meines liebsten, besten Freundes, Grafen von Hatzfeld, meine Denkungsart erklärt — er war eben 31 Jahr alt, wie ich — ich bedaure ihn nicht — aber wohl herzlich mich und alle die, welche ihn so genau kannten wie ich. Ich hoffe und wünsche, daß Sie sich während ich dieses schreibe, besser befinden werden; sollten Sie aber wider alles Vermuthen nicht besser seyn, so bitte ich Sie bey . . . . . mir es nicht zu verhehlen, sondern mir die reine Wahrheit zu schreiben oder schreiben zu lassen, damit ich so geschwind als menschenmöglich ist, in Ihren Armen seyn kann; ich beschwöre Sie bey Allem, was — uns heilig ist. Doch hoffe ich bald einen trostreichen Brief von Ihnen zu erhalten, und in dieser angenehmen Hoffnung küsse ich Ihnen sammt meinem Weibe und dem Carl 1000 Mal die Hände und bin ewig

Ihr gehorsamster Sohn."

Er war also gefaßt auf alles, was ihm das Leben noch bringen konnte. Und wenn auch gerade in dieser Zeit die Wolke der trübsten Melancholie zuweilen seine Seele umdämmerte, in lieblichstem Glanze, ja um so unendlich heller brach dann die Sonne der Freude wieder aus dem Schleier hervor, und wohl nirgend schöner, als in dem reizenden Andante in A moll an der Stelle, wo aus dem Nebeldufte der leisen Wehmuth, die über dem Ganzen liegt, das Dur hervortritt.

Dieses allbekannte Rondo wurde wenige Wochen vor jenem Briefe geschrieben.

Aber jetzt kam ein jäher Schmerz über seine Seele. Der geliebte Vater starb unvermuthet, nachdem er sich nochmals auf kurze Zeit erholt hatte. Ein rascher Tod endete am 28. Mai sein thatenreiches Leben, das sieben und sechzig Jahre gewährt hatte. „Ich benachrichtige Sie," schreibt Mozart an seinen Freund Gottfried, „daß ich heute als ich nach Haus kam, die traurige Nachricht von dem Tode meines besten Vaters bekam. — Sie können sich meine Lage vorstellen!" Freilich war er nicht ganz ohne Sorgen gewesen. Das herrliche Quintett in G moll, das am 16. Mai fertig geworden, verräth manches von den tiefen Bewegungen seiner Seele, es steht gerade in diesem Sturme des leidenschaftlichen Schmerzes, in dem Ausdrucke der Verzweiflung fast einzig unter Mozarts Werken da. Allein dieser Trauerfall kam ihm doch jäh, wie ein Gewitterschlag. Eben deßhalb reinigte er auch wiederum die Luft, so daß die Compositionen der nächsten Zeit heiteren Sonnenschein zeigen. Wir wissen übrigens, daß Mozarts Schaffen im Allgemeinen unabhängig von seinen Gemüthsstimmungen war, und es zeugt von einer Harmonie des Innern, wie sie nur aus dem tiefsten Erkennen von dem Zusammenhang aller Dinge, aus der reinsten Ergebung in das Walten des Ewigen fließen kann, daß Mozart auch bereits im April bei aller Mißstimmung seines Innern eine Composition zu schreiben vermochte, wie das glückselig heitere Quintett in C. Ist es schon von Natur des Künstlers Gabe, durch die Thätigkeit der schaffenden Phantasie „die Schrecken des Lebens" zu überwinden, so kam bei Mozart jetzt noch jene tief innerliche Art hinzu, mit der er dem Sinn

des Lebens nachforschte und so wirklich zur schönsten Versöhnung des Gemüthes und zur Freiheit des Geistes gelangte.

Zweites Kapitel.

Wie fleißig er jetzt schon am Don Juan arbeitete, erfahren wir nicht. Aber sicherlich war schon sehr Vieles fertig, wenigstens in seinem Kopfe, als er im September nach Prag kam. Wenige Tage vorher war sein Freund, der Dr. Barisani, der ihn zwei Jahre vorher in einem tödtlichen Fieber behandelt und auch sonst das aufmerksamste Auge auf seine Gesundheit hatte, unvermuthet und sehr jung gestorben. Mozart schrieb unter die Verse dieses Mannes in sein Stammbuch: „Heute am 3. September dieses nehmlichen Jahres war ich so unglücklich diesen edlen Mann, liebsten, besten Freund und Erretter meines Leben ganz unvermuthet durch den Tod zu verlieren. — Ihm ist wohl! — — aber mir — uns — und allen die ihn genau kannten — uns wird es nimmer wohl werden — bis wir so glücklich sind ihn in einer bessern Welt — wieder — und auf nimmer scheiden — zu sehen.“ Wie lebten auch in Mozarts Seele die Ideen von Unsterblichkeit, die jene ganze Zeit beherrschen und ihm nach Freimaurergrundsätzen auch dem Tode des Vaters gegenüber die feste Ueberzeugung gaben, daß, wie Jahn so schön sagt, „echte Liebe und Treue, ernstes Streben nach Wahrheit und Sittlichkeit über die Schranken des irdischen Daseins hinausreichen.“

Jetzt war all sein Sinnen und Denken auf die neue Oper gerichtet. Dieser Gegenstand hatte ihn im Innersten erfaßt. Zwar war es diesmal Da Ponte, der den Stoff ent-

deckt hatte. Er erzählt selbst, daß er, der wohl erkannt, wie die immensità von Mozarts Genie ein vielseitiges und sublimes soggetto verlange, ihm den Don Juan vorgeschlagen habe. Ob er wohl selbst ahnte, welche Bedeutung in dieser Wahl lag? Ihn bestimmte wohl nur die reiche Fülle an lebendigen Scenen, die der schaffende Geist der südlichen Völker um diesen würdigen Ritter geschaart hatte, und das heitere frische Sonnenleben, ja die Frivolität, die seinem eigenen Wesen nicht fehlte. Allein Mozart mit dem Blick des Genius erkannte sogleich, was ihm hier geboten wurde. Und mag nun Da Ponte in seinen Memoiren mit höchst „ergötzlichem Renommiren" berichten, wie er den Text verfertigt, — gewiß hatte an dem Geiste, der darin weht, ja auch an manchem Punkte der Gestaltung, wie gewöhnlich, Mozart einen bedeutenden Antheil. Da Ponte hatte damals übernommen zu gleicher Zeit ein Libretto für Salieri, eins für Martin und eins für Mozart zu schreiben. Erstaunt stellte ihm Kaiser Joseph vor, daß er damit nicht durchkommen werde. „Vielleicht nicht," antwortete Da Ponte, „aber ich werde es versuchen. Nachts werde ich für Mozart schreiben und rechne darauf Dante's Hölle zu lesen; morgens für Martin und studire den Petrarca; abends für Salieri, und Tasso wird mein sein." Darauf habe er sich an die Arbeit gemacht, eine Flasche Tokaier und eine Dose mit Tabak von Sevilla vor sich, die schöne sechszehnjährige Tochter seiner Wirthin, von der viel gesprochen wird, als begeisternde Muse neben sich, habe den ersten Tag die ersten Scenen des Don Juan, zwei Scenen zum Baum der Diana und mehr als die Hälfte des ersten Acts vom Tarare geschrieben, und in 63 Tagen die beiden ersten Opern ganz, die letzte zu zwei Dritteln vollendet.

Anders sicher machte es Mozart. Nichts von Wein und nichts von Mädchen! — Die Kunst war die Muse, die ihn zum Schaffen begeisterte, und besonders erquicklich waren seine Zustände in diesem Sommer nicht. Als er aber nach Prag kam, um in Gegenwart der Sänger die Oper zu vollenden, umfloß ihn wieder das heitere Leben seiner Freunde, und die Bewunderung der Kenner gab seiner Phantasie den höchsten Schwung. „Unter seinen Freunden war er dann vertraulich wie ein Kind," erzählt Niemtschek, „voll munterer Laune, diese ergoß sich dann in den drolligsten Einfällen. Mit Vergnügen denken seine Freunde in Prag an die schönen Stunden, die sie in seiner Gesellschaft verlebten; sie können sein gutes argloses Herz nie genug rühmen; man vergaß in seiner Gesellschaft ganz, daß man Mozart den bewunderten Künstler vor sich habe." Und wie schaffte nun dieser! — Wo er ging und stand, waren seine Gedanken bei der Composition, und in jeder Situation vermochte er auch seine Sachen niederzuschreiben. Freilich mag Oulibischeff Recht haben, wenn er vermuthet, daß Mozart in dieser Zeit, wo ihn den Tag über so manches Geschäft und so manches Vergnügen gänzlich in Anspruch nahm, mehr als je auch die Nacht zum Schreiben verwendet habe. Wird doch bereits bei Figaros Hochzeit berichtet, daß er das zweite Finale in zwei Nächten und einem Tag geschrieben habe, während der Zeit habe er ununterbrochen gearbeitet, im Laufe der zweiten Nacht sei er von einem Unwohlsein ergriffen worden, das ihn aufzuhören zwang, als nur noch wenige Seiten zu instrumentiren waren. Sicherlich hatte er sich auch jetzt wieder Zeit zum Niederschreiben genommen. Lag ihm doch daran, so lange als möglich die Macht und Freiheit über seine Compositionen zu be-

halten, und das ging nur, so lange sie bloß in seinem Kopfe waren. Standen sie erst auf dem Papiere, so änderte er nichts mehr. So mochte ihn auch jetzt die Zeit wie sein eigener Geist drängen, manchmal bis zur vollen Erschöpfung seiner Kräfte zu schreiben, und diese Momente waren es, wo er inmitten der höchsten Glückseligkeit, die das Schaffen gewährt, die Endlichkeit der menschlichen Natur und damit nach seiner großen Art das Ende aller Dinge tief und tiefer fühlte, ja zur lebendigen Anschauung jener Mächte kam, die in dem zweiten Finale seiner Oper so furchtbar walten. In solchen Stunden fühlte er den großen Riß, der alles Irdische so unendlich tief vom Göttlichen scheidet, — er gewann die tiefste Empfindung des Tragischen, — und mit ihr wieder jene unendliche Schätzung der reinen Lebenslust, jenes unerreichte Verständniß des Komischen, und alles dies mischte sich in jener Oper zu einem Ganzen zusammen, wie es in der Kunst einzig dasteht. Aus diesen nächtlichen Stunden des tiefsten Grausens, mit dem er die ungeheure Schuld des gesammten Geschlechtes, den endlichen Untergang aller Dinge, die „Götterdämmerung" vorempfand, und aus den sonnigen Tagen der heitersten Lebenslust, wie sie ihn jetzt in Prag umspielte, erwuchs ihm jener seltene Zustand des menschlichen Geistes, dem wir den Namen Humor gegeben haben, jene Stimmung der Seele, wo das eine Auge lacht, derweilen das andere in Thränen steht. Erst die Reihe der Erfahrungen, die auch diesem Manne, der in seinem Herzen schon so viel erfahren, daß kaum noch etwas übrig zu sein scheint, noch vorbehalten waren, brachte ihm auch jenen höheren Zustand des Geistes, in dem selbst Freud und Schmerz, Lachen und Weinen sich zur höhern Einheit versöhnen. Er sollte eben

alle Tiefen der menschlichen Empfindung durchmessen, und nachdem er sie durchmessen hatte, in sich selbst den Frieden finden, den er der Welt in den unsterblichen Werken der letzten Lebensjahre hinterließ. Jetzt noch sehen wir ihn echt menschlich zwischen den Freuden des Lebens und den Schrecken des Todes mitten inne gestellt und bald hierher bald dorthin schwanken, — und von jeder Schwankung, die in seinem wie in jedem Menschenherzen vorgeht, gab er ein Bild, das in jedem Menschenherzen wiederklingt.

Drittes Kapitel.

Der Impresario hatte ihm der damaligen Sitte gemäß freie Wohnung eingeräumt. Er wohnte auf dem Kohlmarkt bei den „drei Löwen." Da Ponte aber logirte im Hinterhofe des Gasthauses „zum Platteis," so daß sich Dichter und Componist mit einander aus den Fenstern bequem unterhalten konnten. Schon auf der Reise hatte Mozart nach seiner Weise wieder mancherlei vollendet, auch ohne daß aus der Seitentasche des Wagens viel Notenpapier hervorgeholt zu werden brauchte. Constanze war bemüht, jede Störung von ihrem geliebten Manne fern zu halten, denn sie wußte, wie seine Seele arbeitete. Galt es doch jetzt, die Welschen wie die Deutschen mit ihren Erfolgen zurückzudrängen, und mehr noch als der Ehrgeiz wirkte die Macht des Stoffes, den ein glücklicher Zufall in die Hände des Genius gespielt hatte. Er empfand den Werth des Lebens, den Werth der Freude jetzt erst in vollem Maße, und seine Seele strömte reiches volles Genießen aus. Da Ponte war bei ihm. Das war ein Mann, der das Leben verstand. Wir erfahren es aus seinen

Memoiren, die von denen Casanova's nicht so gar sehr verschieden sind und uns beim Durchlesen recht lebhaft vor die Seele führen, wie so ganz anders geartet das Wesen und das Leben unsers Meisters war, als dieser Männer, die im Grunde nur leichtsinnige Abenteurer sind und von den höchsten Zielen des menschlichen Strebens nichts kennen. Auch Mozart hatte Sinn für die Fülle des Lebens, für die Kraft des Genießens, die in solchen Leuten lebt, und deßhalb behagte ihm ihr Umgang, ohne daß seine eigenste Seele sich mit ihnen berührte. Zu ihnen gehörte ferner Luigi Bassi, für den der Don Juan geschrieben ward. Auch dieser muß vollen kräftigen Lebenssinn gehabt haben, er wird von Zeitgenossen als eine echte Künstlernatur geschildert. Signora Bondini, das Zerlinchen, Teresa Saporiti, die Donna Anna, und Signora Micelli als Elvira dienten ebenfalls zur Erheiterung jener Tage; denn der Componist verstand es durch Liebenswürdigkeit die Darsteller bei guter Laune zu erhalten. Daraus hat man dann allerhand Liebesabenteuer zusammengestoppelt, deren mannichfaches Leben in die Oper eingeflossen sein soll.

Dem Allem widerspricht nun zwar, was Mozart selbst wenige Tage nach der Aufführung des Don Juan an seinen vertrauten Freund Gottfried von Jacquin schreibt: „Nun liebster Freund, wie befinden Sie sich? Ich hoffe, daß Sie sich alle so wohl und gesund befinden mögen wie wir; am vergnügt seyn kann es Ihnen, liebster Freund, wohl nicht fehlen, da Sie alles besitzen, was Sie in Ihren Jahren und in Ihrer Lage nur wünschen können! besonders da Sie nun von Ihrer vorigen etwas unruhigen Lebensart ganz zurückzukommen scheinen. Nicht wahr, Sie werden täglich mehr von der Wahrheit meiner kleinen Strafpredigten überzeugt?

— Ist das Vergnügen einer flatterhaften, launigten Liebe nicht himmelweit von der Seligkeit unterschieden, welche eine wahrhafte, vernünftige Liebe verschafft? Sie danken mir wohl gar öfters so in Ihrem Herzen für meine Belehrungen! Sie werden mich noch ganz stolz machen! — Doch, ohne allen Spaß — Sie sind mir doch im Grunde ein bischen Dank schuldig, wenn Sie anderst der Frl. N. würdig geworden sind, denn ich spielte doch bey Ihrer Besserung oder Bekehrung nicht die unbedeutendste Rolle."

Allein wir wollen eine solche Widerlegung nicht. Es ist erfreulich zu sehen, wie Mozart sich damals tief in die Freuden jedweder Geselligkeit eintauchte. Warum sollte er nicht? Es war das einzige Mittel, seinen gewaltig arbeitenden Geist auf kurze Zeit auszuspannen und zu erfrischen. Ja in der Regung der Lust erstanden seiner Phantasie jene holden Bilder des Lebens, die der Don Juan entfaltet; auf den Schwingen der Freude zieht das Göttliche in unsere Brust, wir kennen des Meisters eigenthümliche Art. Er mußte Leben um sich her sehen, um Leben zu schaffen. Auf dem Weingarten Duscheks spielte er mit seinen Freunden Kegel, während er an dem steinernen Gartentisch seine Partitur ausschrieb. Am Abend vor der Aufführung war er wie gewöhnlich in heiterster Gesellschaft und erregte den ganzen Kreis seiner Freunde durch Scherze und Albernheiten, die gar nicht ahnen ließen, daß hinter diesem Nebelflor die lichte Sonne eines hohen Geistes schien. Und noch war die Ouvertüre nicht fertig. Endlich, es war fast elf Uhr Nachts, ermahnt ihn seine Frau, den Freuden ein Ende zu machen und die Ouvertüre zu schreiben. Er ging in sein Zimmer und begann bei einem Glase Punsch die Arbeit, die ihm so gar lästig war. Und

weil es ihn eben langweilte — denn das eigentliche Schaffen war längst vorüber, er hatte seinen Freunden bereits drei fertige Ouvertüren vorgespielt und sie hatten sich einstimmig für die jetzige entschieden —, so mußte ihm die Frau wieder Geschichten erzählen. Es waren die Märchen von Aladdins Wunderlampe, vom Aschenputtel und solche liebliche Poesie, welche die dichterische Phantasie anmuthig beschäftigt und den Geist frei und zum Schaffen froh macht. Mozart der phantasievolle Mann wurde davon auch jetzt angenehm erregt und mußte oft bis zu Thränen lachen. So ging es einige Stunden mit dem Schreiben rasch von Statten. Endlich aber überwältigte ihn, der von der Arbeit wie von der Freude, von des Lebens Fülle ermüdet war, bald der Schlaf und er bat Constanze ihn nur einige Stunden ruhen zu lassen. Da schlief er denn so fest, daß sie es nicht über sich zu gewinnen vermochte, ihn so bald zu wecken. Allein auf sieben Uhr Morgens waren die Abschreiber bestellt und sie mußten die Partitur haben, wenn die Aufführung am Abend stattfinden sollte. Mozart ward wirklich fertig, wenn auch der Beginn der Oper sich um etwas verzögerte und die Blätter noch naß auf die Pulte kamen. Dann aber spielte das tüchtig geschulte Orchester die Ouvertüre frisch vom Blatt weg und zwar in der Begeisterung für den Meister und seine Werke so vortrefflich, daß dieser während der Introduction des Leporello zu den nächsten Geigern sagte: „Es sind zwar viele Noten unter die Pulte gefallen, aber es ist doch recht gut von Statten gegangen."

Dies Alles zeigt den Meister, dessen Seele voll ist von seiner Sache und wir würden uns über diese unerhörte Begebenheit wahrhaft verkreuzigen, wenn dieser Mann uns nicht

bereits an Wunderdinge durchaus gewöhnt hätte. Allein trotz aller dieser Beweise, wie sehr sein Geist nur auf das Eine, Hohe seiner Kunst gerichtet war und wie eine brennende Sonne all den Dunst des sinnlichen Lebens aufzehrte, in dem die Mitgenießenden stecken bleiben mochten, meinte er immer noch nicht genug gethan zu haben, um die ganze Fülle der Wirklichkeit, die dieses Werk bieten sollte, in ihrer Breite und Tiefe darzustellen. Ja er, der seines Könnens sonst so ungeheuer gewiß war, er selbst war zweifelhaft, ob denn diesmal auch das Rechte, das Genügende gefunden sei. Der künstlerischen Gestaltung freilich konnte er nicht fehlen, es muß aber ihm selbst am Ende das was er schrieb, nicht gehaltvoll genug erschienen sein. Denn bereits nach den ersten Proben that er auf einem Spaziergange an den Orchesterdirector Kucharz im Vertrauen die seltsame Frage, was er von der Oper halte, ob sie wohl gleichen Beifall finden werde wie der Figaro, von dem sie doch so ganz und gar verschieden sei. Dieser beruhigte ihn dann, daß die Musik schön und originell sei und daß er an dem Erfolge nicht zweifle: die Prager würden ja alles, was von ihm komme, mit Begeisterung aufnehmen. Mozart erwiederte, daß ihn das Urtheil eines solchen Kenners beruhige; er habe sich aber auch keine Mühe und Arbeit verdrießen lassen, um für Prag etwas Vorzügliches zu leisten, und man solle nicht glauben, daß ihm seine Kunst so leicht geworden sei: Niemand wohl habe so viel Mühe auf das Studium der Componisten verwendet, als er, und es gebe nicht leicht einen berühmten Meister, den er nicht fleißig studirt habe.

Auch bei den Proben gab er sich alle Mühe durch fleißiges Einstudieren die Ausführung dieser Musik, die er selbst später

für schwer erklärte, möglichst gut zu machen. Dem Don Juan-Bassi soll er das berühmte La ci darem la mano fünfmal componirt haben. Zerline konnte sich nicht entschließen, in dem Momente, wo Don Juan sie ins Nebengemach trägt, gehörig aufzuschreien. Schon mehrmals war die Stelle vergebens wiederholt worden. Da ging Mozart selbst auf die Bühne, ließ von vorne anfangen und packte nun, als der verhängnißvolle Moment kam, die Sängerin unerwartet so derb an dem Arm, daß sie erschrocken aufschrie. „So ists recht," sagte er dann lachend, „so muß man aufschreien!" Auch tanzte er dem Don Juan seine Partie vor, weil er mit dem Schritt der Menuett nicht recht fertig werden konnte. In gleicher Weise geschickt und liebenswürdig verfuhr er mit dem Orchester. In der erstarrenden Kirchhofsscene waren die Worte des Comthurs ursprünglich nur von Posaunentönen begleitet. Diese Stelle wollte nun den Bläsern gar nicht gelingen. Mozart ging hin, um ihnen zu erklären, wie sie blasen sollten. Da sagte einer im Aerger: „Das kann man so nicht blasen und von Ihnen werde ich es auch nicht lernen." — „Gott bewahre mich, daß ich Sie die Posaune lehren wollte," lachte Mozart, und änderte die Stimme sogleich, indem er dann noch Holzbläser hinzufügte. Aber auch durch seine geistige Begabung erregte er die hingebende Achtung dieser Leute. Im zweiten Finale fehlten die Trompeten- und Paukenstimmen. Ohne die Partitur vor sich zu haben, schrieb sie Mozart sogleich aus dem Gedächtniß auf und bemerkte den Spielern eine Stelle, wo entweder vier Tacte zu viel oder zu wenig sein würden. Das fand sich denn auch richtig. Alle Mitwirkenden waren also diesmal mehr als willig, sie waren begeistert.

Viertes Kapitel.

Um Mitte October, als alles im vollen Gange des Probirens war, kam der Prinz Anton von Sachsen mit seiner Gemahlin, der Erzherzogin Maria Theresia, durch Prag. Ihnen zu Ehren ward bei festlich beleuchtetem Hause Figaro's Hochzeit gegeben. Mozart dirigirte selbst und erndtete den gewohnten Beifall. Zur Vermählung dieses hohen Paares war in Wien jener Baum der Diana, den Da Ponte zu gleicher Zeit mit dem Don Juan gedichtet hatte, gegeben worden, und Martin hatte mit dieser Composition neuen Ruhm gewonnen. Mozart sann auf schreckliche Rache gegen diese welschen Concurrenten, und wie gewöhnlich verfiel er auf die geistreichste Idee. Martins Cosa rara war damals allbekannt und beliebt, und vor Allem lebte eine Melodie des ersten Finales: O quanto un sì bel giubilo damals in Jedermanns Munde. Sie gehört zu der Scene, wo den begünstigten Liebhabern die Geliebten zugesprochen werden, während die lüsternen Andern das leere Nachsehen haben. Mozart verwendete diese Melodie, indem er sie nach der Sitte der Zeit für die Harmonie arrangirte, als Tafelmusik zu der Stelle, wo der hungrige Leporello seinen Herrn fröhlich tafeln sieht, und parodirt sie so auf das Allergeschickteste. In gleicher Weise verfuhr er mit einer Favoritarie aus Sartis Fra due litiganti il terzo gode, dieselbe, über welche er damals bei des Maestro Anwesenheit in Wien ihm zu Ehren Variationen geschrieben hatte. Die Texteswortе

Come un agnello	Wie ein Schäflein
Che va al macello	Das zur Schlachtbank geht
Belando andrai	Wirst Du blöckend wandern
Per la città.	Durch die Stadt.

waren ebenfalls damals allbekannt und paßten in äußerst komischer Weise zu der Situation Leporellos, der an den Tischen herumschnopert, ob nicht ein Brocken für ihn zu erwischen sei. Die Schelmerei wird noch verstärkt durch die humoristische Art, wie Mozart die Stelle instrumentirt hat. Doch nach gewohnter Weise gutmüthig bricht er dem Stachel, der in diesem Verfahren lag, die Spitze ab, indem er am Schluß der Schmauserei sich selbst parodirend mit ins Spiel bringt; denn dort verwendet er jenes allbeliebte Non più andrai, das die Prager mit so ungeheurem Sturme begrüßt hatten und zu hören nicht müde wurden, in gleicher Weise komisch, und sprach obendrein in den Worten Leporello's: Questo poi la conosco pur troppo! zugleich aus, was in dem Augenblicke jeder Prager mit Jubel empfand.

Wie mag nun die Aufführung gewesen sein! — Solche Scherze verstanden die Prager aufs Beste, es war ja zugleich die liebenswürdigste Schmeichelei von der Welt, die ihnen da gemacht ward. Aber sie verstanden auch den Ernst und Gehalt der Oper. Am 29. October fand die erste Vorstellung Statt. Das Theater war zum Erdrücken voll. Als Mozart am Klavier erschien, ward er mit endlosem Klatschen und dreimaligem Tusch empfangen. Man hatte der Oper mit der höchsten Spannung entgegengesehen. Nun löste sich alles in einen gränzenlosen Jubel auf: rauschender Beifall begleitete jede Nummer bis zum Schluß der Oper. Die Aufführung wird als eine vorzügliche gepriesen. Denn wenn auch keine Künstler ersten Ranges vorhanden waren, so wurden doch alle von jener Begeisterung für die Sache getragen, die aus der Verehrung für den großen Maestro und aus dem Jubel der theilnehmenden Menge hervorging und wohl im Stande war,

selbst mittlere Talente zu ausgezeichneten Leistungen anzuspannen. Dazu kam Mozarts Leitung, die stets begeisternd und jetzt wahrhaft zündend auf das Orchester wirken mußte, und dieses vollendete Ensemble ist es, was jeder dramatischen musikalischen Aufführung erst die höchste Wirkung verleiht.

So war der erwartete Erfolg erreicht. Ganz entzückt schrieb der Theaterdirektor Guardassoni sogleich an den Librettodichter, der bereits wieder in Wien war, die bezeichnenden Worte: Evviva da Ponte, evviva Mozart! Tutti gli impresarj, tutti i virtuosi devono benedioli; finchè essi vivranno non si saprà mai, cosa sia miseria teatrale. Einfach und bescheiden aber ist wie gewöhnlich die Aeußerung Mozarts. Er schrieb nach einigen Tagen an Gottfried von Jacquin: „Liebster, bester Freund! Ich hoffe, Sie werden mein Schreiben erhalten haben. Den 29. Oct. ging meine Opera Don Giovanni in scena, und zwar mit dem lautesten Beyfall. Gestern wurde sie zum viertenmal (und zwar zu meinem Beneficc) aufgeführt. Ich gedenke den 12ten oder 13ten von hier abzureisen, bey meiner Zurückkunft sollen Sie also die Arie gleich zu singen bekommen; NB. unter uns. — Ich wollte meinen guten Freunden (besonders Bridi und Ihnen) wünschen, daß Sie nur einen einzigen Abend hier wären, um Antheil an meinem Vergnügen zu nehmen. — Vielleicht wird sie in Wien doch aufgeführt? ich wünsche es. — Man wendet hier alles Mögliche an, um mich zu bereden, ein paar Monate noch hier zu bleiben und noch eine Oper zu schreiben; ich kann aber diesen Antrag, so schmeichelhaft er ist, nicht annehmen."

Weiter wußte der Mann nichts über ein Werk zu sagen, das eine Welt in sich bergend die ganze Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte. Wir aber sind genöthigt, von diesem

Werke eingehender zu reden, als sich mit unsern Zwecken zu vereinigen scheint. Allein eben unser Zweck, das Leben Mozarts zu schreiben, nöthigt uns zu einem längeren Verweilen bei diesem Werke. Denn Don Giovanni steht nicht bloß an der Spitze der gesammten dramatischen Musik, sondern er rangirt unmittelbar neben den höchsten Schöpfungen der dramatischen Dichtung und des menschlichen Geistes überhaupt, und zwar nicht allein wegen der Vollendung der Kunst, die darin zu Tage tritt, sondern unendlich mehr wegen der tiefen und neuen Enthüllungen des menschlichen Innern, wegen der großartigen Anschauung aller Verhältnisse, die darin herrscht. Soll ich nun aber über diesen neuen Geist etwas sagen, fürwahr so zittert meine Feder. Denn so schön es sein mag, die ganze Fülle dieses Werkes mit Entzücken in seine Seele einzuschlürfen und sich von den Wogen dieses Geistes schaukeln und höher und höher heben zu lassen, bis man die ganze Fülle seines eigenen Innern fühlt, so schwer ist es, mit kahlen Worten auch nur anzudeuten, welch großartige, überwältigende Auffassung der menschlichen Dinge in dem Manne gelebt haben muß, der mit vollkommener Freiheit und Sicherheit des Geistes die Gestalt eines Don Juans und das ganze Element zeichnete, in dem eine solche Erscheinung groß werden kann. Don Juan ist Mensch durch und durch. Er ist nicht ein Ungeheuer, das rücksichtslos genießend alle Bande der Ordnung zerreißt. Er ist ein menschlich fühlendes Wesen, mit der Theilnahme, mit der vollen Empfindung für Menschenglück und Menschenleid. Aber er ist von einer grausam gütigen Natur mit einer Fülle der Kraft ausgestattet worden, die der gewöhnlichen menschlichen Maße spottet. Er ist von Natur zum Helden angelegt, und er ist es. Mag der Drang seines Wesens sich

mehr zum Sinnlichen neigen, mehr zum eigenen Genuß, als zur idealen That, — der thatkräftige Mensch sucht die höchsten Ziele auf dem Wege der Befriedigung der eigenen Triebe. Das Gefühl der sinnlichen Kraft gibt diesem gewaltigen Manne zunächst die Sicherheit und Kühnheit in allen Dingen, die wir persönlichen Muth nennen. Weiter aber gibt ihm zu dieser mehr sinnlichen Tugend, auf der doch vorzugsweise die männliche Achtung beruht, sein geistiges Vermögen, das sich nicht in Reflexionen zersplittert, sondern in seinem ganzen sinnlichen Dasein sich concentrirt, jene Sicherheit und Ueberlegenheit im Verkehre mit den Menschen, die wir Stolz und Adel nennen möchten. Aber sie gibt ihm auch jenen Uebermuth, jene Selbstüberhebung, die den endlichen Fall herbeiführt.

Fünftes Kapitel.

Die Freiheit und Sicherheit, mit der Mozart in diesem Stücke das ewige Recht der Natur predigt, ist als eine Lebensäußerung der Zeit allen bedeutenden Geistern jener Jahrzehnte eigen. Daß Mozart mit dieser Berechtigung jedes Menschen, sich seiner natürlichen Gaben nach Lust zu bedienen, nur auf dem Gebiete des Privatlebens verweilt und nicht wie Rousseau, Schiller, Beethoven auf das sociale und politische Gebiet sich ausdehnt, raubt dem Don Juan nichts von seiner Bedeutung. Denn galt es nach Goethe's Wort zunächst, „ein eigen Herz“ zu haben, so konnte die Berechtigung auch der bloß sinnlichen Naturanlagen, auf denen doch am Ende auch alles geistige Thun beruht, zunächst nicht laut genug gepredigt werden. Dieses thut Don Juan. Ihm ist von Natur das volle Maß der sinnlichen Kraft gegeben worden, er will

sie nützen diese Kraft, er will leben und sollte es sein Untergang sein. Drum entfernt er zunächst mit jener rücksichtslosen Entschiedenheit, die nur der wirklichen Kraft eigen ist, jedwedes Hinderniß, das ihn in der Uebung und Befriedigung seiner Kraft hemmt, ja selbst ein Menschenleben schont er nicht, wenn es ihm unberechtigt hemmend in den Weg tritt. Er fühlt, hinter ihm steht ein ewiges Recht, das Recht der Natur, das sich in den Regungen unserer Sinne ausspricht, er weiß, daß alle Verhältnisse, sie mögen sein welche sie wollen, auf dieser ewigen Grundlage ruhen.

Nun aber überhebt sich dieser Mann seiner Kraft. Er übersieht, daß so ewig das Recht seiner Natur ist, doch auch dasselbe Recht überall anderswo herrscht. Er übersieht, daß auf diesem Fundamente der Natur sich auch jene sittlichen Verhältnisse aufbauen, die nach denselben Gesetzen wie die Natur selbst geordnet, im Grunde eine zweite, eine höhere Natur darstellen. Gegen Schwächlinge und Philister, welche einfältige Menschensatzung an die Stelle der ewigen Ordnung der Dinge setzen, gegen solche freilich mochte er seine Trümpfe ausspielen; denn selbst in dem Uebermuth seines Begehrens fühlte er, eine großartige Naturkraft, das Ewige der Naturgesetze schützend hinter sich. So verletzt es keinen und schadet ihm nicht selbst, wenn er nach der alten Comödie hier einen Diener der zeitlichen Gerechtigkeit hänselt, weil er die ganze Hinfälligkeit dieser beschränkten Ordnung fühlt, oder dort eines Mädchens Jugend oder einer Frauen Ehre nicht schont, weil sie selbst seiner Sinnlichkeit sich entgegenbewegend nur demselben Gesetze folgen, dem er huldigt. Allein jetzt mit einem Male stößt sein übermüthiges Begehren auf eine höhere Ordnung der Dinge, — er, der Einzelne, will keck in

den Bestand von Verhältnissen greifen, die den sichern Boden jenes ewigen Rechts nicht verlassen, vielmehr dieselbe Natur, die in ihm als bloße sinnliche Regung waltet, zur Sittlichkeit verklärt haben. Donna Anna und ihr Vater, der Comthur, sind ebenfalls Mächte, wie Don Juan, und ebenbürtige, und sobald er mit ihnen in Conflict kommt, muß er zerschellen.

Wäre das nun in Mozarts Oper Alles einfach so, wie wir es eben ausgesprochen haben, so könnte man immerhin nicht läugnen, daß das eine schöne und bedeutende Idee und von großer geistiger und moralischer Tiefe wäre. Es wäre immerhin ein bedeutend dramatischer, ja ein wirklich tragischer Stoff und genug, um in würdevoller Darstellung manche Seiten unseres Innern aufzuwühlen. Aber Mozart hat tiefer gegriffen, und die eigenthümliche Färbung, die er dem Don Juan gegeben hat, stellt dieses Werk bedeutend über fast alle Schöpfungen der dramatischen Kunst und läßt in der Großartigkeit seiner Weltanschauung nur einen Hamlet, nur einen Faust neben sich bestehen. Mozart rechnet so einfach nicht. Seine Verhältnisse sind nicht so schlechtweg ethisch, er kennt etwas Höheres, als dieses, und ob gleich der Untergang des Helden mit einem Ernste, einer Gewalt dargestellt ist, die ihres Gleichen nicht hat und durchaus keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß hier die innerste Ueberzeugung herrscht von der Gerechtigkeit des Unterganges des Helden, — so ist doch die unendliche Lust und Freude, mit der der Held in der ganzen Herrlichkeit seiner Natur dargestellt ist und das ganze Stück hindurch so hinreißend gewaltig vor unsern Augen lebt, daß wir selbst in der Scene des Gerichtes dieses Bild nicht vergessen und trotz allem Schauder mit wahrem Entzücken den Trotz begrüßen, den er auch im äußersten Moment

noch dem richtenden Weltgeiste entgegensetzt, so vorwiegend, daß selbst dieser tragische Untergang sich nicht ganz dem eigenthümlichen Schillerlichte entziehen kann, das über dem Ganzen liegt. Selbst in diese Schreckensscene dringt, so meint man, etwas von dem Schimmer des ironischen Lächelns hinein, mit dem der Weltgeist all dies Sündigen und diese Strafe betrachtet. Und diese schillernde Färbung, in die alles, selbst das Allerernsteste eingetaucht ist, macht den Don Juan zu einer so außerordentlich bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete der Kunst. Sie ist es, welche die Höhe der Anschauung verräth, mit der Mozarts Genius dem Leben entgegentrat und es umbildend zur Kunst veredelte. Er wußte genau, im wirklichen Leben herrschen diese Gesetze der Sittlichkeit, nach denen hier selbst ein Don Juan „abgewandelt“ wird. Er selbst handelte ja in seinem praktischen Leben nicht anders. Allein seine Kunst hatte ihm höhere Gesetze erschlossen, als diese ethischen. Er hatte die Schönheit geschaut, er hatte seine Seele diesem ewigen Weibe gewidmet und sie dafür hatte ihm die Ordnung der Dinge eröffnet, die in der That ewig ist, sie hat ihm die Wahrheit erschlossen. Im Besitze dieses Schauens konnte er nun wohl die moralischen Regeln, die das Treiben der Menschen ordnen, mit sanfter Ironie als klein und vergänglich belächeln und leisen Spott darüber ergehen lassen, wie die Menschen sich hienieden mit einander abmühen und doch nicht zum Besitze des Ewigen gelangen. Er sah selbst in diesen mächtigen tiefen Beziehungen und Gesetzen, die Don Juan's Unthaten enthüllte, nur ein vorübergehendes Gebot, das heute und hier gilt und nach Jahrhunderten und anderswo vielleicht anders lautet, — und er sah andererseits das Ewige in dem Fundamente, auf das der Held des Stückes

sich selbst in seinem Uebermuthe gründet, und es konnte nicht fehlen, daß dieses Recht der Natur, so sinnlich sie sein möge, doch schließlich den Sieg davon tragen muß. Don Juan fällt, aber er fällt für eine Idee, die er ja selbst im letzten Momente nicht aufgibt, und mag diese Idee auch bloß das Recht der sinnlichen Freude heißen, sie ist die Grundlage alles menschlichen Thuns und Treiben, das Fundament alles Schaffens, und sie siegt. Und weil sie ihrer innersten Natur nach siegen muß, so hat Mozart, der seinen Stoff im Kerne faßte, nicht versäumt, dem Verstehenden diesen Sieg von vornherein ahnen zu lassen, indem er seinen Held selbst in den ausgelassensten Momenten seines Treibens mit einer solch göttlichen Heiterkeit schildert, daß wir über das Unrecht seines Thuns ganz hinausgehoben werden und inneres Behagen, ja ein heiteres Lächeln uns das Ungehörige dieses ganzen Treibens kaum zum Bewußtsein kommen läßt. So ist auch trotz aller Furchtbarkeit der letzten Scene ein Schlußchor von mehr heiterer Art, wie ihn Mozart zu freilich trivialen Worten schrieb, durchaus am Platze.

Freilich steht diese Heiterkeit, mit der hier wie im Figaro der Menschen unnützes Treiben als thörichte Schwachheit geduldet erscheint, bedeutend über jener Weise des Figaro. Denn obgleich auch im Don Juan dem Menschen seine Schwachheit mit göttlichem Gleichmuthe nachgesehen oder mit Heiterkeit ignorirt wird, so perlt doch in dem Auge dessen, der dieses Werk erschuf, zugleich eine Thräne darüber, daß die menschliche Natur, so göttlich sie ist, so immerfort in ihrer Beschränktheit verharrt und sich der Göttlichkeit entäußernd niedrig befleckt wird. Und diese Theilnahme an dem Leid, das dem menschlichen Geschlechte aus solcher Anlage fließt, gibt

der Heiterkeit des ganzen Stückes wiederum jene Wärme, die uns so wohlthuend anhaucht. Gerade in dieser Hinsicht geht der Don Juan unendlich über den Figaro hinaus, und gibt, wo dieser blaß komisch ist, den wahren Humor in seiner lächelnden Wehmuth. Hier ist es, wo sich die ganze Tiefe und Schönheit der Mozartschen Natur enthüllt, und jene wunderbare Fähigkeit, an den menschlichen Dingen auf das Allerinnerlichste Antheil zu nehmen und, indem er sie in ihrer ganzen einfachen Wahrheit darstellt, den Menschen Trost und Frieden zu gewähren. Hier wird, was im Figaro als eine bloße Liebenswürdigkeit erscheint, „mit der er im Innersten glücklich, wenn er nur den edlen Regungen seines Herzens nachgeben konnte, leicht und gern über die Fehler und Schwächen der Menschen hinwegglitt", zu jenem Zuge der wahren Menschenliebe, die den höchsten Werth auch jeder großen Natur ausmacht. Und was im Don Juan erst als Ansatz erscheint, jene Thräne, mit der Mozart aus tiefster Erfassung des Lebens über das menschliche Elend weint, das wird in dem letzten Werke, als ihn das Leben selbst seinen tiefern Sinn ganz hatte verstehen lehren, zur theilnehmenden Linderung, ja zur wahren Segnung. Wir werden sehen, dieser Mann hatte sich vollends zur Wahrheit durchgedrungen, er hatte das Leben überwunden wie den Tod, und ruhige Tröstung fließt am Ende seiner Tage von seinen Lippen.

Aber auch jetzt war schon das Grundelement, aus dem ihm die hohe Anschauung menschlicher Dinge erwuchs, mit der er über den Don Juan das Lächeln der Wehmuth ausbreitete, jene unvertilgbare Liebe zu Allem was Mensch heißt, jene sichere Ueberzeugung, daß nur der das Göttliche wahrhaft verehrt, der es in den Menschen aufsucht und liebt.

Und brauchten wir eines äußeren Beweises dafür, daß dieser Zustand allgemach begann, dieses Mannes Seele ganz und gar zu erfüllen, wir würden auf das Wort hinweisen, welches ihm sein Freund Gottfried von Jacquin nicht lange vorher in das Album geschrieben hatte: „Wahres Genie ohne Herz ist Unding — denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination, nicht beide zusammen machen Genie — Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies!" — Welch tiefe Erfassung des Wesens aller Dinge gehörte dazu, wenn so etwas ausgesprochen wurde. Und so thöricht unbeholfen des guten Freundes Ausdrücke gewählt sind, hallt nicht aus ihnen wieder, was Mozart, was die ganze damalige Zeit empfand, die liebevolle Erschließung der Herzen gegen einander, der heiße Drang, den Gott, den eine befangene Kirchenlehre so lange an den Himmel versetzt hatte, im eigenen Innern, im Herzen der Menschen wieder zu suchen? Spricht nicht aus ihnen die liebende Umfassung der ganzen Welt, weil ja nur in ihr das Göttliche lebt, und vor Allem des Menschen, weil nur aus seinem Auge des Gottes Licht erglänzt, nur aus seiner Brust des Gottes tiefstes Tönen wiederhallt!

Sechstes Kapitel.

Auch diese Arbeit hatte Mozart wiederum mit seinem Herzblute genährt. Wir müssen mit wenigen Schritten auch diesen Pfad verfolgen, der uns bedeutende Aufschlüsse über unseres Meisters Inneres geben wird. — Wie durch einen leichten Schleier schimmert eine lebendige warme Wirklichkeit durch diese Musik hindurch. Schon das Grausen der innersten Natur, wenn sie durch eigene Schuld den sichern Bestand

der schönsten Verhältnisse, wenn sie das Glück der Menschen zerstört sieht, klingt in den Tönen des Gerichtes wie eine Stimme aus Mozarts innerster Seele hervor. Und wenn es auch nicht wahr ist, was das Gerücht erzählt, daß eine junge Frau, die Mozarts Schülerin war, von ihrem Manne in einem Anfalle von wahnsinniger Eifersucht mit einem Messer schwer verletzt wurde, weil Mozart mit ihr in einem Liebesverkehre gestanden habe — denn der Vorfall sowie der Selbstmord des Mannes, der sogleich nach dieser entsetzlichen That Statt fand, sind nach amtlichen Notizen erst nach Mozarts Tode geschehen, — so ist es doch sicher, daß er selbst in dem großen Wien mancherlei der Art gesehen und auch selbst wohl seiner lebhaften Natur gemäß in Beziehungen gestanden hatte, die durch die Gefahr der Zerstörung sittlicher Verhältnisse, die sein feines Gefühl dahinter erblickte, den ganzen Ernst seiner Seele wachriefen. Aber nur Andeutungen mögen es gewesen sein: mehr bedarf der Genius nicht, um in den inneren Zusammenhang der Lebensverhältnisse hinein zu schauen. Ein Da Ponte freilich und sein Freund Casanova müssen bis auf den Schlammboden solcher Dinge hinabsteigen, um sie zu erkennen, und schädigen dabei ihre eigene Seele. Ein Mozart erblickte bereits auf dem ruhigen Wasser der innigen Freude schwimmend die Gefahren, die in der Tiefe gerade der holdesten Leidenschaft am ersten ruhen, er schaute durch das klare Naß bis auf den Grund, wenn ihn einmal sein lebhaftes Begehren, seine überaus rege Phantasie in jene innige Berührung mit dem andern Geschlechte gebracht hatte, die uns so überaus innig erfreut, die den ganzen Menschen wachruft und all seine Geister in schaffende Bewegung setzt. Bedurfte doch ein Schiller nur des einfachen Wasserschäumens, wie es sich unter dem Mühl-

rade kraust, um den dampfenden Gischt des Meerstrudels in seiner ganzen Großartigkeit darzustellen. Und sollte ein Mozart mehr von der inneren Bewegung, von den Strudeln, die im Menschenherzen vorgehen, haben schauen müssen, um die leidenschaftlichen Verirrungen zu zeichnen, die ihm so einzig gelungen sind?

So ist nichts verkehrter, als wenn man alle die Dinge, die im Don Juan mit solch unerreichter Wahrheit dargestellt sind, in Mozarts Leben wieder aufsuchen will. Der Dichter lebt nicht, was er dichtet; wenigstens nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes und nicht in der Umständlichkeit erlebt er alles das, was seine Phantasie mit der Wahrheit der Natur darstellt. Er erfährt in seinem Innersten die Hauptdinge und das genügt ihm, um das Bild bis ins Einzelnste auszuführen. Ueberall dann in den Gebilden seiner Phantasie erkennt man die sichere Wirklichkeit wieder, ja man glaubt sie mit Händen greifen zu können und bedauert, daß bei Mozart nicht wie bei Göthe ein Anhalt für solche Neugierigkeit in der näheren Kenntniß des Lebens gegeben ist. Allein die Quellen des Geschehenen fließen für den verstehenden Sinn reichlich genug und fürwahr, wenn man die Wahrheit sieht, mit der vor Allem eine Elvira gezeichnet ist, so kann man nicht anders denken, als daß hier eine Erscheinung des wirklichen Lebens, die dem Erschaffer des Don Juan einmal begegnet war und sein Herz in eine gewisse Gluth oder vielmehr seine dichterische Phantasie in lebhafte Bewegung versetzt hatte, der künstlerischen Gestaltung zu Grunde liegt. Ja man ist versucht, aus dieser Gestalt in Tönen die wirkliche Gestalt in ihrer Eigenart wieder aufzubauen, so sehr wähnt man dieses Wesen in Leben und Farbe leibhaftig vor sich zu sehen. Braun muß sie

gewesen sein, braun von Augen und braun von Haaren, — nicht weil Elvira Spanierin ist, sondern wegen der eigenthümlichen sinnlichen Gluth, die aus all ihren Weisen spricht und die keine der Gestalten Mozarts in solchem Grade besitzt, — schlank und elastischen Wuchses, zu jeder Darstellung dessen, was sie innerlich bewegt, in seltenem Grade geschickt, denn die Leidenschaft, die all ihr Singen verräth, muß sich auch im Körper, in Haltung, Bewegung und jeder Gebärde ausgeprägt haben, — ferner phantasievoll, kunstbegabt, herrlichen, ja schöpferischen Geistes — wie hätte sie sonst vermocht, einen Don Juan zu lieben, einen Mann, an dem nichts oder — alles liebenswerth erscheint, je nachdem Sinnlichkeit und Phantasie ein Ideal aus ihm machen oder nicht; — von stolzer, geistvoller, hinreißend strömender Rede, — man denke an die Töne des letzten Terzetts, wie eindringlich ihre Stimme ist; — und vor Allem in ihrer Leidenschaft von dem ganzen Zauber der Natürlichkeit! — Aber um die feinen Lippen des geschlossenen Mundes spielte jener Zug, der etwas Anderes verräth, als die unnennbare Güte des Herzens, die uns das rechte Weib so über alle Maßen werth und heilig macht. Und fürwahr es bedurfte nicht jenes un piccolo grifo raso, ein kleines glattes Hundsgesicht, mit dem einmal eine übermüthige Primadonna den unscheinbaren Maestro beschenkt hatte, dem sie doch für so manchen freundlichen Dienst Dank genug schuldig war, um Mozart zu erinnern, daß ihm aus dem Herzen seiner Constanze ein unendlich reicherer Himmel der innigen Freude entgegenlache, als aus der dunklen Leidenschaft einer schönen Südländerin. Und von dem bräutlichen Glück, das er, der längst Verheirathete, stets bei seiner Constanze fand, und welches sich in der schönsten Weise in seinen Reisebriefen enthüllen

wird, gibt er auch im Don Juan ein Bild, das die zaubervolle Gartenarie der Susanne fast noch überstrahlt. Mit seiner Seele feinsten Organen lechzt er zu den Sternen hinauf, um den süßen Genuß der Liebe zu erflehen, und die reinste Freude aller Sinne spricht aus den Tönen, mit denen Zerline ihrem zerschlagenen Masetto für die nächste Stunde das holdeste Glück zusagt, damit er nur seiner vermeintlichen Schmerzen und seines eifersüchtigen Kummers los werde. Wer hat je solche Töne der süßesten Lust gesungen, wer in solcher Wahrheit laut und herrlich ausgesprochen, was sonst jeder verschweigt, — weil es gar zu schön ist! Und doch hat das Alles die höchste Reinheit, und Jedem fällt zu seiner innigen Befriedigung nur ein, wie herrlich es ist, Mensch zu sein. Mozart war es und im schönsten Sinne. Auch dieses Werk hat es uns bewiesen, und wir scheiden von ihm nur, um den tiefen Lebensgehalt, den es bietet, in noch reicherer und in verklärter Weise in den folgenden Werken wiederzufinden.

Achtzehnter Abschnitt.

Die Reise nach Leipzig.

1788—89.

„Zur rechten Zeit durchbricht der Sonne Licht
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen."

Erstes Kapitel.

Als Mozart trotz des außerordentlichen Erfolges, den er mit seinem Don Juan in Prag gehabt, die Composition einer neuen Oper wer weiß aus welchem Grunde ausschlug, wandte man sich an Joseph Haydn, der damals noch in Esterhaz lebte und schon manche Oper geschrieben hatte, von der viel Rühmens geschehen war, mit der Bitte eine derselben für das nächste Carneval nach Prag zu senden. Haydn hielt etwas auf seine dramatische Musik. Schon im Jahre 1781 hatte er an Artaria geschrieben: „Monſ. Le Gros, Directeur des Concert spirituel, schreibt mir ungemein viel Schönes von meinem Stabat mater, so alldort viermal mit großem Beyfall producirt wurde. Die Herren wunderten sich sehr, daß ich in der Singcomposition so ausnehmend gefällig wäre, ich aber wunderte mich gar nicht, indem sie noch nichts gehört haben. Wenn sie erst meine Operette L'isola disabitata und

meine letzt verfaßte Opera La fedeltà premiata hören würden! Denn ich versichere, daß dergleichen Arbeit in Paris noch nicht ist gehört worden, und vielleicht ebensowenig in Wien; mein Unglück ist nur, daß ich auf dem Lande lebe." Und im Jahre 1784 meldet er von seiner Armida, sie sei mit lautem Beifall aufgeführt und man erkläre sie für sein bestes Werk. Gleichwohl antwortet er jetzt dem Provincialoberverwalter Roth in Prag, der ihm wohl auch den Erfolg des Don Juan gemeldet hatte, in folgender Weise, die ihn wie Mozart in das schönste Licht stellt.

„Sie verlangen eine Opera buffa von mir, recht herzlich gern, wenn Sie Lust haben, von meiner Singcomposition etwas für sich allein zu besitzen. Aber um sie auf dem Theater in Prag aufzuführen, kann ich Ihnen diesfalls nicht dienen, weil alle meine Opern zu viel auf unser Personale gebunden sind und außerdem nie die Wirkung hervorbringen würden, die ich nach der Localität berechnet habe. Ganz was anders wäre es, wenn ich das unschätzbare Glück hätte, ein ganz neues Buch für das dasige Theater zu componiren. Aber auch da hätte ich noch viel zu wagen, indem der große Mozart schwerlich Jemanden anderen zur Seite haben kann. Denn könnt ich jedem Musikfreund, besonders aber den Großen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde, so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod in seinen Ringmauern zu besitzen. Prag soll den theuren Mann festhalten — aber auch belohnen; denn ohne dieses ist die Geschichte großer Genien traurig und giebt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum

ferneren Bestreben, weswegen leider! so viel hoffnungsvolle Geister darnieder liegen. Mich zürnt es, daß dieser einzige Mozart noch nicht bey einem kayserlichen oder königlichen Hofe engagirt ist. Verzeihen Sie, daß ich aus dem Geleise komme: ich habe den Mann zu lieb."

Welch köstliche Worte! So wissen gleiche Geister einander zu schätzen. — Auch erfährt man hieraus von Neuem, wie sehr Wien in der That Mozart vernachlässigte. Es wollte von seinen wunderbaren Quartetts nichts wissen und ließ selbst den Figaro fallen. Aber jetzt war der neue Ruhm, den der große Componist in der Provinz errungen, bereits in die Hauptstadt gedrungen, und da im Publikum das Gerücht immer lauter wurde, Mozart wolle Wien ganz verlassen, nach England gehen und dort den Ruhm und die Mittel gewinnen, die ihm seine geliebte Kaiserstadt so ungerecht versagte, da überdieß kurze Zeit vorher, am 15. November, der Altmeister Gluck sein thatenvolles großes Dasein mit dem Tode beschlossen hatte, so fiel es dem Kaiser doch endlich ein, daß auch für Mozart etwas geschehen müsse. Aber anstatt ihm nun, wie es sich gebührt hätte, Glucks Stelle und sein Gehalt, das 2000 Gulden betrug, zu verleihen, ernannte er ihn zu seinem Kammermusikus und gab ihm ein Gehalt von — 800 Gulden. Das Decret wurde am 7. Dezember 1787 ausgestellt. Mozart war wenig mit diesem Gehalte zufrieden, um dessen Betrag der Kaiser gerade den, den er am wenigsten hätte fragen sollen, den allmächtigen Kammerdiener Strack, der Mozarts Musik nicht liebte, gefragt hatte, und hatte wohl Recht, wenn er später, als er der Steuern wegen die Höhe seiner Einnahmen angeben mußte, neben die Zahl in die Liste einschrieb: „Zu viel für das, was ich leiste,

zu wenig für das was ich leisten könnte.“ Denn sein Geschäft war für die Redouten in den Sälen der Hofburg die — Tanzmusik zu schreiben. Er, dessen Genius so eben noch bewiesen hatte, was er vermochte, der so eben erst wieder das volle Bewußtsein seines Könnens erlangt hatte, mußte Tänze schreiben. Das war kaiserlicher Auftrag. Er erfüllte ihn pflichtgetreu und schrieb sogleich im ersten Fasching eine Reihe von Walzern, Menuetts und Contretänzen, die freilich keinen besonderen musikalischen Werth haben, aber durch frische Melodie und belebende Rhythmik daran erinnern, daß Mozart die Faschingslust und vor Allem das Tanzen liebte und verstand.

Ihm freilich lag zunächst nichts Anderes im Sinne, als auch in Wien seine neue Oper zur Aufführung zu bringen, und eine solche Anordnung des Kaisers wäre ihm vielleicht lieber gewesen, als die armselige Anstellung. Denn an den Auftrag zur Composition einer neuen Oper, der doch so gar nahe gelegen hätte, dachte der Kaiser bei Mozart nicht, derweilen er in derselben Zeit einem Dittersdorf hinter einander mehrere solche Aufträge gegeben hatte. Mozarts Musik entsprach eben nicht seiner Neigung, da er schon nach der Aufführung des Figaro gegen Dittersdorf geäußert hatte, Mozart pflege in seinen Theaterstücken die Sänger mit seinem vollen Accompagnement zu übertäuben, die leichten und gefälligen Melodien Martins sagten seinem Geschmacke ungleich mehr zu. Aber auch an eine Aufführung der bereits geschriebenen Oper war zunächst nicht zu denken. Da stand Salieri im Wege. Dieser hatte im Juni desselben Jahres in Paris seine Oper Tarare auf die Bühne gebracht und mit derselben, weil Beaumarchais einen Text geschrieben hatte, der

durch reiche Handlung, Decoration und Costüme sowie durch politische Anspielungen viel Anziehendes hatte, einen bedeutenden Applaus gewonnen. Diese Oper, ob sie gleich ein Gemengsel der heterogensten Elemente war, hatte dem Kaiser gut gefallen und er befahl Da Ponte, daß er sie italiänisch bearbeite, damit sie zur Vermählung des Erzherzogs Franz gegeben werde. Sie wurde dann auch in der Musik vielfach geändert, denn es galt zunächst Martins Baum der Diana, der zu gleicher Zeit, wie der Don Juan in Prag, in Wien die Gemüther entzündet hatte, zu verdunkeln, und so konnte es Salieri nicht wünschenswerth sein, eine neue Oper von Mozart, dessen Figaro bei ihm noch in erschreckendem Andenken stand, vorher aufführen zu lassen, zumal das Publicum durch den Enthusiasmus der Prager auf diese Erscheinung sehr gespannt war. Am 8. Januar wurde denn der Axur — so war der Tarare umgetauft worden — als „Freispectakel" aufgeführt, und gewann trotz seiner seltsamen Neuerungen durch rasch wiederholte Vorstellungen den Beifall des Publicums wie besonders des Kaisers, als dessen Lieblingsoper sie bezeichnet wird. Sie ward in diesem einen Jahre neunundzwanzig Mal aufgeführt.

Mozart derweilen mochte die Wiener mit Tänzen unterhalten, oder wie Jahn sagt, „seinen patriotischen Gefühlen durch ein Lied auf den Türkenkrieg Luft machen," durch das „teutsche Kriegslied: Ich möchte wohl der Kaiser sein," das er am 5. März für den beliebten Komiker Baumann in der Leopoldstadt schrieb. Vier Tage später aber steht jenes kleine Adagio in H-moll verzeichnet, in dem ein Schmerz lebt, der uns die innerste Seele ergreift, eine tiefe, ja düstere Melancholie, wie das Weinen der Seele. Und doch wieder

wie wirkt beseeligend und tröstend wie ein Lichtschein von oben das dis, das ganz am Schlusse so unvergleichlich schön eintritt! — Ja, Mozart war einer von den Menschen, denen die Sonne nie verschwindet. Mag sie auch für Zeiten hinter den schwärzesten Wolken sich verbergen, er weiß, sie ist doch da, und sie wird zur rechten Zeit wiederkehren.

Zweites Kapitel.

Auch die häusliche Noth begann jetzt wieder zu steigen. Eine Academie, für die im Fasching ein Concert in D geschrieben wurde, vermochte ihr nicht abzuhelfen. Endlich aber befahl der Kaiser doch die Aufführung des Don Juan. Er war mit dem Erfolg seines Kammercompositeurs in Prag sehr zufrieden und brannte, wie Da Ponte sagte, vor Verlangen, die Oper zu hören. Mozart erhielt, wie aus der Theaterrechnung 1788—89 hervorgeht, 225 fl. — „Da Ponte für Componirung der Poesie zur Opera il Don Giovanni 100 fl." Allein das half ihm wenig. Denn die Oper, als sie am 7. Mai zuerst gegeben wurde, — gefiel nicht. „Alle Welt," erzählt Da Ponte, „Mozart allein ausgenommen, war der Ansicht, das Stück müsse umgearbeitet werden. Wir machten Zusätze, änderten mehrere Stücke, und zum zweiten Male: Don Juan gefiel nicht! Dies hinderte den Kaiser aber nicht zu äußern: „Dieses Werk ist himmlisch; es ist noch schöner als die Hochzeit des Figaro: aber es ist kein Bissen für meine Wiener." Ich erzählte Mozart diese Worte, der mir, ohne sich irre machen zu lassen, antwortete: „Laßt ihnen nur Zeit, ihn zu kosten!" Er irrte sich nicht. Auf seinen Rath ließ ich den Don Juan so oft

als möglich aufführen; mit jeder Darstellung steigerte sich der Erfolg."

Don Juan ward in diesem Jahre fünfzehnmal aufgeführt. Mozart hatte nur zwei Arien, die berühmte der Elvira: „Mich verläßt der Undankbare", die des Ottavio: „Ein Band der Freundschaft" und ein komisches Duett zwischen Leporello und Zerline hinzu componirt. Sie sind sämmtlich Meisterstücke, gehören aber alle drei nicht eigentlich in den Don Juan. Auch scheinen sie keinen besondern Eindruck auf die Wiener gemacht zu haben. Die ganze Erscheinung dieser Musik war ihnen eben ungewöhnlich. Allein überall war von der neuen Oper die Rede, und überall wurde darüber hin und her gestritten. Auch Haydn befand sich damals in Wien und ward eines Abends in einer großen Gesellschaft beim Grafen Rosenberg, in welcher die bedeutendsten Künstler und Kenner Wiens sich in der verschiedensten Weise über die Mängel und Gebrechen des Don Juan aussprachen, endlich auch um seine Meinung gefragt. Er antwortete: „Ich kann den Streit nicht ausmachen; aber das weiß ich, daß Mozart der größte Componist ist, den die Welt jetzt hat."

Ob das wohl die Kritiker zur Ruhe brachte? — Schwerlich. Allein auch sonst hatte Mozart keinen Vortheil von der bedeutsamen Anerkennung dieses Mannes, er erhielt keinen Auftrag vom Kaiser und keinen Gewinn von den Aufführungen. Er war damals in einer sehr drückenden Lage, die ihn sogar an der Arbeit hinderte. Der einzige Freund in der Noth war in diesen Monaten wie auch später bis ans Ende des Lebens sein Ordensbruder, der Kaufmann Puchberg, ein Mann, dessen Andenken werth ist, unter den Menschen fortzuleben, weil er in der That mit edelster Uneigennützigkeit an

unserem Meister gehandelt hat. Mozart vermochte dieses edle Handeln mit nichts zu erwiedern, als mit der Liebe seines Herzens und hin und wieder mit einer Composition für die Musikabende in Puchbergs Hause. Diesmal hatte er für ihn das reizende Trio in E geschrieben. In dem Schuldenverzeichniß, das nach Mozarts Tode angefertigt wurde, steht Puchberg mit 1000 Gulden, die ihm dann später ausgezahlt worden sind.

Am 17. Juni 1788 schrieb Mozart an ihn folgenden Brief, der den vollen Einblick in seine traurigen Verhältnisse und zugleich in seine edle Denkungsart gewährt:

„Verehrungswürdigster O. B.
Liebster bester Freund! —

Die Ueberzeugung, daß Sie mein wahrer Freund sind, und daß Sie mich als einen ehrlichen Mann kennen, ermuntert mich, Ihnen mein Herz ganz aufzudecken, und folgende Bitte an Sie zu thun.

Ich will ohne Ziererey nach meiner angeborenen Aufrichtigkeit zur Sache selbst schreiten.

Wenn Sie die Liebe und Freundschaft für mich haben wollten, mich auf 1 oder 2 Jahre mit 1 oder 2 tausend Gulden gegen gebührende Interessen zu unterstützen, so würden Sie mir auf Acker und Pflug helfen! — Sie werden gewiß selbst sicher und wahr finden, daß es übel, ja ohnmöglich zu leben sey, wenn man von Einnahme zu Einnahme warten muß! — Wenn man nicht einen gewissen, wenigstens den nöthigen Vorrath hat, so ist es nicht möglich, in Ordnung zu kommen — mit nichts macht man nichts. —

Wenn Sie mir diese Freundschaft thun, so kann ich

1mo (da ich versehen bin) die nöthigen Ausgaben zur gehörigen Zeit folglich leichter entrichten, wo ich jetzt die Bezahlungen verschieben, und dann eben zur unbequemsten Zeit meine ganze Einnahme oft auf einmal hinausgeben muß; 2do kann ich mit sorgenloserem Gemüth und freyerem Herzen arbeiten, folglich mehr verdienen.

Wegen Sicherheit glaube ich nicht, daß Sie einigen Zweifel haben werden. — Sie wissen so ungefähr wie ich stehe, und kennen meine Denkungsart. Wegen der Souscription dürfen Sie keine Sorge haben; ich setze die Zeit nur um einige Monate mehr hinaus; ich habe Hoffnung, auswärtig mehrere Liebhaber zu finden als hier.

Nun habe ich Ihnen in einer Angelegenheit, die mir sehr wichtig ist, mein Herz ganz sehen lassen. — Nun sehe ich mit Sehnsucht einer Antwort, aber wirklich einer angenehmen Antwort entgegen und ich weiß nicht — ich kenne Sie einmal als den Mann, der so wie ich, wenn er anderst kann, seinen Freund, aber wahren Freund gewiß unterstützt. — Wenn Sie vielleicht sobald nicht eine solche Summe entbehren könnten, so bitte ich Sie, mir wenigstens bis morgen ein paar hundert Gulden zu leihen, weil mein Hausherr auf der Landstraße so indiscret war, daß ich ihn gleich auf der Stelle (um Ungelegenheiten zu vermeiden) auszahlen mußte, welches mich sehr in Unordnung gebracht hat.

Wir schlafen heute das erstemal in unserm neuen Quartier, allwo wir Sommer und Winter bleiben; — ich finde es im Grunde einerley, wo nicht besser, ich habe ohnehin nicht viel in der Stadt zu thun, und kann, da ich den lieben Besuchen nicht ausgesetzt bin, mit mehrerer Muße arbeiten; und muß ich Geschäfte halber in die Stadt, welches ohnehin

selten genug geschehen wird, so führt mich jeder Fiaker um 10 kr. hinein; um das ist auch das Logis wohlfeiler, und wegen Frühjahr — Sommer — und Herbst angenehmer, da ich auch einen Garten habe.

Das Logis ist — in der Währingergasse bei den 5 Sternen Nr. 135. Nun nehmen Sie meinen Brief — als das wahre Zeichen meines ganzen Vertrauens gegen Sie, und bleiben Sie ewig mein Freund, wie ich sein werde bis ins Grab

Ihr wahrer innigster Freund
W. A. Mozart.

P. S. Wenn werden Sie wieder bei Ihnen eine kleine Musique machen? Ich habe ein neues Trio geschrieben."

Welch kindliches Vertrauen! — Puchberg schrieb unter den Brief: „Den 17. Juny 1788 200 fl. gesendet." — Das mochte denn die momentane Verlegenheit ein wenig abwenden. Und in diesen Wochen der Unruhe und Bedrängniß hatte er die Symphonie in Es geschrieben, den sogenannten „Schwanengesang", über welcher ein Meer von Wohllaut ausgegossen ist. „Liebe und Wehmuth tönen in holden Geisterstimmen," sagt Th. A. Hoffmann in seinen Fantasiestücken, „die Nacht geht auf im hellen Purpurschimmer, und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir den Gestalten nach, die freundlich uns in ihre Reihen winkend in ewigem Sphärentanze durch die Wolken fliegen." Und wie schön spricht Otto Jahn: „Der üppige Reiz des Wohllauts, der Glanz einer zur vollsten Reife erblüheten Schönheit, mit welchen diese Symphonie wie gesättigt ist, daß sie einen Eindruck macht, wie wenn das Auge durch die leuchtende Farbenpracht

und den reichen Segen eines schönen Sommertags entzückt wird, sind der volle Ausdruck für das Gefühl einer in sich befriedigten Glückseligkeit. Nicht eine nur im sinnlichen Genuß schwelgende Erregung, sondern die Empfindung des Glücks, welche auf dem Gefühl der vollen Gesundheit und Kraft, des durch keine inneren oder äußeren Hemmungen gestörten Vermögens zu schaffen und zu genießen, der liebevollen Hingabe an ein schönes und reiches Dasein beruht, ist es, welche voll und rein dieses köstliche Tongebilde durchdringt und ihm seine Schönheit verleiht. Wie selten ist er dem Menschen im Leben vergönnt, dieser ungetheilte Genuß des Glückes und der Freude, wie selten gelingt es der Kunst ihn ganz und rein zu verklären!"

Fürwahr die Bewunderung vor der Künstlergröße dieses Mannes steigert sich ins Unendliche, wenn man bei diesen Worten, die allerdings das herrliche Werk treffend bezeichnen, an die Klagen des obigen Briefes denkt, an den Wunsch mit sorgenloserem Gemüthe, mit freierem Herzen arbeiten zu können! — Es ist als habe die irdische Noth nur stets das himmlische Theil in diesem Manne desto mehr hervorgetrieben. Denn welches Bewußtsein der ewigen Majestät der menschlichen Natur spricht aus der stolzen Pracht der Einleitung! Welches Behagen und frohe Thatkraft aus dem Allegro! Und wenn auch durch die Zaubertöne des Andante hin und wieder ein leiser Schatten der Wehmuth zieht, wie liegt doch im Hintergrunde jener Herzensfrieden, der aus der stillen Ergebung in das Walten des Ewigen fließt, wie in den letzten Sätzen eine beseligende Freude, ja ein übersprudelnd frohes Leben, als wenn dieses Dasein niemals getrübt worden wäre. Gewiß es lebt im Menschen eine ewige Kraft, und alle

irdische Noth vermag nicht, ihn seiner göttlichen Natur zu entkleiden.

Drittes Kapitel.

Dieses Meisterstück des echtesten Humors, sowie es aus der Seele Tiefen fließt, steht am 26. Juni in dem eigenhändigen Verzeichniß eingetragen. Am 27. erfolgt dann wieder ein Brief an Puchberg, aus dem zu ersehen ist, daß die Bedrängniß in den letzten Tagen keineswegs nachgelassen, sondern viele schwarze, schwarze Gedanken gebracht hatte, die er sich mit Gewalt ausschlagen mußte. Der Brief ist wieder charakteristisch genug, um ganz mitgetheilt zu werden.

„Verehrungswürdigster O. B.
Liebster, bester Freund!

Ich habe immer geglaubt, dieser Tage selbst in die Stadt zu kommen, um mich bei Ihnen wegen Ihrer mir bewiesenen Freundschaft mündlich bedanken zu können. Nun hätte ich aber nicht einmal das Herz, vor Ihnen zu erscheinen, da ich gezwungen bin Ihnen frey zu gestehen, daß ich Ihnen das mir geliehene ohnmöglich sobald zurückzahlen kann und Sie ersuchen muß mit mir Geduld zu haben! — Daß die Umstände dermalen so sind und Sie mich nach meinem Wunsch nicht unterstützen können, macht mir viele Sorgen! — Meine Lage ist so, daß ich unumgänglich benöthigt bin Geld aufzunehmen. — Aber Gott, wem soll ich mich vertrauen? Niemanden als Ihnen, mein Bester! — Wenn Sie mir nur wenigstens die Freundschaft thun wollen, mir durch einen andern Weg Geld zu verschaffen! — Ich zahle ja gern

die Interessen, und derjenige, der mir lehnte, ist ja durch meinen Charakter und meine Besoldung glaub ich gesichert genug — es thut mir leid genug, daß ich in diesem Falle bin, ebendeßwegen wünschte ich aber eine etwas ansehnliche Summe auf einen etwas längeren Termin zu haben, um einem solchen Falle vorbeugen zu können. — Wenn Sie, werthester Br., mir in dieser meiner Lage nicht helfen, so verliere ich meine Ehre und meinen Credit, welches das einzige ist, welches ich zu erhalten wünsche. Ich baue ganz auf Ihre echte Freundschaft und br. Liebe, und erwarte zuversichtlich, daß Sie mir mit Rath und That an die Hand gehn werden. Wenn mein Wunsch in Erfüllung gehet, so kann ich frey Odem schöpfen, weil ich dann im Stande seyn werde, mich in Ordnung zu bringen und auch darinnen zu erhalten; — Kommen Sie doch zu mir und besuchen Sie mich, ich bin immer zu Hause; — ich habe in den 10 Tagen, daß ich hier wohne, mehr gearbeitet, als im andern Logis die 2 Monate, und kämen mir nicht so oft so schwarze Gedanken (die ich mir mit Gewalt ausschlagen muß), würde es mir noch besser von Statten gehen, denn ich wohne angenehm — bequem — und — wohlfeil. — Ich will Sie nicht länger mit meinem Gewäsch aufhalten, sondern schweigen und hoffen.

Den 27. Juni 1788.

Ewig ihr verbundener Diener
wahrer Freund u. O. Br.

Eine große Gewissenhaftigkeit spricht aus diesen Worten, und wo bleibt der Leichtsinn, den man diesem Manne in der Behandlung der ökonomischen Dinge vorgeworfen hat! —

Wahrlich, wem es so darum zu thun ist, seine Ehre auch nach dieser Seite hin zu wahren, wer so durchaus mit ernstem Willen bemüht ist, seine Verhältnisse in Ordnung zu halten, damit weder ihm noch seinem Hause Unehre erwachse, der verdient einen andern Namen als leichtsinnig. Und doch fühlt Mozart sich, wie man aus den letzten Worten sieht, bei solchen Leuten wie Puchberg, die mit kaufmännischer Sorgfalt ihre Sachen in bestem Gange zu erhalten wissen und in ähnliche Verlegenheiten nicht leicht gerathen, etwas unsicher, — man sieht, es demüthigt ihn, selbst dem Freunde gegenüber, mit solchen Dingen vor ihn zu treten, die freilich mit etwas wenigem Verstande leicht zu verhindern, aber einem Mozart abzuwehren kaum möglich waren. Nur daß sein Sinn so durchaus auf die höchsten Dinge gerichtet war, ließ auch sein bestes Bestreben, die niederen Dinge, auf denen doch der äußere Bestand unseres Lebens ruht, in Ordnung zu bringen, scheitern, und dies möge ein Anderer tadeln, ich vermag es nicht. Mir erscheint das redliche Bemühen, das aus alle diesem hervorgeht, bei diesem Manne so verehrungswürdig, daß ich gern vergesse, wie wenig es ihm mit dem bloßen guten Willen gelingen konnte, seine Verhältnisse in Ordnung zu erhalten. Denn es folgt jeder Mensch dem Gesetze, das Natur ihm eingeboren, und nur auf diesem Wege thut er das Rechte. Mozart's ganzes Wesen war auf das künstlerische Schaffen eingerichtet. Diesem Drange folgte er, — ob wohl mit Erfolg? — In allen andern Dingen genügt bei solchen Naturen der gute Wille, um sich frei zu erhalten von jedwedem Tadel. Denn es ist nicht der Erfolg allein, der in sittlichen Fragen entscheidet.

In jenen zehn Tagen der häuslichen Ruhe, wo er mehr

gearbeitet hatte, als sonst in zwei Monaten, war also die herrliche Symphonie fertig geworden. Aber die Frische der Natur, die Mozart jetzt nach Behagen in seinem Garten genoß, sollte die Schaffensgeister trotz aller äußeren Bedrängniß noch tiefer erregen. Nach wiederum vier Wochen, am 25. Juli ward die G moll-Symphonie als fertig in das Register eingetragen. Die G moll-Symphonie! Dieser Triumph der instrumentalen Kunst! — Aber hier sieht man auch mit welch energischer selbstbewußter Kraft, ja wie fast trotzig der große Sinn Mozarts gegen die Lebenshindernisse ankämpft. Es ist auch hier, als wenn gerade diese Noth des Alltagslebens, die ihn schier zu erdrücken drohte, erst recht das Bewußtsein der ewigen Mächte in ihm wachriefe, die den Menschen über alle diese Dinge hinaus hoch zum Himmel emporheben, daß er mit dem Blick der Sonne die Weite des Erdenlebens überschaue und über aller Noth und Freude erhaben die ewig schaffende Gewalt des Geistes in sich verspüre. Welche Energie liegt in diesen Molltönen! Da ist kein Klagen, kein Stöhnen. Das Selbstbewußtsein steigert sich oft genug zum herzerquickenden Trotze gegen die Gewalten, die den Geist herunterziehen wollen in den Staub des niedern Erdenlebens. Dieser Menuett, wie er in seinen wenigen Tacten eine Welt der unermüdlich anstrebenden Kraft enthält, die den Menschen aus der allbeherrschenden sinnlichen Beschränktheit heraushebt! Und wie im Finale Alles in einen stolzen kraftbewußten sprudelnden Lebensübermuth ausbricht!

Aber wieder kaum mehr als zwei Wochen später, am 10. August, steht auch die Jupitersymphonie fertig da, und beweist, daß selbst über jenes trotzige Anstreben hinaus noch ein höherer Zustand möglich ist, der völlige Sieg der bessern Na-

tur. Ein majestätischer Siegesjubel zum Preise des Höchsten, der am Ende alles so gut gemacht, liegt in diesem Allegro. Und welch unsäglich frohes Genießen jeder Lust des Lebens in den Zauberklängen des Andante! Da ist's wirklich, als wenn alle Nachtigallen des Lebens schlügen, als wenn alles, was die Menschenseele in Freud und Leid bewegt, harmonisch ineinander klänge. Und wiederum schaut dann der Blick über der Erde ungeheure Weite und erkennt die nicht endende Fülle der gegen einander strebenden Mächte, die das Leben bewegen, die Dinge schaffen und ordnen, und wiederum wird dieses Bild in majestätischer Macht und Fülle dargestellt, aber diesmal mit den eigensten Mitteln der Kunst, die keine der Schwestern aufzuweisen hat. Das Finale ist ein Werk der Polyphonie, in dem alle Wunder der Kunst aufgehäuft sind, gerade als wäre es ein Spiel. Mit gigantischer Macht handtiert hier der Meister mit den Felsblöcken der größten contrapunktischen Schwierigkeiten, daß es endloses Staunen erzeugt. Und doch ist ihm dieses all nur Symbol, nur sinnbildliche Nachahmung des unermeßlich reichen Bildes, das ihm das Leben gegeben, es ist Nachbildung der Mächte, die bis in die tiefsten Tiefen hinein sich zu bekämpfen scheinen und endlich doch sich mit einander versöhnen, ja gerade durch den ungeheuren Zwiespalt erst recht vermögen, das Rechte zu schaffen.

Hier zuerst zeigt Mozart den weltdurchschauenden Tiefblick seiner deutschen Natur. Hier sind die auf den Grund der Dinge gehenden Anschauungen des germanischen Geistes, der den innersten Zusammenhang aller Dinge sucht und findet. Und wie es sich von selbst versteht, schließt sich der Meister hier eng an die Redeweise an, die dieser forschende Geist des

Germanen auch in der Tonkunst sich für sein Denken erfunden hatte. Er greift zur strengsten Polyphonie. Aber wie ganz anders belebt erscheinen bei ihm diese Mächte, die in den Themen gegen einander streben, als bei den altdeutschen Meistern! Man sieht, er kennt den großen Händel und erinnert sich der Bachschen Fugen. Aber er kennt auch das Leben, und während jene abstract bleiben, werden seine Motive ein Abbild der lebendigsten Kräfte, sowie sie die Wirklichkeit durchdringen und beleben, und wir haben schwerlich ein zweites Tonbild, das so wie dieses die Allbewegtheit des Menschenlebens bis in seine geheimsten Tiefen durchschauen läßt.

Zweites Kapitel.

Es war ja gerade in dieser Zeit, wo Mozart wieder auf Händel aufmerksam geworden war und durch die Bearbeitung von Acis und Galathea, die er für die Musikaufführungen seines Gönners van Swieten gemacht hatte, mit der großen Art dieses Meisters nahe vertraut geworden war. Und hatte ihm die gewaltige Ueberzeugungskraft dieses Heroen der norddeutschen Gottesanschauung sicherlich manchmal selbst befreiend aufgeholfen, hatte es ihm die sittliche Macht dieser Persönlichkeit erleichtert, das Leben und seine Noth mit der Kraft des sittlichen Willens zurückzudrängen, so gab ihm nun gar die vertraute Bekanntschaft mit dem Messias, diesem Riesenwerke des menschlichen Geistes, das er im März des folgenden Jahres bearbeitete, vollends jenes innere Gleichgewicht wieder, das er in dem Drängen der irdischen Nöthe fast zu verlieren drohte. In Mannheim frei-

lich, als er noch ein Jüngling war, dem sich kaum erst des Lebens Heiterkeit zu erschließen begann, war er noch aus einer Probe fortgegangen, in welcher der Messias aufgeführt wurde, — weil sie vorher ein Magnificat des Abbé Vogler gemacht hatten, das fast eine Stunde dauerte. Aber jetzt hatten sich ihm durch mancherlei Erfahrung auch die tieferen Dinge erschlossen. Er, eine reine Künstlernatur, die sich um das ethische Sollen gar wenig gekümmert hatte, war durch den Ernst der Wirklichkeit selbst von dem Werth der sittlichen Mächte überzeugt worden und begriff nun wohl auch die gesammte Geistesrichtung dieses großen Repräsentanten der Nordgermanen, dessen hohe Kunst er schon längst verehrt hatte. Man erkennt aus der Pietät, mit der er die Bearbeitung dieser großen Werke vornimmt, wie er in ihm den ebenbürtigen, den großen Meister verehrt, und es bedürfte gar nicht der Erwähnung jenes Wortes, das uns überliefert ist: „Händel weiß am besten unter uns allen, was großen Effect thut; wo er das will, schlägt er ein wie ein Donnerwetter!" — um uns zu überzeugen, daß Mozart auch hinter die großartige Bedeutung des Händelschen Geistes gekommen war. Auch die Schlußfuge jener Symphonie verräth es.

Und doch, wie zeigt sich gerade hier wiederum die überlegene Künstlernatur, die Mozart fast vor allen Meistern voraus hat. Er, der den ethischen Ernst des Lebens wohl begriffen hat und durchaus zu den Mitteln greift, in denen sich dieses Erbthum deutschen Geistes so recht ausspricht, kennt doch noch ein Höheres als dieses. Ueber alles Sollen hinaus, das die ewige Beschränktheit des Menschen verräth, erkennt er die ewige Freiheit des Menschengeistes, und so wird ihm, echt künstlerisch, doch wiederum all dieser Ernst in

seiner Darstellung zum gewaltigen aber heiteren Spiele: — so tief auch der Mensch ergriffen war, beim Schaffen siegt der Künstler. So geht der Lebensglanz und die tiefe innere Fülle dieser Polyphonie doch noch weit über jene alte Polyphonie hinaus in die Gebiete der echten Schönheit, — nicht mehr die abstract wirkenden Naturgewalten sind es, die hier bildlich dargestellt werden, es sind die warmen lebenden Gewalten, die in dem Herzen des Menschen pulsiren und von diesem wahrhaftesten und reinsten Sitze des Göttlichen aus das Leben regieren. Es ist menschliches Wesen, menschliche Größe, die uns hier erstaunt, die uns entzückt, und sie gewährt uns gerade in dem Gefühle der tiefsten Demuth, das die Erhabenheit dieser Mächte erzeugt, das beglückende Bewußtsein der ewigen Freiheit. So fern wir uns in diesem wogenden Bilde der ewigen Mächte dem Göttlichen fühlen, so sehr fühlen wir uns ihm nahegerückt, — es trennt uns die Erhabenheit der Welt, die hier erscheint, nicht vom Göttlichen, nein gerade sie führt uns ihm zu als zu unserem eigenen Selbst. Dies ist der eigentliche Endzweck auch der wahren Kunst, die Vereinigung des Endlichen und Unendlichen, und wie herrlich erreicht ihn Mozart!

Allein noch mehr sollte sich seine Seele vertiefen und die Geheimnisse des Göttlichen, das in seiner Phantasie so überaus lebendig lebte, auch in der Wirklichkeit ahnen, bis er gereift war, auch den unermeßlichen Tiefsinn zu fassen, den der deutsche Geist in einen Johann Sebastian Bach hineingebrütet hatte. Von diesen Mächten des innersten Lebens hatte der Süddeutsche, dem durchweg romanisches oder gar slavisches Blut in die Adern gemischt ist, kaum eine Ahnung, und zumal im vorigen Jahrhundert ging die Trennung dieser

beiden Hälften unseres Vaterlandes bis auf den tiefsten Grund der gesammten Lebensanschauung. Erst heute reinigt sich allgemach der Süden zu der geistigen Anschauungsweise mit der der Norden das Leben erfaßt. Und der Süden wiederum trägt dem Norden allgemach seine frischere, naivere Auffassung des Lebens entgegen. Allein wie weit war damals die Vermittlung der Gegensätze entfernt. Damals klafften sie schroff auseinander, und die Art, wie der norddeutsche Protestant das Leben vernachlässigte, um seinen tieferen Sinn zu suchen, war der Weise des Südens, der sich an der lieblichen Erscheinung freute und durch die frohe Hingebung an sie, ihre Leiden und Freuden, das Göttliche zu verehren, zu finden wähnte, durchaus widerwillig. Auch Mozart war nicht anders und fühlte sich den „aufgeklärten" Protestanten gegenüber, die nach seiner Ansicht das schöne Leben gar sehr seines Zaubers entkleideten und doch dafür keinen Ersatz in höheren Dingen fanden, durchaus in der Fülle seiner harmonischen Natur, mit der er das Leben genoß, verstand und nachbildete.

Allein allgemach hatte er selbst zu denken begonnen, das heißt nach seiner Weise. Reflectiren, wie der Norddeutsche, that er nicht. Allein umhergestoßen von des Lebens mannichfachen Leidenschaften, wie er war, konnte er nicht umhin, manchmal zu bedenken, was wohl hinter der Summe aller der Erscheinungen, die ihn quälten und freuten, als tieferer Sinn verborgen liege. Es ging ja dieser Zug damals durch ganz Deutschland, alle Geister der Nation waren bereits von diesem Nachdenken ergriffen, und auch Mozart war ja nur aus diesem Grunde einem Orden beigetreten, der dieser Neigung Nahrung und Befriedigung gab. Und nun gar die nähere Bekanntschaft mit dem Tode, diesem „einzigen und

wahrsten Freunde des Menschen," dessen Bild ja gerade auf der höchsten Höhe seines Könnens vor seine Seele getreten war, warf ihn ganz und gar in sein Inneres zurück, und die „schwarzen Gedanken" drängten ihn immer mehr hinein in ein Grübeln, dem er sich oftmals Stunden lang, ganz wie abwesend auf derselben Stelle sitzend, mit innerster Seele hingab und dem selbst das frohe Schaffen, das ihn stets lindernd und befreiend durchs Leben begleitet hatte, nicht immer so ganz ein Ende zu machen vermochte. Seine Seele vertiefte sich allgemach zu einer Innerlichkeit, die sonst dem Süddeutschen fremd, auch ihm jene Gründe des Menschenherzens erschloß, welche im Norden unseres Vaterlandes eine neue Form der Gottesverehrung geschaffen hatten. Als er nun durch einen glücklichen Gang seines Lebens ganz nahe mit den Werken des Mannes vertraut wurde, der diese Richtung des deutschen Geistes in der ganzen Macht und Einseitigkeit ihrer herben Tiefe ausgesprochen hat, mit dem großen Bach, da lernte er von ihm die musikalische Sprache der Weisheit. Und er fühlte sich erleichtert, daß er zu dem Vermögen, das frohe Leben in seinen tausendfachen Weisen auszusprechen, nun auch die Fähigkeit gewann, seinem innersten Grübeln von Sein und Nichtsein durch Aussprechen ein Ende zu machen, und wir sehen eine Veränderung, eine Vertiefung mit ihm vorgehen, die von dem lebensfrohen ewig jugendlichen Manne wohl Niemand erwartet hatte.

Fünftes Kapitel.

Da es also unserem Meister wiederum gar so schlecht ging und weder Lectionen noch Compositionen den Bedarf des

Lebens decken wollten, so daß er sich genöthigt sah, sogar seine Zuflucht zu Wucherern zu nehmen und Wechsel auszustellen, die ihm dann leicht das Doppelte kosteten — Herr Wendheim in Berlin besitzt das Original eines solchen Wechsels, der unter 2. April 1789 über 100 Gulden ausgestellt ist, an Herrn v. Hofdank oder dessen Ordre binnen vier Monaten zu zahlen —, so richteten sich seine Gedanken wiederum auf das Ausland, und sicherlich war es ihm eine willkommene Veranlassung, als sein Freund und Schüler, der Fürst Carl Lichnowsky ihn aufforderte, mit ihm nach Berlin zu reisen. Lichnowsky bekleidete eine Stelle in der preußischen Armee und konnte Mozart bei dem musikliebenden und liberalen König Friedrich Wilhelm II. vielleicht viel nützen. Mozart ergriff also mit Freuden diese Gelegenheit. War er doch ohnehin ein großer Freund des Reisens, das seine Schaffenskraft nach allen Seiten hin anregte und ihn überdies gerade jetzt aus der Widrigkeit der materiellen Bedrängniß heraus und zu neuen Quellen des Ruhmes und des Gewinnes führen konnte. Wie mag, als sie nun in dem bequemen Reisewagen des Fürsten abreisten, seine Phantasie vorübergeglitten sein an den einzelnen Bildern der Natur, die ihn so überaus erfreute! Wie mag seine Seele wieder in frohe Bewegung versetzt worden sein, da er wieder frisches Leben um sich her sah und die Menschen sich tummeln nach den Dingen dieser Welt, die ihm freilich innerlich werthlos doch ein anziehendes Sinnbild höherer Dinge waren!

Die Briefe, die er jetzt schreibt, athmen jenes frohe Gefühl der Freiheit, und mehr noch als durch dieses und durch die Notizen, die sie über die Reise geben, sind sie für uns bedeutend durch die Enthüllungen, die sie über sein Herz

bieten. Sind doch sie es, aus denen wir erfahren, wie rein, wie innig er seine Constanze liebte, mit der ihn freilich der Besitz eines reizenden Buben und mehr noch so manche Stunde der Noth tief und tiefer verbunden hatte. Das Weiberl wohnte derweilen bei dem Freunde Puchberg auf dem hohen Markte. Wenige Tage nach seiner Abreise empfing sie folgenden Brief, der bereits der zweite war:

„Prag am Charfreitage den 10. April 1789.

Liebstes bestes Weibchen!

Heute Mittag um ½2 Uhr sind wir glücklich hier angekommen; unterdessen hoffe ich, daß Du gewiß mein Briefchen aus Budwitz wirst erhalten haben. — Nun folgt der Rapport von Prag. — Wir kehrten ein beym Eichhorn; nachdem ich balbirt, frisirt und angekleidet war, fuhr ich aus in der Absicht, beym Canal zu speisen; da ich aber bey Duschek vorbey mußte, frug ich erstens dort an — da erfuhr ich, daß die Madame gestern nach Dresden abgereist seye!!! — — — Dort werde ich sie also treffen. Er speiste bei Leliborn, wo ich auch öfters speiste — ich fuhr also gerade dahin. — Ich ließ Duschek (als ob jemand etwas mit ihm zu sprechen hätte) herausrufen; nun kannst Du Dir die Freude denken. — Ich speiste also bei Leliborn. — Nach Tische fuhr ich zu Canal und Pochta, traf aber Niemand zu Hause an; ich ging also zu Guardassoni, welcher es auf den künftigen Herbst fast richtig machte, mir für die Oper 200 Duk. und 50 Duk. Reisegeld zu geben. — Dann ging ich nach Haus um dem liebchen Weibchen dies Alles zu schreiben. — Noch was; — Ramm (der Oboist aus München) ist erst vor acht Tagen wieder von hier wieder nach Hause, er kam von

Berlin und sagte, daß ihn der König sehr oft und zudringlich gefragt hätte, ob ich gewiß komme, und da ich halt noch nicht kam, sagte er wieder: ich fürchte er kommt nicht. — Ramm wurde völlig bange, er suchte ihn des Gegentheils zu versichern. — Nach diesem zu schließen sollen meine Sachen nicht schlecht gehen. — Nun führe ich den Fürsten zu Duschek, welcher uns erwartet und um 9 Uhr abends gehen wir nach Dresden ab, wo wir morgen abends eintreffen werden. — Liebstes Weibchen! ich sehne mich so sehr nach Nachrichten von Dir. — Vielleicht treffe ich in Dresden einen Brief an. — O Gott! mache meine Wünsche wahr! Nach Erhaltung dieses Briefes mußt Du mir nach Leipzig schreiben, poste restante versteht sich. Adieu Liebe, ich muß schließen, sonst geht die Post ab. — Küsse tausendmal unsern Karl, und ich bin Dich von ganzem Herzen küssend

Dein ewig getreuer Mozart.

P.S. An Hr. und Fr. Puchberg alles erdenkliche, ich muß es schon auf Berlin sparen ihm zu schreiben, um ihm auch schriftlich unterdessen zu danken. Adieu, aimez moi et gardez votre santé si chère et precieuse à votre époux."

Vermuthlich hatte Puchberg wieder das Reisegeld vorgeschossen, und wie benahm er sich jetzt wieder gegen Constanze! — Diese hatte freilich an Nachrichten von ihrem Manne keinen Mangel. Schon nach drei Tagen läuft wieder ein Brief ein, und wie strahlt dieser von Liebenswürdigkeit, von rührender Treue, gerade als hätte dieser Mann keinen größeren Schatz auf Erden, als sein liebes Weiberl. Am 13. April um 7 Uhr früh schreibt er aus Dresden:

„Liebstes bestes Weibchen!

Wir glaubten Samstags nach Tisch in Dresden zu seyn, kamen aber erst gestern Sonntags um 6 Uhr Abends an; — so schlecht sind die Wege. — Ich ging gestern noch zu Neumanns, wo Mde. Duschek wohnt, um ihr den Brief von ihrem Manne zu geben. — Es ist im dritten Stock auf dem Gange, und man sieht vom Zimmer jeden der kömmt; als ich an die Thüre kam, war schon Hr. Neumann da und fragte mich, mit wem er die Ehre hätte zu sprechen. Ich antwortete: Gleich werde ich sagen wer ich bin, nur haben Sie die Güte Mde. Duschek herausrufen zu lassen, damit mein Spaß nicht verdorben wird — in diesem Augenblick stand aber schon Madame Duschek vor meiner, denn sie erkannte mich vom Fenster aus und sagte gleich, da kommt jemand der aussieht wie Mozart. — Nun war alles voll Freude. — Die Gesellschaft war groß und bestund aus lauter meist häßlichen Frauenzimmern, aber sie ersetzten den Mangel der Schönheit durch Artigkeit. Heut geht der Fürst und ich zum Frühstück hin, dann zu Naumann, dann in die Kapelle."

Hier müssen wir Mozart unterbrechen und einschalten, daß der letztgenannte N a u m a n n jener Dresdner Kapellmeister war, der durch seine Opern und Kirchenmusik einen Namen hatte. Mozart scheint nicht besonderen Gefallen an ihm gefunden zu haben, und eben so wenig Naumann an Mozart. Aber auch mit andern musikalischen Leuten ward Mozart durch die Familie Neumann bekannt, und darunter war vor allen Schillers Freund K ö r n e r, der Vater des Dichters von „Leyer und Schwert". Mozart muß in diesem Hause viel verkehrt und an den liebenswürdigen Frauen großen Gefallen gefunden haben. Denn D o r i s S t o c k, die Schwester von Körners Frau und

einstens des bekannten Huber Verlobte, zeichnete den Kopf des liebenswürdigen Maestro damals mit Silberstift, und das Bildchen verräth in den Linien des Profils, sowie besonders in dem leuchtenden Auge so viel von seinem eigenthümlichen Wesen, daß es wohl geeignet ist, an der Spitze dieses Buchs in einem wohlgelungenen Stiche zu prangen. Seine besondere Freundin aber war wieder die lebensfrohe Duschek, mit der er auch jetzt wieder seine Scherze trieb. Auch in Prag, als der Don Juan fertig war, hatte er ihr eine Arie versprochen und da er wie gewöhnlich wieder nicht zum Schreiben zu bringen war, so hatte sie ihn dort eines schönen Tages, als er sie in ihrem Weinberge besuchte, in das Gartenhaus gesperrt und ihn nicht eher herausgelassen, als bis die Arie fertig war. Mozart aber, um sich zu rächen, hatte auf die Worte: Questo affanno. questo passo è terribile per me eine verzweifelt schwere Reihe von chromatischen Intervallen angebracht und schwur, ihr die Arie nicht anders zu geben, als bis sie diesen passo fehlerfrei vom Blatt sänge. Die Duschek that es und erhielt die Arie, die ein Meisterstück des schönen Gesanges ist. Auch jetzt wieder sang sie Mozarts Arie mit Entzücken und er ward nicht müde sie zu begleiten.

Aber alles das berührte sein Innerstes nicht. Denn wer in der Fremde hat wohl Sinn für die Dinge, die in unserem Innern vorgehen, wer Verständniß für den Pulsschlag des gesammten Lebens, so wie ein treu geliebtes Weib! Wie kann man Fremden sagen, wie im Herzen Freude und Leid sich regen! Das fühlt Mozart bei aller Heiterkeit jener Tage und fährt darum fort: „Liebstes Weibchen, hätte ich doch auch schon einen Brief von Dir! Wenn ich Dir alles erzählen wollte was ich mit Deinem lieben Portrait anfange,

würdest Du wohl oft lachen. — Zum Beyspiel wenn ich es aus seinem Arrest herausnehme; so sage ich: grüß Dich Gott Stanzerl! — grüß Dich Gott Spitzbub — Krallerballer — Spitzignas — Bagatellerl — schluck und druck! — und wenn ich es wieder hineinthue, so lasse ich es so nach und nach hineinrutschen, und sage immer Nu — Nu — Nu — Nu! aber mit dem gewissen Nachdruck, den dieses so vielbedeutende Wort erfordert, und bey dem letzten schnell: Gute Nacht, Mauserl, schlaf gesund! — Nun glaube ich so ziemlich was Dummes (für die Welt wenigstens) hingeschrieben zu haben, für uns aber, die wir uns so innig lieben, ist es gerade nicht dumm. — Heute ist der sechste Tag, daß ich von Dir weg bin, und bey Gott mir scheint es schon ein Jahr zu sein. — Du wirst wohl oft Mühe haben, meinen Brief zu lesen, weil ich in Eile und folglich etwas schlecht schreibe. — Adieu liebe einzige — der Wagen ist da — da heißt es nicht brav und der Wagen ist auch schon da — sondern male. — Lebe wohl und liebe mich ewig, so wie ich Dich; ich küsse Dich millionenmahl auf das zärtlichste und bin ewig

Dein Dich zärtlich liebender
Gatte W. A. Mozart.

P.S. Wie führt sich unser Carl auf? Ich hoffe gut — küsse ihn statt meiner. An Hrn. und Fr. v. Puchberg alles Schöne. NB. Du mußt in Deinen Briefen nicht das Maaß nach den meinigen nehmen, bey mir fallen sie nur deswegen etwas kurz aus, weil ich pressirt bin, sonst würde ich einen ganzen Bogen überschreiben, Du hast aber mehr Musse. — Adieu."

Sechstes Kapitel.

Nach wenigen Tagen erfolgt wieder ein Brief, und wir können nichts thun, als ihn wortgetreu abdrucken. Der Leser mag sich dann seine Glossen selbst machen über diese Liebenswürdigkeit und reinste Herzensgüte.

„Dresden den 16. April 1789.
Nachts um halb 12 Uhr.

Liebstes bestes Weibchen!

Wie? — noch in Dresden? — Ja, meine Liebe, — ich will Dir alles haarklein erzählen; — Montags den 13., nachdem wir bei Neumanns Frühstück genommen hatten, gingen wir alle nach Hof in die Kapelle; die Messe war von Naumann (welcher sie selbst dirigirte) — sehr mittelmäßig; — Wir waren in einem Oratoire der Musik gegenüber; auf einmal stupfte mich Neumann und führte mich zu dem Herrn von König, welcher Directeur des plaisirs (der traurigen Churfürstlichen plaisirs) ist; er war außerordentlich artig und auf die Frage, ob ich mich nicht wollte bey Seiner Durchlaucht hören lassen, antwortete ich, daß es mir zwar eine Gnade seye, ich mich aber, da ich nicht von mir allein abhänge, nicht aufhalten kann. — So blieb es. — Mein fürstlicher Reisegefährte lud die Naumannschen sammt Duschek zu Mittage; unter dem Essen kam die Nachricht, daß ich den folgenden Tag als Dienstag den 14. Abends um halb 6 Uhr bey Hofe spielen sollte. Das ist ganz was außerordentliches für hier; denn hier kommt man sonst schwer zu Gehör, und Du weißt, daß ich gar keinen Gedanken auf hier hatte. Wir hatten uns à l'hôtel de Boulogne ein Quartett arrangirt. — Wir machten es in der Kapelle

mit Antoine Teyber (welcher wie Du weißt hier Organist ist) und mit Hrn. Kraft (Violoncellist von Fürst Esterhazy), welcher mit seinem Sohne hier ist, aus; ich gab bey dieser kleinen Musik das Trio, welches ich H. v. Puchberg schrieb; — es wurde so ganz hörbar exekutirt. — Duschek sang eine Menge von Figaro und Don Juan. Des andern Tags spielte ich bei Hofe das neue Concert in D; folgenden Tags vor Mittag erhielt ich eine recht schöne Dose; — wir speisten dann beim Russischen Gesandten; allwo ich viel spielte. — Nach Tisch wurde ausgemacht auf eine Orgel zu gehen; um 4 Uhr fuhren wir hin; Naumann war auch da. — Nun mußt Du wissen, daß hier ein gewisser Häßler (Organist von Erfurt) ist; dieser war auch da; — er ist ein Schüler von einem Schüler von Bach: — seine Force ist die Orgel und das Clavier. Nun glauben die Leute hier, weil ich von Wien komme, daß ich diesen Geschmack und diese Art zu spielen gar nicht kenne. — Ich setzte mich also zur Orgel und spielte. — Der Fürst Lichnowsky (weil er Häßler gut kennt) beredet ihn mit vieller Mühe auch zu spielen, — die Force von diesem Häßler besteht auf der Orgel in Füßen, welches, weil hier die Pedale stuffenweis gehen, eben keine so große Kunst ist; übrigens hat er nur Harmonie und Modulutionen vom alten Sebastian Bach auswendig gelernt, und ist nicht im Stande eine Fuge ordentlich auszuführen, und hat kein solides Spiel — ist folglich noch lange kein Albrechtsberger. — Nach diesem wurde beschlossen, noch einmal zum Russischen Gesandten zu gehen, damit mich Häßler auf dem Fortepiano hört. — Häßler spielte auch. — Auf dem Fortepiano finde ich nun die Aurnhammer ebenso stark, Du kannst Dir nun vorstellen, daß seine Schaale ziemlich sank. — Nach diesem gingen wir in die Oper,

welche wahrhaft elend ist. — Weißt Du wer auch unter den Sängerinnen ist? Die Rosa Manservisi. — Ihre Freude kannst Du Dir vorstellen. — Uebrigens ist aber die erste Sängerin, die Allegrandi viel besser als die Ferrarese; — das will zwar nicht viel gesagt haben. — Nach der Oper gingen wir nach Hause. Nun kommt der glücklichste Augenblick für mich; ich fande einen so lange mit heisser Sehnsucht gewunschenen Brief von Dir liebste! beste! — Duscheks und Neumanns waren wie gewöhnlich da; ich ging gleich im Triumphe in mein Zimmer, küßte den Brief unzähligemale, ehe ich ihn erbrach, dann — verschlang ich ihn mehr als ich ihn las. — Ich blieb lange in meinem Zimmer, denn ich konnte ihn nicht oft genug lesen, nicht oft genug küssen; als ich wieder zur Gesellschaft kam, fragten mich Neumanns, ob ich einen Brief erhalten hätte, und auf meine Bejahung gratulirten Sie mir alle herzlich dazu, weil ich täglich darüber klagte, daß ich noch keine Nachricht hätte. — Die Neumannschen sind herrliche Leute. — Nun über Deinen lieben Brief; denn die Fortsetzung meines hiesigen Aufenthaltes bis zur Abreise wird nächstens folgen.

Liebes Weibchen! ich habe eine Menge Bitten an Dich; — 1mo bitte ich Dich, daß Du nicht traurig bist;

2do daß Du auf Deine Gesundheit achtest und der Frühlingsluft nicht trauest.

3tio Daß Du nicht alleine zu Fusse, am liebsten aber gar nicht zu Fusse ausgehest.

4to Daß Du meiner Liebe ganz versichert seyn sollst; — keinen Brief habe ich Dir noch geschrieben, wo ich nicht Dein liebes Portrait vor meiner gestellt hätte. —

5to bitte ich Dich nicht allein auf Deine und meine Ehre in Deinem Betragen Rücksicht zu nehmen, sondern auch

auf den Schein. — Seye nicht böse auf diese Bitte. — Du mußt mich eben deßhalb noch mehr lieben, weil ich auf Ehre halte.

6to et ultimo bitte ich Dich in Deinen Briefen ausführlicher zu seyn. — Ich möchte gern wissen, ob Schwager Hofer den Tag nach meiner Abreise gekommen ist? ob er öfters kommt so wie er mir versprochen hat; — ob die Langischen bisweilen kommen? — ob an dem Portrait fortgearbeitet wird? — Wie Deine Lebensart ist? — lauter Dinge, die mich natürlicherweise sehr interessiren. — Nun lebe wohl, Liebste, Beste! — Denke daß ich alle Nacht ehe ich ins Bette gehe eine gute halbe Stunde mit Deinem Portrait spreche, und so auch beym Erwachen. — Uebermorgen den 18 gehn wir ab; — Du schreibst nun immer nach Berlin.

O stru! stri! ich küsse und drücke Dich 1095060437082 mahl (hier kannst Du Dich im Aussprechen üben) und bin ewig

Dein treuester Gatte und Freund
W. A. Mozart.

Der Beschluß des Dresdener Aufenthalts wird nächstens folgen. — Gute Nacht!"

Ueber dem Schreiben mochte es nun wohl tief in der Nacht geworden sein. Aber konnte er mit seinem lieben Weibe je genug plaudern? — Nach vier Tagen erfolgt wieder ein Brief und so von Woche zu Woche noch vier, die leider alle verloren gegangen oder in unbekannten Händen sind. So wissen wir nichts so Genaues über den Aufenthalt in Leipzig, doch hat der geistreiche Friedrich Rochlitz, einer der schwärmerischesten Verehrer Mozarts, viele Züge von unserem

Meister, die ihn als Künstler wie als Menschen charakterisiren und deren wir bereits eine Menge mittheilten, aufgezeichnet. Er lernte Mozart in dem Hause des Cantor Doles, eines Schülers vom alten Bach, wo Mozart hauptsächlich verkehrte, genau genug kennen. Auch hier entfaltete unser Meister wie überall, wo er unter Freunden und Verehrern war, die ganze Liebenswürdigkeit seiner Natur. Seine Unterhaltung in Ernst und Scherz war frei und seine Urtheile über Kunst und Kunstgenossen unbefangen und offen. Bereitwillig diente er Jedem mit seiner Kunst und war damit „nicht so kostbar wie manche andere Künstler." Fast an jedem Abende war bald hier bald dort Kammermusik, besonders Quartett, wobei Mozart Clavier oder Bratsche spielte.

„Am 22. April," berichtet ein Ohrenzeuge, „ließ er sich ohne vorausgehende Ankündigung und unentgeltlich auf der Orgel in der Thomaskirche hören. Er spielte da eine Stunde lang schön und kunstreich vor vielen Zuhörern. Der damalige Organist Görner und der verstorbene Cantor Doles waren neben ihm und zogen die Register. Ich sah ihn selbst, einen jungen, modisch gekleideten Mann von Mittelgröße. Doles war entzückt über des Künstlers Spiel und glaubte den alten Sebastian Bach, seinen Lehrer, wieder auferstanden. Mozart hatte mit sehr gutem Anstande und mit der größten Leichtigkeit alle harmonischen Künste angebracht und die Themate, unter andern den Choral Jesu meine Zuversicht aufs Herrlichste aus dem Stegreife durchgeführt." Zum Danke ließ ihm nun Doles von seinen Thomanern Bachs achtstimmige Motette Singet dem Herrn ein neues Lied vortragen. Wie das auf seine Seele wirkte! — Voll von Händel, mit dem er sich das letzte Jahr hindurch so eingehend

beschäftigt hatte und dessen vorzüglichste Werke er so inne hatte, als wenn er, wie Rochlitz sagt, lebenslang Director der Londoner Academie zur Aufrechthaltung der alten Musik gewesen wäre —, trat er jetzt mit einem Male der Musik eines Mannes gegenüber, die ihn wie ein Meer des Gesanges vollständig überstürzte und in seinem sehnsuchtsvollen Geiste das Bild der ewigen Mächte erzeugte, die von Ewigkeit zu Ewigkeit die Welt bewegen und sich um das leisere Tosen im Menschenherzen wenig kümmernd doch so sehr Ruhe und Frieden in unsere Seele bringen. „Da ist doch einmal etwas, woraus sich etwas lernen läßt!“ rief er voller Freude, und ließ sich nun sogleich, da er hörte, daß man hier noch mehrere solcher Motetten habe, sie alle geben. Und weil keine Partitur vorhanden war, so legte er die Stimmen rings um sich her, auf die Knie und auf die Stühle, vertiefte sich mit seiner Seele Suchen in ihr Studium und ließ nicht nach, bis er sie durchgearbeitet hatte. Ja er bat noch um eine Copie derselben, die ihm Doles freudig gab.

Was da wohl in seine Ruhe suchende Seele einzog? — Hier hatte er mit einem Male die Dinge ausgesprochen gefunden, an denen seine eigene Seele brütete, und diese Töne thaten die stärkste Wirkung auf sein Inneres wie auf sein Schaffen. Wir werden die Spuren davon im Folgenden erkennen. Wie er damals innerlich beschäftigt war, deutet eine kleine Mittheilung von Rochlitz an. Nachdem jene Scene erzählt ist, wo Mozart sich gegen die „aufgeklärten“ Protestanten so sehr seiner Kirche und ihrer Musik angenommen und von den religiösen Eindrücken seiner Jugend eifrig und mit Wehmuth geredet hatte, heißt es: „dann wurde er plötzlich still, wurde bitter, trank vielen starken Wein und sprach

kein vernünftiges Wort mehr. — Ueberhaupt verfiel er nicht selten aus der tollen Lustigkeit plötzlich in tiefes Nachdenken, so daß er ohne Theilnahme an der Gesellschaft nur gleichgültige Antworten fast ohne Bewußtsein gab, dann in tief ernsten, häufig trüben und bittern Betrachtungen sich erging, welche er wiederum durch Ausgelassenheit und Thorheit zurückzudrängen suchte."

Seine Seele hatte noch keinen Frieden. In seinem idealen Streben vielfach getäuscht und im Gefühl des Druckes, das ihm die schmerzlichen Lebenserfahrungen täglich erhöhten, vielleicht etwas verbittert, suchte er in einer Ausgelassenheit, die der Wein steigerte, eine momentane Rettung von den trüben Gedanken. Allein trotzdem konnte er nichts so wenig leiden als eine sentimentale Schmerzseligkeit, — denn er kannte ja ein Tieferes als diese kleinen Leiden des Lebens. Auch hiervon erzählt Rochlitz ein Beispiel, das zugleich die staunenswerthe Fähigkeit zur Improvisation, die Mozart besaß, schlagend beweist. „Er speiste den Abend, ehe er nach Berlin abreiste, von wo er nach einigen Tagen zurückzukommen gedachte, bei Doles und war sehr heiter. Die Wirthe, welche der Abschied traurig machte, baten ihn um eine Zeile von seiner Hand zum Andenken; er machte sich lustig über ihr „Pimpeln" und wollte lieber schlafen als schreiben. Endlich ließ er sich doch ein Stückchen Notenpapier geben, riß es in zwei Hälften, setzte sich und schrieb — nicht länger als höchstens 5 bis 6 Minuten. Dann gab er dem Vater die eine, dem Sohne die andere Hälfte. Auf dem einen Blättchen stand ein dreistimmiger Canon in langen Noten, ohne Worte, als man ihn sang, klang er herrlich, sehr wehmüthig. Auf dem zweiten Papier stand ebenfalls ein dreistimmiger Canon, aber

in Achteln, sehr drollig. Als man nun bemerkte, daß beide zusammengesungen werden könnten, schrieb er erst den Text, unter den einen: „Lebet wohl, wir sehn uns wieder!“ unter den andern: „Heult noch gar wie alte Weiber.“ So wurden sie nochmals gesungen. Es ist nicht zu sagen, welch eine lächerliche und doch tief, fast ingrimmig einschneidende Wirkung dies auf uns alle machte; und irre ich nicht, auch auf ihn selbst, denn mit etwas wilder Miene rief er plötzlich: Adieu Kinder! und war fort.“

Das ist noch der Humor des Don Juan, — tiefste Mischung von Freud und Leid —, aber schon in einer Form, die ihrer Art nach Bach gehört. Je mehr er nun sich auch im innern Wesen diesem Manne und dem seltenen Frieden, der aus ihm spricht, zuwandte, je mehr er an dem Faden dieser frommen Weisheit der Dinge Wesen, den Zusammenhang des Lebens erforschte, desto mehr reinigte seine eigene Seele sich von den Schlacken des Irdischen, und wir werden ihn fortan höhere Wege wandeln sehen als selbst die bisherigen waren. Das hatte der alte Bach gethan.

———

Neunzehnter Abschnitt.

Cosi fan tutte.

1789.

Durch Schönheit zur Wahrheit.

Erstes Kapitel.

Von Leipzig ging Mozart nach Berlin. Wir erfahren nicht, welchen Eindruck diese schöne Stadt, deren großartigste Bauten allerdings erst später entstanden, auf ihn gemacht hat. Ihm freilich waren die Herrlichkeiten der Welt bekannt, und zumal jetzt war sein Sinn so sehr einzig auf die Erreichung seiner besonderen Reisezwecke gerichtet, daß er in den Briefen an seine Frau nichts von jenen Dingen erwähnt. Spricht er doch nicht einmal über das reiche Musikleben, das schon damals in Leipzig aufzublühen begann und auch ihn mit wohlthuender Belebung umspielte. Ebenso war in Berlin seit des großen Friedrichs Tode der bloß italienische Geschmack verlassen worden, Friedrich Wilhelm II. ließ jeder Richtung der Tonkunst freien Spielraum; denn er selbst war eine durchaus musikalische Natur. Er kannte bereits die

Entführung, die damals in Berlin mit vielem Entzücken gesehen wurde, und liebte Mozarts Quartetten, in denen er selbst das Violoncell spielte. Das hatte er von dem berühmten Duport gelernt, und dieser hatte darum eine bedeutende Macht am Hofe. Mozart besuchte Duport, der übrigens als stolz und hochfahrend, ja als intriguant bekannt war, sogleich nach seiner Ankunft. Duport verlangte, daß er mit ihm französisch spreche. Mozart aber lehnte es ab, so sehr er dieser Sprache mächtig war. „So ein welscher Fratz," sagte er nachher, „der jahrelang in deutschen Landen ist und deutsches Brod frißt, muß auch deutsch reden oder radebrechen, so gut oder so schlecht als ihm das französische Maul dazu gewachsen ist."

Dies vergab ihm der Franzose nicht. Und obwohl ihm Mozart noch die Schmeichelei machte, über einen Menuet, den er componirt hatte und reizend vorzutragen pflegte, Variationen zu machen und sie zu produciren, so suchte ihn Duport doch beim König zu discretiren. Dies hatte freilich keinen Erfolg. Denn Friedrich Wilhelm schätzte Mozart zu hoch; er zog ihn regelmäßig zu seinen Concerten und ließ sich gern von ihm vorspielen. Bei einer solchen Gelegenheit war es denn auch, wo der König ihn fragte, was er von seiner Kapelle halte. Diese dirigirte damals der berühmte Reichardt. Mozarts freimüthige Antwort war, sie vereinige die größten Virtuosen der Welt, aber wenn die Herren zusammen wären, könnten sie es besser machen. Das mag denn Reichardt nicht gefallen haben und trug nicht dazu bei, die Art wie seine Urtheile über Mozart schon bisher mißgestimmt und krittelnd gewesen waren, zu bessern. Mußte doch überhaupt einem Manne, dessen kritisch reflectirender Verstand trotz all

seiner bedeutenden Geisteskraft ein reines künstlerisches Schaffen durchaus schwer ja unmöglich machte, eine Natur wie die Mozarts, „die um alles andere unbekümmert nur künstlerischen Impulsen folgt, aus innerer Nothwendigkeit das Höchste schafft und gar nichts dazu thut, ihm auch äußerlich Geltung zu verschaffen,“ unbegreiflich und deßhalb unbequem ja widerwillig sein.

Allein der König achtete auch dessen nicht. Ihm hatte Mozarts Urtheil gefallen und er machte ihm den Antrag, die Leitung der Kapelle selbst zu übernehmen, und zwar mit einem Gehalte von Dreitausend Thalern. Mozart ward durch diese Großmuth betroffen. Denn dies schien ihm zu viel, ein Anerbieten, das doch nur seinen Leistungen entsprach und das man ihm in Wien längst hätte machen sollen. Allein in der rührenden Bescheidenheit seines Wesens, die ihn ja auch mit dem kleinen Gehalte, das ihm der Kaiser Joseph gab, zufrieden sein ließ, „weil kein Einziger in der Kammer so viel habe“, bedachte er sich und erwiederte: „Soll ich meinen Kaiser verlassen?“ Der König hieß ihn den Vorschlag in nähere Ueberlegung ziehen und versprach, auch wenn er erst nach Jahr und Tag kommen wolle, werde dies Anerbieten in voller Kraft bleiben.

Diese Aussicht erheiterte Mozart wesentlich, seine Briefe athmen jene Erfrischung, die eine neue Hoffnung gerade dann am meisten gewährt, wenn wir in der Bedrängniß keinen Ausgang sehen. Seine Tage waren wiederum sehr fröhlich. Er wohnte in Potsdam bei dem Hornisten Thürschmidt, den er in Paris kennen gelernt hätte, und verkehrte viel mit Sartory, einem Ornamentiker, der die Musik, diese flüssige Arabeske, besonders liebte und so eben den ersten Streicherschen

Flügel aus Wien bekommen hatte. In dem gastfreien Hause dieses Mannes versammelte sich Alles, was Interesse für Musik hatte, und Mozart ward durch sein Spiel wie durch seine gute Laune der Mittelpunkt auch dieses heiteren Kreises. Auch verkehrte er, der in seiner natürlich vertraulichen Art leicht mit den Menschen bekannt ward, weil es für ihn, dem jeder Mensch ein Freund war, keine Fremden gab, viel bei der trefflichen Sängerin Sophie Niklas, deren Bruder der Kammermusikus Semler war. Dieser erzählt von Mozarts liebenswürdiger Art ein anmuthiges Beispiel. „Einstmals wurde er aufgefordert zu phantasiren. Wie er immer bereitwillig war, so auch hier. Er setzte sich ans Clavier; von den anwesenden Musikverständigen hatte er sich zwei Themata geben lassen. Die Sängerin trat neben seinen Stuhl, um ihn auch spielen zu sehen. Mozart, der gern mit ihr scherzte, sah zu ihr hinauf und sagte in seiner gemüthlichen österreichischen Mundart: Nun? habens auch an Themerle aufm Gwissen? — Sie sang ihm eins. Er begann nun das reizendste Spiel, bald mit diesem, bald mit jenem Thema, und zum Schluß brachte er sie alle drei zusammen, zum höchsten Genuß und Erstaunen der Anwesenden.“

Wohl mochte es ein Vergnügen sein, seinen Händen zuzuschauen, die durch die Anmuth der Bewegung schon mimisch dem Auge vorbildeten, was dem Ohre so entzückend klang. Denn „er hatte kleine schöne Hände; bei dem Clavierspielen wußte er sie so sanft und natürlich an der Claviatur zu bewegen, daß sich das Auge daran nicht minder als das Ohr an den Tönen ergötzen mußte.“ Und nun gar, wenn die holde Muse jugendlicher Schönheit ihn begeisterte, wenn glänzende Augen ihm die tiefe Bewegung verriethen, die seine

Töne in der Seele des Hörers erregten, wenn ein holder Mund ihm Beifall lächelte! Dann mochte seine Phantasie, die so durchaus für alles Schöne leicht erregbar war und die süße Poesie der Jugend, die in ihm selbst so ewig lebte, verstand wie wenige, wohl in eine schaffende Begeisterung versetzt werden. Seine Finger verkündigten dann in anmuthigem Spiele die frohe Bewegung der eigenen Seele und tönten jenes unsägliche Gefühl des Glückes aus, das so wie er wenige Menschen je empfunden, je ausgesprochen haben. Ein wahres Aufjauchzen der Seele, ein Schimmer des höchsten Lichtes, der entzückenden Freude brach in solchen Momenten aus den Tönen hervor, die seine ganze schöne Seele enthüllten. Welch eine Reihe der anziehendsten Bilder bietet Mozarts Leben! Welch reicher Stoff für Maler wie für Dichter! Auch die Briefe an seine Constanze beweisen es, wie sehr die Freude in seiner Seele lebte, wie sie nur aus ihm sich gebar und herrlich hervorblühte in den stillen Augenblicken, wo er mit dem geliebten Bilde allein war. Fürwahr so freuen kann sich nur eine reine, eine kindliche, eine göttliche Natur, so glücklich ist nur der gute Mensch. Er hatte den tiefsten Sinn für die Freude. Und er verbreitete sie um sich her, wie wenn ein Stern aufgeht und Licht bringt. Alle Menschen, die ihn kennen, wissen davon zu erzählen. „Sie redeten von ihm, wie man von einer Geliebten spricht," berichtet einer, der manchen von Mozarts Bekannten selbst hat erzählen hören, der Maler der deutschen Märchen, M o r i z v o n S c h w i n d, über dessen Bildern der ganze Duft der Poesie ausgegossen ist, dessen Linien in der anmuthigen Art ihrer Bewegung schon sind wie Musik, der Mann, der gewußt hat, den Zauber Mozarts in seine Gebilde zu ban=

nen, weil seine Seele sich an den Schöpfungen dieses Meisters genährt und seine Phantasie sich an ihnen geschult hat. Möchte er doch bald sich entschließen, zu Mozarts Opern, zumal zur Zauberflöte, die Bilder zu entwerfen, die ihm durch diese Musik in der eigenen Seele erwachsen sind!

Zweites Kapitel.

Inzwischen kehrte Mozart von Berlin aus noch einmal nach Leipzig zurück. Man hatte ihn schon dort dazu beredet und versprochen, derweilen alle Vorbereitungen zu einem Concerte zu treffen, von dem man einen bedeutenden Erfolg hoffte. Besonders der Fürst Lichnowsky hatte ihn dazu bewogen. Mozart ließ sich nun keine Mühe verdrießen, um das Concert recht glänzend zu machen. Er probirte mit den Musikern, die er wie immer schnell für sich zu gewinnen verstand, eine seiner Symphonien. Dabei erfährt man nun recht, wie er die Menschen kannte. Kurz vorher noch hatte er sich über das zu rasche Tempo, mit dem die meisten Spieler und Dirigenten die Musik verhudeln, scharf tadelnd geäußert. Jetzt in der Probe nahm er selbst das erste Allegro sehr rasch, so daß das Orchester, das an dergleichen nicht gewöhnt war, nach kurzer Zeit ins Schleppen gerieth. Er klopfte ab, sagte worin gefehlt sei und fing von Neuem und eben so geschwind an. Dabei that er nun alles Mögliche, um das Orchester im Zuge zu erhalten und stampfte namentlich mit dem Fuße den Tact so gewaltig, daß die stählerne Schuhschnalle in Stücke sprang. Das brachte ihn selbst zum Lachen, und als trotz allem das Schleppen nicht nachließ, fing er zum dritten Male von vornen an.

Nun wurden die Musiker, denen die Hudelei nicht behagte, unwillig, arbeiteten erbittert darauf los und — es ging. „Wundern Sie sich nicht,“ sagte er dann zu seinen Freunden, „es war nicht Caprice, ich sahe aber, daß die meisten Musiker schon ziemlich bejahrte Leute waren; es wäre des Schleppens kein Ende gewesen, wenn ich sie nicht erst ins Feuer getrieben und böse gemacht hätte, vor lauter Aerger thaten sie nun ihr Möglichstes.“ Ebenso hat er es später in Mannheim gemacht, als man seinen Don Juan so sehr schleppte. Freilich wo er persönlich einmal dirigirt hat, blieb in der Capelle eine gewisse Tradition und die Leistungen behielten etwas von dem wunderbaren Leben dieses Feuergeistes. So in Mannheim und in Wien. Auch diesmal hatte seine lebhaft stürmische Art einen solchen Eindruck gemacht, daß ein Bratschist auf seiner Stimme die Stelle bemerkt hatte, wo die Schuhschnalle absprang, ja der alte Orchesterdiener Griel hatte die Stücke davon aufbewahrt und zeigte sie zum Wahrzeichen. Uebrigens nahm er dann alles Weitere in gemäßigtem Tempo, und nachdem die Aria probirt war, lobte er das Accompagnement und meinte, es sei unnöthig nun auch seine Concerte zu probiren: „Die Stimmen sind richtig geschrieben, Sie spielen richtig und ich auch,“ — und in der That es ging gut.

Gleichwohl war das Concert nur schwach besucht und brachte ihm so wenig ein, daß er die Reise fast umsonst gemacht hatte. Freilich war daran zum Theil auch wieder seine Generosität Schuld. Denn er hatte wieder an alle, die er nur kannte, Freibillets ausgetheilt, und so war fast die Hälfte der Anwesenden unentgeltlich im Concerte. Auch die Chorsänger, die weil Mozart keinen Chor gebrauchte, der

Sitte nach diesmal vom freien Eintritt ausgeschlossen waren, hatten sich in ziemlich zahlreicher Menge eingefunden. Einige erkundigten sich beim Billeteur, ob sie nicht hinein dürften. Auf seine Anfrage hieß ihn Mozart sogleich alle diese „braven Leute," die ihm ja die Motetten gesungen hatten, einzulassen: „wer wird es mit so etwas so genau nehmen!" Anders machte es sein Gegner, der Abbé Vogler. Er hatte sich einmal in Leipzig ungebeten und unangemeldet bei einem angesehenen Musikalienhändler einquartiert, zu dem er in keinerlei persönlichen Verhältnissen stand. Als er nun ein Concert gab, erbat er sich die Ehre die Frau vom Hause hinführen zu dürfen und führte sie auch wirklich — an die Casse, wo er ihr überließ sich ein Billet zu kaufen.

Der schwache Besuch des Concertes that freilich Mozarts musikalischer Laune durchaus keinen Eintrag. Ob er gleich den ganzen Abend äußerst angespannt gewesen war, — denn außer der Direction zweier Symphonien hatte er die obligate Clavierstimme zu der berühmten Arie gespielt, welche für die Nancy Storace componirt und jetzt von seiner Freundin Duschek gesungen worden war, und dann zwei seiner Concerte, darunter das große in C wie gewöhnlich aus dem Kopfe gespielt —, zeigte er sich doch sogleich bereit, als man ihn zu phantasiren bat. „Er setzte sich nochmals hin, und spielte um allen alles zu werden. Er begann einfach, frei, feierlich in C-moll — doch es ist eine Albernheit, so etwas beschreiben zu wollen. Da er hier mehr auf Kenner Rücksicht genommen hatte, senkte er sich im Fluge seiner Phantasie nach und nach herab und beschloß mit den gedruckten Variationen über Je suis Lindor!" Dann ging er zu dem alten vortrefflichen Violinspieler Berger — mit dem er oft-

mals Quartett gespielt hatte und der noch als Greis, wenn solch ein Stück zum Vorschein kam, mit gerührter Freundlichkeit einem Freunde zuzuflüstern pflegte: „Ach das habe ich ehemals dem großen Mozart selbst zu accompagniren die Ehre gehabt" —, und sagte zu ihm: „Nun bin ich erst warm geworden. Kommen Sie mit zu mir, ich will Ihnen noch was spielen, wie sichs für Kunstverständige gehört." Und nach kurzer Mahlzeit strömte er seine Ideen und Gefühle auf dem Instrumente aus bis gegen Mitternacht. Dann plötzlich nach seiner Weise aufspringend rief er: „Na wars so recht? Nun, Papa, haben Sie den Mozart nach seiner Weise gehört, das Uebrige können Andere auch." So erzählt Rochlitz. Ebenso liebenswürdig zeigte er sich mit seinem Schaffen. Am 17. Mai componirte er, ohne Zweifel durch Bachs hohe Kunst angeregt, für den Hoforganisten Engel an der Schloßkapelle die prächtige kleine Gigue, ein Meisterstück contrapunctistischen Lebens.

In Berlin, wohin er andern Tags zurückkehrte, ward am 19. Mai, „auf lautes Begehren" die Entführung gegeben. Dabei geschah wieder etwas echt Mozartisches. Er war erst so eben angekommen und ging in Reisekleidern ins Theater. Er stellte sich nahe ans Orchester und erregte schon durch häufige Bemerkungen, die er vor sich hin sagte, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Als nun in der Arie des Pedrill: Nur ein feiger Tropf verzagt die zweite Violine dis spielte und er laut rief: „Verflucht, wollt ihr d greifen!" sah sich Alles erstaunt um. Man erkannte ihn im Orchester und wie ein Lauffeuer verbreitete sich im Theater die Nachricht, Mozart sei da. Darauf wollte nun Madame Baranius, welche Blondchen sang, nicht wieder auf die Bühne

geben. Der Musikdirector in aller Verlegenheit wandte sich an Mozart und dieser sagte zu der Sängerin: „Madam, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich gesungen, und damit Sie es ein andermal noch besser machen, will ich selbst die Rolle mit Ihnen einstudiren."

Madame Baranius war sehr schön. Die bekannte Rahel ist noch nach einigen Jahren entzückt von ihrer Erscheinung. Sie schreibt 1793 an einen Freund. „Ihr Billet bekam ich heute Morgen, wie die Baranius bei meiner Schwägerin war, aber Sie kamen nicht, und hätten tausendmal mehr Vergnügen gehabt als das Billet. Nein, wie sie schön war! noch hab' ich Kopfschmerzen davon, so parador das klingt; es war das kleine Zimmer, und unser ganzes Haus und Mad. Liman und Scholz und ich und meine Mutter drängten sich ihr nach, ich am nächsten, und achtete Hitze und gelinde Kopfschmerzen nicht, aber das Plaisir zu sehr, und das vermehrte sie bis halb zwei Uhr, daß sie ging. Und da reden die dummen Menschen noch lange schlecht davon, als wenn dies Drängen nicht eben so natürlich als das Luftschöpfen wäre, und anders thut sie doch nichts, als sie läßt sich drängen. Sie verstehen's nur gar nicht, Ehre verdient so etwas, opfern müßten sie; und bei dem Reden drängen sie, und bei dem Drängen reden sie. Die Schiefgezauberten, uns zur Last Verkehrten! Mich sollen sie nicht wegkriegen. Sie war so schön! und erzählte so was Schönes, wozu man nicht dumm sein kann, und wohl Gefühl haben muß; und die hübsche Art! Wenn ich Sie sehe, will ich's Ihnen wieder erzählen."

Sie war jung und liebte zu gefallen. Ja sie strebte die Anmuth ihrer Erscheinung mehr, als für die Rollen nöthig war, durch eine geschmackvolle und glänzende Toilette

zu erhöhen, und man sagte ihr nach, daß sie auch außerhalb der Bühne ihre Reize geltend zu machen nicht verschmähe. Auch Mozart blieb gegen dieselben nicht unempfindlich, zumal ihr Talent als Sängerin und Schauspielerin ihn bewog, von einem Innern mehr zu zeigen, als er gewöhnlich that. Man redet von einem bedenklichen Abenteuer, in das sich dieser Meister damals verwickelt habe, und daß es seinen Freunden schwer geworden sei, ihn aus den Banden der schönen Sirene zu lösen. Mag dem sein wie ihm wolle, mag sich der leicht erregte Künstler mit frohem Behagen dem Reize und der Anregung hingegeben haben, die eine schöne Erscheinung aus der Frauenwelt in dem Manne hervorruft, mag seine Phantasie, ja seine Sinne in jeder Art des reizendsten Glückes geschwelgt und die Tage froh genossen und seine ganze Seele in froher Regung des allseitigen Schaffens thätig gefühlt haben, — das alles ging den Künstler an, die Phantasie und die Sinne, die dessen bedürfen mögen. Sein Herz, sein tiefstes Innere, so wie es sich im vertrautesten Verkehre mit den Menschen erschließt, gehörte doch stets seinem treuen Weibe. Er konnte ihr, die freilich auch bisher durchaus nicht ohne Nachricht geblieben war, am Ende seines Berliner Aufenthaltes in Wahrheit ein unverändert anhängliches Herz zeigen.

„Liebstes bestes, theuerstes Weibchen!" beginnt der Brief diesmal. „Mit außerordentlichem Vergnügen habe ich Dein liebes Schreiben vom 13. hier erhalten; diesen Augenblick aber erst Dein vorhergehendes vom 9., weil es von Leipzig retour nach Berlin machen mußte. — Das erste ist, daß ich Dir alle Briefe, so ich Dir geschrieben, herzähle, und dann die Deinigen, so ich erhalten. — — — Zwischen dem 13. und 24. April ist wie Du siehst eine Lücke. Da muß nun ein

Brief von Dir verlohren gegangen seyn. Durch dies mußte ich 17 Tage ohne Briefe seyn! Wenn Du also auch 17 Tage in diesen Umständen leben mußtest, so muß auch einer von meinen Briefen verloren gegangen seyn. — Gott lob wir haben diese Fatalitäten nun bald überstanden; an Deinem Halse hängend werde ich es Dir dann erst recht erzählen, wie es mir damals war! — Doch — Du kennst meine Liebe zu Dir! — Wo glaubst Du daß ich dieses schreibe? — im Gasthofe auf meinem Zimmer? — nein! — im Thiergarten in einem Wirthshause (in einem Gartenhause mit schöner Aussicht), allwo ich heute ganz allein speise, um mich nur ganz allein mit Dir beschäftigen zu können. — Die Königin will mich Dienstag hören; da ist aber nicht viel zu machen. Ich ließ mich nur melden, weil es hier gebräuchlich ist, und sie es sonst übel nehmen würde. — Mein liebstes Weibchen, Du mußt Dich bey meiner Rückkunft schon mehr auf mich freuen, als auf das Geld. 100 Friedrichsd'or sind nicht gegen 900 fl. sondern 700 fl., wenigstens hat man mir es hier so gesagt; — 2ts hat Lichnowsky mich weil er eilen mußte früh verlassen, und ich folglich (in dem theuren Orte Potsdam) selbst zehren müssen; 3ts habe ich *** 100 fl. lehnen müssen, weil sein Beutel abnahm — ich konnte es nicht gerade abschlagen, Du weißt warum —; 4ts ist die Academie in Leipzig, so wie er immer sagte, schlecht ausgefallen, habe also mit Rückwege 32 Meilen fast umsonst gemacht. Daran ist Lichnowsky ganz allein schuld, denn er ließ mir keine Ruhe, ich mußte wieder nach Leipzig — doch davon das mehrere mündlich. — Hier ist erstens mit einer Academie nicht viel zu machen und 2ts siehts der König nicht gern. Du mußt schon mit mir, mit diesem zufrieden seyn, daß ich so glücklich

bin beym Könige in Gnaden zu stehen; — was ich Dir da geschrieben habe bleibt unter uns. Donnerstag den 28. gehe ich nach Dresden ab, allwo ich übernachten werde; den 1. Juni werde ich in Prag schlafen, und den 4.? den 4.? bey meinem liebsten Weiberl. (Hier sind mehrere Zeilen unleserlich gemacht). — Ich hoffe doch, Du wirst mir auf die erste Post entgegenfahren, ich werde den 4. zu Mittag eintreffen; — Hofer (den ich 1000 Mal umarme) wird wohl hoffe ich auch dabey seyn — wenn Hr. und Fr. v. Puchberg auch mitfahren, dann wäre alles beysammen was ich wünschte. Vergesse auch den Karl nicht. — Nun aber das Nothwendigste ist: — Du mußt einen vertrauten Menschen, Salzmann oder sonst jemand mitnehmen, welcher dann in meinem Wagen mit meiner Bagage auf die Mauth fährt, damit ich nicht diese unnöthigen Seccaturen habe; sondern mit euch lieben Leute nach Hause fahren kann. — aber gewiß! — nun adieu — ich küsse Dich Millionenmahl und bin ewig

Dein getreuester Gatte W. A. Mozart."

Drittes Kapitel.

Also 100 Friedrichsd'or, die der König gesandt hatte, waren der ganze Ertrag dieser Kunstreise, auf die Mozart so viele Hoffnungen gesetzt hatte. Am 4. Juni kam er in Wien an, nachdem er noch von Prag aus geschrieben hatte: „Liebstes bestes Weibchen! Den Augenblick komme ich an. — Ich hoffe, Du wirst meinen letzten vom 23. erhalten haben. Es bleibt also dabey; — ich treffe Donnerstag zwischen 11 und 12 Uhr richtig auf der ersten oder letzten Poststation ein, wo ich Euch anzutreffen hoffe. Adieu! — Gott, wie freue ich

mich Dich wieder zu sehen!" — — Das Nächste war, an die Quartetten zu gehen, die ihm der König von Preußen bestellt hatte, und bereits in demselben Monat war eins derselben fertig, das in D. Es ist von dem höchsten Zauber jener coquetten Anmuth, die der Menuettschritt des vorigen Jahrhunderts am vollendetsten auf den Galanteriebildern Watteau's zeigt. Es war eben durchaus berechnet auf den Geschmack des hohen Bestellers, der dafür eine kostbare goldene Dose mit 100 Friedrichsd'or und ein gnädiges Begleitschreiben sandte. Gleichwohl war Mozarts Lage gerade damals äußerst traurig. Denn Constanze war wiederum schwer erkrankt, er schwebte beständig zwischen Angst und Hoffnung und konnte die Kosten der ärztlichen Behandlung kaum aufbringen. In dieser Lage wendet er sich am 17. Juli wider an Puchberg.

„Liebster bester Freund
und verehrungswürdiger Br.

Sie sind gewiß böse auf mich, weil Sie mir gar keine Antwort geben! — Wenn ich Ihre Freundschaftsbezeugungen und mein dermaliges Begehren zusammenhalte, so finde ich, daß Sie vollkommen recht haben. Wenn ich aber meine Unglücksfälle (und zwar ohne mein Verschulden) und wieder Ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich zusammenhalte, so finde ich doch auch, daß ich — Entschuldigung verdiene. Da ich Ihnen, mein Bester, alles was ich nur auf dem Herzen hatte in meinem letzten Brief mit aller Aufrichtigkeit hinschrieb, so würden mir für heute nichts als Wiederholungen übrig bleiben, nur muß ich noch hinzusetzen 1mo daß ich keiner so ansehnlichen Summe benöthigt sein würde, wenn mir nicht entsetzliche Kosten wegen der Kur meiner Frau bevorständen,

besonders wenn sie nach Baden muß; 2do da ich in kurzer Zeit versichert bin in bessere Umstände zu kommen, so ist mir die zurückzuzahlende Summe sehr gleichgültig, für die gegenwärtige Zeit aber lieber und sicherer, wenn sie groß ist. 3tio muß ich Sie beschwören, daß wenn es Ihnen ganz unmöglich wäre, mir diesesmahl mit dieser Summe zu helfen, Sie die Freundschaft und brüderliche Liebe für mich haben möchten, mich nur in diesem Augenblick mit was Sie nur immer entbehren können zu unterstützen, denn ich stehe wirklich darauf an; — zweifeln können Sie an meiner Rechtschaffenheit gewiß nicht, dazu kennen Sie mich zu gut. Mißtrauen in meine Worte, Aufführung und Lebenswandel können Sie doch auch nicht setzen, weil Sie meine Lebensart und mein Betragen kennen, folglich — verzeihen Sie mein Vertrauen zu Ihnen. Von Ihnen bin ich gantz überzeugt, daß nur Ohnmöglichkeit Sie hindern könnte, Ihrem Freund behülflich zu seyn; können oder wollen Sie mich gantz trösten, so werde ich Ihnen als meinem Erretter noch jenseits des Grabes danken — denn Sie verhelfen mir dadurch zu meinem fernern Glück in der Folge — wo nicht — in Gottesnamen, so bitte und beschwöre ich Sie um eine augenblickliche Unterstützung nach Ihrem Belieben, aber auch um Rath und Trost.

Ewig Ihr verbundenster Diener Mozart.

P. S. Meine Frau war gestern wieder elend. Heute auf die Igel befindet sie sich Gott Lob wieder besser; ich bin doch sehr unglücklich! — immer zwischen Angst und Hoffnung — und dann! —“

Welch trostlose Zustände! Wohl mochte er sich unglücklich fühlen. Und doch wie lassen diese Worte wieder so ganz den ehrenhaften Sinn dieses Mannes erkennen! — Die besseren Umstände, auf die er seine Hoffnung und mit ihr seine Bitte gründet, bestehen wohl in den Anerbietungen, die ihm von dem Könige von Preußen gemacht waren. Freilich nach seiner gewöhnlichen Art hatte er derselben in Wien gar nicht einmal Erwähnung gethan. Auch mochte es ihm, dem Kinde des heiteren Süddeutschlands, eben kein angenehmer Gedanke sein, in dem grauen kälteren Norden, zumal in dem nüchternen protestantisch-kritischen Berlin seine Tage hinzubringen, da ihn in dem sonnenhellen weinzeugenden Wien ein Leben umblühte, das seine künstlerische Phantasie zum steten Schaffen erregte selbst über die häusliche Noth hinaus. Allein jetzt drängten ihn eben diese häuslichen Verhältnisse wie die Zureden seiner Freunde, unter denen der Abt Stadler der treueste war, dazu dem Kaiser wenigstens den Stand seiner Angelegenheiten vorzutragen, damit dieser wisse, daß nichts anderes übrig bleibe, als den Antrag des Königs anzunehmen. Mozart entschloß sich auch wirklich zu diesem Schritte. Allein als der Kaiser nach der bescheidenen Auseinandersetzung Mozarts fragte: „Wie? Sie wollen mich verlassen?“ — da war sein Muth dahin und er antwortete gerührt: „Ew. Majestät, ich empfehle mich zu Gnaden, ich bleibe.“ So wenig hing dieses Mannes Herz an den Dingen dieser Welt und war in seinem Innersten treu ergeben Jedem, von dem er nur wähnte, daß er es gut mit ihm meine. Ja als nun hernach ein Freund, dem er die Unterredung erzählte, ihn examinirte, ob er denn nicht wenigstens die Gelegenheit benützt habe, sich eine entsprechende Entschädigung, eine Erhöhung des

Gehaltes auszubitten, rief er ganz unwillig aus: „Der Teufel denke in solcher Stunde daran!“ —

So ganz und gar war sein Sinn auf die innern Dinge gerichtet. Nur die Beziehungen der Gemüther zu einander galten ihm als Dinge, die werth sind, sie zu bedenken, nur was sich von Herz zu Herzen bewegt, schien ihm würdig zu ergreifen und festzuhalten, und dieser schöne Zug des menschlichen Wesens lohnte sich bei ihm mit den reichsten Schätzen — freilich nur der Empfindung, mit der er die Gebilde seiner Phantasie beseelte, nicht mit irdischen, denn der Kaiser fand sich auch jetzt nicht einmal gemüßigt, den Gehalt seines Kammercompositeurs nur um weniges zu erhöhen, und Mozart war nicht der Mann, die günstige Stimmung, die jetzt bei Hofe für ihn herrschte, zu seinem Vortheile auszubeuten. Ueber der Menge der Staatsgeschäfte, die damals mehr wie je den edlen Kaiser in unangenehmer Weise banden, vergaß dieser alles Weitere: nur mag es wohl auf seine directe Anordnung geschehen sein, daß im August dieses Jahres der Figaro wieder auf die Bühne gebracht und in diesem Jahre noch elfmal gegeben ward. Denn Salieri war noch immer nicht in der Lage, den Ruhm, den Mozarts Musik jetzt von Neuem gewann, ertragen zu können: Neid und Eigennutz beherrschten ihn nach wie vor, und so ist es auch zweifelhaft, ob Mozart, der obendrein für die Ferraresi, die erste Sängerin Wiens in jenen Tagen, die große Arie der Gräfin in F und eine Ariette für Susanne geschrieben hatte, dieses Mal irgend etwas von der Theatercasse erhielt. Jedenfalls aber war die außerordentliche Theilnahme, die das Wiener Publikum von Neuem für seinen großen Maestro gewann, für den Kaiser mitbestimmend, ihm sein liebstes Begehren zu erfüllen:

er befahl ihm die Composition eines neuen Libretto, zu dessen Inhalt eine damals vorgefallene Wette zweier Offiziere den Anlaß geboten hatte.

Es war in dieser Zeit, im September 1789, wo Mozart für Anton Stadler — nicht den Abt — das berühmte Clarinettenquintett schrieb, das Werk, in dem der ganze Himmel jugendlicher Liebespoesie aufzugehen scheint, daß unser Geist wie gefangen in dem Zauber lieblichsten Genießens sich selbst vergißt und sich wie aufgelöst fühlt in die fließende Bewegung aller Dinge. Es ist gar nicht zu sagen, welch einen Zauber des Klanges dieses Werk bietet, in dem Mozart sein Lieblingsinstrument in einer Weise sich austönen ließ, daß die mitspielenden Geigen nur all ihre schönsten Töne zusammensuchen mögen, um hier den Wettstreit aufzunehmen. Was war es, was damals durch des Meisters Seele tönte? War Alles, was er von je Süßes, der Liebe Süßestes geträumt, hier plötzlich zur Wirklichkeit geworden? Wohl ist diese Musik, wie Julia, wie Ophelia eine volle reife Frucht, der brechenden Hand entgegenschwellend. Wohl schwimmt das Ganze in einem Meer der süßesten Begierde, die doch in holdester Unschuld kaum von sich selber weiß. Wie war es, daß in aller Noth des Lebens, die jene Tage wieder so reichlich häuften, in diesem Manne doch nur das Gefühl des reinsten köstlichsten Glückes wachgerufen ward? — Daß alles was sein Herz jemals an holder Freude erfahren, sich gerade jetzt zusammendrängte, als wenn die ganze Poesie des Lebens wie des Klanges mit einem Male hervortönen sollte? Malte seine Phantasie das Glück des Lebens nur desto reizender, je mehr sein Herz es entbehrte? Entrückte er selbst sich auf diese Weise für Stunden wenigstens aus der beengenden Noth des gemeinen

Daseins hinein in die Gebiete, wo kein Zwang, kein Drängen mehr herrscht, wo alles Friede, Freude, Seligkeit ist? Wahrlich diese Musik versetzt uns in jenen holden Taumel der Kunst, wo wir wähnen, all die Dinge des Lebens, die so unvereinbar weit auseinander klaffen, seien zusammengebracht und das ganze All klinge in diesem einen kleinen Raume harmonisch in einander, — daß wir wähnen, den innersten Sinn aller Dinge, die ewige Wahrheit selbst zu erfassen, weil wir den goldenen Saum ihres himmlischen Gewandes in unserer Hand fühlen! — Fürwahr ein größerer Triumph der Liebe wie der Schönheit ist nie gefeiert worden. Ahnte dieser Mann, mit dem das Leben gerade damals so hart verfuhr, daß über all diesem Ernst der Wirklichkeit noch etwas stehe, das ihn tausendfach überrage? Ahnte dieser Mann, daß wie es die Liebe ist, die am Ende alle Dinge dieser Welt ausgleicht, so die Schönheit einzig das Gewand ist, das ihr paßt? — Und hatte sich seine Phantasie diesem Zauberspiele der Liebe wie der Schönheit nun so ganz ergeben, daß er ferner nichts achtete, als dieses eine Gefühl und diese eine Sprache des zaubervollen Klanges?

Denn dieses Quintett war nur ein Anfang, ein Anlauf zu größeren Dingen. Als bald darauf das neue Libretto anlangte, da erst fand unser Meister die volle Gelegenheit, den holden Leichtsinn, mit dem er jetzt über alle Schwere des Lebens hinaus geraden Weges das Glück wie die Schönheit mit hingebendem Gemüthe zu erfassen strebte, in seiner ganzen Heiterkeit zu offenbaren. Sein künstlerisches Spiel mit allen Dingen, die sonst wohl dem Menschen verehrungswürdig, ja heilig erscheinen, gewann eine solche Höhe des Zaubers, daß

selbst der mangelhafte Text mit in den Tanz der Grazien hineingerissen wurde und sich der Kritik des ruhigen Verstandes entzog. Nun erst erreichte seine Musik den Grad zaubervoller Anmuth in der Bewegung und süßester Wonne des Klanges, den seine eigene Seele ersehnte. Ja es ist, als habe er, dem das Leben so viel entzog, sich hier einmal so recht ersättigen wollen an dem was es ihm doch nie zu entziehen vermochte, an Liebe und Schönheit. Gerade weil ihm durch den wachsenden Druck des Lebens und wohl auch durch die erhabene Erscheinung des alten Bach, an dessen Grabe er, wie eine alte Tradition erzählt, auf die Kniee gesunken war betend, daß er ihn zu der Reinheit seines Wesens hinaufziehe —, zuerst die Ahnung gekommen war von der Wahrheit, die ihm auf dem Pfade seiner Jugendbildung nicht gelehrt ward, daß das Leben, mit dessen Drängen er in der That niemals ganz fertig werden konnte, nur durch Selbstüberwindung zu überwinden sei, — gerade weil er jetzt zum ersten Male eine tiefe Ahnung gewann von der Gewalt der sittlichen Mächte, die das Leben bilden und erhalten, neigte er sich, nach der wunderbaren Art der menschlichen Natur, nun erst recht hinüber zu dem Zauber, den die Freude bietet, zu dem einzigen Genusse, der in den bloßen Mitteln seiner Kunst liegt, und schuf mit einer schwelgerischen Wonne des Klanges und dem anmuthigsten Reiz der Bewegung jenes Bild der entzückenden Lebenslust, die alle Bande des Daseins abweisend sich rein dem holden Genießen ergibt, das Liebe und Schönheit gewähren, die Oper Così fan tutte.

Viertes Kapitel.

So machen's alle oder die Schule der Liebenden ist eine Erfindung Da Ponte's, und der wenig bekannte Inhalt dieses Stückes ist zu bezeichnend für die Anschauungsweise der ganzen Zeit, als daß wir ihn nicht in Kürze mittheilen sollten. Auch ist nur daraus ein Anhalt für die Erkenntniß des eigenthümlichen Charakters der Mozart'schen Musik zu nehmen.

Zwei Offiziere werden in einem heitern Gespräche von einem Hagestolzen mit ihrem Glauben an die Treue ihrer Bräute geneckt. Bereit zu jedem fröhlichen Spiele wetten sie, daß diese jede Probe der Verführung bestehen werden. Unter dem Vorwande, ihr Regiment sei plötzlich abberufen worden, verabschieden sie sich von den Mädchen, die in ihrem Garten am Meere vor Lust und Verlangen glühend eine solche Ueberraschung nicht erwartet hatten und gar vor Schmerz vergehen wollen. Verkleidet kehren dann die Männer zurück, finden durch die Bestechung des Kammermädchens Eingang zu ihren Bräuten und machen sofort ihre Liebeserklärung, aber übers Kreuz, jeder der Geliebten der Andern. Allein sie werden mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesen, die Mädchen ziehen sich zurück und überlassen sich dem schmerzlichsten Andenken an die entfernten Freunde. Diese aber unbekümmert ja erfreut über die erste Niederlage dringen alsbald von Neuem in den Garten, nehmen vor den Augen der grausamen Mädchen Gift und erregen durch ihre Klagen und Zuckungen so sehr den Schrecken der armen Betrogenen, daß sie rasch ihre Zofe zum Arzte schicken. Despina kommt dann selbst als Ciarlatano verkleidet zurück, verordnet daß

die Mädchen den Kopf der Kranken halten, magnetisirt diese und ruft sie so zum Leben zurück, dessen erste Aeußerung eine schwärmerische Liebeserklärung ist. Das halten nun die Mädchen natürlich für eine bloße Folge des Giftes, es berührt sie aber doch etwas, und als nun bei einer neuen Begegnung, die der Hagestolze zu veranstalten weiß, die Genesenen ebenso bescheiden als sanft ihren Retterinnen nahen, erwacht in diesen allgemach ein Gefühl der Zuneigung, dem Dorabella zwar kräftiglich widersteht, Fiordiligi aber um so tiefer verfällt. Denn Despina hat ihnen derweilen nach Zofenart vorgestellt, wie die Männer durchaus nicht verdienen, daß man ihnen treu bleibe. Nun wird noch ein Sturm auf die Treugebliebene gemacht, indem ihr neuer Verehrer, als sie eben heroischen Sinnes dem Bräutigam nachziehen will, herbeistürzt und schwört, nur über seinen Leichnam gehe der Weg ins Feld. Das ist zu viel, auch Dorabella ist besiegt und — gleich am Abend soll die Trauung sein. Despina erscheint als Notar verkleidet, der Heirathscontract wird unterschrieben, da ertönt der Marsch des abgegangenen Regimentes, es ist plötzlich zurückgekehrt, die Offiziere stürzen herein, finden die Gäste, den Notar, die Contracte und setzen der Beschämung der Mädchen die Krone auf, indem sie trällernd an die Weisen erinnern, mit denen sie das Herz der Schönen verführten. Am Ende versöhnt sich alles mit einander. Die Offiziere haben zwar die Wette verloren, aber sie wissen sich mit der Weisheit zu trösten, daß es andere Mädchen nicht anders machen, und sind deßhalb mit den ihrigen zufrieden.

Von tollerer Leichtfertigkeit in der Auffassung liebender Verhältnisse läßt sich nicht leicht etwas denken. Da Ponte's Text ist freilich gering genug. Allein dadurch, daß hier alle

Beziehungen der Herzen zu einander einzig und allein auf die momentane, ja die blos sinnliche Regung gestellt sind, ist eine Freiheit der Bewegung und eine Natürlichkeit der Empfindung gewonnen, die für die Musik von größtem Werthe ist. Alles Pedantische, das so leicht den Verhältnissen anklebt, die über die natürlichen Begehrungen unserer Sinne hinaus den Regeln einer festgefrornen Sittlichkeit, zumal der Treue gehorchen und so tausendfach die freie Lebensregung hemmen, ist hier hinweggeschoben und Mozart wußte diesen Vortheil zu nützen. Denn seine Seele stimmte damals zu dieser unbedingten Freiheit der Bewegung. Nach allen Kämpfen des Lebens, die ihn in die verschiedensten geistigen Richtungen geführt hatten, erkannte er wohl, daß es ein höheres Gesetz gebe, als alles das, was Priester und Weise lehrten. Als der Genien einer, die mit ihrer Seelen Munde an den Brüsten des Göttlichen hangen, blieb sein Innerstes dem Wesen der Dinge näher und er erkannte in ihrer Tiefe die allbezwingende Macht der Natur. Eine Ahnung von diesem tieferen Gesetze alles Seins hatte ja bereits Figaro wie Don Juan gegeben. Jetzt bricht diese Erkenntniß hell durch das Dunkel der Menschensatzungen hindurch: unbekümmert um den Bestand der Dinge kehrt der Genius zur Natur zurück. Er hat erkannt, daß ihrem Gebote Keiner ungestraft sich widersetzet und verehrt es schweigend. In holder Bescheidung gibt er ihrem stillen Walten, ihrem leisen Zuge nach und findet auf diesem Pfade das Wahre, das Ewige. Mag ihn nun dieser Zug zunächst mehr von den Bahnen ablenken, auf denen der Mensch als selbstbewußtes Wesen das göttliche Recht des eigenen Willens sucht, mag er ihn dem reizenden Spiel von Phantasie und Sinnen näher führen, als unser denkendes Jahrhundert gutheißen will,

es fließt gerade hier die hohe Künstlerschaft, die er erreicht, die zaubervolle Schönheit aus der schönen Menschlichkeit seines Wesens, das nie vergißt, wie der Mensch bei allen geistigen Gaben doch stets ein Sinnenwesen bleibt. Ja er findet auf diesen Bahnen wohl gar ein Höheres als alles ethische Bestreben der Andern, und wir sehen, daß er auch hier wieder viel echter, viel reiner war, als gewöhnliche Menschen. Ferne blieb seinem Wesen jener Taumel der Sinne, der soviel Tausende aus den freien Regionen des Menschlichen hinabzieht zu der dunkeln Gebundenheit des bloßen animalischen Daseins. Er mied diese Gebiete nicht, er wollte nicht mehr sein als ein Mensch. Aber weil er die freie Regung der Natur, die Neigung mit dem Willen zu verbinden wußte, weil er nicht dort Abhängigkeit und hier Zwang erlitt, so schwang er sich auch in diesen Dingen auf zu der Menschheit Höhen und schuf ein Werk würdig der Verehrung und Nacheiferung, weil es eine große Seite der menschlichen Natur in vollendeter Weise darstellt.

Mozart war ja, das muß man nicht vergessen, in der schönen Verehrung des „Ewig-Weiblichen," die dem Süden eigen ist, aufgewachsen, sein ganzes Empfinden stimmte zu dieser holdesten Verherrlichung der ewig zeugenden Kräfte der Natur. Und so sehr ihn auch sein hoher Geist vor einer thörichten Verwechslung und Bigotterie bewahrte, so war es doch eben wieder dieser Geist, der die frohe Empfindung seiner Jugend, das innige Gefühl, das ihn vor dem holden Bilde der Mutterliebe so tausendmal erfaßt hatte, in seiner Tiefe verstand. Gewiß, daß er, dem trotz dem schärfsten Verstande die bloße Reflexion ferne blieb, sich keine Rechenschaft davon gab, was er hier mit inbrünstiger Andacht verehrte. Seinem

sanften liebevollen Herzen, seiner empfänglichen Phantasie genügte es, daß dieses Bild der Jungfrau mit dem Kinde so hold, so schön, so rein war, und er gab sich dem allgemeinen Zuge dieser Verehrung mit voller Seele hin. Auch sein Herz war ja erfüllt von dem Göttlichen, das im Weibe liegt, er war ja ein wahrer Verkündiger der Tiefen, die das liebende Herz der Frauen birgt. Diese wahre Verehrung war es ja auch, die seinem Verkehre mit den Frauen wie seinen Gestalten Adel und höchste Reinheit verlieh. Allein allgemach war es, ein echter Künstler und ein Genius, über diese Verehrung des einzelnen Wesens hinausgekommen und er spähte mit forschendem Auge nach dem Gesetze, das hier waltet. Waren es bisher scharf ausgeprägte Gestalten des Lebens gewesen, die sein Griffel zeichnete, so ist es fortan mehr jenes Erfassen des allgemeinen Zuges, der in den menschlichen Dingen lebt, was ihn fesselt. Nicht mehr die Besonderheit der einzelnen Figuren ist es, was an Così fan tutte bedeutend ist, sondern die Gesammtstimmung der Freude und Neigung. Das was den Mann so räthselhaft hold in all seinen Theilen ergreift, wenn er das sanfte Auge des Weibes, die holde Gestalt der Jungfrau sieht, dieses unendlich süße Weben und Regen aller Sinne, das ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt erfaßt und ihn für diesen einen Augenblick alle Dinge dieser Welt vergessen läßt, diese holdeste und allumfassende Regung der Natur ist es, was Mozart in der Tiefe und Allgewalt ihres Wesens erfaßt und zur Grundlage einer Darstellung macht, die im Einzelnen thöricht genug, ja verwerflich sein mag. Und wie kam ihm da die Art seines Landes und seiner Zeit, auf die wir schon so oft hinwiesen, diesmals mehr als je entgegen und bot ihm die besondere Färbung, die Frische und die An=

muth eines heiteren Sinnenlebens, das alle Kunst so überaus lebendig macht. Er gibt dem Ganzen eine innere Wahrheit, nur auf diese kommt es ihm an und aus ihr fließt dann auch die wonnevolle Schönheit, die Wärme, die Lebendigkeit und wiederum die wahrhaft ideale Reinheit, mit der uns hier alles Dargestellte, selbst das Leichtfertigste entgegentritt und uns bezaubert, daß wir Herz wie Verstand zum Schweigen bringen und uns gerne diesem tiefen Fluthen der Naturgewalten hingeben, weil auch sie uns zum Höheren, zum Höchsten führen können.

Das ist Così fan tutte, die Oper der entzückendsten, wahrhaft hinreißenden Schönheit, und durch sie gelang es unserem Meister, einen Schritt weiter zu seiner eigenen Vollendung zu thun. Eine Grundlage des Lebens hatte er hier gefunden und mit ihr die eigene Versöhnung. Aber es war nicht die rechte, die volle. Erst eine noch tiefere Erfassung der Wirklichkeit sollte mit einem höheren Werke auch die höhere Versöhnung bringen. In Così fan tutte sehen wir die sittlichen Mächte, die das Leben erhalten, zurückgestellt gegen die sinnlichen, die es schaffen. Erst das folgende Werk seiner Phantasie bringt die Vereinigung beider, indem das Recht der Natur zur Sittlichkeit, die bloße Neigung zum Willen erhöht ist, und auch das religiöse Gefühl, das sich hier in der schweigenden Verehrung der hehren Mächte der Natur nur leise andeutet, wird unendlich reiner und unendlich tiefer, weil das Walten der Mächte, welche die Welt regieren, tiefer erfaßt wird. Die unbedingte Geltung des Gesetzes, das sich in der unwillkürlichen Regung unserer Sinne ausspricht, stellte ihn zwar zunächst über das wirkliche Leben, es stellte ihn aber auch neben dasselbe, er ward ihm fremd. Noch eine

Zeit grimmer Noth und wir werden sehen, wie der große Meister aus den letzten Erschütterungen seines Innern erhöht, verklärt hervorgeht und nun auch als Mensch das wird, was er als Künstler bereits war. Diese volle Harmonie seines Wesens erzeugt dann auch das schönste, das tiefste Werk seiner Phantasie, das an vollendeter Schönheit nur Così fan tutte neben sich duldet, an Tiefe des Gehalts aber diese Oper tausendfach überragt.

Zwanzigster Abschnitt.

Die Zauberflöte.

1790—91.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

Erstes Kapitel.

Am 26. Januar 1790 wurde die Oper Così fan tutte mit trefflichster Besetzung aller Rollen, deren Eigenthümlichkeit zum großen Theile wiederum auf die Persönlichkeit der Darsteller sich gründete, im Kärthnerthor-Theater gegeben. Wir sind über diese Aufführung wie über die ganze Entstehung der Oper durchaus ohne Nachrichten. Der Erfolg scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, denn es fand in diesem Jahre noch eine Reihe von Aufführungen Statt. War doch das Libretto ganz nach Art der damals beliebten Opera buffa verfaßt, und die sanft und lieblich dahinfließende Musik muthete dem Zuhörer nicht jenes ernste Aufmerken zu, das Figaro und Don Juan erforderten. Allein eben das Gepräge der Zeit, welches der Text und mit ihm manche Theile der Musik an

sich tragen, war es, was die Oper schon bald fast ganz von der Bühne verdrängte, und bis jetzt hat keiner der vielen Versuche, das Buch den Anforderungen der Kunst entsprechend zu machen, zu einem durchschlagenden Erfolg geführt, derweilen die Musik von jedem Kenner nach wie vor geliebt und gepriesen wird.

Auch dieses Mal gewann Mozart nicht die Vortheile, die er sich von seiner angestrengten Arbeit gehofft hatte. Nicht einmal der Kaiser sollte der Aufführung beiwohnen und hören, was sein Befehl Neues und Herrliches hervorgerufen hatte. Er war bereits zur Zeit der ersten Aufführung krank, und nach drei Wochen, am 20. Februar, starb er ohne dauernd für eine bessere Lebenslage seines Hofcompositeurs gesorgt zu haben. Die letzten Jahre Joseph's waren durch mancherlei bittere Erfahrungen getrübt. Sein guter Wille, dem Volke bessere Zustände zu bereiten, scheiterte an dem Widerstande eben dieses Volkes, das sich mit Recht auch eine Tyrannei des Guten nicht gefallen lassen wollte. Dazu kamen nun die ärgerlichsten Verwicklungen mit fremden Mächten, so daß am Ende selbst die Neigung zur Pflege seiner Lieblingskunst in dem edlen Monarchen mehr und mehr erstarb. Er hatte andre Dinge zu denken, als wie er einem Musiker lohnen solle, der es nicht einmal verstand, an sein Können, an seine Verdienste unausgesetzt zu erinnern, und obendrein kam seine Umgebung, die, soweit sie aus Musikern bestand, einen Mozart nicht aufkommen lassen durfte, ohne selbst in ihrer Existenz gefährdet zu sein, seiner mit den Jahren zunehmenden Neigung zur Sparsamkeit entgegen, so daß Mozart auf seinem niedrigen Gehalte stehen blieb.

Mozarts Lage war in diesem Frühjahre drückender als

je. Ueberhaupt setzte das Jahr 1790 allen bisherigen Bedrängnissen die Krone auf, und ihnen schrieb der Meister selbst es zu, daß er so wenig zu schaffen vermochte. Es gibt in Mozarts Leben kein Jahr, welches eine so geringe Anzahl von Compositionen aufweist. Da ist es begreiflich, wenn im April wieder einer jener betrübenden Briefe an den treuen Puchberg erfolgt: „Sie haben Recht, liebster Freund, wenn Sie mich keiner Antwort würdigen! — meine Zudringlichkeit ist zu groß. Nur bitte ich Sie meine Umstände von allen Seiten zu betrachten, meine warme Freundschaft und mein Zutrauen zu Ihnen zu bedauern und zu verzeihen! — Wollen und können Sie mich aber aus einer augenblicklichen Verlegenheit reißen, so thun Sie es Gott zu Liebe, — was Sie immer entbehren können, wird mir angenehm seyn. — Vergessen Sie ganz meine Zudringlichkeit, wenn es Ihnen möglich ist, und verzeihen Sie mir. Morgen Freitag hat mich Graf Hadick gebeten, ihn des Stadlers Quintett und das Trio, so ich für Sie geschrieben, hören zu lassen; ich bin so frei, Sie dazu einzuladen. Häring wird es spielen. — Ich würde selbst zu Ihnen gekommen seyn, um mündlich mit Ihnen zu sprechen, allein mein Kopf ist wegen rheumatischen Schmerzen ganz eingebunden, welche mir meine Lage noch fühlbarer machen. — Noch einmal, helfen Sie mir nach Ihrer Möglichkeit nur für diesen Augenblick — und verzeihen Sie mir."

Wieder das alte Lied der Entbehrung und des Bittens! — Die Wellen schlugen unserm Meister bereits über dem Haupte zusammen, es war der eigenen Schwäche kaum noch zu widerstehen. Sie war zu tief eingerissen und des Meisters Sinnen bereits zu sehr ganz auf die höchsten Dinge gerichtet, als daß hier noch ein Einhalt gewesen wäre. Kleine Vor-

schüsse wie die „25 fl. in Bancozetteln", die Puchberg als an Mozart gesandt auf den Brief notirt hat, konnten den zerrütteten Verhältnissen nicht mehr aufhelfen, auch große hätten es nicht vermocht. Und bald fiel der unglückliche Mann ganz in die Hände der Wucherer, die ihm das mühsam abgerungene Darlehen gar zur Hälfte in Waaren auszuzahlen wußten. Allein gerade die wachsende Noth, die er nach menschlich begreiflicher Weise manchmal in einem reicheren Genießen zu vergessen suchte und so erst recht erhöhte, brachte am Ende einen unerträglichen Zwiespalt in sein Inneres, welches ja trotz dem holden Leichtsinn der echten Künstlernatur einen tiefen Ernst, einen wahren Sinn für des Lebens sichern Bestand in sich barg, erzeugte gewaltige Erschütterungen und zuletzt einen starken Umschlag in seinem ganzen Wesen. Er, der den zerfleischenden Sirenenarmen des Ideals nicht mehr zu entrinnen vermochte, vielmehr jetzt erst recht in der Wonne der schaffenden Phantasie schwelgte, fand endlich durch die totale, die rückhaltlose Hingebung an das Ideal seine Erlösung, seine Versöhnung. Er lernte durch die volle Hingabe seiner selbst das Leben überwinden. Es liegt etwas Tragisches in diesem Schicksale, wie in dem Lebenswege jedes großen Mannes. Indem er unbekümmert um das gewöhnliche Dasein nur dem folgt, was ihm als das höchste Dasein erscheint, zerstört er all sein Leben, ja sogar seine leibliche Existenz. Mozart fühlte bereits die Nähe seiner Auflösung, und nun begann die Idee, die in ihm lebte und wirkte, erst recht ihre unaufhaltsame, ungestüme Thätigkeit. Rastlos strebte er seinem Ziele zu, er hatte in seiner Seelen Tiefe das Urbild aller Schönheit erschaut, er eilte ihm nach, ihm zu, bis er entseelt in seine Arme sank.

Freilich ganz und gar vernachlässigte er sein äußeres Leben auch jetzt nicht. Das waren nur die Gedanken der Nacht, die durch seinen Geist gingen, wenn mit leisem Flügelschlage über seinem Haupte der Vogel des Todes die schwarzen Schwingen regte. Er hatte ja ein liebes Weib, hatte einen Sohn, und ihnen zu lieb wollte er gerne leben, gerne das arbeiten, was ihm Brod brachte. So läßt er denn auch jetzt, als sein kaiserlicher Gönner, der ihm freilich nicht gebührend gelohnt, gestorben war, nicht nach, sich die Gunst des neuen Kaisers zu erwerben. Leopold II. war am 13. März. 1790 in der Hauptstadt seines Reiches eingetroffen, und Mozart strebte nun sogleich von ihm die zweite Kapellmeisterstelle am Kärthnerthortheater zu erlangen. Der erste Kapellmeister, der alte Bono, war bereits vor zwei Jahren gestorben und Salieri in seine Stelle gerückt. An Salieri's Statt war noch Niemand berufen worden. So verfaßte Mozart ein Gesuch, dessen Concept wohl das im Mozarteum befindliche Autograph ist, das äußerst flüchtig hingeworfen und wahrscheinlich an den Erzherzog Franz, den nachherigen Kaiser, gerichtet ist.

„Ew. Königl. Hoheit.

Ich bin so kühn, Ew. K. H. in aller Ehrfurcht zu bitten bey Sr. Maj. dem Könige die gnädigste Fürsprache in Betreff meiner unterth. Bitte an Allerhöchst dieselben zu führen. Eifer nach Ruhm, Liebe zur Thätigkeit und Ueberzeugung meiner Kenntnisse heißen mich es wagen [alles spornt mich an] um eine zweyte Kapellmeistersstelle zu bitten, besonders da der sehr geschickte Kapellmeister Salieri sich nie dem Kirchenstyl gewidmet hat, ich aber von Jugend auf mir diesen Styl ganz eigen gemacht habe. Der wenige Ruhm, den mir

die Welt meines Spiels wegen auf dem Pianoforte gegeben, ermuntert mich auch um die Gnade zu bitten, mir die Königl. Familie zum musikalischen Unterricht allergnädigst anzuvertrauen. Ganz überzeugt, daß ich mich an den würdigsten und für mich besonders gnädigen Mittler [Gönner] gewendet habe, lebe ich in der besten Zuversicht und werde mich sicher bestreben [hoffe ich mich allezeit und..... durch Thätigkeit Eyfer Treue und..... stets darzuthun] u. s. w."

Die Bittschrift ward abgesandt. Wir erfahren das aus einem Briefe an Puchberg, auf den er am 17. Mai 150 fl. erhielt. Auch dieser Brief ist der Mittheilung werth. Denn ob es gleich stets derselbe unerquickliche Inhalt ist, stets enthüllt sich auch aus seinen Worten der reine edle Sinn des Schreibers.

„Allerliebster Freund u. O. B.

Sie werden ohne Zweifel von ihren Leuten vernommen haben, daß ich gestern bey Ihnen war, und (nach Ihrer Erlaubniß) uneingeladen bei Ihnen speisen wollte. — Sie wissen meine Umstände, kurz — ich bin, da ich keine wahren Freunde finde, gezwungen bey Wucherern Geld aufzunehmen; da es aber Zeit braucht, um unter dieser unchristlichen Classe Menschen doch noch die christlichsten aufzusuchen und zu finden, so bin ich dermalen so entblößt, daß ich Sie liebster Freund um Alles in der Welt bitten muß, mir mit Ihrem entbehrlichsten beizustehen. — Wenn ich wie ich hoffe in 8 oder 14 Tagen das Geld bekomme, so werde ich Ihnen gleich das mir itzt gelehnte wieder zurückzahlen. — Mit dem, was ich Ihnen schon so lang ausständig bin, muß ich Sie leider noch bitten Gedult zu haben. — Wenn Sie wüßten, was mir

das Alles für Kummer und Sorge macht — es hat mich die gantze Zeit her verhindert meine Quartetten zu endigen. — Ich habe nun sehr große Hoffnung bei Hofe, denn ich weiß zuverlässig, daß der K..... meine Bittschrift, nicht wie die andern, begünstigt oder verdammt, herabgeschickt, sondern zurückbehalten hat. — Das ist ein gutes Zeichen. — Künftigen Samstag bin ich Willens, meine Quartetten bey mir zu machen, wozu ich Sie und Ihre Frau Gemahlin schönstens einlade. Liebster bester Freund und Br. — entziehen Sie mir meiner Zudringlichkeit wegen Ihre Freundschaft nicht, und stehen Sie mir bey. Ich verlasse mich ganz auf Sie und bin ewig Ihr dankbarster Mozart.

P.S. Nun habe ich 2 Scolaren, ich möchte es gerne auf 8 Scolaren bringen; suchen Sie es auszustreuen, daß ich Lectionen annehme."

Wiederum welch rührend kindliche Art zu bitten, bei einem Manne, in dessen Geiste Gedanken gohren, die eine Welt erfüllen, in dessen Herzen die erhabensten Empfindungen ruhten, die der Mensch hegen kann. Ein Mann, dessen Geist der Welt Gesetze gab, der die Herzen der Mitlebenden nach sich zog, wie ein Gebieter, — und so zu den Füßen eines Anderen eine milde Gabe, eine Hülfe erbittend! Ein trauriger Anblick! — Fürwahr, wenn er selbst die Schuld dieser Dinge trug, er hat sie durch Beschämung und Erniedrigung aller Art reichlich gebüßt. Allein stets bleibt ihm der gleiche ehrenhafte Sinn, der das Gefühl seiner unwürdigen Lage nicht verliert, — ob er gleich, er, dem das Ideal, das Unvergängliche hell vor des Geistes Augen leuchtet, hundertmal all diesen Tand des gemeinen Lebens, Ehre wie Schande nach menschlicher Vorstellung, in ihrer ganzen Nichtigkeit längst hatte erkennen

müssen. Gerade hier erscheint am schlagendsten das, was einen solchen Mann von den sogenannten leichtfertigen Genies, von einem Da Ponte, einem Anton Stadler, mit denen ihn mancher zusammenstellte, weil er viel mit ihnen verkehrte, im tiefsten Grunde unterscheidet. Mochte seine Noth noch so groß sein, er kennt nur ehrenhafte Mittel, sich ihrer zu entledigen, und trägt lieber das Aergste, trägt auch die Erniedrigung der Bitte, als daß er zu Mitteln greift, die jenen Männern erlaubt, ja geläufig waren. Das ist wohl ein Beweis der hohen Sittlichkeit seines Wesens, wie er nicht schlagender geliefert werden kann. Aber wir werden noch schönere Tugenden an diesem Manne kennen lernen. Auch jetzt wieder gibt er, was ihm doch von Jahr zu Jahr widriger werden mußte, Musikunterricht, und wie mag es ihm, dem der Kopf jetzt mehr als je voll war von den herrlichsten Ideen, oft zu Muthe gewesen sein, wenn er dem anfangenden Kinde die Finger auf die Tasten setzen oder gar eines vornehmen unmusikalischen Dilettanten anspruchsvolles Besserwissen ertragen mußte. Armer Meister, du solltest jede Unbill erfahren, die der Wandel auf Erden bringt. Das Leben ist eben unerbittlich. Möchten es nur die nachlebenden Menschen nicht sein! —

Den Unterricht der kaiserlichen Kinder erhielt er nicht; ebensowenig die Kapellmeisterstelle. Kaiser Leopold war ihm nicht hold. Mozart hatte doch zu sehr des Vorgängers Joseph II. Gunst genossen, um sich dem Nachfolger zu empfehlen. Denn Leopold war in allen Dingen das Gegentheil Joseph's und legte diese Verschiedenheit überall mit deutlicher Absicht an den Tag. Selbst in seinem künstlerischen Geschmacke wandelte er andere Pfade. Er führte die Ballets

wieder ein und begünstigte die Opera seria. Graf Rosenberg ward der Intendantur entkleidet, Da Ponte und die Ferraresi folgten bald nach, ja selbst Salieri mußte seinem Schüler Joseph Weigl Platz machen. So war auch Mozart durchaus wieder sich selbst überlassen und hatte, wie der Kunst doch gebührt, keine Stütze am Hofe. Freilich die beiden Streichquartetten, die er im Mai und Juni dieses Jahres schrieb, verrathen nichts von der getrübten Stimmung, in der er jetzt lebte, sie sind von strahlender Heiterkeit und klarem Geiste, wenn auch nicht von solch hervorragender Kraft und Fülle, wie andere seiner Werke. Im Juli bearbeitete er dann wiederum, stets um Beschäftigung froh, für van Swieten's Aufführungen in dem herrlichen Bibliotheksſaale der Hofburg Händels Alexanderfest und die Ode auf den Cäcilientag, und es mag ihn der Kraftgeist und die lebensmuthige Sicherheit dieses Heroen wohl etwas aufgefrischt und vor Allem die Kraft seines Willens wieder aufgerufen haben. Dessen bedurfte er jetzt gar sehr. Denn Constanze war aufs Neue schwer erkrankt und steigerte die Sorgen wie die Ausgaben aufs Höchste. Wie geduldig und liebevoll er gleichwohl auch jetzt war, beweist eine Erzählung seiner Schwägerin Sophie, die zu bezeichnend ist, als daß wir sie nicht der Menge der Züge, die wir bereits von der Güte seines Wesens gesammelt haben, hinzufügen sollten.

„O wie war Mozart besorget," schreibt sie im Jahre 1825 auf eine Anfrage von Constanzens damaligem Gatten, dem Etatsrath Nissen, „wenn seinem lieben Weibgen etwas fehlte. So war es einmal, als sie schwer krank war und ich bey ihr durch 8 volle Monate Kranken wartete. Eben saß ich an ihrem Bette, Mozart auch. Er componirte an

ihrer Seite, ich beobachtete ihren nach so langer Zeit gehabten süßen Schlummer. Stille hielten wir alles wie in einem Grabe, um sie nicht zu stören. Plötzlich kam ein roher Dienstbote in das Zimmer, Mozart erschrack aus Furcht, seine liebe Frau würde in ihrem sanften Schlummer gestöret, wollte stille zu sein winken, rückte den Sessel rückwärts hinter sich weg, hatte gerade das Federmesser offen in der Hand, dieses spießte sich zwischen den Sessel und seinen Schenkel, so daß es ihm bis an das Heft in das Fleisch hineinging. Mozart sonst wehleidig machte aber keine Bewegung und verbiß seinen Schmerz, winkte mir nur ihm hinauszufolgen. Wir gingen in ein Zimmer, in welchem unsere Mutter verborgen lebte, weil wir der guten Mozartin nicht wollten merken lassen, wie schlecht sie sei, und die Mutter doch gleich zur Hülfe da sey. Die Mutter verband ihn und legte Coubey in die sehr tiefe Wunde, mit dem Johannesöhl gelang es ihr, ihn wieder herzustellen, und ob schon er etwas krumm vor Schmerzen ging, machte er doch, daß es verborgen blieb und seine liebe Frau es nicht erfuhr." Ja er hatte sich damals so daran gewöhnt, jeden Besuchenden mit dem Finger auf den Lippen und dem leisen Ausruf chut! zu empfangen, daß er geraume Zeit nach Constanzens Besserung selbst auf der Straße, wenn er einen Bekannten sah, sich auf die Zehen erhob und ihm sein chut! mit dem Finger am Munde zuflüsterte.

In diesen Tagen der Bedrängniß war es also doppelt schmerzlich, daß er einen offenbaren Beweis der Geringschätzung von Seiten des Hofes empfing und so jede Hoffnungen auf dessen Unterstützung völlig niedergeschlagen sah. Im September 1790 kam nämlich der König von Neapel

nach Wien, um der Vermählung seiner beiden Töchter mit den Erzherzögen Franz und Ferdinand beizuwohnen. Zur Verherrlichung dieses Festes fanden auch wie gewöhnlich Musikaufführungen Statt, und zwar ward eine neue Oper von Joseph Weigl, La cafetiera bizarra, und Salieri's beliebter Axur gegeben. An einen Figaro oder Don Juan schien man nicht zu denken. Ja als während der offenen Tafel nach der Vermählung im großen Redoutensaale der Hofburg ein Concert unter Salieris Leitung gegeben wurde, durften sich dessen begünstigte Cavaglieri, die ursprüngliche Constanze der Entführung, und die Gebrüder Stadler hören lassen: an Mozarts Clavierspiel schien wiederum kein Mensch zu denken. Auch ward eine der Haydn'schen Symphonien aufgeführt, die der König auswendig wußte und laut mitsang. Haydn ward ihm vorgestellt, von ihm nach Neapel eingeladen und mit Aufträgen beehrt, — Mozart sollte erst später und in der Fremde Gelegenheit finden, dem Könige von seiner Kunst etwas zu zeigen. Dies alles schmerzte ihn tief, ja die Vernachlässigung in seiner Heimath — denn das war ihm Wien allmälig geworden — verletzte ihn so sehr, daß er, theils um diesen drückenden Gefühlen wenigstens für den Augenblick zu entgehen, theils um neuen Ruhm und nothwendigen Gewinn zu erlangen, sich auch jetzt wieder entschloß, den Virtuosen zu spielen und auswärts das zu suchen, was ihm daheim so ungerecht versagt wurde. Er trat eine neue Kunstreise an.

Zweites Kapitel.

Im October 1790 sollte der König Leopold in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt werden. Von diesem Feste, das jedes Mal eine ungemessene Zahl von Fremden zusammenführte, hoffte auch Mozart, dessen Name allgemach im deutschen Reiche einen guten Klang gewonnen hatte, für sich einen besonderen Gewinn. Er entschloß sich dorthin zu reisen. Er hatte erwartet, als kaiserlicher Kammercompositeur sich den Musikern anschließen zu dürfen, welche als zum Gefolge Leopolds gehörig nach Frankfurt gesendet wurden und dort alle Vortheile des kaiserlichen Schutzes genossen. Allein das ward ihm nicht gewährt. So brachte er denn, um das Reisegeld zu beschaffen, sein Silbergeräth auf das Pfandhaus, kaufte nach damaliger Sitte einen Reisewagen und machte sich am 23. September auf, um zur rechten Zeit in Frankfurt einzutreffen. So sicher hielt er sich des Erfolges, daß er mit gewohnter Gutmüthigkeit den Mann von Constanzens ältester Schwester, den Violinspieler Hofer, der ebenfalls nicht in besonders guten Umständen lebte, auf seine Kosten mitnahm, um — ihm an den Vortheilen dieser Reise Antheil zu gewähren. Die nächsten kleinen Erlebnisse erfahren wir aus einem Briefe an Constanze, der am 29. September geschrieben ward.

„Liebstes bestes Herzens-Weibchen!

Diesen Augenblick kommen wir an — das ist um 1 Uhr Mittag — wir haben also nur 6 Tage gebraucht. Wir hätten die Reise noch geschwinder machen können, wenn wir

nicht dreymal Nachts ein bischen ausgeruht hätten. — Wir sind unterdessen in der Vorstadt Sachsenhausen in einem Gasthof abgestiegen, zu Tod froh, daß wir ein Zimmer erwischt haben. Nun wissen wir noch unsere Bestimmung nicht, ob wir beysammen bleiben oder getrennt werden; — bekomme ich kein Zimmer irgendwo umsonst und finde ich die Gasthöfe nicht zu theuer, so bleibe ich gewiß. Ich hoffe, Du wirst mein Schreiben aus Efferding richtig erhalten haben; ich konnte Dir unterwegs nicht mehr schreiben, weil wir uns nur selten und nur so lange aufhielten, um nur der Ruhe zu pflegen. — Die Reise war sehr angenehm; wir hatten bis auf einen einzigen Tag schönes Wetter — und dieser einzige Tag verursachte uns keine Unbequemlichkeit, weil mein Wagen (ich möchte ihm ein Busserl geben) herrlich ist. — In Regensburg speisten wir prächtig zu Mittag, hatten eine göttliche Tafelmusik, eine englische Bewirthung und einen herrlichen Moslerwein. Zu Nürnberg haben wir gefrühstückt — eine häßliche Stadt. — Zu Würzburg haben wir unsern theuern Magen mit Kaffee gestärkt, eine schöne, prächtige Stadt. — Die Zehrung war überall sehr leidentlich, nur 2 und 1/2 Post von hier in Aschaffenburg beliebte uns der Herr Wirth erbärmlich zu schmieren. — Ich warte mit Sehnsucht auf Nachrichten von Dir, von Deiner Gesundheit, von unsern Umständen ꝛc. ꝛc. — Nun bin ich fest entschlossen, meine Sachen hier so gut als möglich zu machen und freue mich dann herzlich wieder zu Dir. — Welch herrliches Leben wollen wir führen, — ich will arbeiten — so arbeiten, — um damit ich durch unvermuthete Zufälle nicht wieder in so eine fatale Lage komme. — Mir wäre lieb, wenn Du über alles dieses durch den Stadler den *** zu Dir kommen

ließest. Sein letzter Antrag war, daß Jemand das Geld auf den Hoffmeister seinen Giro allein hergeben will — 1000 fl. baar und das übrige an Tuch; — somit könnte alles und noch mit Ueberschuß bezahlt werden und ich dürfte bey meiner Rückkunft nichts als arbeiten. — Adieu ich küsse Dich 1000 mal."

Sein Wille also ist fest, durch fleißige Arbeit auch seine materiellen Verhältnisse zu verbessern. Als wenn er nicht stets und zwar den bewundernswürdigsten Fleiß gehabt hätte! Allein er macht sich Vorwürfe, daß er nicht bisher mit seinem Schaffen zugleich mehr seinen Vortheil gesucht habe, da es doch nicht an ihm lag, daß seine besten Arbeiten so gering bezahlt wurden. Jetzt dachte er wohl daran, mehr nur für die Musikalienhändler, wie Hoffmeister einer war, zu schreiben. Allein was ist solch ein guter Vorsatz, den das Pflichtgefühl aus der Betrachtung der äußern Verhältnisse zieht, gegen die Macht eines drängenden Innern, gegen das Gebot des schaffenden Genius!

Zunächst erfahren wir noch nichts darüber, was er in Frankfurt anfing, denn der folgende Brief ist vom nächsten Tage. „Herzallerliebstes Weibchen! Wenn ich nur schon einen Brief von Dir hätte, dann wäre Alles recht. — Ich hoffe, Du wirst mein Schreiben aus Efferding und das aus Frankfurt erhalten haben. — Ich habe Dir in meinem letzten geschrieben, Du sollst mit dem *** sprechen; mir wäre Sicherheitshalber recht lieb, wenn ich auf des Hoffmeisters seinen Giro 2000 fl. bekommen könnte; — Du mußt aber eine andere Ursache vorwenden, nämlich, daß ich eine Speculation im Kopfe hätte, die Dir unbewußt wäre. — Meine Liebe, ich werde zweifelsohne gewiß etwas hier machen — so groß

aber wie Du und verschiedene Freunde es sich vorstellen, wird es sicherlich nicht seyn. — Bekannt und angesehen bin ich hier genug, das ist gewiß. — Nun — wir wollen sehen. — Ich liebe aber in jedem Falle das Sichere zu spielen, darum möchte ich gerne das Geschäft mit Hoffmeister machen, weil ich dadurch Geld bekomme und keines zahlen darf, sondern bloß arbeiten, und das will ich ja meinem Weibchen zu Liebe gern. — Wo glaubst Du, daß ich wohne? — bei Böhm im nämlichen Hause; Hofer auch. Wir zahlen 30 fl. das Monath, und das ist noch außerordentlich wenig — wir gehen auch zu ihnen in die Kost. Wen glaubst Du, daß ich hier angetroffen? — das Mädchen, welches so oft mit uns im Auge Gottes Verstecken gespielt hat — Buchner glaub ich hieß sie — sie heißt nun Mad. Porsch und ist zum zweytenmale verheurathet. — Sie hat mir aufgetragen, alles Schöne von ihr an Dich zu schreiben.

Da ich nicht weiß, ob Du in Wien oder in Baaden bist, so adressire ich den Brief wieder an die Hofer. — Ich freue mich wie ein Kind wieder zu Dir zurück; — wenn die Leute in mein Herz sehen könnten, so müßte ich mich fast schämen, — es ist alles kalt für mich — eiskalt. — Ja wenn Du bey mir wärest, da würde ich vielleicht an dem artigen Betragen der Leute gegen mich mehr Vergnügen finden, — so ist es aber so leer. — Adieu — Liebe — ich bin ewig

Dein Dich von ganzer Seele liebender Mozart.

P.S. Als ich die vorige Seite schrieb, fiel mir manche Thräne auf's Papier; nun aber lustig — fange auf — es fliegen erstaunlich viel Busserln herum .... was Teufel ....

ich sehe auch eine Menge ..... ha! ha! .... ich habe drey erwischt — die sind kostbar! —

Adieu — liebstes, bestes Weiberl — gieb auf Deine Gesundheit Acht — und gehe nur nicht zu Fuß in die Stadt. — Schreib mir doch wie Du mit dem neuen Quartier zufrieden bist. — Adieu, ich küsse Dich Millionenmahl. —"

Wie ergreifend ist dieser Brief! Welche Schwermuth spricht aus diesen Worten! Es bereitete sich tief in der Seele des Meisters etwas vor, was über jene Aeußerungen von Freud und Schmerz, die seine früheren Werke enthalten, weit hinaus zu den Regionen eines höheren Lebens führt. Eiskalt nennt er sein Inneres, er dessen Herz so liebewarm für jeden Menschen schlägt. Wir fühlen, er entfernte sich in seinem Gemüthe bereits von den Menschen, doch nur, um zu etwas Höherem fortzuschreiten. Diese Melancholie, die Mutter so vieler der schönsten Schöpfungen dieses Genius, ist der Beginn des Heimwehs seiner Seele zu Gott. Der Hauch der Wehmuth, der sein Dasein durchzieht, seitdem er zum ersten Male von der Höhe des Lebens herab sein Ende erschaute, hat sich bereits zu einer unauslöschlichen Sehnsucht gesteigert. Aber jetzt beginnt sich aus dem tiefen Leid allgemach das Höhere zu gebären, ja seine Seele will sich zum Höchsten reinigen. Er hatte ihn getrunken, den schäumenden Becher des Lebens, getrunken bis auf den letzten Rest, und er war bitter der Rest jenes Bechers, bitter wie der Tod, dessen Geschmack der Meister schon auf der Zunge zu fühlen wähnte. Er hatte in seiner Seelen Tiefe den ungeheuren Zwiespalt des Lebens erfahren. Zunächst ist es nur Trauer, was ihn ergreift, Sehnsucht nach dem Höheren, das uns im gemeinen Leben stets zu entfliehen scheint, — dann wird es

ein leidenschaftliches Anstürmen, ein ungeheures Aufbrausen des Göttlichen in seiner Seele, das sich in die engen Gränzen der Menschennatur eingezwängt fühlt, — es wird ein Ringen der Seele nach dem Besitze der höchsten Güter, eine Vorbildung jener tiefsten Seelenkämpfe, jenes Ringen nach Erkenntniß, das von je im deutschen Geiste lebendig, gerade jetzt in den verschiedensten Aeußerungen seine herrlichsten Werke schaffen sollte. Nathan der Weise war geschrieben, die Zauberflöte und der Faust standen vor der Thüre.

Drittes Kapitel.

Am 9. October 1790 fand die Krönung des deutschen Kaisers statt. Wir wissen nicht, ob Mozart von dieser Feierlichkeit besondere Eindrücke gewann, die nächsten Briefe an seine Frau fehlen uns. Ueberhaupt erfahren wir nicht recht, was Mozart in Frankfurt that, und wie er es anfing, sich „zweifelsohne gewiß etwas zu machen." Am 14. October gab er im Theater am hellen Mittage ein Concert, über dessen Besuch wir Nichts berichten können. Ein Contrabassist, der mitgespielt hatte, der längstverstorbene Ludwig, erinnerte sich noch in seinen alten Tagen, wie der Flügel auf der Bühne gestanden und der kleine, sehr lebendige und bewegliche Mann, am Abend vorher während der Probe öfters von der Bühne, über den Souffleurkasten hinweg, in das Orchester gesprungen sei, sich dort sehr lebhaft und freundlich mit den Musikern unterhalten habe, und ebenso rasch wieder auf die Bühne geklettert sei. Auch diesmal brachte Mozart nur eigene Werke zur Aufführung. Mit dem alten Papa Beecké spielte er

ein Klavierconcert zu vier Händen. Daß er übrigens auch in Frankfurt wieder, wie in Prag und Leipzig, trotz aller „schwarzen Gedanken“ zu heiterer Geselligkeit wohl aufgelegt war, ist nicht zu bezweifeln. Seine Natur bedurfte dieser Ausgleichung, und nur wer in seiner Seele den tiefsten Ernst hegt und das stete Bestreben, in seinem Innersten mit sich und dem Leben fertig zu werden, vermag es durchaus heiter zu sein und selbst Andere in den Reigen der Freude hineinzuziehen. Abends soll er gewöhnlich mit dem Concertmeister Hoffmann, dem er sich sehr befreundete, in die Weinwirthschaft von Gran gegangen sein, und wie immer war er mit seinem liebenswürdigen Uebermuth auch hier der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Auf der Rückreise von Frankfurt besuchte er auch Mainz, und es war damals, wo der berühmte Tischbein, der kurz vorher mit Göthe in Italien gewesen war, das Portrait malte, welches in einem ausgezeichneten Stich von Sichling bekannt geworden ist. Obgleich es von den übrigen Bildern Mozarts beträchtlich abweicht, ja sogar in den Linien und Formen gar nichts von dem zeigt, was sonst Mozarts Portraits haben, so gewährt es doch in seinem Gesichtsausdrucke die allerbeste Vorstellung der eigenthümlichen Mischung von Geist und Sinnlichkeit, Laune und Schwermuth, die Mozarts Wesen war. Ja es erinnert im Geiste durchaus an das reizende kleine Bild, das von dem vierzehnjährigen Maestrino im Jahre 1770 in Verona gemalt ist und die ganze Eigenthümlichkeit Mozarts wie in der Knospe zeigt. Auch Tischbeins Bild hat um Mund und Augen jenen anziehenden Zug von gutmüthiger Schalkheit und das Offene und Freie, das Mozart eigen war. Wie sollte auch einem solchen Manne der Geist eines

Mozart entgangen sein! Gerade weil er ihn niemals gesehen und jetzt nur auf kurze Zeit, aber in der ganzen Fülle und Lebendigkeit seines Geistes sah, erfaßte er sein ganzes Wesen um so freier und reiner, und wenn auch die Züge nichts von der photographischen Genauigkeit an sich tragen, die das naive Holzrelief von Bosch und der Stich von Kohl zeigen, so gibt das Bild doch am besten den Eindruck wieder, den der geistig erregte Künstler bei einem heitern Reiseaufenthalte auf den geistig erfassenden Künstler machte. In solcher Weise sahen den Meister diejenigen an, die seinen Geist verstanden. Alle anderen Bilder sind mit handwerkerlichen Augen aufgefaßt. Und ists auch bei Tischbein nicht die Wirklichkeit der Züge, mit denen unser Meister jedem Bürger auf der Straße begegnete, so ist es doch die Wahrheit des Geistes, den seine Zeit, wie die Nachwelt bewundert und der allein in der Ewigkeit fortlebt.

Auf der Weiterreise sah Mozart auch noch einmal sein geliebtes Mannheim wieder. Ob wohl die Erinnerungen der ersten Liebe damals durch seine Seele zogen? — Hatte denn das Leben Alles erfüllt, was es ihm damals zu versprechen schien? Damals gedachte er mit muthigem Jugendsinne an der Hand der Liebe die weite Welt zu erobern, und jetzt, jetzt hatte er kaum die Stätte, wo er ruhig sein Haupt niederlegen konnte, jetzt zwang ihn die häusliche Bedrängniß in der Fremde sein Brod zu suchen. Und war seinem Herzen das Glück geworden, das sich ihm in jenen Tagen in der Ferne als der schönste Schmuck des Lebens gezeigt hatte? Gewiß, er hatte an seiner Constanze ein treues Weib gefunden, das ihm des Tages Bedrängniß mit seiner Liebe wohl zu erleichtern wußte, und wir sehen aus seinen Briefen, wie seine

Neigung zu ihr stets nur zugenommen. Allein die poetischen Träume seiner Jugend waren Träume geblieben, nur seine Kunst hatte sie ihm verwirklicht. Des Lebens strenge Anforderungen hatten ihn freilich längst hinausgeführt über diese schönen Wünsche des Herzens, und nur zuweilen mochte durch seine Seele mit sehnsuchtsvollem Gefühle das Bild jenes unsäglichen Glückes der ersten Jugendliebe ziehen. Doch er begann mit dem Leben bereits einen Abschluß zu machen, es verklärte sich sein Geist allgemach wieder zur Poesie der Jugend, und so war die Erinnerung an jene Tage im tiefsten Grunde versöhnend. Die ihm damals nach so hohem Glück so großes Leid bereitet hatte, auch sie war jetzt nicht glücklich. Aloysia lebte getrennt von ihrem Manne, der ihr mit seiner Leidenschaftlichkeit und seiner Eifersucht das Leben verbitterte, obwohl er durch sein eigenes Handeln ihr keinen Antrieb gab, ihm die Treue zu bewahren. Was sie in der Jugend verschmäht hatte, den Besitz eines reinen und edlen Herzens, das mit ihr des Lebens Mühen theilte, mochte sie jetzt als ein ewig verlorenes Gut schmerzlich beweinen. —

Auch manchen alten Freund fand er in Mannheim wieder und erneuerte mit ihm in der Erinnerung die heitere Jugendzeit. Wie immer war Musik der Mittelpunkt seiner Freuden, und überall hin wirkte sein Geist anregend und ordnend. Auf der Orgel der Trinitatiskirche spielte er zusammen mit dem spätern Hoforganisten Schultz, der, damals ein junger Mann, sich noch als achtzigjähriger Greis mit hoher Freude an dies Ereigniß erinnerte und auch erzählte, wie Mozart in der Probe zum Don Juan, der ihm zu Ehren gegeben ward, die langsamen Tempi des Capellmeisters rügte und selbst lebhaftere angab.

Von Mannheim ging die Reise über München. Dort wohnte er wieder bei seinem alten Freunde Albert, dem gelehrten Wirthe zum schwarzen Adler in der Kaufingergasse und befand sich auch dort in der Menge seiner Bekannten recht behaglich, so daß der Brief, den er anfangs November an seine Frau schreibt, eine freundlichere Färbung bekommt.

„Liebstes bestes Herzensweibchen.

Was mir das weh thut, daß ich bis Linz warten muß, um von Dir Nachricht zu haben, das kannst Du nicht glauben. Geduld, wenn man nicht weiß, wie lange man sich an einem Orte aufhalten wird, so kann man auch keine bessern Anstalten treffen. — Ich habe (ohngeachtet ich gern lange bey meinen alten Mannheimer Freunden bleiben möchte) nur einen Tag hier bleiben wollen, nun muß ich aber bis zum 5. oder 6. bleiben, weil mich der Churfürst wegen des Königs von Neapel zur Academie gebeten hat. Das ist wirklich eine Distinction. — Eine schöne Ehre für den Wiener Hof, daß mich der König in fremden Landen hören muß! — Daß ich mich mit den Cannabichschen, la bonne Ramm, Marchand und Brochard gut unterhalte und recht viel von Dir, meine Liebe, gesprochen wird, kannst Du Dir wohl einbilden. — Ich freue mich auf Dich, denn ich habe viel mit Dir zu sprechen. Ich habe im Sinne, zu Ende künftigen Sommers diese Tour mit Dir, meine Liebe, zu machen, damit Du ein anderes Bad versuchest, dabey wird Dir noch die Unterhaltung, Motion und Luftveränderung gut thun, so wie es mir herrlich anschlägt; da freue ich mich recht darauf und Alles freuet sich.

Verzeihe, wenn ich Dir nicht so viel schreibe, als ich gern möchte; Du kannst Dir aber nicht vorstellen wie das

Gereiß um mich ist. — Nun muß ich zu Cannabich, denn es wird ein Concert probiert. Adieu, liebes Weibchen; auf diesen Brief kann ich nach meiner Rechnung keine Antwort hoffen. Leb wohl, meine Liebe, ich küsse Dich Millionenmahl und bin ewig

Dein Dich bis in den Tod liebender Mozart."

Das ist der letzte Brief, den er von der Reise schrieb. Auch diesmal kehrt er ohne den gehofften Gewinn nach Hause zurück. So konnte nur ein Theil des Silbergeräthes, das wegen der Reise „studiren" gegangen war, eingelöst werden. Zudem entwendete der zur Genüge bekannte Clarinettist Stadler, der die Einlösung besorgen sollte, höchst wahrscheinlich noch den Versatzettel aus Mozarts stets offener Schatulle, so daß der Rest des Geräthes ganz verloren war. In diesen Tagen war es, wo der Hausmeister aus der silbernen Schlange ihn mit Constanze im Zimmer umhertanzend gefunden hatte. Wie sehr willkommen mußte unserm Meister also das Anerbieten sein, das ihm der Violinspieler Salomon aus London machte, in der nächsten Zeit dorthin zu kommen. Salomon hatte bereits den alten Freund Haydn, der soeben durch des Fürsten Esterhazy Tod unabhängig geworden war, für die Concerte der Philharmonischen Gesellschaft unter Bedingungen gewonnen, die für jene Zeit glänzend waren. Nach Haydn's Rückkehr sollte dann unter gleichen Bedingungen Mozart folgen. Der Abschied der beiden edlen Männer war rührend. War doch der alte Papa in Wien der einzige Künstler, der unsern Meister ganz verstand und es gut mit ihm meinte. Mozart fand wie die andern Freunde Haydns diese Unternehmung sehr gewagt und deutete auf die Schwierigkeiten hin,

die ein bejahrter Mann, zumal wenn er nicht gewohnt sei, sich in der großen Welt zu bewegen, unter einem fremden Volke, dessen Sprache er nicht einmal verstehe, zu überwinden habe: Haydn aber meinte, er sei zwar alt — er zählte damals 59 Jahre — aber munter und bei Kräften, und seine Sprache verstehe man durch die ganze Welt. Am Tage der Abreise ging Mozart nicht von seiner Seite. Er speiste bei ihm, und als der Abschied kam, sagte er bis zu Thränen gerührt: „Wir werden uns wohl das letzte Lebewohl in diesem Leben sagen.“ Auch Haydn war tief bewegt und dachte an seinen Tod, der dem so viel älteren Manne wohl näher stehen konnte, er suchte Mozart zu beruhigen und zu trösten. Allein dessen Ahnung war richtig. Bereits in London erfuhr Haydn seines Freundes Tod und weinte bittere, bittere Thränen.

In diesen Tagen der Kümmerniß schrieb Mozart auch jenes Stück für ein Orgelwerk in einer Uhr, welches so tief ergreifend den großen Kampf seiner Seele darstellt und dem nach wenigen Monaten am 3. März 1791 das zweite größere folgte, welche jene innern Prozesse noch tiefer enthüllt. Freilich das Quintett in D — das im December 1790 „auf die sehr thätige Aneiferung eines Musikfreundes“ geschrieben war und den Meister durch eine würdige Anspannung seiner Kräfte von den materiellen Sorgen des Lebens befreien helfen sollte — und das Clavierconcert in B aus dem Januar 1791, haben bereits etwas von der einzigen Heiterkeit des Geistes und der ernst-milden Haltung, die in zaubervollem Wohlklange den endlichen Sieg der göttlichen Natur in unserem Meister verkündigt. Allein was dem vorausgegangen, verrathen uns jene Orgelstücke. Ob sie gleich bestellt waren, sind sie doch wie aus innerem Drange ge-

schrieben. So voll war des Meisters Seele von den höchsten Dingen, daß eine gelinde, eine rein äußerliche Anregung genügte, um ihn zum lautesten, ergreifendsten Aussprechen seiner tiefen Leiden zu bringen. Diese kleinen Stücke bergen in sich eine ganze Welt von Musik wie von psychologischen Vorgängen. Das erste ist unbedeutender, es hat nur in der Weise Händels jenes kräftige Aussprechen des sittlichen Willens, das bei diesem Meister das Hervorragende ist, es hat die sichere Ueberzeugungskraft dieses Heroen. Allein die kleine Einleitung, die dem Hauptsatze vorausgeht, überragt die Seelenäußerungen Händels in einer Weise, daß man selbst das Größte dieses großen Meisters vergessen könnte. Und doch ist das kleine Stückchen, so wie es am Schlusse wiederkehrt, in der Fülle und Tiefe seiner Empfindung, in der herzergreifenden Klage und dem Ausdrucke unauslöschlichen Sehnens noch gesteigert. Das zweite größere hat sich noch energischer der Sprache bemächtigt, mit welcher der deutsche Tiefsinn sein innerstes Gut auszusprechen bemüht war. Es ist eine Fuge von der großartigsten Weise, und hier erkennt man, wie durch die Berührung mit dem norddeutschen Geiste, der ein so unendlich vertieftes Empfindungsleben herbeigeführt hatte, in Mozart's Seele Töne wachgerufen waren, die er wohl selbst vorher kaum gekannt hatte. Nicht eine Fuge zu schreiben und den Meister der Meister in diesem Style, den alten Bach nachzuahmen, war sein Ziel, sondern es gohr und drängte in seiner Seele; mit überstürzender Gewalt kämpften die Gefühle gegen einander, ringelnd stiegen die Schlangen des Schmerzes und der Reue aus der Tiefe des Herzens empor, und eng verschlungen drängten sich die schmerzlichen Vorstellungen ans Licht, welche die Reihe der Jahre in ihm so reichlich ange-

häuft hatte. Wie mit einem Schrei der furchtbarsten Noth stürzte die ganze Fluth der Empfindungen aus seiner Brust hervor und wählte die Sprache, in der die ganze Mannichfaltigkeit dieser Zustände wie ihre unendliche Verschlingung, ihr rastloses Gähren sich darstellt. In diesem Werke erkennen wir die ganze Tiefe der Mozart'schen Natur, die, echt deutsch, nicht ruht, als bis sie die höchsten Dinge mit Sicherheit erfaßt, oder doch in ahnende Nähe gebracht hat. Hier redet der Faust, der auch im Mozart lebte und der, nachdem er an des Lebens Freud und Leid sich völlig ersättigt, nicht abläßt zu fragen, was denn der Sinn, was der Endzweck aller dieser Dinge sei. Auch er ringt nach Erkenntniß, und wenn auch in seiner Weise der dunklen Vorstellung und des ahnenden Gefühls, so doch mit nicht geringerem Drange, mit nicht geringerer Macht. Auch in ihm ist der Drang nach Erkenntniß fürchterlich wach geworden, und sein Herz ruft in brennendem Verlangen nach dem Wasser der ewigen Wahrheit, deren holder Schein, so wie ihn das Schöne bietet, selbst ihm jetzt kaum noch genügen will. Mit furchtbarem Ernste nimmt er diese Frage in sein Herz, und in der That, er hat Antworten darauf gegeben, die keinem Hamlet, keinem Faust nachstehen.

Viertes Kapitel.

In einer solchen Seelenstimmung befand sich Mozart, als ihm durch eine jener seltenen Fügungen des Schicksals ein Werk zur Composition übertragen wurde, an dem sich zum Beschlusse seines Lebens, Alles was in seiner Seele an

Kampf und Ringen, wie an Sieg und Gewinnen vorgegangen war, in herrlichster Weise offenbaren sollte.

Das war die Zauberflöte.

Mit diesem Werke hat es eine eigne Bewandtniß. Der Anlaß zu seiner Entstehung ist unbedeutend und rein zufällig, der Grund ein tiefer und nothwendiger. Wird doch dem, dessen Seele an dem Höchsten hängt, unter den Händen Alles zum Mittel, sein tiefes Schauen zu offenbaren, und Mozart vor Allen war glücklich, als er wieder Gelegenheit fand, sich durch künstlerisches Schaffen sowohl seiner Bedrängniß zu entledigen, als die schöne Harmonie seines Herzens, die tiefe Versöhnung, die sein Geist endlich gefunden hatte, in der reinsten Weise auszusprechen. Hiermit verhielt es sich aber so.

Wir sahen bereits, wie Mozart im Jahr 1780 in Salzburg die Bekanntschaft des Theaterunternehmers Emanuel Schikaneder machte, und wie dieser schon damals des jungen Künstlers Talent für sich zu verwerthen verstand. Dieser leichtfertige Schwindler, um ihn mit einem Wort unserer Tage zu benennen, war seitdem in manchen Gebieten unseres Vaterlandes umhergezogen, hatte nach seiner abenteuernden Weise Manches unternommen, Manches wieder aufgegeben, bald in Ueberfluß schwelgend, bald darbend, jedoch stets mit weitem Gewissen und weltkundigster Gewandtheit die Menschen und ihre Verhältnisse zu seinem Vortheile benutzend. So hatte er auch vor einigen Jahren ein kleines hölzernes Theater, das kaum mehr als eine Bretterbude war, im Stahrembergischen Freihause auf der Wieden errichtet. Die Concurrenz, die ihm die Bühne in der Leopoldstadt mit ihrem Kasperl machte und mancherlei mißlungene Speculation hatten wieder einmal seine Verhältnisse völlig zerrüttet, und er war in Ge-

jahr mit seinem Unternehmen ganz zu Grunde zu gehen. Mozart, der ja heitern Umgang liebte, auch ohne viel auf besondere Sitten zu sehen, war mit dem Schikanederschen Theater schon lange in Verkehr gewesen und hatte mit diesen Leuten manche Stunde in fröhlichem Zusammensein verbracht, indem er sich ihnen wie immer auch durch sein Können gefällig zeigte. Es existirt eine Baßarie mit obligatem Contrebaß, die er für Pischlberger und Gerl geschrieben hat; beide waren bei Schikaneder angestellt. Auch hatte Gerl eine sehr hübsche und liebenswürdige Frau, die frühere Demoiselle Reisinger, die Mozart gern sah und der er nach seiner heitern Weise den Hof machte. Schikaneder nun wandte sich auch in der jetzigen Noth an seinen Freund — es war im Frühjahr 1791 — und stellte ihm vor, daß er verloren sei, wenn er nicht eine ganz besondere Zugoper bekomme; einen vortrefflichen Stoff habe er bereits entdeckt, eine Zauberoper, und Mozart sei der rechte Mann, die Musik dazu zu schreiben. Mozart, so sehr ihm Schikaneder seine große Noth schilderte, weigerte sich diesmal entschieden. Doch als dann, so heißt es, Schikaneder auch die liebenswürdigen Bitten der Madame Gerl zu Hilfe zog, widerstand er nicht länger und erklärte sich bereit. War es ja am Ende für ihn selbst das Liebste und Beste, was er kannte, eine Oper zu schreiben. Allein „wenn wir ein Malheur haben," sagte er, „so kann ich nichts dazu, denn eine Zauberoper habe ich noch nicht componirt."

Mozart befand sich damals wieder in der bedrängtesten Lage. Seit Monaten lag seine Frau wieder krank, und ein längerer Aufenthalt in Baden war von dem Arzte bereits angekündigt worden. Er hatte also auch auf die mögliche Einnahme von dieser neuen Oper zu rechnen. „Auf des Hoff-

meisters seinen giro" war sicher nicht viel eingelaufen und an Bestellungen fehlte es noch immer. So war der jetzige Auftrag auch nach dieser Seite hin wohl willkommen. Schikaneder freilich vermochte jetzt nichts zu zahlen. Zwar hatte er hundert Dukaten versprochen, aber Mozart, der seine Umstände kannte, war mit ihm übereingekommen, wenn die Oper gefalle, wolle er mit dem Ertrag zufrieden sein, den der Verkauf der Partitur an andere Bühnen gewähre. Doch es wurde auch dieses Versprechen nicht gehalten. Als Mozart erfuhr, daß andere Theater bereits Copien der Oper von Schikaneder erworben hatten, war seine einzige Antwort: „Der Lump!" —

Schikaneder machte sich sogleich nach der Verabredung an die Bearbeitung seines Zaubermärchens und richtete das Libretto so ein, daß er, ein Hauptpossenreißer, in dem von ihm erdachten Federcostüm recht viel populäres dummes Zeug zu singen bekam. Ebenso rasch war Mozart mit der Musik zur Hand, und damit die mancherlei Veränderungen, die nach des Maestro feiner Fühlung für das Dramatische und Echte am Texte und nach des Impresario Intention auf das, was dem Publikum gefalle, an der Musik vorzunehmen waren, recht rasch und geschickt vor sich gehen konnten, räumte Schikaneder, der obendrein wohl wußte, wie Mozart trotz allem Eifer stets schwer zum Aufschreiben zu kriegen war, und der auch den guten Einfluß der freien Natur auf Mozarts Schaffenskraft kannte, ihm den kleinen Gartenpavillon im mittleren großen Hofe des Freihauses dicht neben dem Theater, ein. Hier schrieb der Meister, dessen Frau bereits nach Baden gegangen war, ungestört an der neuen Oper und zwar mit

solchem Eifer, daß schon im Juli die Musik soweit fertig war, um die Proben beginnen zu können.

Schikaneder, der selbst ein lustiges, ja leichtfertiges Leben führte und jede Art des sinnlichen Genusses liebte, hatte dafür gesorgt, seinen Maestro stets in guter Stimmung zu erhalten und wenn er müde von der Arbeit, einer Erfrischung bedurfte, ihm dieselbe reichlich zu gewähren. Auch der leichtsinnige Stadler begegnet uns in dieser lustigen Gesellschaft, die den tiefbeschäftigten Meister damals ganz in ihre Schlingen zu ziehen wußte, und man begreift leicht, wie Mozart, dessen Seele so ganz an den höchsten Dingen hing, sich arglos diesem Treiben hingab, das ihm obendrein Sinne und Phantasie in lebhaft schaffender Bewegung erhielt. Ihn beschäftigte etwas Tieferes, ihm erregten höhere Freuden das Herz als diese Freuden des Lebens, die seine Sinne froh genossen, derweilen sein Geist in der Anschauung des Höchsten verharrte. Es ist schwer ein klares Bild zu gewinnen von der Geistesstimmung, in der unser Meister damals lebte. Wohl fühlte er tief, daß die Bande, die uns an das irdische Dasein fesseln, sich allgemach lösten. Er hatte Nichts mehr gemein mit dem Leben, und es drängte ihn nur, auch das Beste was er wußte auszusprechen, ehe er ganz von dannen ging. Hatte er doch noch so gar viel zu sagen, und war ihm nicht dazu gerade noch die beste Gelegenheit geboten? — Schikaneder freilich, nach seiner lebensklugen Art, benutzte diese Stimmung des Meisters, möglichst zu seinem Vortheile, und man erfährt aus dem Eindruck, den Mozarts schneller Tod auf ihn machte, wie sehr er sich einer bösen Verführung des geistig und körperlich überreizten Freundes schuldig fühlte. Die Nachricht ergriff ihn auf das Heftigste. Er ging umher

und schrie laut auf: „Sein Geist verfolgt mich allenthalben, er steht immer vor meinen Augen." Allein die rächende Nemesis sollte noch schrecklicher auftreten. Schikaneder starb, nachdem er noch viele Jahre sein unordentliches Leben fortgeführt, in Dürftigkeit und Wahnsinn.

Wir Nachgeborenen freilich sind diesem Manne wieder versöhnt, denn es schloß sich an seine närrischen Einfälle diesmal noch ein Anderes, Bedeutenderes an, das Anlaß wurde zu den tiefsten Enthüllungen der Musik. Zwar dem Theaterunternehmer zu lieb hatte Mozart sich auch schon an dem arabeskenhaft Schönen des bloßen Märchens ergötzt, und die Introduktion der Oper beweist, daß er auch den Zauber der bloß spielenden Linien kannte und wohl wußte, welch reizvolle Schönheit sich auch hier entfalten lasse. Als man nun aber gar in dieses heitere Spiel einen tieferen Ernst verflocht, da entzündete sich seine Seele zu hellem Brande. Der erste Akt der Oper war bis auf das Finale fertig. Da ergibt sich, daß die Bühne in der Leopoldstadt denselben Stoff zur Aufführung vorbereitet. Bald darauf erscheint auch Kaspar der Fagottist oder die Zauberzither; mit der Musik des beliebten Volkscomponisten Wenzel Müller und gewinnt durch die Hanswurstiaden des noch beliebteren Komikers Laroche und durch glänzende Decorationen den größten Zulauf. Schikaneder geräth in Verzweiflung, sein schönster Plan ist zerstört, seine einzige Hoffnung abgeschnitten. Allein wie immer weiß er sich auch hier schnell zu fassen: er beschließt die Pointe des Stückes umzukehren und aus dem bösen Zauberer, der die Tochter der Königin der Nacht geraubt hat, einen Weisen und großen Menschenfreund zu machen, das heißt in Sarastro die Hu-

manitätsideen darzustellen, die damals Jedermann beschäftigten. Wir wissen nicht, wer zuerst auf diesen Gedanken kam, die Freimaurerei in den ursprünglichen Zauberstoff zu verweben. Aber sicher war es der glücklichste Griff von der Welt, denn einmal war nun das Stück des ungetheilten Beifalls des Publikums gewiß, und dann vor Allem ward Mozart fortan auf eine ganz andere Weise für den Gegenstand interessirt.

Es hatte nämlich Kaiser Leopold, wie er ja in allen Dingen seinem Vorgänger entgegentrat, auch den Freimaurerorden aufgehoben. Dies ward zum allgemeinen Signal, die Ideen des Ordens erst recht zu preisen und in jeder Weise zur Schau zu tragen. Welche Gelegenheit konnte nun wohl günstiger sein, als unter dem Gewande ägyptischer Priesterherrlichkeit in einem orientalischen Märchenspiel die schönen Empfindungen und Gedanken des Ordens in harmloser, und zugleich durch den Reiz der Kunst eindringlichen Weise, öffentlich zu predigen. Vielleicht war dazu von der Loge selbst die Anregung ausgegangen. Gewiß, daß dem Theaterunternehmer diese Sache sehr einleuchtete, und daß er es sich gern gefallen ließ, wenn Ludwig Gieseke, der bei ihm Chorist war, sich bereit erklärte, diese ernsteren Partien des Werkes zu versifiziren, denn dazu reichte die elende Versmacherei eines Schikaneder nicht ganz aus. Und nun gar Mozart! Wir wissen, wie gut freimaurerisch er war, und durch diese weihevollen Vorgänge, die das Kleid fremden Landes und ferner Jahrhunderte trugen, durfte er ungestört ausdrücken, was so weit über alle Regeln der Moral und alle Dogmen der Kirche hinaus von wahrhafter Tugend und echter Gottesempfindung in seiner Seele lebte. Nun strömte es wirklich hervor, was

ihm im Herzen so rastlos gegohren und so herrliche Versöhnung gefunden hatte. All das Streben zum Guten, das die letzten Jahre in so echt menschlichen Schmerzen erfüllte, die heiße Sehnsucht seines Herzens nach dem göttlichen Frieden, all die Hoheit der Selbstüberwindung, so wie sie ihm als die Lösung des Räthsels von dem Glück des Lebens erschienen war, mochte er jetzt in die Gesänge des heiligen Kreises und seines würdigen Oberpriesters legen, — von dem feierlich reuevollen Insichgehen, wozu der düstere Gesang der geharnischten Männer die „Wandernden" ermahnt, bis zu der himmlischen Versöhnung, mit welcher der leuchtende Chor der Priester den Geläuterten die Einweihung verkündet. Und was war ihm jetzt daran gelegen seinem Textmacher und Theaterdirektor, der stets nur den äußern Erfolg im Auge hatte, in all seinen Anforderungen nachzugeben und so populär zu schreiben wie dieser wollte! Behielt er doch immer die Stellen für sich, in denen er seine eigene Seele austönen konnte.

Schikaneder pflegte später viel zu prahlen mit dem Antheil, den er an der Musik zur Zauberflöte habe, und that sich besonders viel darauf zu Gute, daß er dem Mozart fast die Hälfte der Partitur gestrichen habe. Er freilich wußte genau, womit er auf der Bühne Effekt machen könne, und plagte seinen Maestro unausgesetzt um die einfachst volksmäßigen Melodien, die dieser auch mit so wunderbarem Geschick zu erfinden wußte, daß sie in dem Ohre des Kindes, in dem Herzen jedes unbefangenen Menschen wiederhallen. Ja er ließ sich sogar herbei, Schikaneder zu lieb ein oder andre Sachen ganz und sogar mehrmals umzuschreiben, und achtete dabei genau auf die Art, wie der lustige „Vogelfänger" es

wünschte. Bewundernswerther als diese Nachgiebigkeit eines Künstlers, dem doch seine Sache so sehr am Herzen lag, ist die Beweglichkeit und Fruchtbarkeit seiner Phantasie, die aus dem geringsten scheinbar trivialen Motive sogleich eine Melodie, ein Musikstück erfand, das den höchsten Adel der Kunst an sich trägt, ohne die kindliche Natürlichkeit je auch nur im Mindesten zu verlieren. So soll es mit dem Liede: „Ein Mädchen oder Weibchen" und mit den beiden Duetten „Bei Männern, welche Liebe fühlen" und „Papageno" gegangen sein, deren Anfang Schikaneder seinem Maestro vorträllerte. Und wie sicher der Impresario sich dabei fühlte, beweist folgendes Billet aus jenen Tagen: „Lieber Wolfgang! Derweilen schick ich Dir Dein Pa-Pa-Pa- zurück, das mir ziemlich recht ist. Es wirds schon thun. Abends sehen wir uns bei den bewußten beweisen. — Dein E. Schikaneder."

Nicht störte alle dieses unsern Meister, dessen Geist die Dinge zu erfassen strebte, die über allem Sein schweben und dem dieses Spiel des Lebens, an dem ein Schikaneder sich erfreute, eine heitere Thorheit war, die er milde lächelnd hinnahm und als Kontrast künstlerisch verwendete. Ja sein Sinn war durch die stete Hinwendung auf das Höchste so sehr geschärft für den Lebenskeim, der auch im niedern Dasein liegt, daß sich jetzt erst recht die hohe Fähigkeit seines Geistes beweist, alle Dinge nach ihres Wesens Kern zu ergreifen und künstlerisch darzustellen. Denn so thöricht kindisch das Märchenspiel ist, das in diesem „angenehmen Spektakel" vor sich geht, so birgt sich doch in seinem Hintergrunde die Wahrheit wirklichen Lebens. So waren die Wiener von ehemals, so genossen sie ihr Dasein in unbefangener Freude und hatten ihre Lust an Wein und Liebe, so ergingen sie sich in harm-

losen Scherzen, waren schwatzhaft und naschhaft und besprachen die Freuden des Gaumens mit einem Behagen und die Süßigkeit der Liebe mit einer Wichtigkeit, als seien diese Herrlichkeiten erst so eben entdeckt worden. Und nicht anders war auch Mozart. In seiner Weise freute er sich kindlich mit den Wienern, liebte wie sie „Backhähndeln“ und Wein und heitern Verkehr, und wollte in keiner Weise mehr sein als sie. Und wenn ihn auch in nachdenkenden Stunden sein Genius zurufend warnte, so mochte seine Antwort sein: „Ja, thöricht, aber doch schön!“ — und seine rasch schaffende Phantasie hob ihn bald weit über alle diese Dinge empor. So wie es in der Zauberflöte geschildert ist, schwärmte aber auch der edelempfindende Theil der Nation damals von Gott und Unsterblichkeit. Die ersteren Partien des Werkes, die uns mit ihrer wunderbaren Weihe wahrhaft religiös erhebend anwehen, sind der reine Ausdruck der schönsten Empfindungen jener Zeit. Und Mozart vor Allen war es ja mit diesen Dingen tiefster Ernst. Er grübelte freilich nicht viel über den Werth oder Unwerth der Wahrheiten, die sein Orden predigte. Sein Inneres war voll inniger Hingebung für diese Lehren, deren bester Sinn, kindliches Vertrauen zu den Menschen und innerster Drang sie zu beglücken, ihm angeboren war.

Fünftes Kapitel.

Die gesammte Geistesstimmung unseres Meisters war allgemach eine durchaus religiöse geworden. Gerade des Lebens härtestes Kämpfen hatte ihn gelehrt, sich in das Walten der ewigen Mächte in Ergebung zu schicken, und dieses stille Gottvertrauen bildete fortan die wohlbewußte Grundstimmung

seiner Seele. „O goldne Ruhe steig hernieder, kehr in der Menschen Herzen wieder,“ — diese Worte der Zauberflöte sprechen das Heimweh zu Gott aus, das Mozarts Herz jetzt ganz und gar ergriffen hatte. Wie so tief er sich dem Himmlischen entgegensehnte und schon sichtbar nahe fühlte, das erkennen wir auch aus dem berühmten Ave verum. welches er am 18. Juni dieses Jahres seinem Freunde, dem Chorregenten Stoll in Baden zu Gefallen componirte und das uns in der That auf einen Augenblick allen irdischen Nöthen zu entrücken vermag und jenen innern Frieden gewährt, der höher ist als aller Welt Freude. Zwar mußte er auch damals wieder seinen Freund Puchberg bitten, ihm mit etwas Wenigem auszuhelfen, weil „er merke, daß man sowohl wegen Quartier, als auch wegen Kost und Bad gerne etwas Geld sehen möchte,“ — allein das berührte ihn damals nicht mehr, zumal es ohnehin nur auf wenige Tage ankam, „so empfangen Sie in meinem Namen fl. 2000.“ Und welch schöne Heiterkeit jetzt auf seinen Tagen ruhte, erfahren wir aus dem folgenden Briefe an seine Frau, der unsers Wissens noch nicht gedruckt ist. Es liegt uns eine Abschrift vor, die sich der Chorregent Jähndl in Salzburg bei der Frau Nissen selbst genommen hat.

„Ma très chère Epouse!“ schreibt er am 7. Juny nach Baden, „J'ecris cette lettre dans la petite chambre au Jardin chez Leitgeb, où j'ai couchez cette nuit excellement — et j'espère que ma chère epouse aura passé cette nuit aussi bien que moi. J'y passerai cette nuit aussi, puisque J'ai congedié Leonore, et je serai tout seul à la maison. ce que n'est pas agréable. J'attend avec beaucoup d'impatience une lettre que m'apprendra comme

vous avez passez le jour d'hier; je tremble quand je pense au baigue de St. Antoin; car je crains toujour le risque de tomber sur l'escalier en sortant — et je me trouve entre l'esperance et la crainte — une situation bien desagreable! Si vous n'eties pas grosse, je craignerais moins — mais abandonnons cette Jdèe triste! — Le ciel aura eù certainement soin de ma chere stanzi Marini! —

Madme de Schwingescha m'a priée de leur procurer une Loge pour ce soir au Théatre de Wieden, ou l'on donnera la cinquième part d'Aulain, et j'etais si heureux de pouvoir les servir. J'aurai donc le plaisir de voir cette opera dans leur compagnie. Diesen Augenblick erhalte ich Dein liebes Schreiben, und sehe daraus mit Vergnügen, daß Du gesund und wohl auf bist. — Mad. Leitgeb hat mir heute daß Halsbindel gemacht, aber wie! Lieber Gott! ich habe freylich immer gesagt so macht sie's! — es nutzte aber nichts. Mich freut es, daß Du guten Appetit hast, wer aber viel frißt, muß auch viel......? Nein viel gehen wollte ich sagen. — Doch ist es mir nicht lieb, wenn Du große Spatziergänge ohne mich machest. — Thue nur alles was ich Dir rathe, es ist gewiß von Herzen gemeint. Adieu liebe — einzige! Fang Du auch auf in der Luft, es fliegen 2999 und 1/2 Küsse vor mir, die aufs aufschnappen warten. — Nun sag ich Dir etwas ins Ohr — — — Du nun mir — — — nun machen wir das Maul auf und zu, immer mehr — und mehr — — endlich sagen wir — es ist wegen Plumpi — Strumpi. Du kannst Dir nun dabei denken was Du willst, daß ist eben die Comoditaet. — Adieu. 1000 zärtliche Küsse. Ewig Dein Mozart."

So in harmlosem Scherz gab er sich auch jetzt jeder frohen Regung hin. Nun seine Seele eins geworden war mit den höchsten Dingen, nun er in seinem Herzen mit des Lebens Forderungen abgeschlossen hatte und nicht weiter Freud noch Leid begehrte, konnte sein Auge mit ruhigem Blicke des Daseins weite Gebiete überschauen, und er sammelte wie zum letzten Gruße in seinem Geiste Alles, was ihm das Leben von je Holdes und Bedeutendes gezeigt hatte. Dieses legte er dann in dem letzten seiner dramatischen Werke nieder, und darum bekundet auch keines derselben so sehr gerade die menschliche Eigenthümlichkeit seines Erschaffers. Erst die Zauberflöte zeigt unsern Meister in der ganzen Liebenswürdigkeit seines Herzens wie in der Hoheit seines Geistes. Erst sie stellt in voller Reinheit die Ideale dar, die der Lauf durch das Leben nicht blos gelassen, sondern sogar geschaffen hatte. Dies wollen wir zum Beschluß betrachten.

Zunächst Tamino. Wo ist ein Jüngling, der reiner liebte? — Dies fürwahr ist mehr als alle andern Gestalten der Phantasie Mozarts das Bild seines eigenen Herzens, dies ist Mozart ganz und gar. Zunächst nur ein Herz, das für alles Ideale schwärmt, — das in jugendlicher Begeisterung der „Lieb und Tugend Heiligthum" sucht, — das in jugendlichem Eifer der Wahrhaftigkeit sogleich bei der ersten Täuschung schmerzvoll in die Worte ausbricht: „So ist denn Alles Heuchelei!" — das aber ebenso leicht wieder mit der Gläubigkeit der Unschuld auf die Zurede des erfahrenen Mannes traut und als ihm auch hier noch nicht völlig Licht wird, sich wohl zu der sehnsuchtsvollen Frage aufwirft: „O ewige Nacht, wann wirst Du schwinden? Wann wird das Licht mein Auge finden?" — Das aber, sobald ihm

von unsichtbaren Mächten die Verheißung einer baldigen Lösung zu Theil wird, sich in lieblichster Ergebung bescheidet und als ihm auch nur ein Stücklein seiner Hoffnungen und Wünsche erfüllt wird, mit der frommen Dankbarkeit des Kindes Worte zum Himmel singt, die erst ganz und gar die holde Reinheit und tiefe Demuth seines Innern enthüllen. — Das ist Mozarts eigene Seele, und das Alles legte er in jenes Recitativ nieder, wo sich Tamino mit dem Priester unterredet. Hier ist jeder Ton so sinnvoll bedeutend, daß wir fühlen, es galt dem Meister mehr, als blos schöne Musik zu schreiben. Er sprach seines Herzens innerstes Fühlen aus, seiner Seele heißes Sehnen nach dem ewigen Lichte, und so tief, so schön, so rein, daß dieses eine Empfinden zum Empfinden Aller wird, die Menschen heißen. Dieser Jüngling hegt in seiner Brust die lebendige Ahnung des Höchsten, er sucht es, sehnt sich darnach und es gilt ihm mehr, als alle Dinge der Welt. Allein er sucht es mit der tiefen Bescheidenheit eines Herzens, dem es Gewißheit ist, daß keinerlei stürmisches Begehren, keinerlei eigensüchtiges Wollen dieses Höchste jemals erringt, daß es vielmehr ein Geschenk gnädiger Götter ist, dem in Sehnsucht geöffneten Herzen freiwillig dargereicht. Geht nicht dieser Zug durch Mozarts ganzes Leben? Hat er nicht von je auf die Güter der Erde verzichtet, um die himmlischen um so gewisser zu gewinnen? — Doch weiter.

Dieser Jüngling, den Nichts beseelt, als eine träumerische Ahnung des Höchsten, eine warme Neigung zu allem Edlen, wird mit einem Schlage von jener holden Leidenschaft ergriffen, in der wir wähnen, der Himmel steige zu uns nieder und in dem einen geliebten Wesen sei die Summe aller Wesen befangen. Zwar ist es zunächst nur ein Bildniß, was

„sein Herz mit neuer Regung füllt," allein das Anschauen erfüllt ihn wirklich und ganz mit dieser Regung, erfüllt ihn innigst und mit all jenen Wandlungen der Empfindung, welche das unerfahrene Herz in dem ersten Begegnen der Liebe durchlebt: Gefallen, Sehnsucht, Zweifeln wechseln mit dem unendlichen Entzücken der Gewißheit. Wir glauben es, wir sehens, wir hörens, unser eigenes Herz wähnt es mit zu erleben, wenn es den Tönen folgt, in denen sich diese Vorgänge so unendlich schön aussprechen, wir sind überzeugt, dieser Jüngling liebt, er liebt von Herzen. Und wie liebt er, der kaum Berührte, schüchtern Unerfahrene! Keusch wie das Licht des Mondes und so innig, so selig, daß es wohl Niemand gelingen möchte, seliger, inniger zu lieben. In vollen Strömen des Glückes ergießt sich sein Herz über das „bezaubernd schöne Bildniß," und seligste Gewißheit redet laut aus dem „Ewig, ewig wäre sie dann mein."

Aber durch alle sehnsuchtsvolle Gluth des neuerwachten Liebesgefühles schimmert wie durch einen zarten Schleier doch wiederum der Grund der Seele dieses Jünglings hervor, auf dem die Bescheidenheit ruht. Kaum wagt er das holde Glück anzunehmen, das ihm geboten, kaum es zu wünschen. Wo in der Welt fand Mozart, der längstverheirathete Mozart diese Töne der reinsten Jugendneigung, die so unschuldsvoll sind, als hätte der Sänger niemals der Liebe Erfüllung erfahren! Wie verrathen sie die Unschuld des Herzens, das man so oft geschmäht! Wie eine Reinheit des Empfindens, die ihres Gleichen nicht hat! Ewig werden diese Töne leben, sie werden leben, so lange es Menschen gibt, die in voller Lauterkeit des Herzens dem holdesten Zuge der Natur folgen! Nichts weiß diese Liebe von einer Leidenschaft des Begehrens,

Nichts von der zehrenden Gluth, die dieses schönste Empfinden so manchmal schmerzlich trübt. Sie verharrt durchaus in der Ahnungslosigkeit der Jugend, sie ist echt deutsche Art, die mit der Liebe das Ideal verbindet. Denn wiederum kennt dieser Jüngling etwas Höherstehendes, als sein eigenes Empfinden rücksichtslos geltend zu machen, wiederum verknüpft er mit der Fülle und Tiefe des eigenen Gefühles das Maß, das er von der Liebe zum Höchsten nahm. Blickt hier nicht wieder des Meisters eigenes Herz mit so offenen Augen hervor, daß wir mit Entzücken hineinschauen in ihr mildes Licht und uns verwundern, daß dieser Mensch so ganz einzig und rein geschaffen ist, wie sonst die Sterblichen nicht!

Neben Tamino steht Pamina, an Unschuld wie an Innigkeit der Empfindung ihrem „Jünglinge“ so durchaus gleich und doch wieder so eigenartig weiblich. Auch auf sie, das jugendliche kaum erschlossene Wesen, das in aller Ahnungslosigkeit der reinen Natur zur holdesten Erscheinung aufgeblüht ist, fällt das eine Gefühl, das die Menschen verbindet, wie mit einem Zauberschlage von oben und füllt sogleich ihr ganzes Wesen aus. Auch sie hat Nichts von dem Begehren, das nur der niedern Leidenschaft eignet, und doch wirft sie sich in der Wunderfülle ihrer Empfindung mit der holden Rückhaltlosigkeit der wahren Liebe sogleich beim ersten Begegnen dem Geliebten an das Herz, den reinen Mund zum reinen Kusse bietend. Was sind diese wenigen Töne! Nie ward vollendeter die Seligkeit zweier Herzen geschildert, die einander in der gleichen Empfindung begegnen. „Du bists, er ists. Es ist kein Traum!“ — Wir fühlen es den Tönen an, wie diese beiden reinen Seelen entzückt einander entgegenstürzen und wie der kleine Gang, wo ihre Empfindung mit einander geht, die

selige Gewißheit ausspricht, daß sie das ganze Leben mit einander geben werden. Das ist das Weib, dem die Liebe Alles ist, das in der Liebe aufgeht, und durch sie erst ihr volles Auswachsen erhält.

Und dann, wo ward jemals die Hoheit des weiblichen Gemüths, das sich im Rechte seiner Unschuld fühlt, schöner dargestellt, als in den Tönen, mit denen Pamina dem Sarastro entgegentritt! Diesen Charakter des deutschen Mädchens, bei dem Innigkeit des Gefühles mit Herzensreinheit und hohem Sinne wetteifern, bewahrt sie in jedem Augenblicke. Kindliche Lieder der Fröhlichkeit, in die die Liebe höchstens als mädchenhafter Wunsch, als Ahnung hineinspielt, sang sie mit Papageno, volleres Empfinden brach beim Anblick ihres Jünglings hervor, aber ganz enthüllt sich ihre Seele erst, als sie nun von ihm Abschied nehmen soll. Es ist nicht möglich, in schönerer Weise drei Herzen in der Empfindung des Edelsten zusammenzustimmen, als es in dem berühmten Terzett geschehen ist. Tamino, den jetzt der ernste Gang durchs Leben erst zum Manne reifen soll, ist ganz von seinem Berufe erfüllt, seine Liebe soll sich ja erst in seiner Echtheit bewähren, indem sie die Prüfung des Lebens besteht. Er ist von der Nothwendigkeit dieser kurzen Trennung ganz überzeugt, und dieses Bewußtsein eines Höheren hebt ihn über den Schmerz, wie tief er ihn auch empfindet, doch so hoch hinaus, daß er selbst die Geliebte zu trösten vermag. Er ist ein Liebender, aber er ist ein Mann, dem neben dem süßen Gefühle der Liebe auch ihr ganzer Sinn, ihr Gehalt fürs Leben vor des Geistes Augen steht. Tamina aber ist blos liebendes Mädchen, sie fühlt nur den Schmerz der Trennung und läßt ihn ungemischt und fast ungestüm hervorbrechen. Allein so sehr

ist auch sie wieder voll jener holden Hingebung des Weibes, daß ihr die Ruhe des Geliebten und des väterlichen Freundes, selbst da wo sie beider Vorhaben nicht versteht, vertrauensvolle Sicherheit in die Seele hinüberleitet. So schmiegt sie sich in den Schlußtönen dieser Scene zutrauend, innig und ohne Klage an den Geliebten an, und der zaubervolle Klang des Ganzen hat dann nur noch jene leise Wehmuth, die alles echte Gefühl hat, weil es uns so wunderbar an die Endlichkeit alles Irdischen gemahnt.

Fürwahr, ein schöneres Denkmal konnte Mozart seiner Ehe mit Constanze nicht setzen. Er hatte in ihr wahrhaftig den Segen der Liebe erfahren, er hatte den ganzen Gehalt dieses schönsten Lebensbundes in sich aufgenommen, die Ehe war ihm, was sie sein soll, der Liebe Erfüllung geworden und die Reinigung von aller Leidenschaft, deren wunderbaren Verirrungen er wie jeder Sterbliche tausendfach ausgesetzt war. Was ihm auch an zündender Leidenschaft jener „Lucretien die sich nicht selbst erstechen" begegnet war, stets hatte bei ihm das bessere Selbst den Sieg davongetragen, und es ist, als habe der Meister in der liebreizenden Gestalt Paminens am Ende seiner Tage auf einmal alles das zusammenfassen wollen, was er von je über die wahre Liebe gedacht und in so mancher Gestalt theilweise ausgesprochen hatte. Pamina ist das Bild des in den Tod getreuen Eheweibes, das durch seine Liebe rein und heilig wird.

Aber Mozart wußte auch den Ernst des Lebens und die Tugend tiefer zu fassen, als in dieser reinen Neigung des Herzens, die das Gute und Rechte nur aus natürlichem Instinkte thut. Der Gang seines Lebens hatte ihn auch über den Werth jener Tugenden belehrt, die aus der Einsicht und

dem sittlichen Willen fließen. Die holde Bescheidenheit des Herzens, die er selbst in so hohem Grade besaß, war ja allgemach auch in ihm zu jener Ergebung in ein höheres Walten geworden, die, für sich selbst wenig begehrend, für Andere Alles vermag. Dieß ist der Charakter Sarastro's, in dessen Gestalt sich die Vorstellungen wiederspiegeln, die unser Meister von der sittlichen Einrichtung des Lebens gewonnen hatte. Es ist wiederum Mozart selbst, der hier redet, es ist seine eigene bessere Seele. Das eine Mal ermahnt er zum Guten, wir kennen die Worte an seinen Freund Gottfried von Jacquin, wie er es so ganz ohne Anspruch und Wichtigkeit zu thun versteht, aber mit dem ruhigen Bewußtsein, daß nur eine sittliche Führung des Lebens zum Heile gereicht. Das andere Mal tröstet er mit weisem Rathe, — und wo ist jemals besser gerathen und liebreicher getröstet worden, als in dem herrlichsten aller Lieder „In diesen heil'gen Hallen". Hier erkennen wir den Mann, der, wie ein Ordensbruder an seinem Grabe sang, „in die Hütten der Wittwen und Waisen die ungezählte Gabe trug".

Zugleich aber setzte er mit dieser Gestalt des Weisen, der einen idealstrebenden und von Liebe erglühten Jüngling den Weg der Tugend leitet, noch einem Andern ein unvergängliches Denkmal der dankbaren Liebe. War nicht er selbst, der von der Natur mit so seltenen Gaben ausgestattet unwandelbaren Laufes dem Idealen zustrebte, einmal von der Macht der Leidenschaft so ergriffen worden, daß er fast vergaß, was seines Berufes auf Erden war? Und hatte nicht damals eine väterlich milde Hand mit rathender Ueberlegenheit entscheidend in sein Thun eingegriffen und ihn darauf hingewiesen, wie er sich durch die Prüfungen des Lebens erst

eines Glückes würdig machen müsse, das unter den irdischen das höchste ist? Schon drohte der Drang des Herzens, so rein er war, den lebhaft empfindenden „Tamino" von der Bahn der Tugend abzulenken — denn Tugend war ja für ihn wie für jeden die Erfüllung der Pflichten, die uns unsere Gottesgaben auferlegen, — schon wollte er sich seiner Herzensneigung zulieb der armseligen Plage und dem trügerischen Umherschweifen des Virtuosenlebens hingeben, als der würdige Ernst eines Vaters, der all seine Tage das Beste, was er besaß, darauf verwendet hatte, den gottbegabten Sohn die rechten Pfade zu leiten, auch diesmal bewahrend dazwischen trat. Und mochte dieses Abwehren damals wehe thun, der Sohn fügte sich, und der Segen für sein Herz blieb nicht aus. Als er nun im Laufe der Jahre dem Zuge seiner Natur folgend im künstlerischen Schaffen sich ein sättigendes Genüge gethan und in Figaro, Don Juan und Così fan tutte das Recht der Neigung laut genug gepredigt hatte, sehen wir ihn darnach die Bahnen des Ernsteren wandeln und fortan auch im Leben die Spuren des Göttlichen suchen, das ihm in der Kunst längst aufgegangen war. Da mußte ihm auch das Bild jenes Mannes lebhaft vor der Seele wieder erstehen, der in streng sittlicher Führung des Lebens die Pflicht über Alles stellte, dem er selbst in der That Alles verdankte, was von Werthhaltung der Tugend in ihm lebte. Es mußte sich ihm jetzt, nachdem das Leben selbst in härtesten Prüfungen ihm den hohen Werth des Guten bestätigt hatte, auch das Bild des Leiters seiner Jugend, der ein tüchtiges Wollen längst mit dem Tode besiegelt hatte, in seiner ganzen Würdigkeit, ja wie mit einem heiligen Scheine verklärt darstellen, daß er selbst fortan von Jahr zu Jahr mehr diesen Zielen

des edlen Menschen nacheiferte, als denen des großen Künstlers. Oder vielmehr, es rannen ihm diese beiden Ideale, die sein Leben getragen und geleitet hatten, am Ende seiner Tage in Eins zusammen, und wie er nun allmälig selbst auch als Mensch diese würdige Erscheinung hoher Sittlichkeit, die sein Vater gewesen war, mehr und mehr darstellte, ward ihm auch das Bild dieses Mannes immer werther, und er schuf aus ihm das Bild der Weisheit und Tugend, das wir in Sarastro verehren. Aber was er allein ihm zu geben vermochte und wodurch er es zugleich über des Vaters würdiges Wesen hinaus zu einem Abbild seiner eigenen schönen Seele, zu einer wahrhaft erhabenen Erscheinung machte, das war jene höchste Weisheit, jene Tugend der Tugenden: die echte Frömmigkeit des Herzens.

Denn wir haben gesehen, wie er weit über des Vaters Ziele und alle praktischen Zwecke des Lebens hinaus ein Höheres erkannt hatte. An der Hand der Schönheit war er in das Gebiet der ewigen Wahrheit eingedrungen. Nicht mehr beunruhigt ihn das richtende Gesetz, das auch die oberflächliche Betrachtung im Leben wirkend findet. Er hatte den Sinn des Daseins reiner erfaßt. Er hatte in den Zusammenhang der Dinge so tief hineingeschaut, daß er sich selbst in dieser allesumfassenden Ordnung mitbegriffen und vollkommen versöhnt fühlte. Diese muthvolle Ergebung in das Walten des Ewigen, die von da an all seinen Gebilden den Stempel himmlischer Verklärung aufdrückte, hatte ihm dann auch jene echte Güte des Herzens, jene Milde der Gesinnung gegeben, mit der er das Treiben der Menschen betrachtete. Er wußte, mochten sie irren oder nicht, sie sind es doch, in deren Thun sich das Göttliche wiederspiegelt, in deren Ringen sich die

Zwecke des Ewigen verwirklichen. So ward ihm selbst das Kleinste und Geringste des Lebens von Bedeutung, und er vermochte es, Papageno's kindliche Freuden und Thorheiten mit eben solcher Lust und Vollendung darzustellen, wie den heiligen Ernst strebender Männer. Er hatte erkannt, daß des Menschen Neigung nur zu den Früchten langen kann, die ihr Natur bestimmt hat, und tadelte nicht den, den sein Verlangen nicht zu den Gebieten führt, wo höhere Mächte walten. So ward er am Ende seines Lebens ein wahrer Dichter, er gab das Bild des menschlichen Daseins in seiner ureigen mannichfachen Wirklichkeit und die Menschheit wird sich stets daran bilden und nähren. Nach diesen Dingen des Lebens konnte nur noch vom Himmel die Rede sein: der Zauberflöte konnte nur ein Requiem folgen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Das Requiem.

Des Lebens holde Thorheit hat ein Ende,
Und aus dem Tode blüht ein neues Leben.

Erstes Kapitel.

In den ersten Tagen des Mai 1791 hatte unser Meister, den der kaiserliche Hof in einer unwürdigen Weise zu vernachlässigen fortfuhr und den seine trübe Lebenslage mehr und mehr nöthigte, sich nach einer einträglichen festen Stellung umzuschauen, folgendes Gesuch verfaßt:

„Hochlöblich
Hochweiser Wienerischer Stadt-Magistrat!
Gnädige Herren!

Als Hr. Kapellmeister Hofmann krank lag, wollte ich mir die Freyheit nehmen um dessen Stelle zu bitten; da meine musikalischen Talente und Werke sowie meine Tonkunst im Auslande bekannt sind, man überall meinen Namen einiger Rücksicht würdigt, und ich selbst am hiesigen höchsten Hofe als Compositor angestellt zu seyn seit mehreren Jahren die Gnade

habe, hoffte ich dieser Stelle nicht unwerth zu seyn und eines hochweisen Stadt=Magistrats Gewogenheit zu verdienen.

Allein Kapellmeister Hofmann ward wieder gesund, und bey diesem Umstand, da ich ihm die Fristung seines Lebens von Herzen gönne und wünsche, habe ich gedacht, es dürfte vielleicht dem Dienste der Domkirche und meinen gnädigen Herren zum Vortheil gereichen, wenn ich dem schon älter gewordenen Herrn Kapellmeister für jetzt nur unentgeltlich adjungiret würde und dadurch die Gelegenheit erhielte, diesem rechtschaffenen Manne in seinem Dienste an die Hand zu gehen und eines hochweisen Stadt=Magistrates Rücksicht durch wirkliche Dienste mir zu erwerben, die ich durch meine auch im Kirchenstyl ausgebildeten Kenntnisse vor Andern mich fähig halten darf."

Der hochweise Stadt=Magistrat willfahrte diesem unterthänigsten Gesuche, indem er Mozart dem Hrn. Kapellmeister Hofmann an der Stephanskirche wirklich unentgeltlich adjungirte und ihm nach Hofmanns Tode die Stelle zusagte. Allein der hochbetagte Kapellmeister überlebte den jungen Adjuncten, und der bekannte Theoretiker Albrechtsberger rückte in die eine wie in die andere Stelle ein.

Ohne Zweifel war bei dem Streben nach einer festen Stellung in diesem Falle noch ein besonderer innerer Wunsch Mozarts mitbestimmend gewesen, die Neigung für die Kirchenmusik, die von je in ihm lebendig, jetzt durch die innige Bekanntschaft mit der hohen Kunst Sebastian Bach's und mehr noch durch die gesammte Richtung seines Geistes doppelt stark in ihm erwacht war. Welch freudigen Eindruck mußte es also auf ihn machen, als wenige Monate später, im Juli, nachdem die Zauberflöte bereits als im Wesentlichen fertig in

das eigenhändige Verzeichniß eingetragen war, ganz unerwartet der Auftrag an ihn erging, ein Requiem zu schreiben. Ein unbekannter Bote, erzählt Jahn, — es war ein langer hagerer grau gekleideter Mann mit ernstem Gesichtsausdruck, eine auffallende Erscheinung, ganz geeignet einen befremdlichen Eindruck zu machen — überbrachte ihm einen anonymen Brief, worin er unter schmeichelhafter Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen gefragt wurde, um welchen Preis er eine Seelenmesse zu schreiben übernehmen möge und in wie kurzer Zeit er dieselbe zu vollenden gedenke. Mozart theilte seiner Frau, ohne welche er niemals einen wichtigeren Schritt des Lebens zu thun pflegte, den Auftrag mit, und gestand ihr, daß ihm die Aufgabe eine sehr willkommene sei; denn es verlange ihn, einmal wieder in dieser Gattung der Musik thätig zu sein und mit allem Fleiß ein Werk auszuarbeiten, an dem Freunde wie Feinde noch nach seinem Tode studieren sollten. Constanze redete ihm zu, umsomehr, als ihre bevorstehende Niederkunft wieder eine bedeutende Steigerung der Ausgaben erwarten ließ und daher eine solche Aussicht auf Erwerb nur erwünscht sein konnte. So erklärte er sich bereit, ohne den Termin der Vollendung genau zu bestimmen, und verlangte als Preis fünfzig Ducaten. Der Bote kam bald darauf wieder, zahlte die verlangte Summe im Voraus und versprach eine Zulage für die fertige Arbeit, indem er dem Componisten zugleich die Weisung gab, ganz nach Stimmung und Laune zu schreiben, übrigens sich keine Mühe zu geben, des Bestellers Namen zu erfahren, da dieß ganz gewiß vergeblich sein werde.

Wir wissen heute, daß dieser seltsame Bote der Verwalter eines Grafen Wolfegg war und in dessen Namen das Requiem bestellte. Wolfegg war ein eifriger Musiker

und hatte die Schwäche für einen Componisten gelten zu wollen. Nun war im Januar dieses Jahres seine Gemahlin gestorben, und ihr zu Ehren wollte er die Seelenmesse aufführen. Er ließ die Bestellung so geheim machen, damit er die Partitur abschreiben und die Musik als sein Werk ausgeben könne. Dieß ist denn auch geschehen, und so sind, zumal Mozart das Werk nicht vollendet hatte und dem Grafen dennoch eine Partitur eingehändigt worden war, an der nichts fehlte, über die Echtheit dieser Composition im Ganzen wie im Einzelnen lange Streitigkeiten entstanden, die erst spät durch die Entdeckung der angegebenen Thatsachen gehoben wurden. Allein so viel auch besonders über das Geheimnißvolle der Bestellung in romanhafter Weise gefabelt worden ist, der unbedeutende Vorgang, wie wir ihn mittheilten, war wiederum von der größten Bedeutung für Mozarts Schaffen. Er wirkte mit der vollen Macht des Mysteriösen auf seine Phantasie, die damals bereits fast einzig mit den Vorstellungen beschäftigt war, welche uns über das Grab hinausführen. Tief und unauslöschlich lebte in seiner Seele die Gewißheit der baldigen Auflösung. Schon die Töne der Zauberflöte zeigten eine Verklärung des Geistes, die sich kaum noch mit den Bedingungen der irdischen Existenz verträgt. Seine Seele neigte sich bereits ganz dem Himmlischen zu, und so betrachtete er es mit voller Ueberzeugung als eine Schickung von oben, daß er gerade jetzt ein Werk zu schreiben bekam, in dem es ihm zur Pflicht wurde, mit allen Mitteln seiner Kunst, mit seiner eigensten Sprache und aus tiefstem Herzensgrunde von den Dingen zu reden, die über allem Sein schweben. Es erfaßte sein innerstes Wesen jene eigenthümliche Mischung von Grausen und Freude, die den Menschen erfüllen mag, wenn er von der körperlichen

Existenz scheiden soll und eingehen zu einem höheren Dasein. Das Leben war ihm lieb, — wem wohl je hatte es Schöneres geboten? Allein er hatte bereits seit Jahren mit ihm abzuschließen begonnen, und so sehr seine Natur zeitweise grauen mochte vor dem Ende, das jedem Sterblichen schreckend ist, so ruhig und selig war sein Inneres wieder, wenn er an das dachte, was ihm eine innere unumstößliche Gewißheit war, an das ewige Leben. Alle diese Vorstellungen wurden nun mit vollster Macht in seiner Seele wach und er betrachtete das bestellte Werk als seine eigentliche Lebensaufgabe. Ist es ein Wunder, wenn der alte Adam Hiller auf die eigenhändige Abschrift, die er sich von diesem Werke gemacht hatte, das große Wort schrieb: Opus summum summi viri, das größte Werk des größten Mannes!

Sofort machte er sich an die Arbeit, und die Zeit ist ihm so kostbar, daß er sich kaum entschließen kann, seine liebe Constanze in Baden zu besuchen. Aber wie es zu gehen pflegt, gerade jetzt, wo ihn die Arbeit in Fülle umwogte, — es ist unglaublich, wie viel Mozart in diesem letzten Lebensjahre geschaffen hat —, kam ein neuer bedeutender Auftrag, dessen Ausführung Ehre und Gewinn versprach. Die böhmischen Stände bestellten eine große Oper. Kaiser Leopold sollte in Prag zum König gekrönt werden. Man hatte Metastasio's La Clemenza di Tito als Festspiel und Mozart zum Componisten gewählt. Dieser Entschluß war aus unbekannten Gründen so lange verzögert worden, daß zum Schreiben und Einstudieren der Musik nur noch wenige Wochen übrig waren. Mozart begab sich sofort auf die Reise, es war um Mitte August. Constanze mußte ihn wie gewöhnlich begleiten, sie hatte wenige Wochen vorher den kleinen Wolfgang ge-

boren. Als sie nun im Begriffe waren in den Wagen zu steigen, stand der graue Bote unerwartet da, zupfte die Frau am Rock und fragte, wie es nun mit dem Requiem aussehen werde. Mozart entschuldigte sich mit der dringenden Nothwendigkeit dieser Reise und der Unmöglichkeit den unbekannten Besteller davon zu benachrichtigen; übrigens solle nach der Rückkehr das Requiem seine erste Arbeit sein, wenn man ihm bis dahin Frist vergönnen wolle. Damit war der Bote zufrieden. Mozart aber empfand diese seltsam unheimliche Erscheinung von Neuem als eine Mahnung höherer Mächte, das Werk seines Lebens ja nicht aufzuschieben, da ihm nur wenig Zeit mehr gegönnt sei.

Schon während der Fahrt arbeitete er mit Eifer an der neuen Oper. Er entwarf im Wagen die Skizzen und führte sie Abends im Wirthshause aus. Seine Phantasie war wie immer durch die Frische der Natur auf das Angenehmste erregt. In Prag ward dann unaufhörlich fortgearbeitet, so daß — es ist kaum glaublich — nach Verlauf von achtzehn Tagen das ganze große Werk fertig und sogar einstudirt war. Zur Unterstützung bei der Arbeit hatte er dießmal einen jungen Componisten, der sich ihm als Schüler angeschlossen hatte, Süßmayr, mitgenommen. Dieser soll die Secco-Recitative geschrieben haben. Bereits am 6. September war die erste Aufführung der Oper, und zwar vor den Majestäten und einem geladenen Publikum. Allein sie gefiel wenig. Die Zuhörer waren, wie Niemtschek meint, zu sehr von den glänzenden Vergnügungen der Krönungsfeierlichkeiten berauscht, um die Schönheit Mozart'scher Musik empfinden zu können. In dem musikalischen Wochenblatte Prags aber wurde bemerkt: „Der sonst so große Componist schien dießmal des Wahlspruchs

des Octavius festina lente vergessen zu haben. Auch nach mehrfacher Wiederholung sprach die Oper nicht an. Und in der That, wer an die Musik des Figaro und Don Juan gewöhnt war, konnte an dieser Weise, die gar zu sehr in die Bahnen der alten Opera seria zurücklenkte, nicht das volle Gefallen finden. Denn ob sich gleich in der Behandlung der Formen, wie überhaupt in der Verwendung aller musikalischen Mittel, auch hier die vollkommene Meisterschaft nicht verläugnet, zu der Mozart jetzt vorgedrungen war, so entbehrt diese Musik doch zu sehr jenes überquellenden Lebensgehaltes, den die früheren Opern bergen: ihre Schönheit ist zu sehr bloße Formenschönheit. Allein wie ist es auch denkbar, daß die Seele des Meisters, die soeben von der reichen Lebensfülle der Zauberflöte angeregt und von dem unnennbar großen Sinne des Dies irae ergriffen worden war, sich anschließen konnte an die gefällige Manier eines Metastasio, der weder von der Größe des Römerthums, noch überhaupt von den tieferen Mächten des Lebens eine Ahnung hatte! Und doch gelang es einem Mozart, der es verstand, auch den geringsten Keim des wahren Lebens zur weit überschattenden Pflanze aufwachsen zu machen, auch diesmal wenigstens an einer Stelle die ganze Tiefe seiner Natur zu enthüllen. Das berühmte Quintett des ersten Finale's hat an Größe und Gewalt echt tragischer Empfindung nirgend seines Gleichen. In ihm allein offenbart sich etwas von dem, was in jenen letzten Lebensmonaten in Mozarts Innerem vorging.

Gleichwohl berührte es den ernstgestimmten Maestro auf das Schmerzlichste, daß er diesmal des gewohnten Beifalls seiner lieben Prager entbehren mußte. Ja, die Kaiserin hatte sich sehr geringschätzig über die porcheria der deutschen Musik

geäußert. Dies Alles machte ihn sehr niedergeschlagen. Der rückhaltlose Enthusiasmus der Böhmen hatte ihn ja so oft für die Unbill entschädigt, die er in Wien zu leiden hatte. Zudem war er, den die ungeheure Bewegung der Seele in den letzten Monaten, und die übermäßige Anstrengung der jüngsten Wochen, auch körperlich sehr angegriffen hatten, bereits unwohl in Prag angekommen und hatte dort durch rastlose Arbeit und Aufregungen mancher Art sein Uebelbefinden bedeutend gesteigert. Er gebrauchte fortwährend Arznei, sah blaß aus und seine Miene war traurig. Die Wehmuth begann ihm bis ans Herz zu steigen. Und obschon sein Humor in der Gesellschaft der Freunde, mit denen er so oft heiter gewesen war, auch jetzt noch sich manchmal in den fröhlichsten Scherzen ergoß, so floßen doch, als er Abschied nahm, seine Thränen reichlich. Er gedachte wohl, daß er die Freunde nimmer wieder sehen werde.

Zweites Kapitel.

Um Mitte September kehrte Mozart nach Wien zurück. Auch diese Bitterkeit des Lebens hatte er also noch kosten sollen, daß seinem Schaffen der volle Lohn der Anerkennung ausblieb. In Wien, das wußte er, war die Zurücksetzung seiner Opern nicht Schuld des Publikums, sondern der Männer, die seine Kunst zu fürchten hatten. Diesmal lag die Ursache in seiner Musik, darüber täuschte ein Mozart sich nicht, der zu gewohnt war, die schärfste Kritik an sich selbst zu üben. Denn wer über die Musik zur Entführung zu urtheilen vermochte, „das sei Alles zu breit, damals habe er sich noch zu gerne selbst gehört,“ der wußte auch, was dem

Titus fehle. So machte er sich auch jetzt daran, die Stücke, welche für die Zauberflöte, die nun bald in Scene gehen sollte, noch zu componiren waren, um so mehr vollendet herzustellen. Denn es galt, wie er wähnte, eine Scharte auszuwetzen, die sein Ruhm in Prag bekommen hatte. In diesen Tagen war es, wo der Priestermarsch, der Chor: O Isis und Osiris, das zweite Finale und die Ouverture geschrieben wurden, und fürwahr, hier ward das Vollendete geleistet. In diesen Parthien lagen die Ideen, die sein Inneres am meisten ergriffen hatten. Und floß nun der ganze Gehalt des Menschen in diese Töne, so war der Künstler darauf bedacht, hier auch das höchste seines Könnens zu zeigen. Sowohl die Fülle und Kraft der Empfindung, als das außerordentliche Zusammendrängen in der Form beweisen, daß hier das Allerbeste geleistet werden sollte. Der Eingang des Finale, der Gesang der geharnischten Männer, die Ouverture, sind die unmittelbaren Vorläufer des Requiems. Denn in der That, „bald prangt, den Morgen zu verkünden, die Sonn' in ihrer Pracht." So wie der Leib seiner Auflösung entgegengeht, nähert sich sein Geist dem ewigen Leben, und der Sinn des ganzen Werkes: „Durch Nacht zum Licht!" — faßt sich in diesen wenigen Stücken in seiner vollen Herrlichkeit und als Sinnbild des ganzen menschlichen Lebens zusammen.

Die Inscenirung der Oper und die vielen Proben raubten dem leidenden Meister manche theure Stunde. Doch war ihm der junge Kapellmeister Henneberger bei diesem Geschäfte sehr behülflich. Am 30. September endlich fand die erste Aufführung Statt. Mozart selbst dirigirte am Flügel, Süßmayer wandte um. Nach der Ouverture war das Publikum ganz still. Es wußte aus den erhabenen Klängen, die in den

Bretterräumen eines Vorstadttheaters unerhört waren, nichts Rechtes zu machen. Die unerschöpfliche Fülle des tausendfach quellenden Lebens, das in dieser Polyphonie ein Abbild all der unzähligen Regungen gibt, die im irdischen Dasein sich kreuzend und verwirrend mit einander dem Höchsten zustreben, bis sie sich am Ende alle zu einem wahren Strome des Lichts harmonisch vereinigen, das Alles war nichts für solche Ohren, Doch war Schenck, der Componist des „Dorfbarbiers", der in dem überfüllten Hause nur noch im Orchester Platz gefunden hatte, sogleich nach Schluß der Ouverture außer sich vor Entzücken bis an den Dirigentenstuhl gekrochen, hatte Mozarts Hand ergriffen und geküßt, derweilen dieser mit der Rechten ruhig forttactirend ihn freundlich ansah und ihm die Wange streichelte. So leitete Mozart ruhig in die Introduction über, wohl wissend, daß was die erste Fülle nicht vermocht hatte, das heitere Spiel wohl vermögen werde. Doch zeigte sich auch nach Beendigung des ersten Actes der Beifall keineswegs so groß, als man erwartet hatte, und Mozart, so berichten einige, soll blaß und bestürzt zu Schikaneder auf die Bühne gekommen sein, wo dieser ihn zu beruhigen und zu trösten versucht habe. Während des zweiten Actes aber erholte sich das Publikum von seiner Ueberraschung und rief den Maestro heraus. Er hatte sich versteckt, erzählte die Tradition, man mußte ihn suchen und nur mit Mühe vermochte man ihn zu bereden, daß er auf die Bühne heraus trat. Es hatte ihn gekränkt, daß die Musik, an die er das Beste seines Herzens wie seines Könnens gewandt hatte, so wenig von den Zuhörern gewürdigt worden war.

Am folgenden Abend dirigirte er noch einmal, dann war

Henneberger sein Stellvertreter. Aber noch am 9. October berichtete ein Wiener Blatt: „Die neue Maschinenkomödie die Zauberflöte mit Musik von unserem Kapellmeister Mozart, die mit großen Kosten und vieler Pracht in den Decorationen gegeben wird, findet den gehofften Beifall nicht, weil der Inhalt und die Sprache des Stückes gar zu schlecht sind." Das konnten nun wohl Feinde des Maestro oder vielmehr des Impresario geschrieben haben. Allein, wenn der Bericht wahr ist, so mochte dazu die mangelhafte Aufführung das Meiste beitragen. Denn außer Schikaneder waren die darstellenden Kräfte sämmtlich ziemlich mittelmäßig und dieser selbst kaum mehr als ein Possenreißer, dessen Stimme die Mitte hielt „zwischen dem Knarren einer Thüre und dem Geschrei einer Wetterfahne." Aber der Impresario, dessen Existenz von dem Erfolg der Oper abhing, ließ nicht nach, das Werk dem Publikum vorzuführen und, mochten nun die Affen, der Löwenwagen und das Federcostüm oder Mozarts Musik es sein, was am Ende die Menge fesselte, im Laufe des Octobers konnte dieser an seine Frau in Baden die folgenden Briefe schreiben, die das Gefallen der Oper als etwas das sich von selbst versteht, berichtete. Auch diese Briefe sind nach einer Abschrift, die sich der Chorregent Jähndl von den Originalen der Wittwe Nissen nahm und erscheinen hier unseres Wissens zum ersten Male gedruckt. Der erste lautet:

„Samstags Nachts um 1/2 11 Uhr.

Liebstes bestes Weibchen.

Mit größtem Vergnügen und Freudegefühle fand ich bei Zurückkunft aus der Oper Deinen Brief; — die Oper ist, obwohl Samstag allzeit wegen Posttag ein schlechter Tag ist,

mit ganz vollem Theater mit dem gewöhnlichen Beifall und Repetitionen aufgeführt worden. Morgen wird sie noch gegeben, aber Montag wird ausgesetzt — folglich muß ich den Stoll Dienstag herumbringen, wenn sie wieder zum Erstenmahl gegeben wird. Ich sage zum Erstenmahl, weil sie vermuthlich wieder etliche Mal nach einander gegeben wird. Jetzt habe ich eben ein kostbares Stück Haasen zu Leib genommen, welches mir Dr. Primus (welcher mein getreuer Kammerdiener ist) gebracht hat, und da mein Appetit heute etwas stark ist, so schickte ich ihn wieder fort, mir noch etwas wenn es möglich ist zu bringen — in dieser Zwischenzeit fahre ich fort zu schreiben. — Heute früh habe ich so fleißig geschrieben, daß ich mich bis ½2 Uhr verspätet habe — lief also in größter Eile zu Hofer (nur um nicht allein zu essen), wo ich die Mama auch antraf. Gleich nach Tisch ging ich wieder nach Hause und schrieb bis zur Operzeit. Leitgeb bat mich ihn wieder hinein zu führen, und das that ich auch. Morgen führe ich die Mama hinein; das Büchel hat ihr schon vorher Hofer zum Lesen gegeben. Bei der Mama wirds wohl heißen, die schaut die Oper, aber nicht, die hört die Oper. N. N. hatten heute eine Loge, zeigten über alles recht sehr ihren Beifall, aber Er, der allerhand, zeigte so sehr den Bayern, daß ich nicht bleiben konnte, oder ich hätte ihn einen Esel heißen müssen. Unglücklicherweise war ich eben drinnen, als der zweite Act anfing, folglich bei der feyerlichen Scene. Er belachte alles. Anfangs hatte ich Geduld, ihn auf einige Stellen aufmerksam machen zu wollen, allein er belachte alles; — da wards mir nun zu viel — ich hieß ihn Papageno und gehe fort, — ich glaube aber nicht, daß es der Dalk verstanden hat. Ich ging also in eine andere

Loge, worin sich Flamme mit seiner Frau befand; da hatte ich alles Vergnügen, und da blieb ich bis zu Ende. Nur ging ich auf das Theater bey der Arie des Papageno mit dem Glockenspiel, weil ich heute so einen Trieb fühlte, es selbst zu spielen. Da machte ich nun den Spaß, wo Schikaneder einmal eine Haltung hat, so machte ich ein Arpeggio — der erschrack — schaute in die Scene und sah mich, — als es das 2te Mahl kam, machte ich es nicht — nun hielt er und wollte gar nicht mehr weiter — ich errieth seine Gedanken, und machte wieder einen Accord — dann schlug er auf das Glockenspiel und sagte halts Maul — alles lachte dann — ich glaube daß viele durch diesen Spaß das erstemahl erfuhren, daß er das Instrument nicht selbst schlägt. —

P. S. Küsse die Sophie in meinem Namen. Dem Siesmag schicke ich ein paar gute Nasenstüber und einen breiten Schopfbeitler. Dem Stoll tausend Complimente. Adieu. —

Die Stunde schlägt — — lebe wohl! — wir sehn uns wieder!" — —

Man sieht, er hielt etwas auf seine Zauberflöte. Ihre ersteren Parthien waren ihm wirklich Ernst, und es verletzte ihn, wenn man diese Feierlichkeit belachte. Andrerseits freut ihn die lebhafte Theilnahme Anderer an dem Werke, besonders auch wenn Kenner sie loben. Mit gewohnter Gutmüthigkeit führt er seinen Rivalen Salieri hinein und berichtet in unbefangen kindlicher Weise über die Art, wie dieser das Werk aufnahm, das auf einer Bühne zweiten, ja dritten Ranges aufgeführt, kaum des Interesses der vornehmen Kunstherren werth schien. Dies erfahren wir aus dem folgenden Briefe, der am 14. October geschrieben ist, und es ist nur

noch daran zu erinnern, daß Hofer der Schwager und Carl der ältere Sohn Mozarts ist, den er irgendwo außerhalb Wiens in eine Schule gehen ließ und jetzt bei dem Lehrorden der Piaristen unterzubringen strebte. Sophie ist die oftgenannte spätere Frau Haibl und Siesmag wohl ein Scherzname für den kleinen Wolfgang, an dem unser Meister mit der ganzen Freude seines Herzens hing und von dem er prophezeit hatte, er werde dereinst ein zweiter Mozart werden, weil er einmal aus dem Tone geschrieen hatte, in dem der Vater gerade spielte. Dieser Sohn ward wirklich zu einem tüchtigen Musiker und Componisten, obgleich ihn der Ruhm des Vaters verhinderte, zu einem bedeutenden Namen zu gelangen. Der ältere Sohn dagegen brachte es nur bis zu einem wohlbestallten k. k. Staatsbuchhaltungsbeamten. Leitgeb ist ein Salzburger Hornist, für den Mozart nach seiner gutherzigen Weise unausgesetzt thätig war, weil er selbst zu wenig Geschick hatte, sich in Wien vorwärts zu bringen. Der Brief beginnt wieder mit dem gewohnten „Liebstes bestes Weibchen!" und wir theilen ihn ganz mit, weil er charakteristisch genug für des Meisters Eigenthümlichkeit ist.

„Gestern Donnerstag ist Hofer mit mir hinaus zum Carl, wir speisten darauß, dann fuhren wir herein, um 6 Uhr hohlte ich Salieri und die Cavalieri mit dem Wagen ab, und führte sie in die Loge. Du kannst nicht glauben, wie artig beide waren, — wie sehr ihnen nicht nur meine Musik sondern das Buch und alles zusammen gefiel. — Sie sagten beyde, das sey eine Opera, würdig bei der größten Festivität vor dem größten Monarchen aufzuführen — und Sie würden sie gewis sehr oft sehen, denn sie haben noch kein schöneres und angenehmeres Spektakel gesehen. — Er hörte und sah

mit aller Aufmerksamkeit und von der Sinfonie bis zum letzten Chor war kein Stück, welches ihm nicht ein bravo oder bello entlockte, und sie konnten fast gar nicht fertig werden, sich über diese Gefälligkeit bei mir zu bedanken. Sie waren allzeit gesinnt, gestern in die Oper zu gehen. Sie hätten aber um 4 Uhr hineinsitzen müssen, — da sahen und hörten sie aber mit Ruhe. — Nach dem Theater ließ ich sie nach Hause führen, und ich supirte mit Carl bei Hofer — dann fuhr ich mit ihm nach Hause, allwo wir beide herrlich schliefen. Dem Carl habe ich keine geringe Freude gemacht, daß ich ihn in die Oper abgeholt habe. — Er sieht herrlich aus — für die Gesundheit konnte er kein besseres Ort haben, aber das übrige ist leider — elend; einen guten Bauern mögen sie wohl der Welt erziehen! — Aber genug, ich habe, weil Montag erst die großen Studien (daß Gott erbarm!) beginnen, den Carl bis Sonntag nach Tisch ausgebeten; ich habe gesagt, daß Du ihn gerne sehen möchtest. Morgen Sonntag komme ich mit ihm hinaus zu Dir — dann kannst Du ihn behalten, oder ich führe ihn Sonntag nach Tisch wieder zum Hecker; — überlege es, wegen einem Monat kann er aber nicht verdorben werden, denke ich! — unterdessen kann die Geschichte wegen der Piaristen zu Stande kommen, woran wirklich gearbeitet wird. Uebrigens ist er zwar nicht schlechter, aber auch um kein Haar besser, er hat die nähmlichen Unformen, plagnet gerne wie sonst, und lernt fast n o c h w e n i g e r g e r n, weil er darauß nichts als vormittags 5 und nach Tisch 5 Stunden im Garten herumgeht, wie er mir selbst gestanden hat, mit einem Wort, die Kinder thun nichts als essen, trinken, schlafen und spazieren gehen. Eben ist Leitgeb und Hofer bei mir; ersterer bleibt bei mir beym Essen, ich habe meinen treuen

Cameraden Primus eben um ein Essen ins Bürgerspital geschickt. — Mit dem Kerl bin ich recht zufrieden, ein einziges Mahl hat er mich angesetzt, daß ich gezwungen war bei Hofer zu schlafen, welches mich sehr seckirte, weil sie mir zu lange schlafen, ich bin am liebsten zu Hause, weil ich meine Ordnung schon gewohnt bin, daß einzige Mal hat mich ordentlich üblen Humors gemacht. Gestern ist mit der Reise nach Bernstorf der ganze Tag darauf gegangen, darum konnte ich Dir nicht schreiben — aber daß Du mir 2 Tage nicht geschrieben, ist unverzeihlich, heute hoffe ich aber gewiß Nachricht von Dir zu erhalten und morgen selbst mit Dir zu sprechen und Dich von Herzen zu küssen."

Drittes Kapitel.

Wenige Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben, den letzten, den wir von ihm besitzen, brachte er seine Constanze nach Wien zurück und genoß nun wieder die Ruhe und Regelmäßigkeit des häuslichen Lebens, die seinem angegriffenen Körper ein Bedürfniß war. Schon aus dem Briefe erfahren wir, wie fleißig er arbeitete, daß ihm der Morgen bis gegen 2 Uhr und der Nachmittag bis zum Anfang der Oper währte. Ja er gewann es sogar über sich, seinem Freunde Joseph von Jacquin, dem er nur ungern eine Bitte versagte, den Wunsch abzuschlagen, einer Dame, die bereits trefflich Clavier spielte, Unterricht zu geben.

Es war ja das Requiem, woran er arbeitete. Wenigstens möge man ihm, so bat er, noch einige Zeit Frist lassen, er habe eine Arbeit unter Händen, welche dringend sei und ihm sehr am Herzen liege; bis er diese vollendet, könne

er an nichts Anderes denken. Ebenso erinnerten sich seine Freunde später gar wohl, wie sie den Meister während dieser Zeit stets am Schreibpult angetroffen hätten, und stets vertieft in diese Arbeit; die ihn bis zu seinem Tode unausgesetzt beschäftigte. Ja so voll war seine Seele von diesem Werke, daß er des Unwohlseins, welches ihn seit der Rückkehr von Prag nicht mehr verlassen hatte, gar nicht achtete, vielmehr durch die rastlose Anstrengung, die er oft genug auch jetzt noch die Nächte hindurch fortsetzte, nur immer höher steigerte. Schon während er die letzten Stücke der Zauberflöte ausarbeitete, war er zuweilen ganz erschöpft in den Sessel zurückgesunken und sogar von kurzen Ohnmachten befallen worden. Dieß hielt ihn nicht ab, weiter zu arbeiten. So sehr es ihm eine Warnung sein konnte, er wußte, daß Nichts mehr den Lauf des Rades zu hemmen vermochte, das mit beschleunigter Gewalt dem Thale des Todes zurollte. Auch bemerkte man bisher an ihm keine besondere Mißstimmung. Doch sind die Briefe, die wir oben mittheilten, trotz einzelner Scherze, die niemals fehlen, im Ganzen ernster als gewöhnlich. Als aber die Erschöpfung des Körpers mehr und mehr zunahm, trat allgemach auch eine trübe Stimmung ein, die sein Gemüth bald ganz beherrschte. Constanze sah diesen Zuständen mit wachsender Sorge zu. Sie suchte ihn mit allen Mitteln der Ueberredung von der Arbeit zu entfernen und gedachte ihn durch Gesellschaft zu erheitern. Allein er blieb, auch wenn er unter Menschen war, in sich gekehrt und schwermüthig und gab nur zerstreute Antworten. Seine Seele war in andern Dingen befangen, und nur wenn er an seinem Schreibtische saß, verklärte sich diese Traurigkeit des Herzens zu jenem heiligen Ernste, in dem der Mensch sich gerade

dann, wenn er seine Hinfälligkeit am tiefsten fühlt, am reinsten dem Göttlichen nähert. Nur in der Verherrlichung dieses Himmlischen, dessen er sich schon fast theilhaftig fühlte, fand er Freude und Ruhe des Herzens.

Constanze versuchte, was ihn sonst so sehr erquickt hatte, die schöne Natur auf ihn wirken zu lassen. Sie fuhr häufig mit ihm ins Freie. So waren sie auch an einem freundlichen Novembertage mit einander in den Prater gefahren, und als sie nun in traulicher Einsamkeit unter den hohen Bäumen saßen, deren spärliches Laub bereits das Ersterben der Natur verkündete, fing Mozart an vom Tode zu sprechen. Es beschäftigte ja kaum noch eine andere Vorstellung seine hinschwindende Seele. Er sagte mit Thränen in den Augen: „Ich weiß wohl, das Requiem schreibe ich für mich. Ich fühle mich zu sehr, mit mir dauert es nicht mehr lange. Gewiß hat man mir Gift gegeben — ich kann mich von diesem Gedanken nicht los machen.“ So brachte ihn seine kranke Einbildung auf Vermuthungen, die von unbesonnenen Nachsprechern zu den schrecklichsten Anklagen umgestaltet wurden. Die Hinfälligkeit des Körpers, die Erschlaffung aller Organe, welche er fühlte und die in ruhigen Stunden ihm selbst wohl nicht anders erscheinen konnte, als wie eine Folge der übermäßigen Anstrengung, die er sein Leben lang sich zugemuthet hatte, sollte in solch trüben Augenblicken Wirkung eines tödtlichen Mittels sein, mit dem Feinde oder Neider ihn für sich unschädlich zu machen suchten. Ein schrecklicher Verdacht fiel auf Salieri — nicht durch Mozart, der ihn ja noch vor wenig Wochen in freundschaftlicher Weise in seine Oper geführt hatte — und verkümmerte diesem Manne seine letzten Lebensjahre auf das Härteste. Denn obwohl kein

Vernünftiger einem solchen Gerüchte Glauben schenken konnte und die Ursache von Mozarts Tode als eine ganz andere festgestellt wurde, so blieb doch der Volksmund bei seiner Behauptung und strafte in erschreckender Gerechtigkeit den Mann, der allerdings zeitlebens kein Freund unseres Meisters war und noch nach dessen Tode, wenn er sich unter Vertrauten wähnte, über Mozarts Leistungen in der leidenschaftlichsten und ungerechtesten Weise zu eifern vermochte.

Constanze war aufs Aeußerste erschreckt über diese Worte ihres Mannes und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm solchen Wahn auszureden und ihn wieder aufzurichten. Sie bat ihn um die Partitur des Requiems, weil sie wohl wußte, daß diese Arbeit seinen krankhaften Zustand erhöhte, und zog den Doctor Closset als Arzt zu Rathe. In Folge der Muße, die auch dieser anrieth, erholte sich Mozart denn auch bald so weit, daß es ihm möglich war, für ein Fest seiner Loge eine Cantate, das Lob der Freundschaft, zu schreiben und sie am 15. November bei der Aufführung selbst zu dirigiren. Die gute Ausführung dieses Werkes, das ebenfalls den hochgesteigerten Zustand von Mozarts Seele in jener Zeit auf das Herrlichste wiederspiegelt, erheiterte ihn etwas, und der Beifall seiner Freunde gemahnte ihn aufs Neue an sein göttliches Vermögen. Er fand wieder Muth und Lust zur Arbeit und erklärte die Gedanken an eine Vergiftung selbst für eine Folge seines Unwohlseins, das aber jetzt gehoben sei. Er verlangte von seiner Frau das Requiem zurück, sie gab es ihm ohne Bedenken, und er setzte seine Arbeit mit Eifer fort.

Allein, berichtet Jahn, dessen Darstellung wir hier überall auf das Genaueste folgen müssen — diese Besserung war nur von kurzer Dauer. Nach wenigen Tagen befiel ihn die trübe

Stimmung aufs Neue, er begann wieder von Vergiftung zu reden, und seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab. Es war noch im November, als er manchmal gegen Abend in die silberne Schlange kam und sich zu dem Hausmeister, dem treuen Deiner setzte und mit ihm plauderte. Er sah sehr elend aus, erzählt Deiner, und klagte über sein Befinden. „Ich fühle, daß es bald ausmusicirt sein wird," sagte er, „mich befällt eine Kälte, die ich nicht erklären kann. Deiner trinken Sie meinen Wein aus und kommen Sie morgen zu mir, es wird Winter, wir brauchen Holz." Deiner fand sich denn auch am andern Morgen ein. Allein die Magd empfing ihn schon an der Thüre mit der Nachricht, in der Nacht sei der Herr so krank geworden, daß sie den Doctor habe holen müssen. Constanze aber rief ihn ins Zimmer, und da fand er Mozart im Bette liegend, der, als er Deiner reden hörte, die Augen aufschlug, ihn starr ansah und kaum hörbar sagte: „Joseph, heute ists Nichts, wir haben heute zu thun mit Doctors und Apothekers."

Von da an verließ Mozart das Bett nicht mehr. Es trat bald Geschwulst an Händen und Füßen ein, dann folgte eine fast völlige Unbeweglichkeit und später plötzliches Erbrechen. Seine Besinnung verließ ihn nicht einen Augenblick und ebenso wenig seine Milde und Güte. Er wußte, daß er sterben werde, er war längst darauf vorbereitet. Er war gefaßt, aber nicht ganz ohne Schmerz. Denn so oft ihn seine Hoffnung betrogen hatte, von dem außerordentlichen Erfolge der neuen Oper erwartete er auch bedeutende Erfolge für sein Leben. Zudem war gerade in diesen Tagen von dem ungarischen Adel eine Aufforderung an ihn ergangen, für die Summe von tausend Gulden alljährlich einige Stücke

zu schreiben, und um einen noch höheren jährlichen Gehalt verlangten reiche Amsterdamer Musikfreunde alljährlich einige Compositionen für sich. Und jetzt, wo er, frei von dem Zwange der Mode und der Kunsthändler, ganz und gar seinen höchsten Interessen, einzig seiner heiligen Kunst hätte leben dürfen, gerade jetzt sollte er fort und obendrein seine Frau und Kinder in der Bedrängniß zurücklassen.

„Als Mozart erkrankte," erzählt Sophie Haibl, „machten wir beide ihm für die Nacht Leibl, welche er vorwärts anziehen konnte, weil er sich wegen der Geschwulst nicht drehen konnte. Und weil wir nicht wußten, wie schwer krank er sei, so machten wir ihm auch einen wattirten Schlafrock, daß wenn er aufstünde, er gut versorgt sein möchte. Und so besuchten wir ihn fleißig. Er zeigte auch eine herzliche Freude an dem Schlafrock." So ließ der arme Kranke auch jetzt in Freundlichkeit nicht nach und zeigte sich die vierzehn traurigen Tage, die er im Bette zubringen mußte, stets geduldig. Die Schwägerin besuchte ihn alle Tage, und als sie einmal an einem Sonnabend von den Wieden in die Stadt kam — Mozart wohnte damals in der Rauhensteingasse — sagte er: „Nun, liebe Sophie, sagen Sie der Mama, daß es mir recht gut geht und daß ich noch in der Octave zu ihrem Namenstage kommen werde, ihr zu gratuliren." Das war gegen Ende November. Es war das letzte Aufflackern der Hoffnung.

Die Vorstellungen der Zauberflöte dauerten indessen ununterbrochen und mit dem gleichen Erfolge fort. Wie hätten die Wiener, die sich hier so ganz in ihrem Thun und Treiben abgespiegelt fanden, nicht ein außerordentliches Interesse an dieser Oper nehmen sollen! Will doch der Mensch in den Werken der Kunst nur stets sich selber wiederfinden, und hier

gar sah sich der Zuschauer in seinen geringsten Neigungen wie in seinen reinsten Bestrebungen als berechtigt dargestellt. Und welchen Antheil nahm Mozart an dem Erfolg dieses Werkes, in dem er so zu sagen mit dem Leben abgeschlossen und sein Band an den Himmel angeknüpft hatte! Abends wenn die Zeit der Aufführung war, legte er wohl seine Uhr neben sich hin und verfolgte im Geiste die einzelnen Scenen: „Jetzt ist der erste Akt aus! — Jetzt ist die Stelle: Die große Königin der Nacht!" — Und am Tage vor seinem Tode sagte er zu seiner Frau: „Constanze, könnte ich doch noch einmal meine Zauberflöte hören" — und summte mit kaum vernehmbarer Stimme den „Vogelfänger". Kapellmeister Roser, der an seinem Bette saß, ging zum Claviere und sang das Lied. Dieß erheiterte Mozart sehr. Mehr aber noch beschäftigte seinen Geist das Requiem, dieses Testament seines Lebens, in welchem er gleichsam seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen gedachte. Es lag ihm Alles daran, dieses Werk noch zu vollenden, und in der Hauptsache vollendete er es in der That. Er sprach das Bewußtsein seiner Schuld wie seine Wiedervereinigung mit dem Himmlischen in großen ewigen Worten aus, und mögen es zum Theil Skizzen sein, die ein Anderer ausgeführt hat —, ihr Sinn ist unumstößlich sicher und von Mozart. — Er fühlte, daß er mit ruhigem Herzen vor den Richterstuhl des Ewigen treten könne. Er war sich im tiefsten Grunde des Herzens seiner menschlichen Hinfälligkeit bewußt und hatte die Zerknirschung seines Herzens in Accorden ausgesprochen, wie sie kein sterbliches Ohr jemals vernommen. Auch war es ihm ein großer Trost, — das sagte er ausdrücklich zu seiner Frau —, daß er dem Herrn des ewigen Gesetzes in kindlich

demüthiger Bitte genaht war, daran zu gedenken, daß er auch für ihn gelitten und gestorben, und sich seiner in Gnade und Liebe zu erbarmen. Und diese Töne hatten einen so herzlich wahren Klang gewonnen, daß man fühlt, er hatte auch hier mit dem vollen Ernste der Ueberzeugung gebeten. Hatte doch er selbst nicht Scheu noch Furcht getragen, sein irdisches Theil zu opfern, um das Himmlische zu gewinnen. Warum sollte er sich vor dem Sterben, vor dem Gerichte fürchten? — So herrscht in dem ganzen Werke durchaus mehr die ruhig milde Stimmung der Versöhnung, als der Schrecken vor dem Gerichte. Er, der mit dem Leben, mit den Menschen so stets sich versöhnt fühlte, warum sollte er es dem Himmlischen nicht sein? —

Während er an dem Requiem arbeitete, — denn das geschah noch auf dem Krankenbette —, pflegte er jede Nummer, sobald sie fertig war, singen zu lassen und übernahm dabei selbst mit seinem feinen Falsett die Altpartie. Noch am Tage vor seinem Tode ließ er sich die Partitur ans Bette bringen, es war Nachmittags um zwei Uhr, und sang seine Partie; Benedict Schack, für den der Tamino geschrieben war, hatte den Sopran, der Schwager Hofer den Tenor und Gerl, der Sänger des Sarastro, den Baß. So waren sie durch die Reihe der Sätze hindurch bei den ersten Tacten des Lacrimosa angelangt, als Mozart plötzlich heftig zu weinen anfing und die Partitur bei Seite legte. Er war bereits im höchsten Grade in den feinen Organen seines Körpers von der Hinfälligkeit ergriffen; auch den geliebten Kanarienvogel hatte man bereits aus dem Zimmer entfernen müssen, weil der Kranke sein Schlagen nicht mehr zu ertragen vermochte. Allein mehr wohl als diese körperliche Angegrif=

fenheit wirkte hier die Vorstellung von der ewigen Güte des Himmels, dessen Versöhnung in den Tönen dieses Satzes so unnennbar sanft und milde ausgesprochen war. Wie er denn durch Musik gar oft und leicht bis zu Thränen gerührt wurde: auch das Quartett aus Idomeneo hatte ihn einst, als er mitsang, so sehr ergriffen, daß er aufhören mußte und längere Zeit die Composition nicht wieder ansah.

Als nun am Abend dieses Tages die Sophie Haibl wieder ins Haus kam, „ach Gott wie erschrack ich nicht," erzählt sie, „als mir meine halb verzweifelnde und doch sich moderiren wollende Schwester entgegen kam und sagte: „Gottlob, liebe Sophie, daß Du da bist. Heute Nacht ist er so schlecht gewesen, daß ich schon dachte, er erlebt diesen Tag nicht mehr. Bleibe doch nur heute bei mir, denn wenn er heute wieder so wird, so stirbt er noch diese Nacht. Gehe doch ein wenig zu ihm, was er macht." Ich suchte mich zu fassen und ging an sein Bett, wo er mir gleich zurief: „Ach gut, liebe Sophie, daß Sie da sind. Sie müssen heute Nacht da bleiben, Sie müssen mich sterben sehen." Ich suchte mich stark zu machen und es ihm auszureden. Allein er erwiderte mir immer auf Alles: „Ich habe ja schon den Todtengeschmack auf der Zunge. Ich rieche den Tod, und wer wird dann meiner liebsten Constanze beistehen, wenn Sie nicht hier bleiben!" Ja, lieber Mozart, ich muß nur noch zu unserer lieben Mutter gehen und ihr sagen, daß Sie mich heute gerne bei sich hätten, sonst denkt sie, es sei ein Unglück geschehen. „Ja thun Sie das, aber kommen Sie ja bald wieder." — Gott wie war mir da zu Muthe. Die arme Schwester ging mir nach und bat mich um Gotteswillen zu den Geistlichen bei St. Peter zu gehen und einen Geistlichen zu bitten, er

möge kommen so von ungefähr. Dieß that ich auch. Allein dieselben weigerten sich lange, und ich hatte viele Mühe, einen solchen geistlichen Unmenschen dazu zu bewegen."

Als sie nun zurückkam, „da war der Süßmayr bei Mozart am Bette, dann lag auf der Decke das bekannte Requiem, und Mozart explicirte ihm, wie er es nach seinem Tode vollenden solle. Ferner trug er seiner Frau auf, seinen Tod geheim zu halten, bis sie nicht vor Tag Albrechtsberger davon benachrichtigt hätte, denn diesem gehöre sein Dienst vor Gott und vor der Welt.

So gewiß war er, daß er jetzt sterben werde. Während er das Requiem mit nassen Augen noch einmal durchsah, sprach er: „Habe ich es nicht gesagt, daß ich es für mich schreibe?" Spät am Abend kam der Arzt und erklärte dem Süßmayr im Vertrauen, daß keine Hülfe mehr möglich sei. Er verordnete noch kalte Umschläge auf seinen glühenden Kopf, welche ihn so erschütterten, daß er nicht mehr zu sich kam, bis er verschieden war. Sein Letztes war noch, wie er mit dem Munde die Pauken in seinem Requiem ausdrücken wollte, — das höre ich noch jetzt." Gegen Mitternacht richtete er sich auf, seine Augen waren starr. Dann neigte er sein Haupt gegen die Wand und schien einzuschlummern. Um Ein Uhr Morgens war er verschieden.

Viertes Kapitel.

Nun dürfen wir uns kurz fassen. Wir haben mitgetheilt, was über dieses Mannes Leben mitzutheilen war. Sein Tod ergreift wohl, erschüttert wohl für einen Augenblick. Allein er war so längst vorbereitet und so sehr nur der Schlußstein

dieses herrlichen Lebens, daß er nichts Unversöhntes in sich birgt. Mozart hatte sein Leben ausgelebt. Mag es nun der eine Arzt als Gehirnentzündung, der andere als hitziges Frieselfieber, der dritte als Brustwassersucht bezeichnet haben, was den Meister dahinraffte, die Krankheit war nur der leichte Anstoß, der einen Stein vom Thurme wirft: er fällt durch eigene Schwere. Mozarts Lebenskraft war aufgezehrt, und hätte ihn nicht dieser Anlaß hingenommen, ein anderer that es gewiß.

Ueber die ferneren Ergebnisse sind nur wenige Nachrichten vorhanden. Am 5. Dezember war Mozart gestorben. „Nun kam gleich," erzählt Sophie Haibl, „Müller aus dem Kunstcabinette und drückte sein bleiches erstorbenes Gesicht in Gyps ab. Wie gränzenlos elend seine treue Gattin sich auf ihre Kniee warf und den Allmächtigen um seinen Beistand anrief, ist unmöglich zu beschreiben. Sie konnte sich nicht von ihm trennen, so sehr ich sie auch bat. Wenn ihr Schmerz noch zu vermehren gewesen wäre, so müßte er dadurch vermehrt worden sein, daß den Tag auf die schauervolle Nacht die Menschen schaarenweise vorbeigingen und laut um ihn weinten und schrieen."

Frühmorgens wurde der treue Diener herbeigerufen „um den Herrn anzuziehen." Die Leiche ward mit einem Todten-Bruderschaftsgewande von schwarzem Tuch bekleidet und auf eine Bahre gelegt, welche man im Arbeitszimmer in der Nähe des Claviercs aufstellte. Nun war er ein stiller Mann geworden, der so oft diesem unscheinbaren Instrumente lebensvolle Klänge entlockt hatte. Constanze, die schon Tags vorher unwohl gewesen und Arznei genommen hatte, war ganz gebrochen vor Schmerz. Sie legte sich in das Bette ihres

Mannes, um von derselben Krankheit ergriffen zu werden und mit ihm zu sterben. Die arme, sie ahnte nicht die Ursache seines Todes, wie sie den Quell, an dem sein Leben sich nährte, nicht gekannt hatte. Van Swieten suchte sie zu trösten und ließ sie aus der traurigen Umgebung fort in das Haus einer befreundeten Familie führen. Dann übernahm er die Sorge für das Begräbniß. Und weil die Verhältnisse der Wittwe so gar dürftig waren, — denn es fanden sich im Nachlasse nur 60 fl. baares Geld vor und die Sammlung von Büchern und Musikalien ward auf 23 fl. 41 kr. geschätzt — so strebte er das Begräbniß so einfach und billig als möglich einzurichten. Der reiche Mann, dem Mozart so oft mit seinem künstlerischen Vermögen dienlich war, der vornehme Gönner, der so viel Freude von des Verstorbenen Liebenswürdigkeit genossen hatte, ihm fiel es nicht ein, daß es ihm jetzt wohl geziemt hätte, außer der Sorge auch die Kosten für eine anständige Bestattung des großen Künstlers zu übernehmen.

Am Nachmittag des folgenden Tages ward die Leiche in der Stephanskirche eingesegnet. Das geschah in der Kreuzkapelle, da wo die Capistranskanzel sich befindet. Es war ein rauhes, stürmisches Dezemberwetter, Schnee und Regen wechselten mit einander, als die Leiche zum Dome hinausgeführt wurde. Die wenigen Freunde, die eine warme Begeisterung für den Meister diese Unbill des Wetters überwinden ließ, standen mit Regenschirmen um die Bahre. Sie folgten ihr dann durch die große Schulerstraße. Allein schon am Stubenthore verließen auch sie den Zug, der dem Friedhofe von St. Marx zuging. So geschah es, daß kein Freund an der Gruft dessen stand, der im Leben so viele beglückt hatte. Sein Stand war kein hoher, kein glänzender gewesen, und

nur dies sichert dem Gestorbenen die Ehren der Welt. Nicht einmal ein eigenes Grab sollte er besitzen, der um so Vieler Willen gelebt hatte. Aus Sparsamkeit hatte man einen Platz in einer allgemeinen Grube angekauft, in der gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Särge beigesetzt und nach zehn Jahren wieder ausgegraben wurden, um anderen Leichen Platz zu machen.

Der treue Deiner, der jetzt wiederum die besten Dienste that, hatte auch bei der Einsegnung nicht gefehlt. Van Swieten und Salieri waren ebenfalls dabei zugegen gewesen, und Süßmayr, der gute, treue Abt Stadler, Kapellmeister Roser und der Violoncellist Orsler waren sogar der Bahre gefolgt, — Schikaneder, der Clarinettist Stadler und so mancher derer, die sich unserm Meister im Leben stets so nahe zu halten wußten, jetzt hielten sie sich fern. Und nur jenem treuen Hausmeister fiel es ein, bei Constanze anzufragen, ob nicht dem Verstorbenen ein Kreuz gesetzt werden solle. Sie erwiederte, er bekomme ohnehin eins; sie war der Meinung, daß die Pfarre, wo die Einsegnung stattfinde, auch für das Kreuz zu sorgen pflege. Als sie aber später, nachdem ihr Unwohlsein gehoben und der erste Schmerz vorüber war, mit ihren Freunden den Kirchhof besuchte, war ein neuer Todtengräber da, der Mozarts Grab nicht aufzuzeigen vermochte. Alles Nachforschen war vergebens, und so ist trotz vieler Bemühungen selbst heute die Stätte nicht anzugeben, wo Mozart begraben liegt.

Doch wenden wir den Blick von diesem Bilde, das nicht Mozarts Bild ist. Mozarts Bild ist Licht und Leben, nicht dunkle Träume. Mit den geringsten Sterblichen zwar theilt er das Sterben, ja er hat weniger als sie: bei seiner Grab-

legung fehlen alle weltliche Ehren, nicht einmal ein Theilnehmender ist da, und seine Grabstätte ist unbekannt. Allein nur mit wenigen theilt er die Gunst, daß sein Andenken nicht an solchen Dingen klebt, daß es über der weiten Erde verbreitet ist, wie der Schein der lieben Sonne. Nicht ohne tiefen Grund kommen wir immer wieder auf diese eine Vorstellung zurück, auf die des Lichtes, das sich in seinen Werken wie in seinem Leben in seltner Helle wiederspiegelt. Weniger Menschen Dasein war ein so lichtvolles wie das dieses Mannes. Wahrlich wie ein Gott des Lichtes, von dessen Haupte Sonnenstrahlen ausgehen, wandelte er durch die Reihe der Erdgebornen, überallhin Wonne, Licht und Wärme verbreitend. Mögen Andere des irdischen Glückes ein reicheres Maaß genossen haben, auch auf seinem Lebenspfade fehlte die Freude nicht, allein er kannte ein reineres Genießen. Ueber alle Erdenlust und Erdennoth hinaus näherte er sich schon frühe, in der Blüthe der Jahre, dem höheren Lichte. Und mochte die Sonne des Göttlichen mit heißem Brande sein irdisches Theil frühe aufzehren, seine Seele läuterte sich zum ewigen Leben. Keiner wohl hat je so wie er vermocht des Daseins Lust, den ganzen Reihentanz der Freuden in zaubervollen Bildern aufzuführen, Keiner so wie er gezeigt, wie schön, wie einzig schön das Leben ist. Keiner auch tauchte seine Seele so in die Tiefen des Schmerzes und schöpfte volle Becher des menschlichen Leidens. Aber indem er mit kindlicher Bescheidung die Gränzen, die Endlichkeit der menschlichen Natur anerkannte, bewahrte er sich seinen Antheil an dem Göttlichen, ja er bewies durch den Gang seines Lebens, daß trotz allem Jammer und Elend der Erde, trotz aller zeitlichen Beschränkung, des Menschen Wesen wahrhaft göttlich, daß es Licht und Wonne und ewig ist.

Auch Constanze hatte nicht lange von Kummer und Noth zu leiden. Denn ob gleich auch jetzt noch Verläumdungen genug bereit waren, die Schulden des dahingeschiedenen Meisters ins Ungemessene zu steigern, der Kaiser ward von der Wittwe selbst eines Besseren belehrt und gewährte mit dem edlen Sinne der Gerechtigkeit sogleich eine kleine Pension. Auch betheiligte er sich an einem Concerte, welches Constanze auf seinen Rath gab, in so großmüthiger Weise, daß sie die Schulden ihres Mannes sogleich zu bezahlen vermochte. Es waren dreitausend Gulden. Bald darauf veranstaltete man auch an anderen Orten Academien, um an der Wittwe wieder gut zu machen, was an dem hingeschiedenen Meister versäumt zu sein schien. Allein ganz ward sie der Sorgen erst enthoben, als der dänische Etatsrath Nissen im Jahre 1809 mit ihr in die Ehe trat und sich der Erziehung ihrer beiden Söhne annahm. Von da an lebte auch das Andenken an den verstorbenen Gatten, den inzwischen alle Welt als den größten Tonkünstler verehren gelernt hatte, wieder reiner in ihr auf und erfüllte sie mit einem gewissen Stolze, den bisher die Erinnerung an die Unfähigkeit des großen Mannes seiner Familie ein sorgenloses Dasein zu verschaffen, niedergehalten hatte, und sie begann daran zu denken, daß es wohl der Mühe werth sei, die besonderen Umstände seines Lebens für die Nachwelt aufzubewahren. Nissen sammelte nun mit größtem Fleiße und treuester Wahrheitsliebe all die Nachrichten aus denen sich das Bild auch des Menschen in sicheren Umrissen aufbauen ließ. Und es war ein herrliches Menschenbild, welches sich allgemach aus dem Wuste falscher oder entstellter Traditionen hervorarbeitete, ein Bild, werth der Nachwelt zum Vorbild, zur Nacheiferung hingestellt zu werden, ein

Bild, dessen Anblick, wenn wir es nun zum Abschiede noch einmal in seinen Grundzügen überschauen, leicht die trüben Empfindungen verscheucht, die Leid und Sterben in uns hinterlassen haben mögen.

Ganz, mit all seinen Sinnen, mit all seinen Wünschen nur auf das eine Ziel gerichtet, das Natur ihm angewiesen, ist dieser Mann ein Bild des menschlichen Strebens zum Höchsten hin und zugleich ein Bild des Glückes, das dem Guten von Anbeginn der Welt beschieden war. Weil er nichts begehrte, als das Eine, das ihm erreichbar war, so ward er groß, gut und glücklich. Und mag der Prophet sagen: Des Menschen Leben währt sechzig, währt siebenzig Jahre und wenn es schön war, ist es Mühe und Arbeit gewesen, — Mozarts Leben beweist den höheren Satz: Und mag es Mühe und Arbeit gewesen sein, und mag es frühe sein Ende erreicht haben, des Menschen Leben ist Freude, ist ein hohes Glück! — Mozart glaubte an das Leben. In jedem Augenblicke sehen wir ihn des Daseins froh, des wahren Daseins, das in einer muntern Regung all unserer Kräfte besteht. Niemals, trotz aller Noth, wünscht er zu sterben, er fühlt sich immer jung, immer voll unendlicher Pläne und Arbeiten. Unwiderstehlich war sein Schaffensdrang. Mit siegender Gewalt drängte seine Lust am Wirken jedes Hinderniß des gemeinen Lebens zurück. Sein Letztes war Schaffen, wie es sein Erstes gewesen war. Ja selbst dem Tode, der bereits mit in seinen Adern kreiste, und dem raschen Lauf des Blutes das Leben abzuringen strebte, gewann es seine unhemmbare Wirkenslust ab, daß er erst noch die Dinge auszusprechen vermochte, die ihm als des Daseins Resultat, als der Gehalt alles Lebens aufgegangen waren. Nichts beweist so sehr, daß

der Meister, der so wie Wenige mitten in des Lebens vollem Fluthen stand, sich auch über das Leben wahrhaft erhoben hatte, wie die Werke, mit denen er seine Tage beschloß. Wahrlich, der Tod ist verschlungen in den Sieg, und ewige Ruhe gebühret denen, die mit vertrauender Hingabe des Herzens all ihr endliches Leiden dem Ewigen überlassen und sich des Himmels getrösten, der dem Redlichen auch auf Erden schon gewiß ist.

Das war Mozart! — Ein Bild des menschlichen Glückes, das über alle Erdennoth Herr wird! Ein ächtes Bild des Menschen! Voll Hoheit und voll Schwäche! Voll drängenden Eifers zum Göttlichen hin und wiederum versunken in jeglicher Leidenschaft! Voll Hingabe an die Herrlichkeiten der Welt und wiederum voll des tiefsten Besinnens der Seele auf etwas Höheres! Im Uebermuthe der gottgenährten Kraft alle Schranken des Lebens durchbrechend und wiederum dahingesunken in den ganzen Jammer menschlicher Beschränkung! Stolz und demüthig! Ein Geist voll Feuer und ein Herz voll Milde! Kecken Sinnes die Menschen zurückweisend und wiederum jeden, und sei er der Geringste, an das liebebedürftige Gemüth nahe heranziehend! Gedrängt von Freud und Leid, aber tief im Herzen den Born eines Höheren tragend, aus dem ihm Friede floß, weil er jede Reizung des Lebens, jede Regung der gottentstammten Kraft verwendete zur Erschaffung von Werken, die den reinen Geist verherrlichend preisen! Bereit, Alles was die Welt bietet, selbst das Leben dem Einen zu opfern, das den Menschen über alle Schranken des Irdischen erhebt! Fehler wie Tugenden abstreifend wie eine Haut, damit die Reinheit der Seele leuchtend erscheine! Dann endlich ein Sterben und doch kein Tod, sondern ewiges

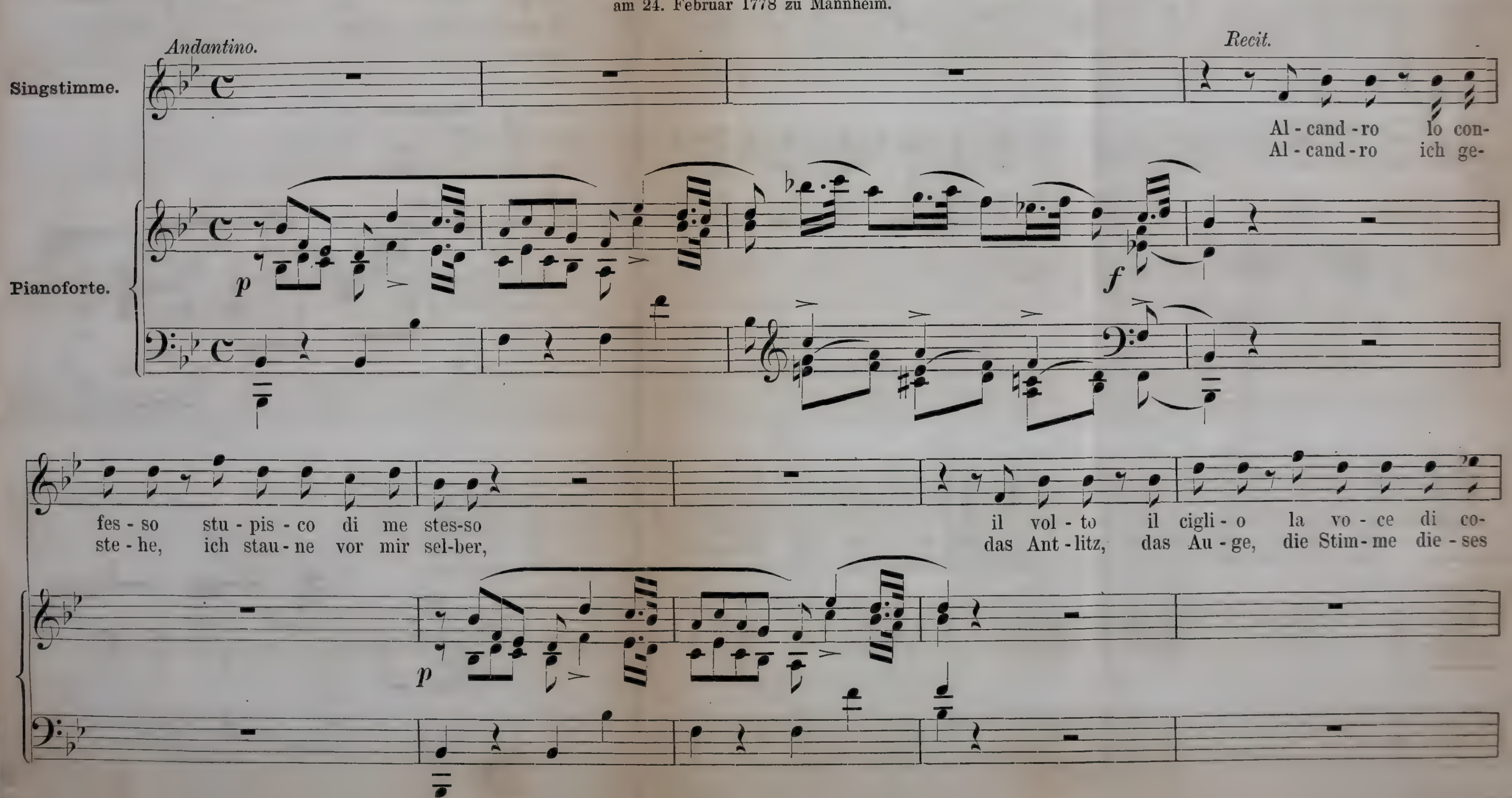
Leben! — Fürwahr ein hohes Abbild der Menschheit! Ein Trost den Schwachen und eine Hoffnung den Starken! Dem du getrost deine irdische Noth auf die Knie legen magst, daß er sie dem Göttlichen fürbittend entgegentrage und dich davon erlöse! Dessen Hand milde segnend aus den Wolken ragt und dir winkend zuruft, daß du den Höchsten nicht vergessen, dein Herz nicht an vergängliche Dinge hängen sollst! Ein Mensch, der des Menschen Sendung auf Erden ganz und gar erfüllte und dir zeigen mag, wie es möglich ist, das Göttliche dem Menschlichen, das Ewige dem Unvergänglichen zu verbinden, daß sie Eins sind! Ein Mensch, dessen Spuren alle Stürme der Zeiten nicht verwehen werden, an dessen Bilde die Nachwelt fort und fort arbeiten wird, bis es die Jahrtausende in der schönen Menschlichkeit seines Wesens rein und lauter hingestellt haben! Ein Mensch, an dem die Nachlebenden das wahrhaft Menschliche erlernen mögen und das vor Allem gerade unseren Tagen aufgestellt zu werden verdient, weil sie mit überstürzendem Eifer sogenannten höheren Zielen, der Veredlung und Reinigung des gesammten sozialen Lebens nachstrebt und dabei vergißt, daß unter allen höheren Zielen das höchste ist: schöne Menschlichkeit! Unserer Zeit, die durchweg mehr Männer zeigt als Menschen und nicht sehen will, daß, wie auch der Mann sich abmühe, Platz zu gewinnen für die freie Regung seiner Kräfte, doch dieses alles nur etwas nütze ist, wenn er vorerst in sich selbst das Maß der Dinge gefunden hat und allem Menschlichen gerecht zu werden vermag! Unserer Zeit, die in lebhaft drängendem Vorwärtsschreiten kaum noch ein Verständniß zeigt für die schönen Bilder harmonievoller Menschen, die das vielverspottete vergangene Jahrhundert aufzuweisen hat! Dieser Zeit, der die wahre Schönheit

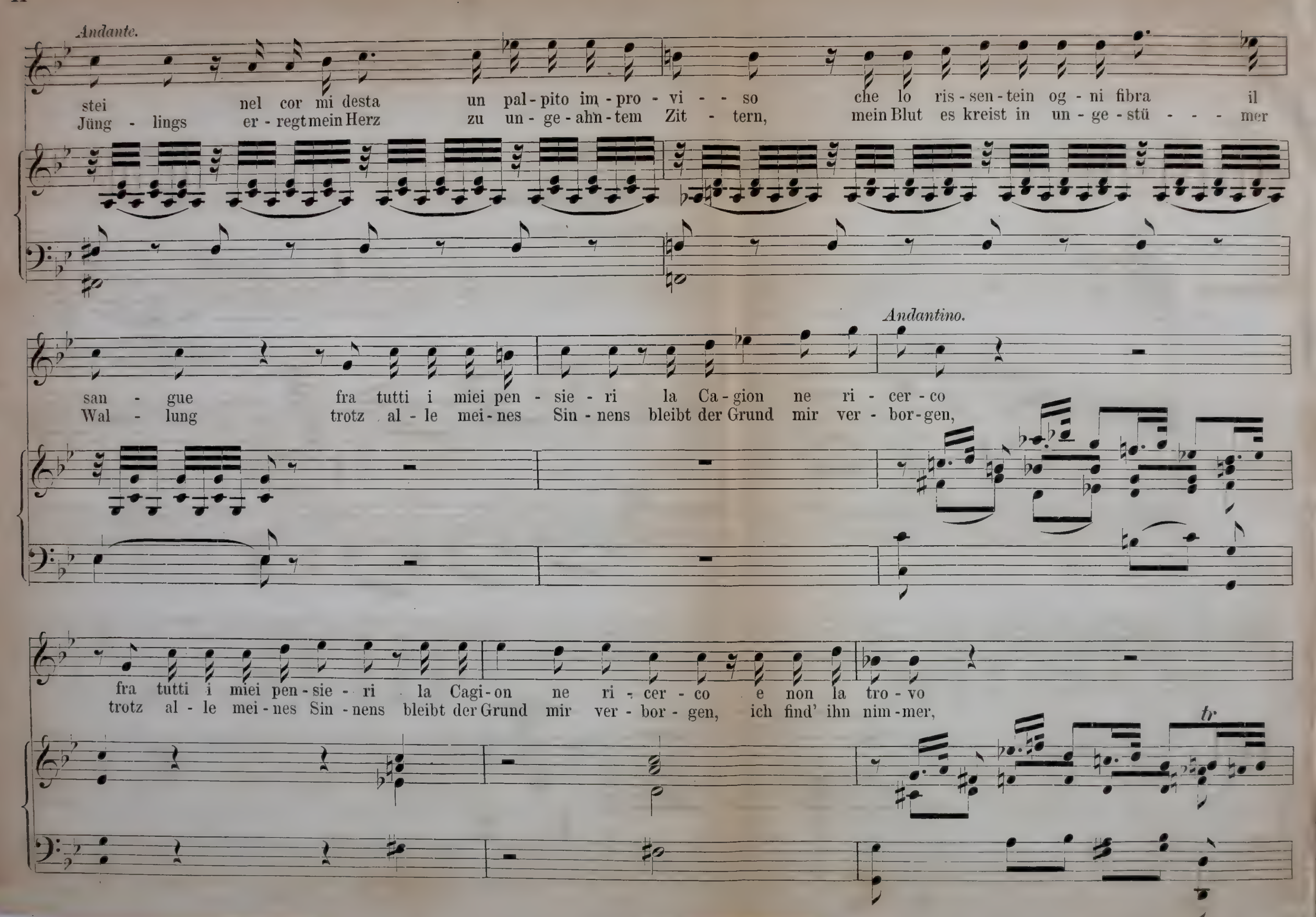
im Leben wie in der Kunst durchaus entfremdet zu sein scheint, ihr vor allen sei dieses Bild eines wahren Menschen wiederum nahe vor die Augen gerückt und gezeigt, wo die Ziele, wo die wahren Ideale des deutschen Volkes liegen, daß sie im Bewußtsein ihrer höheren Aufgabe den Blick abwende von den Zwecken, denen andere Nationen nachjagen. Denn Mozart war ein Deutscher, und weil er es im höchsten Sinne, in der ganzen Reinheit seines Wesens war, so erfüllte er die Aufgabe, die unsere Nation in der Welt hat, der Menschheit edelste Vorbilder aufzustellen, an denen sich die Größten der größten Völker nähren und bilden, selbst wenn der Namen einer deutschen Nation schon für Jahrtausende vom Erdboden getilgt ist. Das sind wahre Aufgaben, das sind höchste Ziele des Strebens, und sie erreichte Mozart.

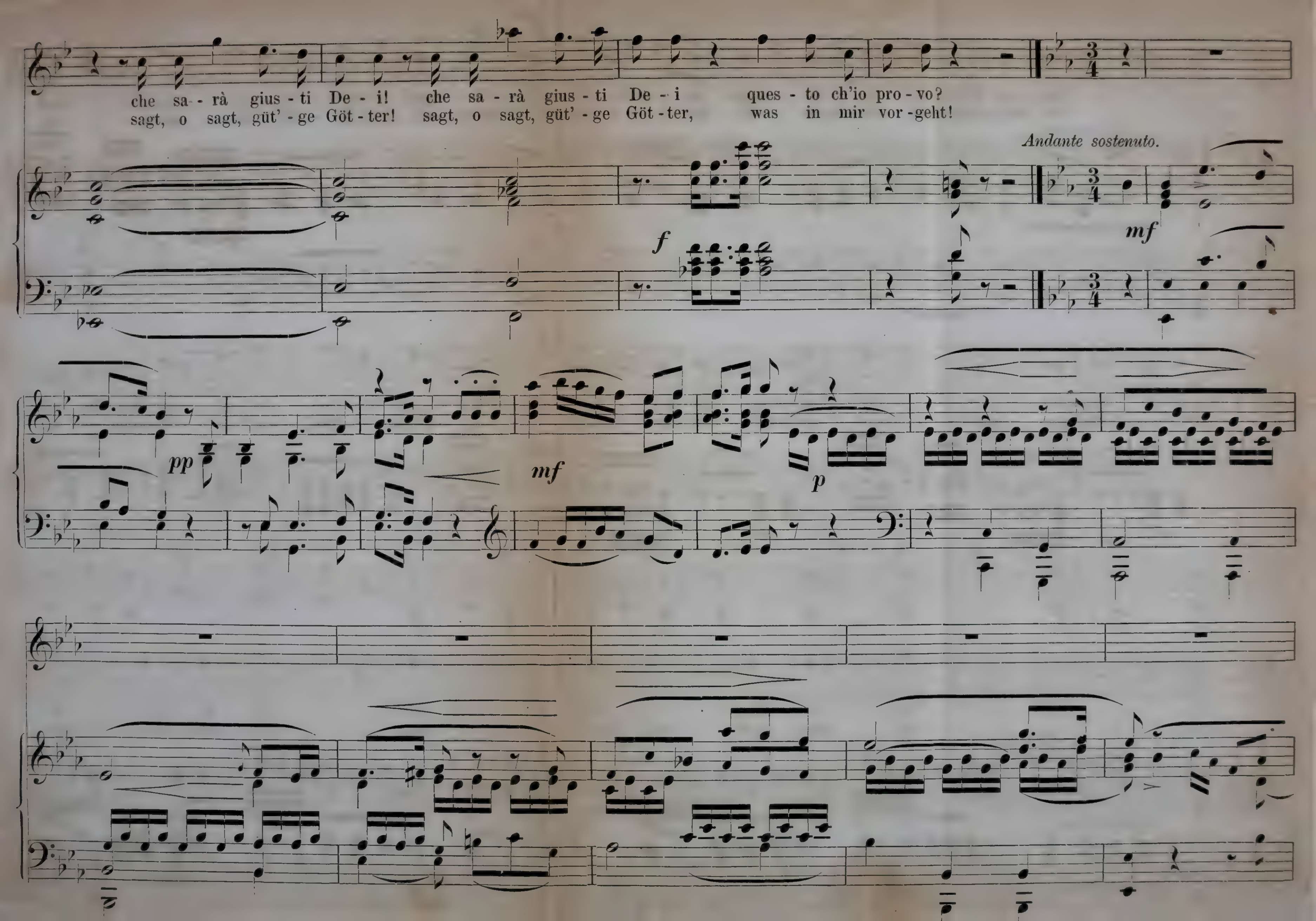
Arie von Mozart

für Aloysia Weber componirt

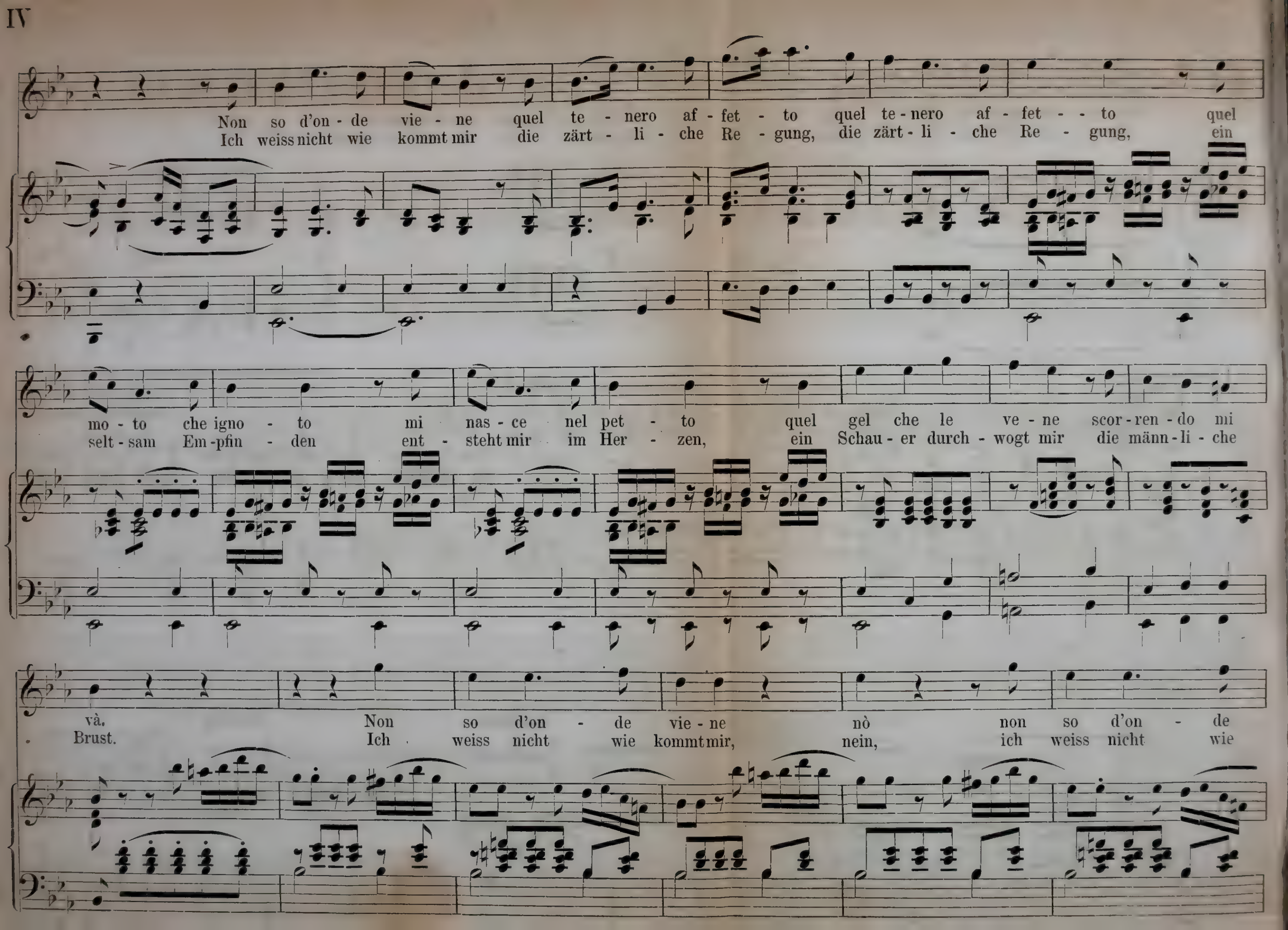
am 24. Februar 1778 zu Mannheim.

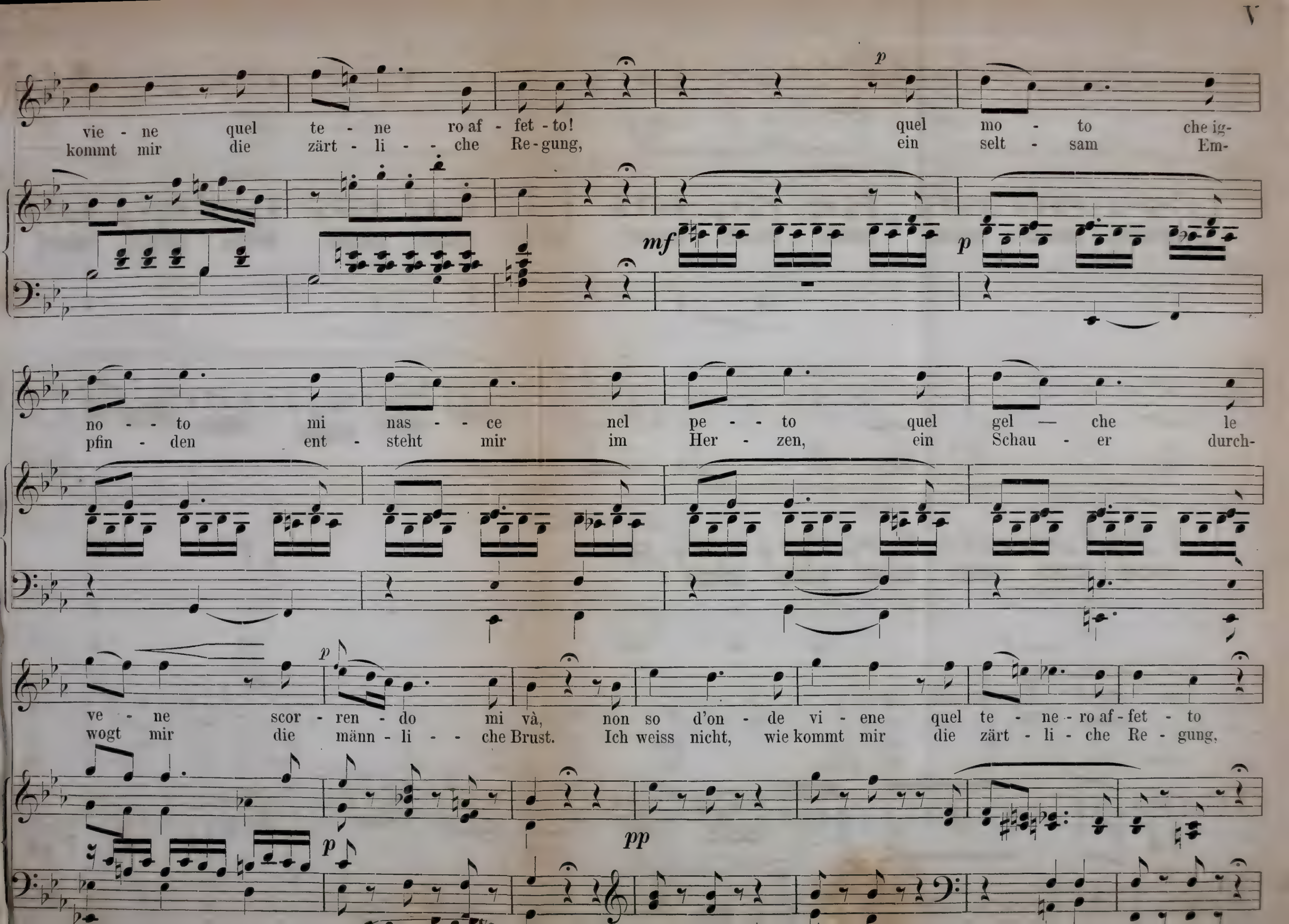


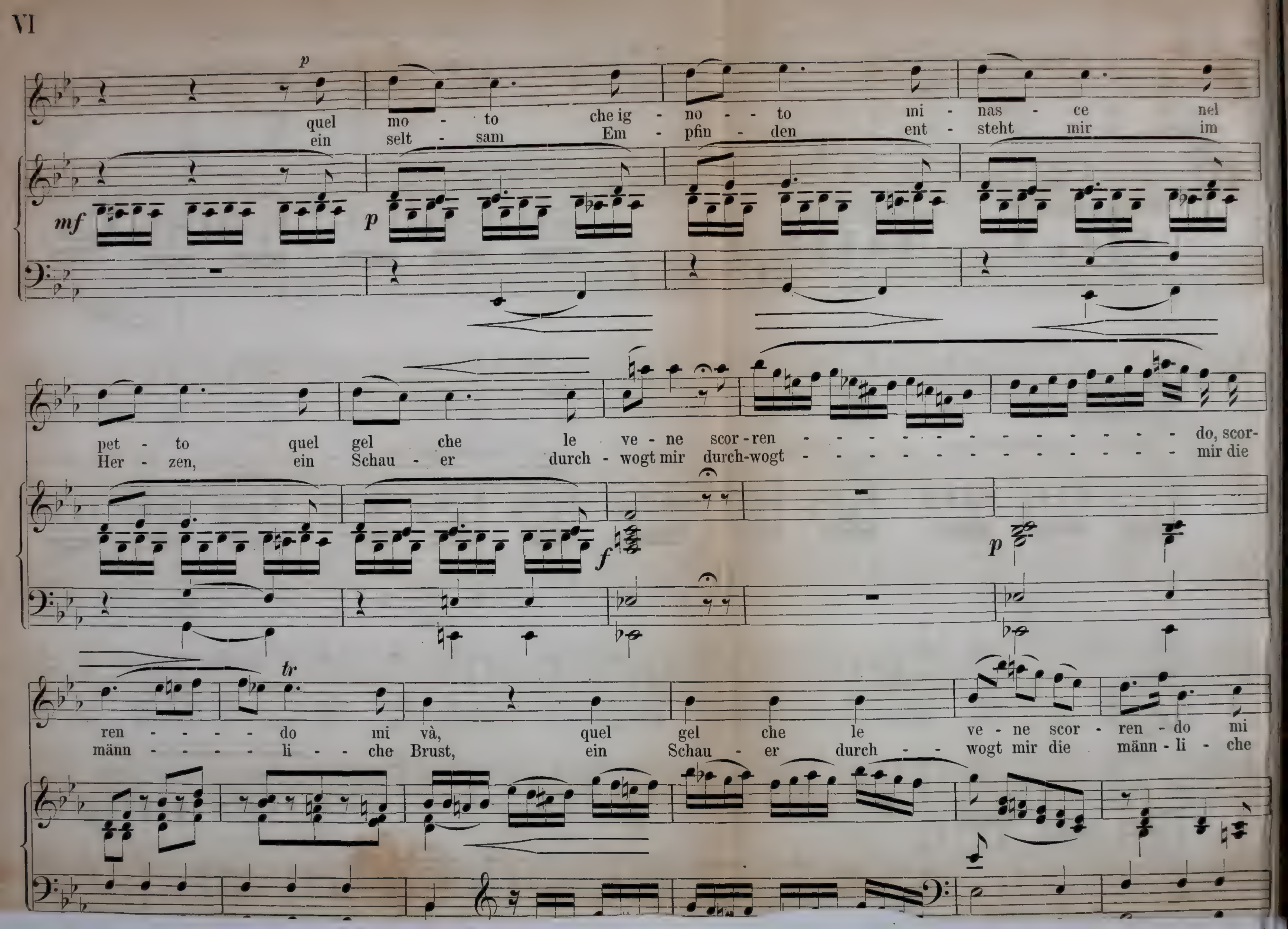

Andante.
stei nel cor mi desta un pal-pito im-pro-vi - - so che lo ris-sen-tein og-ni fibra il
Jüng - lings er-regt mein Herz zu un-ge-ahn-tem Zit - tern, mein Blut es kreist in un-ge-stü - - - mer
Andantino.
san - gue fra tutti i miei pen - sie - ri la Ca-gion ne ri - cer-co
Wal - lung trotz al-le mei-nes Sin-nens bleibt der Grund mir ver - bor-gen,
fra tutti i miei pen-sie - ri la Cagi-on ne ri - cer - co e non la tro-vo
trotz al - le mei-nes Sin-nens bleibt der Grund mir ver - bor - gen, ich find' ihn nim-mer,
tr

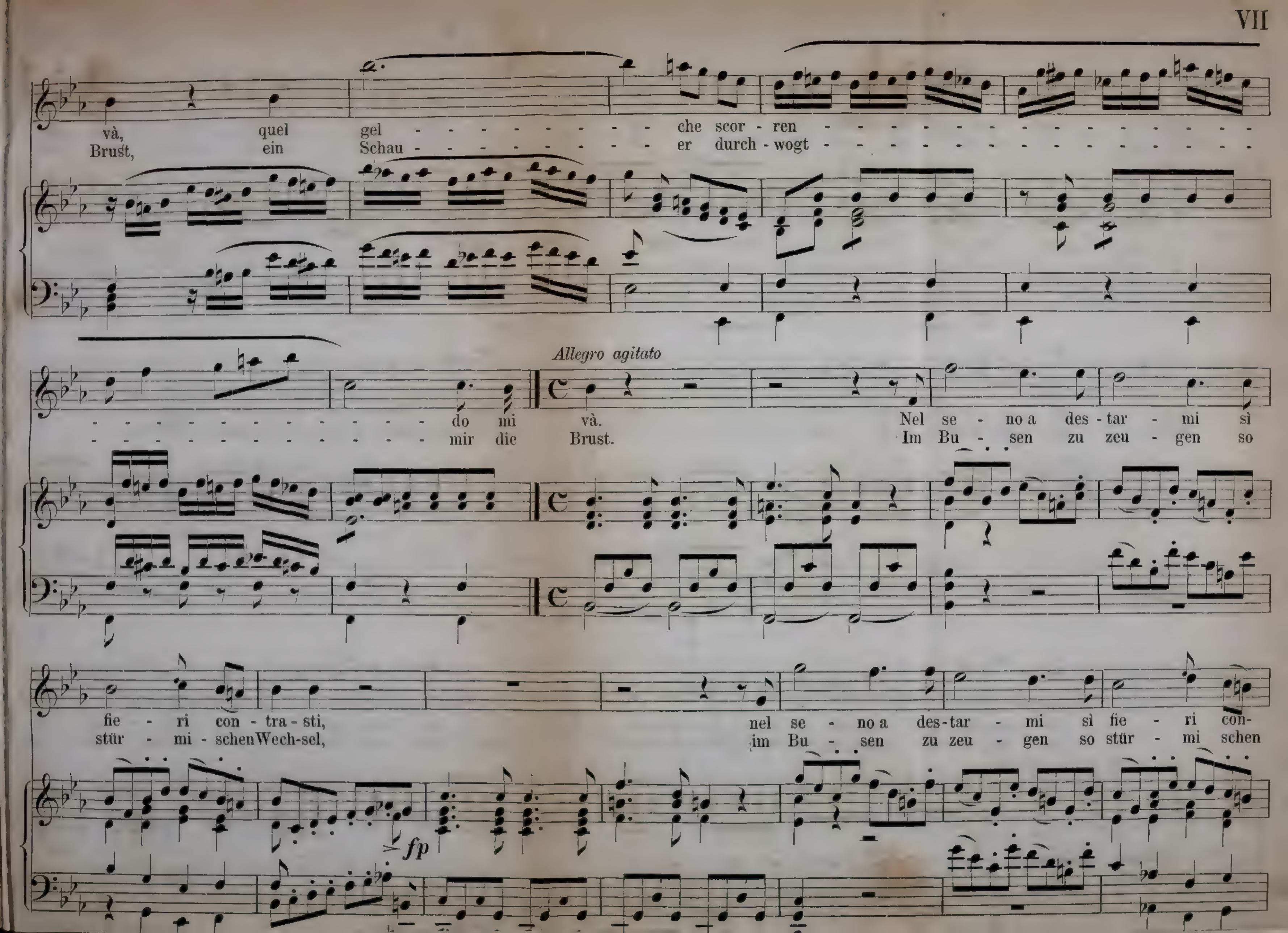


che sa - rà gius - ti De - i! che sa - rà gius - ti De - i ques - to ch'io pro - vo?
sagt, o sagt, güt' - ge Göt - ter! sagt, o sagt, güt' - ge Göt - ter, was in mir vor - geht!
Andante sostenuto.


Non so d'on - de vie - ne quel te - nero af - fet - to quel te - nero af - fet - - to quel
Ich weiss nicht wie kommt mir die zärt - li - che Re - gung, die zärt - li - che Re - gung, ein
mo - to che igno - to mi nas - ce nel pet - to quel gel che le ve - ne scor - ren - do mi
selt - sam Em - pfin - den ent - steht mir im Her - zen, ein Schau - er durch - wogt mir die männ - li - che
và. Non so d'on - de vie - ne nò non so d'on - de
Brust. Ich weiss nicht wie kommt mir, nein, ich weiss nicht wie


p
vie - ne quel te - ne ro af - fet - to! quel mo - to che ig-
kommt mir die zärt - li - - che Re - gung, ein selt - sam Em-
mf
p
no - - to mi nas - - ce nel pe - - to quel gel — che le
pfin - den ent - steht mir im Her - zen, ein Schau - er durch-
p
ve - - ne scor - ren - do mi và, non so d'on - de vi - ene quel te - ne - ro af - fet - to
wogt mir die männ - li - - che Brust. Ich weiss nicht, wie kommt mir die zärt - li - che Re - gung,
p
pp


quel mo - to che ig - no - - to mi - nas - ce nel
ein selt - sam Em - pfin - den ent - steht mir im
pet - to quel gel che le ve - ne scor - ren - do, scor-
Her - zen, ein Schau - er durch - wogt mir durch-wogt - mir die
ren - do mi và, quel gel che le ve - ne scor - ren - do mi
männ - li - che Brust, ein Schau - er durch - wogt mir die männ - li - che


và, quel gel - - - - - - - - - - che scor - ren - - - - - - - - - - - - - - -
Brust, ein Schau - - - - - - - - - - er durch - wogt - - - - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - - - - - do mi và.
- - - - - - - - - - - - - mir die Brust.
Allegro agitato
Nel se - no a des - tar - mi sì
Im Bu - sen zu zeu - gen so
fie - ri con - tra - sti,
stür - mi - schen Wech-sel,
fp
nel se - no a des-tar - mi sì fie - ri con-
im Bu - sen zu zeu - gen so stür - mi schen


tras - ti non par - mi che bas - ti la so - la pie - tà; non par - mi che
Wech - sel, er - scheint mir das Mit - leid al - lein nicht ge - nug, er - scheint mir das
bas - ti la so - la pie - tà.
Mit - leid al - lein nicht ge - nug.
nel seno a des-tar - mi si fie - ri con-tras - ti
Im Bu - sen zu zeu - gen so stür - mischen Wech-sel
f fp f p f
nel seno - a des - tar - mi si fie - ri con - tras - ti non par - mi che bas - ti non par - mi che
im Bu - sen zu schaf-fen so stur - mischen Wechsel er - scheint mir das Mit - leid, er - scheint mir das
f p

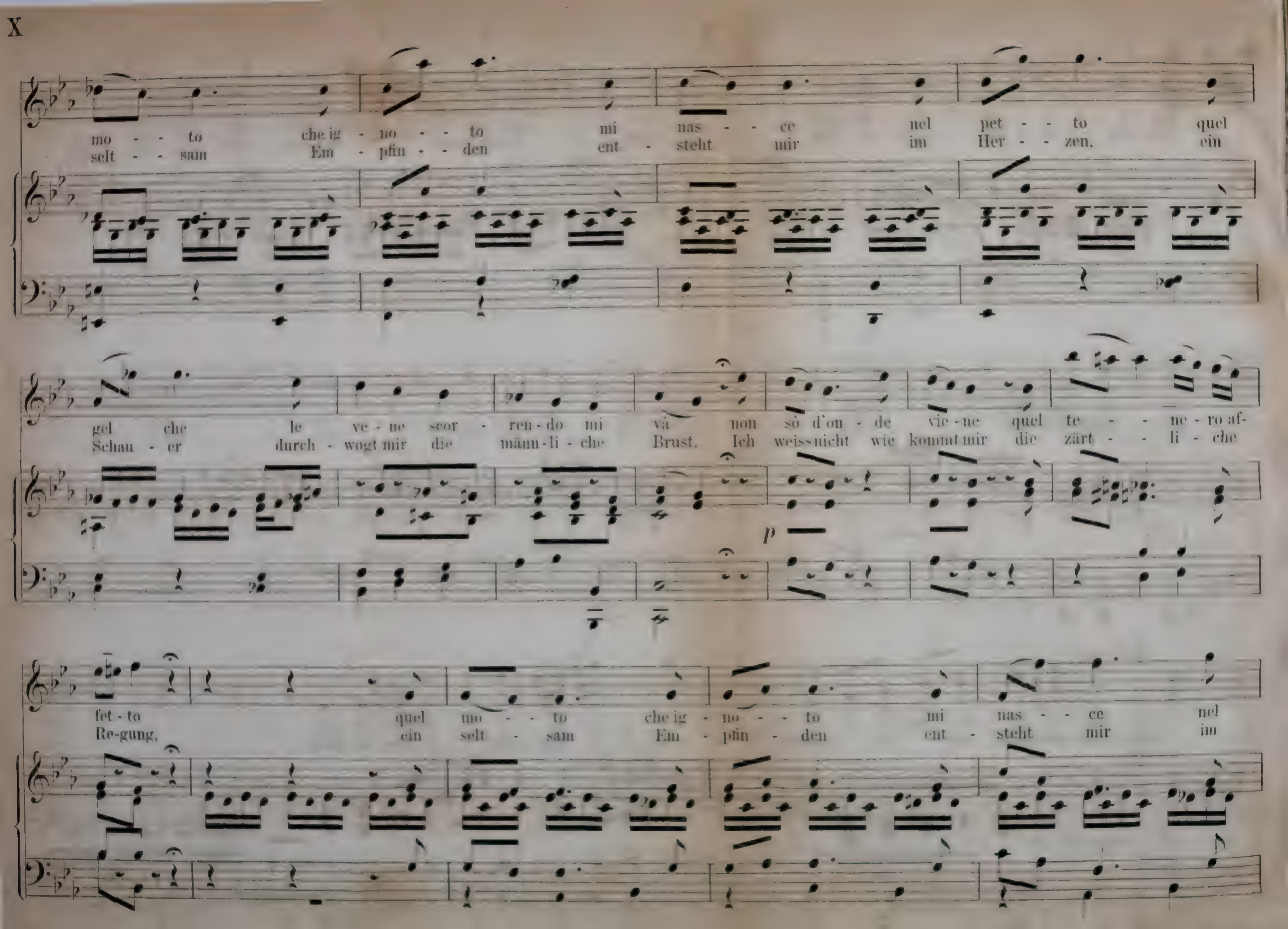
bas - ti la so - la pie - tà nò, non par - mi, non par - mi che bas - ti la
Mit - leid al - lein nicht ge - nug, nein. er-scheint mir er-scheint mir das Mit - leid al-

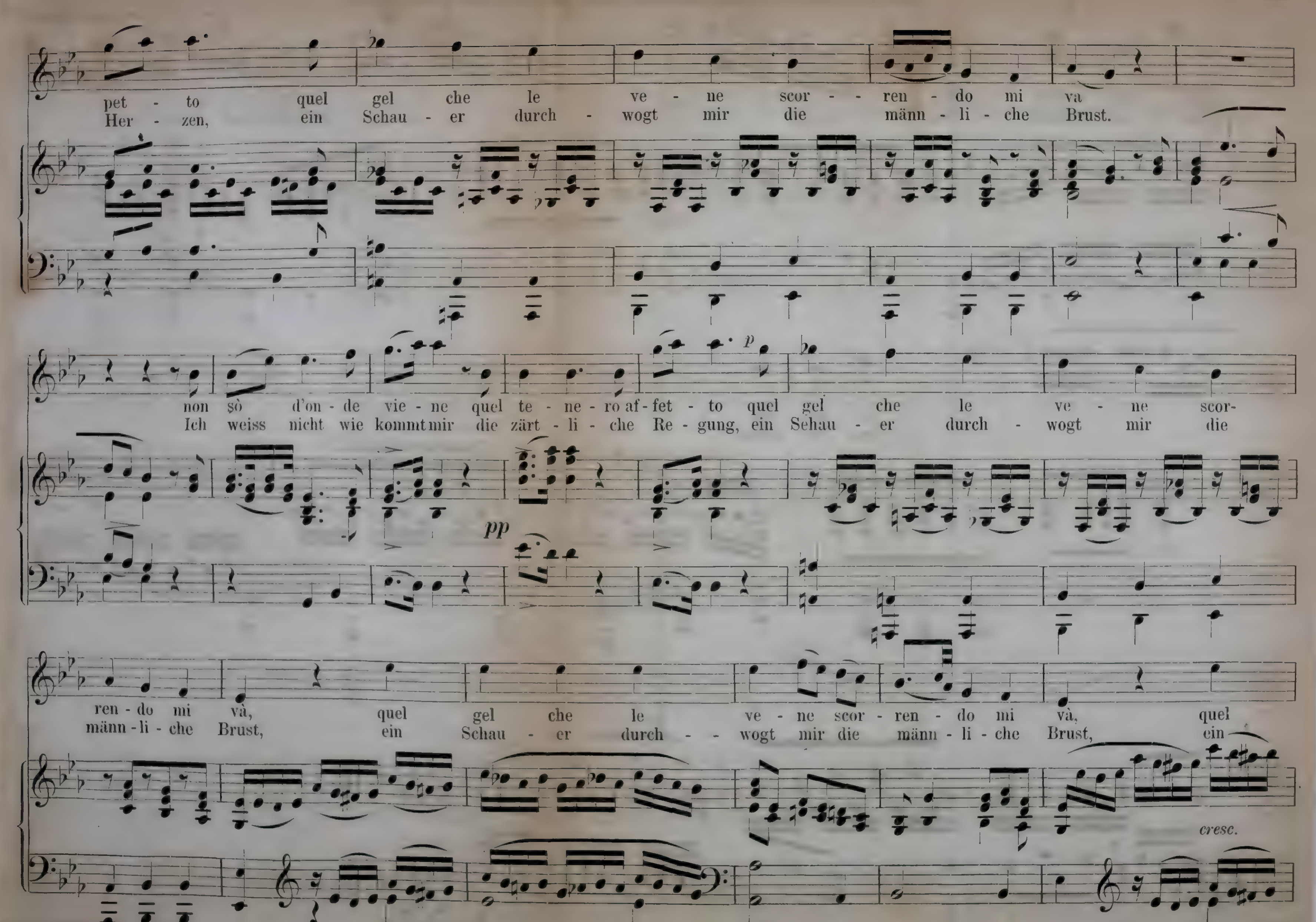
so - la pie - tà, nò, non par - mi che bas - ti, nò, nò, non
lein nicht ge - nug, nein. er-scheint nicht ge - nug mir, nein, nein. Ich

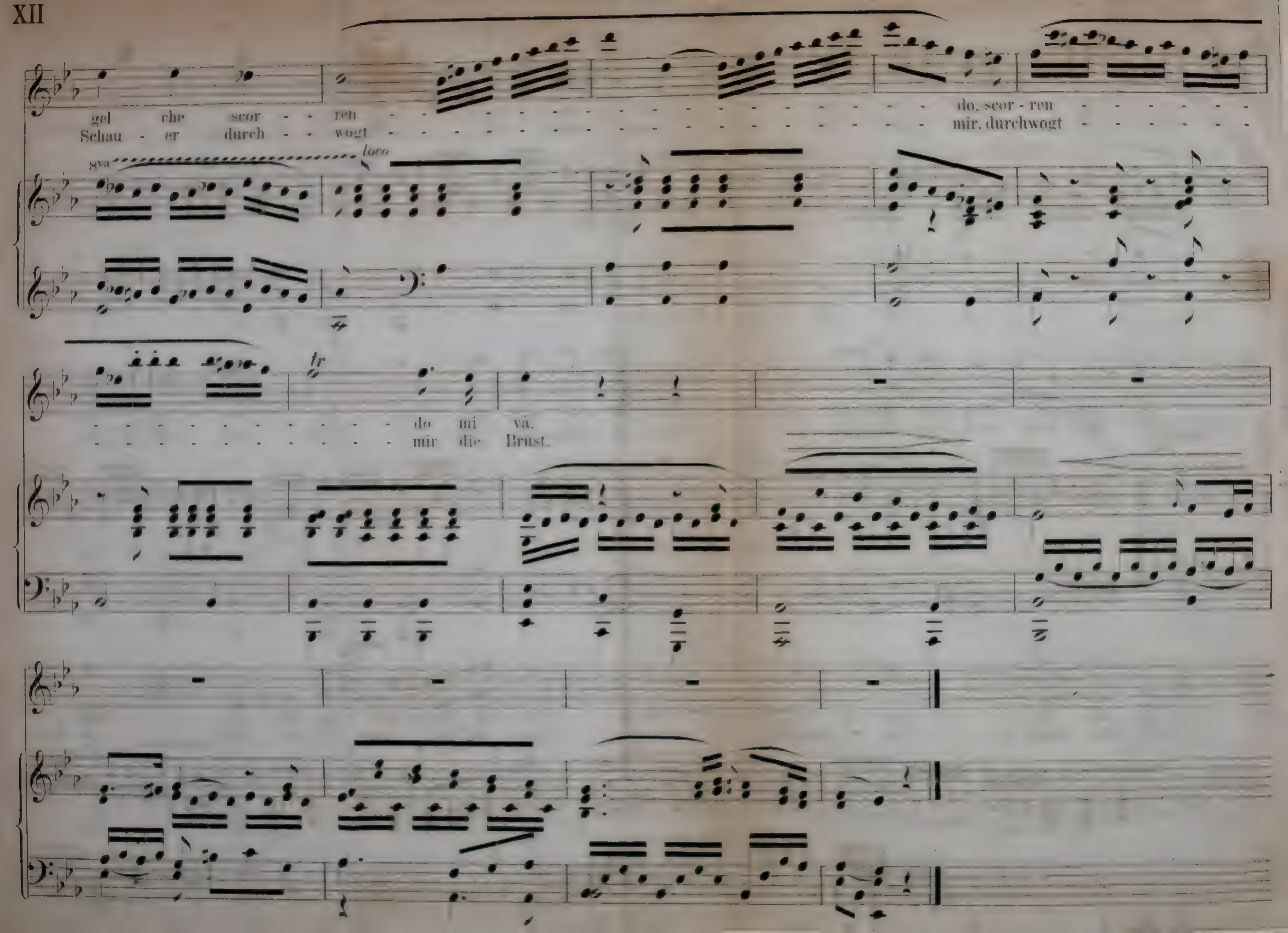
Tempo I.°

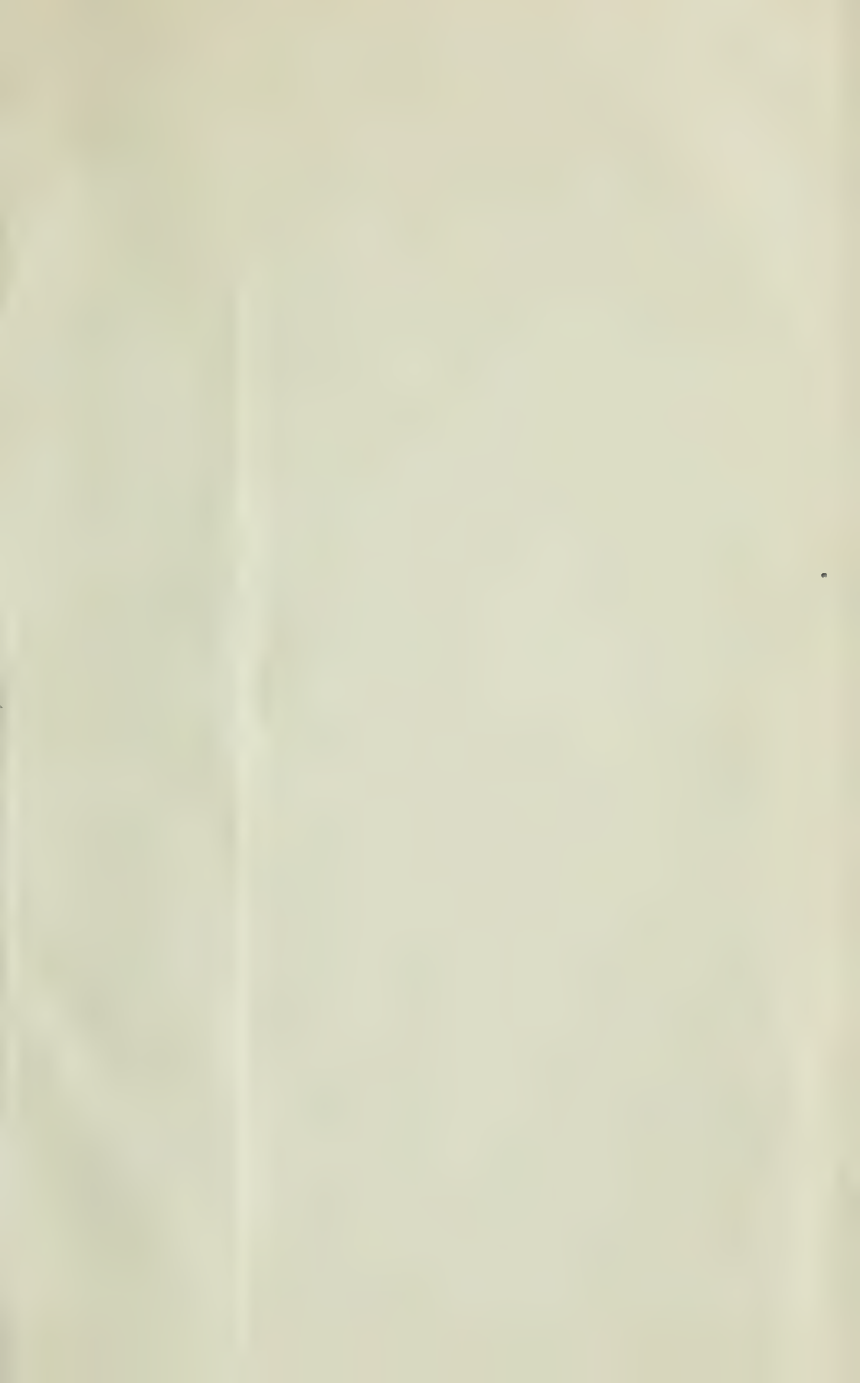
so d'on - de vie - ne d'on - de vi - e - ne quel te - ne - ro te - ne-ro af - fet - to quel
weiss nicht wie kommt mir wie kommt mir die zärt - li - che. zärt - li - che Re - gung ein

f *Tempo I.°* *p*

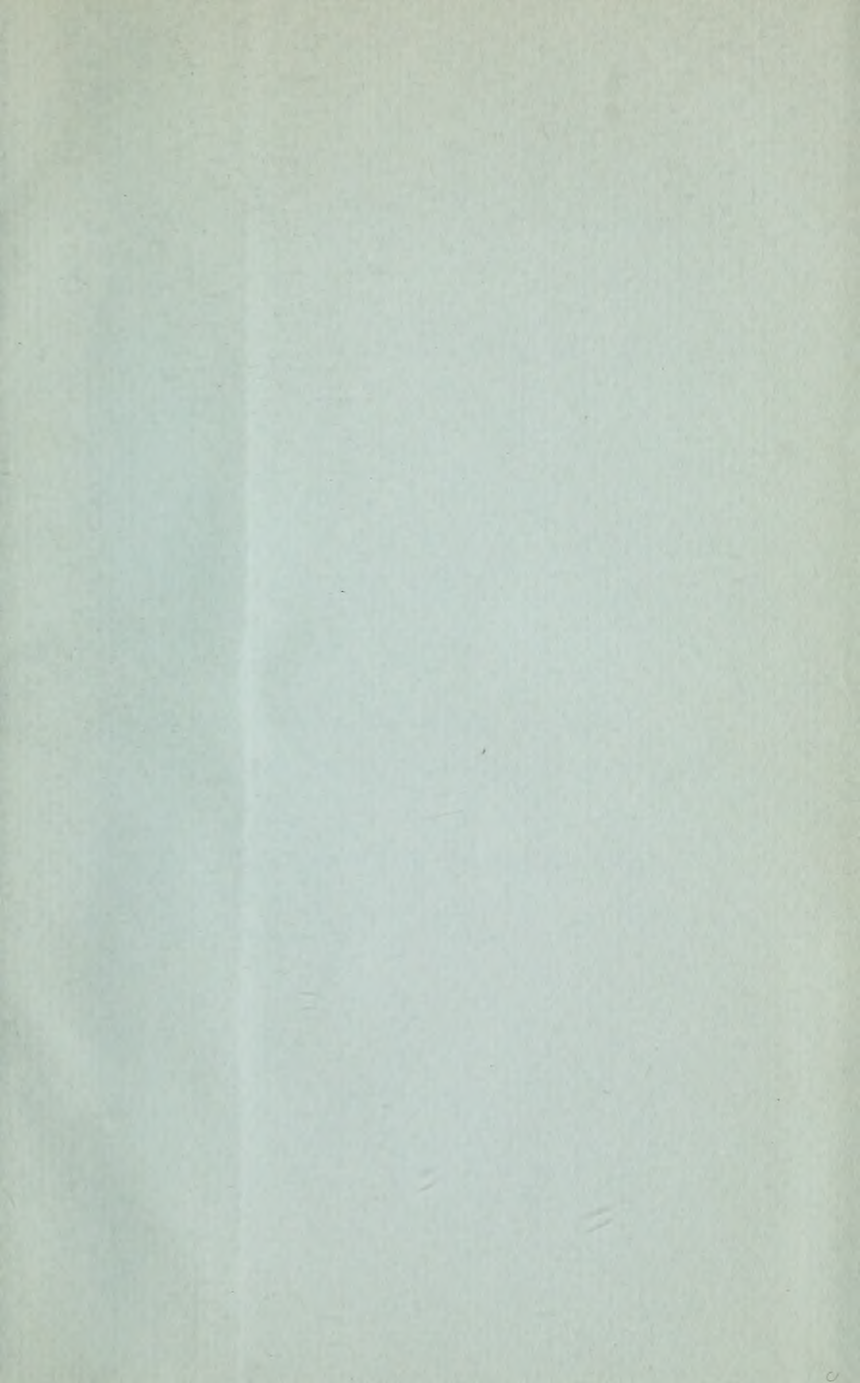

mo - - to che ig - no - - to mi nas - - ce nel pet - - to quel
selt - - sam Em - pfin - - den ent - steht mir im Her - - zen, ein
gel che le ve - ne scor - ren - do mi và non sò d'on - de vie - ne quel te - - ne - ro af-
Schau - er durch - wogt mir die männ - li - che Brust. Ich weiss nicht wie kommt mir die zärt - - li - che
p
fet - to quel mo - - to che ig - no - - to mi nas - - ce nel
Re-gung, ein selt - sam Em - pfin - den ent - steht mir im


pet - to quel gel che le ve - ne scor - - ren - do mi va
Her - zen, ein Schau - er durch - wogt mir die männ - li - che Brust.
non sò d'on - de vie - ne quel te - ne - ro af - fet - to quel gel che le ve - ne scor-
Ich weiss nicht wie kommt mir die zärt - li - che Re - gung, ein Schau - er durch - wogt mir die
p
pp
ren - do mi và, quel gel che le ve - ne scor - ren - do mi và, quel
männ - li - che Brust, ein Schau - er durch - - wogt mir die männ - li - che Brust, ein
cresc.


gel che scor - - ren - - - - - - - - - - - do, scor - ren - - - - - - -
Schau - er durch - - wogt - - - - - - - - - - - mir, durchwogt - - - - - - -
8va
loco
- - - - - - - - - - - - - - do mi va.
- - - - - - - - - - - - - - mir die Brust.
tr










UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 14 02 14 023 0